Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band XLVIII.

(Juli — August — September 1886.)

309144
11. 1. 35

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Alexandrien, Ferd. Hoffmann. — Amsterdam, Seyffardt'sche Buchhandlung. — Athen, Karl Wilberg. — Basel, Louis Jenke's Buchh. — Boston, Carl Schoenhof. — Brüssel, C. Muquardt's Hofbuchh. — Budapest, C. Grill's Hofbuchhandlung.. — Buenos-Aires, L. Jacobsen & Co. — Bukarest, Sotschek & Co. — Capstadt, Michaelis & Braun. — Christiania, Albert Cammermeyer. — Cincinnati, Philipp K. Theobald. — Dorpat, Theodor Hoppe. E. J. Karow's Universitäts-Buchhandlung. — Konstantinopel, Lorentz & Keil. — Kopenhagen, Andr. Fred. Hoest & Sohn. Wilh. Prior's Hofbuchhandlung. — Liverpool, Charles Scholl. — London, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. Trübner & Co. Williams & Norgate. — Luzern, Doleschal's Buchhandlung. — Lyon, H. Georg. — Mailand, Ulrico Hoepli. — Mitau, Fr. Lucas. — Montevideo, L. Jacobsen & Co. — Moskau, J. Deubner. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchhandlung. — Neapel, Detken & Rocholl. U. Hoepli's Buchhandlung. — New-York, Gustav E. Stechert. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — Odessa, Emil Berndt's Buchhandlung. J. Deubner. — Paris, G. Fischbacher. Haar & Steinert. F. Vieweg. — Petersburg, Aug. Deubner. Carl Ricker. H. Schmitzdorff's Hofbuchhandl. — Philadelphia, E. Schaefer & Koradi. — Pisa, Ulrico Hoepli. — Porto-Alegre, A. Mazeron. — Reval, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — Riga, J. Deubner. R. Kymmel's Buchhandl. — Rio de Janeiro, H. Laemmert & Co. — Rom, Loescher & Co. — Rotterdam, W. J. van Hengel. — San Francisco, Fr. Wilh. & D. Barkhaus. — Santiago, Inghirami & Brandt. — Stockholm, Samson & Wallin. — Tanunda (Süd-Australien), F. Basedow. — Tiflis, G. Baerenstamm. — Tokio, H. Ahrens & Co. — Valparaiso, C. F. Niemeyer. — Warschau, E. Wende & Co. — Wien, Wilh. Braumüller & Sohn. Wilhelm Frid. Manz'sche k. k. Hofverlags- & Univ.-Buchhandl. — Zürich, C. M. Ebell. Albert Müller (Nachf. v. Orell Füßli & Co., Sortiment).

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 43

Inhalts-Verzeichniß

zum

Achtundvierzigsten Bande (Juli — September 1886).

		Seite
I.	Die letzte Schlacht des Priesters Augustin. Von **Salvatore Farina.** I./V.	1
II.	Erinnerungen an Gustav Nachtigal. Von **Dorothea B.** V. (Schluß.)	24
III.	Das geographische Bild der Menschheit. Eine Centennialbetrachtung. Von **Friedrich Ratzel**	40
IV.	Eine neuentdeckte altgriechische Gesetzgebung. Von **Ernst Zitelmann** in Bonn	63
V.	Californien. Von **E. Reyer.** V. Die Fußhügel der Sierra. VI. Das Leben im Waldgebirge. VII. Die Schluchten der Sierra	79
VI.	Der Kampf gegen die Fremdwörter. Von **Otto Gildemeister**	95
VII.	Erinnerungen an Turgenjew. Von Professor **L. Friedländer**	117
VIII.	Martin Salander. Roman von **Gottfried Keller.** XVI.	126
IX.	Politische Rundschau	147
X.	Die Brüder Grimm. Von **Wilhelm Scherer**	153
XI.	Suphan's Herder-Ausgabe	156
XII.	Literarische Notizen	158
XIII.	Bibliographie	160
XIV.	Leben. Erzählung von **Marie von Olfers**	161
XV.	Die letzten Tage Friedrich's des Großen. Von Professor **Reinhold Koser**	190
XVI.	Römisches in Deutschland. Von **E. Hübner**	206
XVII.	Joseph Victor von Scheffel. Von **Otto Brahm**	229
XVIII.	Grübeleien eines Malers über seine Kunst. Von **Otto Knille.** I.	239
XIX.	Landgraf Moritz von Hessen und die englischen Komödianten. Von **Albert Duncker**	260

(Fortsetzung umstehend.)

		Seite
XX.	Die letzte Schlacht des Priesters Augustin. Von **Salvatore Farina.** VI./X. (Schluß.)	276
XXI.	Die Bereicherung der deutschen Sprache durch Aufnahme fremder Wörter. Ein Essay	301
XXII.	Politische Rundschau	306
XXIII.	Du Bois-Reymond's Reden	312
XXIV.	Paulsen's Geschichte des gelehrten Unterrichts. Von **Gottlob Egelhaaf**	315
XXV.	Literarische Notizen	319
XXVI.	Bibliographie	320
XXVII.	Martin Salander. Roman von **Gottfried Keller.** XVII./XIX. (Schluß.)	321
XXVIII.	Gründe und Ursachen des Pessimismus. Von **Friedrich Paulsen** in Berlin	360
XXIX.	Das britische Weltreich und die Londoner Colonial-Ausstellung. Von **F. Heinr. Geffcken**	382
XXX.	Grübeleien eines Malers über seine Kunst. Von **Otto Knille.** II. (Schluß.)	414
XXXI.	Ueber den Rückschritt in der Natur. Von **August Weismann**	437
XXXII.	Wilhelm Scherer	460
XXXIII.	Politische Rundschau	463
XXXIV.	Ethnographische Literatur in den Vereinigten Staaten. Von **Friedrich Ratzel**	469
XXXV.	Ueber Terrain-Curorte	472
XXXVI.	Ueber die Wahl der Lectüre	473
XXXVII.	Literarische Notizen	477
XXXVIII.	Bibliographie	480

Die letzte Schlacht des Priesters Augustin.

Von

Salvatore Farina.

I.

Es war ein Glück gewesen, daß Priester Augustin Kostgänger des Hauses Amatore geworden; ein Glück für das Haus Amatore, und ein Glück für den Priester Augustin.

Wenn ein Geistlicher von guter Gesinnung, welcher sich damit begnügt, zu schlafen, sein Frühstück und sein Mittagsessen ohne Nebengedanken zu verzehren und am Ende des Monats pünktlich zu bezahlen, in ein Haus einzieht, so weiß man, daß Alles darin gleichsam mit gutem Winde segelt. Man hat priesterliche Kostgänger gesehen, welche den Segen Gottes in das Haus ihrer Wirthe brachten; sie haben den Bäcker bewogen, das Brot auf Credit zu geben, haben dem Erstgeborenen den Weg zu einem öffentlichen Amte gebahnt, für die Tochter einen Mann gefunden, manchmal sogar ist durch ihre Vermittlung eine Erbschaft oder wenigstens eine Terne[1]) in die Familie geregnet, ohne verschiedene kleine Amben[1]) zu rechnen, welche grade zur rechten Zeit kamen, um irgend ein Loch, das sich in der Wirthschaft zeigte, zu stopfen.

Um nur Eins zu sagen, ohne weit in Raum und Zeit zurückzugehen, so hatte der Hausherr selber, Severino Amatore, Beamter der oberitalienischen Eisenbahn, ein Jahr zuvor sich in so bedrängten Umständen befunden, daß er am Neujahrstage dem Büreauchef seinen Besuch entweder gar nicht, oder nur ohne Handschuhe machen konnte. Weswegen Severino Amatore, um mit einigem Anstand aus dieser Klemme herauszukommen, sich für ein Fieber entschieden und den ganzen Tag in seinem Zimmer eingeschlossen hatte, damit seine Hinterlist nicht in ganz Oberitalien ruchbar werde.

Damals war Priester Augustin noch nicht im Hause. Statt seiner lebte darin ein alter pensionirter Beamter, der allem Anschein nach keinem lebenden Wesen jemals etwas zu Leide gethan, aber doch, ohne es zu wissen, den Einzug des Priesters verhindert hatte. Kaum indessen, daß Letzterer das Zimmer des

[1]) Gewinne im Lottospiel.

Verstorbenen und seinen Platz am Tisch eingenommen, so begann die Reihe kleiner Glücksfälle, welche ein rechtschaffener Priester vom lieben Herrgott zu erwirken vermag. Das jüngste Ereigniß dieser Art, man kann es fast ein Wunder nennen, war gewesen, daß Signora Bernarda, grade am Freitag vor dem kritischen Tag, an welchem Severino wiederum zum Neujahrsbesuch seines Chefs Handschuhe hätte anziehen müssen, auf den Einfall kam, im Lotto zu setzen.

Und in der That, wenn Bernarda's Blick ihren Mann auch nur flüchtig streifte, so mußte sie klar erkennen, daß es nicht nur für seine Hände, sondern auch für seinen Kopf und seine Füße dringend nothwendig sei, in einer der Würde des Beamten geziemenden Weise neu bekleidet zu werden. Wenn aber die Mahnung der Würde vergeblich ist, so bleibt nichts übrig, als es mit einem Einsatz im Lotto zu versuchen.

So dachte, so that Signora Bernarda; sie setzte auf das Alter des Priesters Augustin — neunundsechzig; auf den Tag, an welchem der hochwürdige Herr sich bei ihr, acht Monate zuvor, in Kost und Logis gegeben — fünfzehn — und auf die Gelegenheit, zu welcher der Cylinderhut, die neuen Stiefeln und die chocoladefarbenen Handschuhe dienen sollten — eins.

Bernarda hatte gesetzt, ohne dem Priester ihres Hauses etwas davon zu sagen; ihm jedoch anempfohlen, für ihr Vorhaben zu beten, wenn er sich schlafen lege.

Der Priester Augustin betete nicht viel, aber er betete gut; denn der gerührte Himmel schickte die Ambe, d. h. 15 und 69, d. h. vierzig niedliche Lire, welche genau das waren, was der Beamte der oberitalienischen Eisenbahn gebrauchte. Wobei zu bemerken, daß die Eins nicht herausgekommen, weil Bernarda, wenn sie vernünftig gewesen wäre (und sie gestand es selber zu), die Acht hätte wählen müssen, welche die Zahl der von dem Geistlichen bis zum 15. December gezahlten Monatsgelder bezeichnete, und die denn auch wirklich gezogen worden war.

Wenn es daher für die Familie Amatore ein Glück gewesen, sich einen Kostgänger ins Haus genommen zu haben, der bei Gelegenheit dem lieben Gott ein Wörtchen ins Ohr sagen konnte, so stand sich auch Priester Augustin nicht schlecht dabei, sowohl was den Geist als was den Körper anbetraf. Die von ihm bewohnte Stube ging unmittelbar auf die Treppe; nichts also, wofern er gewollt, würde ihn gezwungen haben, seine Zeit damit zu verlieren, daß er die Klagen Bernarda's anhöre, wenn er das Haus verließ oder dahin zurückkehrte; und wenn es ihm beliebt, in seinem Brevier zu lesen, ohne sich vor der Stunde der Mahlzeiten sehen zu lassen, so hätte er sicher sein können, daß in dem anstoßenden Zimmer Bernarda nicht einen Stuhl gerückt haben würde, wenn sie sich eingebildet, der hochwürdige Herr sei mit den heiligen Büchern beschäftigt. Aber Priester Augustin war ein Mann, der in allen Dingen Maß hielt, selbst mit den heiligen Büchern; und er machte gar keinen Anspruch auf das große Stück Himmelreich, welches ihm Signora Bernarda zugewiesen. Er blieb nicht nur gern auf Erden, sondern es mißfiel ihm nicht, zu zeigen, daß er auch in die Küche gehen könne.

Diese Besuche des hochwürdigen Herrn würden noch häufiger gewesen sein,

wenn der priesterliche Anstand es erlaubt und Signora Bernarda nicht jedesmal, wenn sie ihn eintreten sah, in Entzückungen gerathen wäre über so viel Herablassung. Er trat in die Küche, die Soutane aufgeschürzt, die Tonsur mit einem Käppchen von schwarzer Wolle bedeckt, und ein altes kleines Buch in der Hand. Es hätte beinahe so scheinen können, als ob er dem Herde seinen Segen geben wolle, und nichts mehr. Aber manchmal, an hohen Feiertagen, wenn er wußte, daß der einzigen Casserole ein Tiegelchen hinzugefügt wurde, ging er so weit, Tiegelchen und Casserole behutsam aufzudecken. Alsdann deckte er Beides mit dem gebührenden Ernst wieder zu; und wenn er sich umwandte, um scherzend zu sagen: laus Deo, war es fast, als ob er gesagt hätte: dominus vobiscum; zuerst, weil die Gottesfurcht Bernarda's auch in der Küche vorhielt, und dann, weil es nicht leicht ist, jeden Morgen die Messe zu lesen, ohne daß in den Augen einer frommen Frau etwas vom Celebranten auch an den weniger feierlichen Handlungen des Lebens haften bleibt.

Priester Augustin las die erste Messe in Sant' Angelo; eine Messe, welche ihm mit etwas mehr als zwei Lire bezahlt ward; und wenn der heilige Mann bei Tagesanbruch aufstand, jedem Unwetter trotzend, so that er es, um den jungen Priestern ein Beispiel zu geben, um das eigne Fleisch zu ertödten, welches dessen nicht bedurft hätte, so alt und mager war es, mit einem Wort, er that es, um sichrer ins Paradies zu gelangen.

Dieses war die Idee der Signora Bernarda.

Die Idee ihres unwürdigen Gatten, dieses höchst ungläubigen Severino Amatore dagegen war, daß Priester Augustin die Messe zu einer so frühen Stunde las, weil er ein Geizhals war und, wenn er, um es sich bequemer zu machen, sie später gelesen, mit zwei Liren oder auch noch weniger hätte zufrieden sein müssen. Oder wußte Bernarda nicht, daß man auch für *eine* Lire Messe liest? — Freilich wußte sie es sehr gut; aber doch ... In Hinsicht auf dieses „doch" gab sie sich keine Rechenschaft. Uebrigens war es dem Priester Augustin kein Opfer, so früh aufzustehn, weil alle alten Leute an Schlaflosigkeit leiden und alle alten Priester gern Kaffee trinken, was Bernarda wußte. War sie es etwa nicht, die jeden Morgen nach Sant' Angelo ging, um die erste Messe zu hören, nachdem sie sich in aller Stille von dem Bett hinweggestohlen hatte, in welchem ein gottverlassener Amatore, ihr legitimer Gatte schlief, während in seinem Bettchen nebenan ein anderer kleiner, nicht weniger legitimer Amatore, ihr Sohn, ihr Blut, aus Leibeskräften schnarchte? War sie es etwa nicht, die bei dem „Ite missa est" nach Hause lief, damit Priester Augustin den Kaffee warm fände? War sie es, oder war sie es nicht?

Man muß zugeben, es war wirklich Bernarda, die alles Dies that. Sie that es in der Hoffnung, einst, an einem recht fernen Tag, in das Reich der Erwählten einzugehen und den Weg dahin den beiden Amatore, Vater und Sohn, zu weisen, Beide ein paar Spötter, Beide ein paar Ketzer. Denn ach! — auch Bortolino zeigte schon mit zwölf Jahren, daß ihm nicht nur die gute Laune, sondern auch die Häresie seines Vaters im Blute stecke; er wollte nichts davon wissen, den Katechismus zu studiren, unter dem Vorwande, daß er ihn nicht verstände.

Seine Mutter hatte gut sagen, daß man die Lehren des Katechismus auswendig wissen müsse, auch wenn man sie nicht verstände, und daß gewisse Wahrheiten nicht einmal von ihr begriffen würden.

„Nicht einmal von mir!“ entfuhr es eines Tages Amatore, dem Vater.

„Nun also!“ schloß Amatore, der Sohn, mit der Miene eines Menschen, der Bescheid weiß und der schon lange auf die Gelegenheit gewartet hat, seine Hände in Unschuld zu waschen.

Aber die väterliche Autorität erlaubte sich zu bemerken, daß es im Leben viele Dinge gebe, die wir fast niemals oder erst sehr spät verstehen. Er führte zwei Beispiele an.

„Als ich an der Eisenbahn anfing, beim Herauskommen der Passagiere die Billete zu sammeln — denn so fing ich an und ich rühme mich dessen — da verstand ich sehr wohl die Schadenfreude, mit der ich Denjenigen zur Anzeige brachte, der mir und der Administration zum Trotz geglaubt hatte, umsonst reisen zu können; aber ich begriff nicht die Nothwendigkeit, nun hinzugehen und die Handvoll eingesammelter Billete dem Sous-Chef abzuliefern. Und ich sagte zu mir selber: wozu können sie noch dienen? Sie sind durchlöchert und haben den Stempel des Tages und des Zuges, mit welchem sie gekommen sind. Damals war ich zwanzig Jahre alt ... So könnte mir's jetzt in Sachen der Religion ergehen; denn, mein Sohn, die Religion und die Administration haben das mit einander gemein, daß viele von ihren Wahrheiten sich nicht verstehen lassen, weil wir nicht genug darüber nachdenken. Geh' und frag' einmal den Onkel Priester. Der ist ein alter Heiliger, welcher viel studirt hat, das ganze Latein auswendig weiß und Dir sagen wird, daß der Katechismus eine leichte Sache ist und daß er ihn versteht von Anfang bis zu Ende. Der Glückliche!“

Um Alles dies zu sagen ohne zu lachen, hatte er sich viel Gewalt anthun müssen; aber zuletzt ging der Humor seiner Rasse mit ihm durch, und er war gezwungen, sich die Nase zu schnäuzen, um die letzten Worte seiner Rede im Taschentuch zu verstecken.

Bortolino, welcher ein Schlaukopf war, hielt den Ernst seines Vaters nicht ganz für lauteres Gold, und er überlegte daher, ob ihm ein kleines Gelächter nicht etwa verstattet sein möchte; was Bernarda betraf, welche sich in vielen Dingen ihre Einfalt bewahrt hatte, so wartete sie, bis ihr Sohn in die Schule gegangen, um ihrem Gemahl ihr unschuldsvolles Herz zu öffnen.

„Du hast Recht gethan,“ sagte sie; „wenn es mit diesem Schlingel von Jungen noch ein Weniges so weiter geht, so werden wir nichts Gutes mehr aus ihm machen.“

„Glaubst Du?“

„Ich glaube es, ich bin dessen sogar sicher; wo die Religion fehlt, da geht auch die Tugend zu Grunde, und wo ....“

„Du bist im Begriff, ein großes Wort zu sprechen,“ schien das Lächeln Severino Amatore's zu sagen; „aber nur weiter!“

„Und wo die Tugend fehlt,“ fuhr Bernarda fort, „geht Alles den Weg der Verdammniß.“

Das Lächeln Severino's sagte noch Einiges mehr, was die gute Frau nicht sicher war, zu verstehen.

„Ich habe nicht für Dich gesprochen; ich habe nicht für uns gesprochen; unsre Sachen stehen gut, weil Du immer ein braver Gatte gewesen bist, ohne Grillen im Kopf . . ."

„Die Grillen haben Besseres zu thun," bemerkte der brave Gatte, „als in den Kopf eines Beamten der oberitalienischen Eisenbahn zu kommen."

„Du bist ein Mustervater," fügte Bernarda ohne Bitterkeit hinzu.

„Freilich, freilich . . . ."

„Du hast ihn immer lieb gehabt."

„Allerdings; ich habe ihn nicht viel geprügelt, sondern gesucht, ihn frühzeitig lachen zu machen."

„Und es ist nicht wahr, daß Du keine Religion hast . . ."

„Ein bischen, ein bischen . . . ."

„Du hast mehr, als Du Dir einbildest. Du glaubst . . . ."

„Nun, so, so . . . ."

„Du glaubst an Gott, an die Tugend . . . ."

„Wie sollt' ich's auch anfangen, nicht tugendhaft zu sein; ich habe meine Tugend fix und fertig von der Eisenbahn geliefert bekommen. Wenn man den halben Tag und einen Theil der Nacht auf dem Posten ist; wenn man kein Geld hat, um die Laster zu bezahlen, dann ist das Beste, was Einem übrig bleibt, tugendhaft zu sein. Ach, ich werde fleckenlos von hinnen gehn!"

„Und wenn es wohl mit uns bestellt, so ist es, weil der Herr uns behütet."

„Und wenn der Herr uns behütet," schloß sehr ernsthaft Amatore Vater, „so ist es, weil Priester Augustin ihm auf Lateinisch gesagt hat, er möge sich uns zuwenden; er werde sich des Anblickes eines Mannes erfreuen, der von ungläubiger Gemüthsart, aber den Versuchungen unzugänglich, aus der Noth eine Tugend mache und in der verlornen Zeit gern lache."

Und da es ihm seine Zeit erlaubte, brach er in ein gesundes Lachen aus.

Bernarda lachte gleichfalls, aber mehr aus Gefälligkeit, um anzudeuten, daß sie den gut angefangenen Scherz fortsetzen wolle.

„Weißt Du, was ich thun werde? Willst Du es wissen? . . . Ich werde Sr. Hochwürden sagen, daß er Euch Beide, Dich und Bortolino, bekehre, daß er den Himmel anrufen möge . . . damit die Gnade Euch berühre."

Unter dem forschenden Blick ihres Gatten zögerte Bernarda, den Satz zu vollenden.

„Sprich die Wahrheit, Bernarda; Du hast dem Priester Augustin gesagt, daß Dein Gemahl ein Verdammter ist und daß auch Bortolino zur Hölle fahren wird, wenn er den Katechismus nicht lernt . . ."

„Und wenn dem so wäre? . . . Was hätt' ich Uebles gethan?"

Severino dachte darüber einen Augenblick nach.

„Du hast nichts Uebles gethan. Und was hat der Priester gesagt? . . . Daß alle Hoffnung noch nicht verloren sei . . . daß dem verhärtetsten Sünder der Weg zum ewigen Heil immer offen stehe, daß ein Act aufrichtiger Reue

genüge, um aus der Hölle ins Fegfeuer zu gelangen. Ich wette, daß er das gesagt hat."

„Das hat er auch gesagt . . ."

„Laß mich zu Ende reden . . . er hat außerdem noch gesagt, daß Deine Gebete zum Schutzengel, bevor Du zu Bett gehst und wenn Du kaum erwacht bist; daß die erste Messe in Sant' Angelo, die Du mit Andacht bis zum Ite missa est anhörst, und der warme Kaffee, den Du ihm nachher vorsetzest — daß alles Dies die Lage Deines Mannes und Deines Söhnleins verbessern werde . . . Was hätte er sonst noch sagen können?"

Bernarda hatte die Gelegenheit seit mehreren Tagen erwartet und war darauf vorbereitet zu antworten:

„Er hat gesagt, daß, wenn Du nichts dagegen hast, Bortolino den Katechismus in so gut wie gar keiner Zeit lernen solle."

„Was meint er denn, daß ich dagegen habe? . . . Er sollte doch wissen, daß ich mich in diese religiösen Dinge nicht mische; habe ich Dich jemals verhindert, die Dienerin Gottes zu sein?"

„Es ist nicht das: unser Sohn macht sich nichts aus der christlichen Lehre, weil das Beispiel seines Vaters . . ."

„Thu' mir den Gefallen und sage: das Blut!"

„Wir mögen sagen, was wir wollen, das Ende bleibt immer dasselbe — — nämlich die ewige Verdammniß."

Anstatt zu lachen, fragte Severino jetzt:

„Hat das der Priester gesagt, oder improvisirst Du das nur?"

„Der Priester hat es gesagt; und er hat auch gesagt: wenn ich wüßte, daß Euer Mann mir nicht mit einem guten Gelächter Alles drüber und drunter werfen würde, so wollt' ich mich anheischig machen, dem Knaben in weniger als vier Wochen den Katechismus beizubringen."

„Hat er wirklich so gesprochen? Wenn es nichts weiter ist, so gebe ich Dir mein Wort darauf, nicht zu lachen. So oft Bortolino vom Katechismus redet, werde ich mir die schrecklichsten Dinge vorstellen; ich werde an den Nachtdienst denken, an den Bureauchef, wenn er in Zorn geräth, und an das Gehalt, das eine Woche ausbleibt. Er soll wahrhaftig mit mir zufrieden sein, dieser arme Priester Augustin."

„Und ich darf also Sr. Hochwürden sagen, daß Bortolino beim Altardienst in Sant' Angelo behilflich sein wird?"

„Nein."

II.

Der Gedanke, daß eines Tages seine Bernarda den Muth haben würde, einen solchen Vorschlag zu machen, war Severino Amatore niemals gekommen. Daß er immer ein allzu schwacher Ehemann gewesen, konnte er zugeben; er war sicher, daß die oberitalienische Eisenbahn mit ihren Dienststunden und ihrem Gehalt ihn so heruntergebracht hatte, daß er nicht mehr der alte Severino war. Aber für so schwach hielt er sich nicht, daß er, innerhalb seiner vier Wände, fern von den Augen seiner Vorgesetzten, den alten Egoismus, die tolerante

Ketzerei und die liebenswürdigen „Nein!" seiner guten Zeiten nicht wiederfinden könne.

Indem er eine rasche Prüfung seines Gewissens vornahm, mußte er erkennen, daß er seit einiger Zeit „Ja" sagte, wenn sein erster Antrieb gewesen war, „Nein" zu sagen. Er sagte „Ja", um sich den Verdruß eines Streites zu ersparen, und es konnte ein Beweis von Güte sein, daß er Alle im Hause froh sehen wollte, wenn er selber lachte; aber es war ihm auch geschehen, daß er aus Trägheit „Ja" sagte, und das durfte nicht mehr vorkommen.

Auf die schüchterne Frage Bernarda's hatte Severino Amatore daher mit „Nein" geantwortet; einem „Nein", das mit so viel Sanftmuth gewürzt war, einem so zustimmenden „Nein", daß ihm nicht viel daran fehlte, ein „Ja" zu sein.

In der That hegte Bernarda Zweifel.

„Entschuldige Mann, hast Du wirklich nein gesagt?"

„Ich habe wirklich nein gesagt," erklärte er mit der alten Liebenswürdigkeit, indem er ihr das Wort „n=ei=n" vorbuchstabirte; und die gute Frau verstummte.

Als aber Severino durch dieses also buchstabirte nein sich vor seinem Gewissen einigermaßen wieder hergestellt fühlte, hielt er sich für verpflichtet, eine Erklärung hinzuzufügen.

„Dies sind meine Gründe. Du selbst wirst sagen, daß sie gut genug sind, dessen bin ich sicher. Ich gehe nicht in die Kirche; aber ich habe nichts dagegen, daß mein Sohn in dem Glauben seiner Mutter erzogen werde. Bortolino wird es zu seiner Zeit wie sein Vater machen, daran zweifle ich nicht; aber bis dahin soll er Dir gehören. Mach' aus ihm, was Du willst, innerhalb der Grenzen des christlichen Glaubens; lehre ihn alle Sacramente und laß ihn dieselben mit Maß ausüben. Mag er Sonntags in die Messe gehn, alle Monat beichten und Ostern das Abendmahl nehmen. Aber wenn Du vergissest, wie Deines Sohnes Vater, der ich bin, denkt; wenn Du aus meinem Sprößling einen Scheinheiligen oder Büßer machen willst, dann werde ich immer n—ei—n sagen, wie ich es jetzt sage."

Diese Erklärung war deutlich und der Beamte der oberitalienischen Eisenbahn fühlte sich vor seinem Gewissen gerechtfertigt.

„Deine Gründe sind sehr gut . . ."

„Gut genug, nichts mehr."

„Deine Gründe sind vortrefflich; aber vielleicht nimmst Du die Dinge zu ernst."

„Vielleicht, Du magst Recht haben; aber ich bin nun einmal so gemacht, und nicht allzu schlecht gemacht, wie mir scheint. Ich lache auch im Ernst."

„Wenn Bortolino den Altardienst versieht, so übernimmt er damit keine Verpflichtung; zu seiner Zeit wird er wahrscheinlich ein Ketzer sein wie sein Vater. Aber wenigstens wird seine arme Mutter das Mögliche versucht haben, um ihn auf einen guten Weg zu bringen."

„Es ist wahr, daß Bortolino fähig ist, den hochwürdigen Herrn an der Nase herumzuführen."

„Wessen ist Bortolino nicht fähig? Und hast Du nicht bedacht, daß unser

Sohn, um die erste Messe zu bedienen, früh aufstehen muß; daß es ein neuer Gewinn für seinen Geist und seinen Körper sein wird; und daß, wenn es ihm gelingt, sich bei dem Priester Augustin beliebt zu machen — Du verstehst mich."

„Mag sein, daß ich Dich verstehe; doch Du kennst mich. Du weißt, wie ich denke; Du weißt, daß nichts mich bewegen kann, etwas zu thun oder zu sagen, was ich nicht fühle. Dieser Geizhals von einem Priester möge sein Geld nur behalten; er möge sparen, um es während seines Lebens zu vermehren und, wenn er gestorben ist, es hinterlassen, wem er will. Die armen Amatore's, die ihm das Frühstück, das Mittagessen und zweimal des Tages Kaffee gegeben, die ihm die schwarzen Strümpfe geflickt und die zerrissene Soutane ausgebessert haben . . . wohl gemerkt, daß Du es bist, die alles dies gethan; mich kümmert es nicht . . ."

„Aber Se. Hochwürden zahlen uns dafür achtzig Lire den Monat."

„Also die armen Amatore's werden im Eisenbahndienst ein Leben führen, wie die Hungerleider und sich in der Hoffnung stärken, daß Priester Augustin ihnen einen guten, kleinen Platz im Paradiese bestellt . . . Uebrigens, wenn es Dir für das Seelenheil Bortolini's nothwendig scheint, werde ich meine Grundsätze opfern; und wenn Bortolino nichts Böses darin sieht, mag er die Messe nur bedienen . . . . Es wird ein herrlicher Anblick sein!"

Bernarda dankte in gutem Glauben dem Himmel mit einem Blick und Severino Amatore rieb sich die Hände.

„Fürwahr — es *wird* ein herrlicher Anblick sein, und wir wollen uns nicht darum bringen; nicht wahr, Frau? Ich bin im Stande, auch ich, der ersten Messe meines Sohnes beizuwohnen. Höre wohl, Bernarda: Bortolino's *erste Messe*!"

Diese Worte weckten einen alten Traum Bernarda's, einen alten vergessenen Traum, einen unmöglichen, aber schönen Traum. Einen Augenblick zur Decke emporschauend, sagte die gute Frau in Gedanken: „Ich vermag nichts, weil ich eine unwürdige Sünderin bin, aber Du, o Herr . . ."

„Du, o Herr, der Du allmächtig bist, erleuchte diese armen Amatore's, Vater und Sohn, mit einer guten Eingebung," sagte Severino höchst ernsthaft.

Bernarda konnte glauben, laut gedacht zu haben, und war die Erste zu lachen, um ihre eigene Verlegenheit zu verbergen; aber sie verbarg nichts, denn der forschende Blick Amatore's, des Vaters, durchschaute sie.

„Sieh da," dachte der Beamte der oberitalienischen Eisenbahn, „sieh da, eine gute Frau, welche grad heraus denkt und erröthet, wenn sie die eigenen Gedanken verbergen will; diese arme Frau hat einen sehr schlauen Mann, welcher Alles sieht, erräth und weiß, diese arme, wehrlose Frau würde nicht klug aus ihrem Manne werden, wenn ihr Mann sich ihr nicht dann und wann eröffnete."

Und laut sagte er:

„Gib Acht auf meine Worte, Bernarda; ich bin ein aufrichtiger Mann, Du weißt es; ich kann mitunter auch wohl grob werden, aber ich will aufrichtig sein. Der Gedanke, der Dir jetzt durch den Kopf gegangen, der Gedanke, der Dir an dem Tag gekommen, an welchem wir diesen Priester Augustin ins Haus genommen haben, ist ein Gedanke, der einer Mutter nicht würdig.

„Welcher Gedanke?“ stotterte Bernarda.

„Du weißt es, Frau; Du hast ihn Dir selber oft schon gestanden; gestehe ihn noch einmal, bevor Du zu Bette gehst und bitte den Herrn, daß er Dir die Reue schicke und Dich nicht mehr in Sünde fallen lasse. Du hast mich gehört. Ich sage nichts weiter; ich gehe ins Bureau.“

Bernarda, als sie allein war, sann über die Worte Severino's nach und kniete, zwischen ihrer Küchenarbeit, im Geiste vor dem Herrn, den sie bat, ihr die Reue zu schicken; aber der Herr lächelte ihr zu, hob sie auf und zeigte ihr den leuchtenden Himmel und sagte ihr nicht, daß sie eine schlechte Mutter sei, weil ihre Gedanken sich unablässig mit einem Sohne beschäftigten, welcher Messe las, die Beichte hörte, Pfarrer von Sant' Angelo war, Canonikus am Dom sein und Priester Bortolino heißen würde.

Bernarda ging noch weiter; sie dachte, daß ihr Mann, trotzdem er so scharfsinnig war, in die geheimen Gedanken der Anderen zu dringen, sich dennoch irren könne, wenn er sich für unerschütterlich hielt; daß die Vorsätze der Menschen vor dem Hauche des Allmächtigen zusammenstürzen und daß er, nachdem er Bortolino erlaubt hatte, die Messe zu bedienen, wer weiß, eines Tages nicht verschmähen werde, einen Sohn zu haben, der, geschützt vor Versuchung und Elend, Priester — einen Sohn, der eine Säule der Kirche und ein Stab der alten Eltern sein würde.

Severino, während er eilenden Schrittes ins Bureau ging, rieb sich die Hände und dachte:

„Ich habe mich nachgiebig gegen Bernarda gezeigt, wie das meine Gewohnheit ist, aber ich habe deutlich mit ihr gesprochen; sie weiß jetzt, wie ich über Bortolino denke: lieber todt als Priester. Das ist die Wahrheit; aber warum sie dadurch betrüben, daß ich es ihr gesagt hätte?“

Er konnte mit sich zufrieden sein . . . wenn nur der Bureauchef nicht schon vor ihm eingetroffen wäre! Denn Severino hatte sich um zwanzig Minuten verspätet.

Freilich diese armen Beamten der oberitalienischen Eisenbahn müssen ihre paar Bissen rasch hinunterwürgen und dann fort im Laufschritt, um ohne Athem anzukommen und sich noch obendrein einen halben Tag vom Gehalt abziehen zu lassen.

III.

Und was that unterdessen Priester Augustin?

Als Bernarda sich vorsichtig der Thüre näherte, welche vom Speisezimmer nach der Stube des Ehrwürdigen führte, hatte sie kein Geräusch vernommen; wenn der heilige Mann in dem Buche gelesen hätte, welches er niemals aus der Hand ließ, so würde er laut gesprochen und sie aus dem „us“ und „um“ erkannt haben, daß er die Sprache der Messe und der Litaneien lese; aber der heilige Mann rührte sich nicht. Vielleicht, ohne daß er es gewollt, hatte er von irgend einer Ketzerei Severino's gehört und stellte nun wehmüthige Betrachtungen über die menschliche Schwäche an, welche, nach einem guten Frühstück, anstatt dem Herrn zu danken, sich mit bösen Gedanken gegen ihn auflehnt. Oder vielleicht schlief der heilige Mann . . .

Ja, Priester Augustin schlief.

Das Frühstück war glänzend gewesen. Bernarda hatte ihrem Mann und ihrem Priester zwei knusprig geröstete Hammelnieren mit daran gebratener Petersilie und Zwiebel vorgesetzt, eine reichliche Suppe und ein Stückchen Gorgonzola. Vervollständigt wurde dieses Mahl durch ein Gläschen sardinischen Weins, welchen Priester Augustin seiner Wirthin verehrt hatte. Diese jedoch trank zu ihrem Unglück keinen Wein.

Severino Amatore würde ganz gern ein Uebriges gethan und für Zweie getrunken haben, wenn er so viel bekommen hätte; doch er bekam nicht so viel. Denn mit dem vom Priester geschenkten Wein konnte man keine großen Sprünge machen.

Nach dem Frühstück war der alte Priester noch ein Viertelstündchen bei Tische sitzen geblieben, um Bortolino und dem Vater Bortolino's, falls auch dieser etwa in sich gehen wollte, verschiedene bequeme und leichte Wege zu weisen, auf denen man zum Seelenheil gelangen kann. Es waren in der That bequeme und leichte Wege; denn Priester Augustin war lang genug auf der Welt gewesen, um zu wissen, daß man schlau sein müsse, wenn man den Sünder auf eine bessere Bahn bringen wolle; wenn nicht so schlau, wie der Versucher selber, wenigstens bedächtig und vorsichtig. Gern sagte er dem kleinen Bortolino, daß Jesus Christus die Kinder sehr lieb gehabt und eines Tages gesagt habe: „sinite parvulos venire ad me", d. h. „lasset die Kindlein zu mir kommen"; und er erklärte, daß auch die bösen Kinder zum Heiland gehen dürften, weil er sie gut mache. Severino erinnerte er an die Parabel vom verirrten Schaf, um zu zeigen, daß im Himmel über einen reuigen Sünder mehr Freude herrsche, als über hundert Gerechte; und da dies leicht einen schlechten Begriff von der himmlischen Gerechtigkeit geben könnte, so fügte Priester Augustin hinzu, daß die hundert Gerechten die Ersten seien, die sich über die Umkehr eines Sünders freuen und deswegen auch nicht zu kurz kämen.

Nachdem er diesen und ähnlichen guten Gedanken Ausdruck gegeben, ohne bei den Tischgenossen lebhaften Widerspruch gefunden zu haben, war Priester Augustin in sein Kämmerlein gegangen, hatte sich's auf dem Kanapee bequem gemacht, indem er den Kragen aufknöpfte, hatte eine Ode des Horaz mit lauter Stimme gelesen, bis ihm zuletzt das Buch auf die Brust gesunken war. Und nun schlief Priester Augustin.

Die gute Frau Bernarda näherte sich, von Ungeduld ergriffen, der Thüre mehrmals umsonst, und als sie sah, daß der hochwürdige Herr sie nicht bemerkte, wagte sie zuerst im anstoßenden Zimmer etwas freier aufzutreten, dann mit halber Stimme zu trällern und endlich einen Stuhl umzuwerfen.

Priester Augustin schlummerte zwar nach dem Frühstück, aber sein Schlaf war leicht; ehe noch Bernarda das Liedchen angefangen, war er wach, hatte seinen Kragen wieder zugeknöpft, den Horaz aufgehoben und hörte schweigend zu. Als er den Lärm des umfallenden Stuhles hörte, fragte er nicht: „was war das?" wie Bernarda erwartet hatte, sondern begnügte sich, mit dem Dichter des Augustus laut zu sagen: „illi robur et aes triplex circa pectus erat" . . . Worauf Bernarda:

„Ich hatte schon Angst, Sie geweckt zu haben! Kann ich hereinkommen, Hochwürden?"

„Kommen Sie."

Trotz der Erlaubniß trat Bernarda zögernd ein.

„Es ist ein Glück, daß Sie nicht schliefen; denn ich hatte einen Stuhl umgeworfen und vielen Lärm gemacht. Nicht wahr, Hochwürden?"

Priester Augustin sagte weder ja noch nein. Wenn er Laie gewesen wäre, so würde er, um die Schwäche eines Nachmittagschläfchens nicht einzugestehen, unbedenklich also gesprochen haben: „Signora Bernarda, ich habe ein Bischen ausgeruht;" aber da er Priester war, fand er etwas Besseres und sagte:

„Ja, Signora Bernarda, ich habe mich einen Augenblick gesammelt .... Und was haben Sie mir Schönes zu sagen?"

„Etwas so Schönes, daß ich es kaum für wahr halte: ich sage Ihnen, daß mein Mann einverstanden ist und Bortolino die erste Messe in Sant' Angelo bedienen wird."

Die außerordentliche Nachricht wurde von Priester Augustin mit jener Ruhe hingenommen, welche die Diener Gottes und der Kirche niemals verlieren, auch nicht unter den ernstesten Umständen.

„Gut," sagte er, „wir werden morgen anfangen."

„Warum morgen? Warum nicht heute?" Diese Frage las man deutlich in dem Schweigen der frommen Frau; andere Fragen errieth oder ahnte man. Weswegen hatte der Hochwürdige nicht die Neugier, zu erfahren, wie Bernarda es fertig gebracht, dieses wunderbare Ja von Severino zu erlangen? Und nun, da sie die Zustimmung Amatore's, des Vaters, erlangt, wie würde Priester Augustin es anfangen, das Herz seines zukünftigen Clerikers zu gewinnen? Vielleicht hatte der hochwürdige Herr zu viel versprochen, als er sagte: daß Bortolino, wenn er die Messe bedienen könne, auch den Katechismus eins, zwei, drei gelernt haben würde.

„Sagen Sie also dem Jungen, wenn er aus der Schule zurückkommt, daß er zu mir kommen und den Katechismus mitbringen soll."

Priester Augustin ließ sich nicht aus seinem Gleichmuth bringen, und etwas von dieser himmlischen Ruhe drang in die zweifelnde Seele der armen Mutter.

Als aber der Hochwürdige wieder allein war, kam auch ihm der Verdacht, daß er sich zu sehr gerühmt habe; und während des langen Spazierganges vor dem Mittagessen drängte sich dieser Gedanke mehrmals auf höchst unbequeme Weise zwischen die Verse des Horaz.

Zum Glück genügte es, den Band bei der dritten Ode des zweiten Buches aufzuschlagen, um von dem Dichter ermahnt zu werden, daß man auch unter den schwierigsten Verhältnissen sich den Gleichmuth bewahren solle; ja noch weniger genügte, denn Priester Augustin wußte die Ode auswendig: Aequam memento rebus in arduis servare mentem, u. s. w.

Und also konnte auch an diesem Tage, der so verschieden von vielen vorhergegangenen Tagen war, der Priester seine Promenade vollenden, ohne allzu viel an Bortolino zu denken.

Das Wetter war herrlich.

Die Sonne lachte an einem wolkenlosen Himmel. Beim warmen Hauche des Frühlings küßten die Kastanien auf den Wällen einander, indem sie sich bei den Händen hielten und unbestimmte Worte murmelten, welche ganz am Ende der langen schattigen Galerien zur offenen Liebeslockung wurden.

Priester Augustin war alt; und er konnte der gefährlichen Lockung ohne Furcht vor Sünde folgen.

In das große Schweigen des Greisenalters eingetreten, lauschte er gern den verführerischen Stimmen der Natur, vermischt mit den hundert Stimmen, die in ihm gesprochen hatten. Es waren Stimmen des Herzens, die einst laut genug geschrien. Der Ort der Vergessenheit war gefunden, und Priester Augustin freute sich, die Qual von ehedem nicht mehr zu fühlen; er sagte sich, daß die große Schlacht zu Ende sei. In dieser Sicherheit, welche der vom heil. Thomas verheißene Lohn war, fand er an jedem Tag ein unerwartetes Glück. Er hatte einmal geglaubt, daß der Jugend und der Kraft allein das bessere Theil beschieden sei; und nun, auf der Höhe, auf welcher er müden Leibes angekommen, begriff er, daß die Hinfälligkeit für die Schwachen eine Wonne sein könne, wie sie für die Starken eine Pein ist. Die Welt von ferne betrachtend, beklagte sich Priester Augustin nicht, daß er weitsichtig geworden; denn seine geschwächten Augen umfaßten von der Höhe herab eine Unendlichkeit von Dingen, welche ihm entgangen, als er sich noch stark geglaubt und in der Ebene, mitten im Haufen, gewandert war. Und dann empfingen, an gewissen sonnigen Tagen, die Menschen, die Gefühle, die Gedanken, und zuletzt die Leidenschaften, die ganze alte, so zu sagen vergessene Welt einen neuen Glanz, einen Schimmer, den er früher nicht bemerkt hatte. Und es enthüllte sich ihm der Zauber, welchen das, was lebt, nicht oder nur selten, das aber, was gelebt hat, immer besitzt.

Wenn er an einem solchen Sonnentag einem Paar Sperlingen begegnete, dem er mit dem Blick in die Wipfel der Bäume folgte, oder einem Liebespaar, welches schwieg, während er vorüber ging, so fühlte der alte Priester sich versucht, stehen zu bleiben, um den vier Liebenden ein gutes Wort zu sagen. Und da er das nicht konnte, weil die Leute ihn sonst für verrückt gehalten hätten, knöpfte er den großen Mantel auf, um rascher zu gehen und schritt vorüber mit erhobenem Kopf, einen Segen spendend. Aber etwas weiter, am Ententeich, war er sicher, ein Nest voll kleiner Kinder zu finden, denen er eine Liebkosung angedeihen lassen konnte.

Es waren einige darunter, die ihn kannten und ihm entgegenkamen, oder die Händchen nach ihm ausstreckten und ihn nach Kinderart umhalsten. Sie verlangten nichts von ihm und er gab ihnen auch nichts, froh, daß seine Verhältnisse ihm wenigstens erlaubten, diesen kleinen Leuten ein Lächeln, eine Liebkosung zu schenken, was sie ihm mit der gleichen Münze zurückzahlten, und jedesmal aufs Neue fühlend, daß ein gestammeltes Wörtchen der beste Preis für ein zärtliches Wort ist.

Er füllte sich die Taschen nicht mit Zuckerwerk, bei welchem wenigstens so manches Kind armer Eltern die Augen weit aufgesperrt haben würde; auch kaufte er niemals die kleinen Bröte von Haidekorn, um sie ins Wasser zu zer-

bröckeln und die jungen Enten um die Wette laufen zu machen; nein, Priester Augustin that dies nicht, denn er war arm, wirklich arm.

Severino Amatore, vielleicht Bernarda, und vielleicht sogar die sardischen Freunde, welche nichts weiter von seinen Schicksalen wußten, als daß er ein Landsmann von ihnen und zwar ein echter Osilese sei und daß er die Pfarre von Osilo aus einer greisenhaften Laune verlassen habe, — sie alle ahnten nicht einmal, wie arm dieser arme Priester war.

Er war arm, aber fröhlichen Herzens. Wenn er sich frei vom Zwang der priesterlichen Würde wußte, ließ er ein gutmüthiges Lächeln umherschweifen, welches, mit vielem Schweigen gewürzt, Allen voll Schelmerei schien. Dergestalt, daß die schlaueren seiner Freunde sich in den Kopf gesetzt hatten, der Hochwürdige sei der Schlaueste von Allen. Es war ein Mann aus Tempi, Substitut des Anwalts beim Militärfiscus, der einen Apotheker aus Sedini und einen Zollbeamten, aus Cagliari gebürtig, darauf aufmerksam machte.

„Wir sind hier unser vier: ich stelle den Fiscus vor und mir scheint nicht, daß es allzu leicht sei, mich hinters Licht zu führen. Sie, Gevatter Efisio, sind Apotheker, und Keiner weiß besser als Sie, was Brunnenwasser werth ist, wenn man es in Medicinflaschen gefüllt hat; und der Herr Fenu kennt alle Sorten von Contrebande — wir glauben in aller Aufrichtigkeit, höchst gerieben zu sein, aber verglichen mit diesem Hochwürdigen, sind wir drei Einfältige. Er spielt in der Stille und gewinnt immer, und wenn er gewonnen hat, entschuldigt er sein Glück mit einem lateinischen Verse. Zuletzt, anstatt in die Hölle zu gehen, wie alle Beamten des Fiscus, und ein großer Theil derer von den Zöllen, der Apotheker gar nicht zu gedenken, geht er listiger Weise ins Paradies. Wenn wir uns ebenso viel herausnehmen wollten, wir, die kein priesterliches Gewand tragen, wer weiß, welches Teufelswerk auf Erden wir vollbringen könnten. Ich gestehe, daß ich dann keine schriftlichen Erlasse mehr ausfertigen würde und vielleicht möchte auch Signor Fenu nicht länger Zolleinnehmer sein."

Signor Fenu, dem es darauf ankam, in seiner Partie Tarock zu gewinnen, schoß eine Rakete ab, die Alle lachen machte.

„Ich würde Schmuggler sein," sagte er.

Aber wenn man auch zugeben mußte, daß der Priester von Osilo alle Laien der Insel, die von Sedini nicht ausgeschlossen, zum Trinken verleitete, so wollten ihm doch Alle wohl, waren zufrieden, daß er das Wiener Bier trank, welches er im Tarock gewonnen hatte, und würden ihm ins Haus gelaufen sein, wenn er einen Abend bei der Zusammenkunft gefehlt hätte.

Doch es war keine Gefahr, daß er fehlte. Das Leben des Priesters Augustin war regulirt wie eine gute Uhr: die erste Messe in Sant' Angelo, nach der ersten Messe den Kaffee Bernarda's, dann Horaz oder auch Catull; eine Viertelstunde vor halb zwölf las er zur Vorbereitung das Brevier, um sich alsdann mit ruhigem Gewissen zum Frühstück setzen zu können; nach dem Frühstück die „Sammlung", dann der Spaziergang, das Mittagessen und die Partie Tarock in der Hinterstube der Apotheke. Alles Dies war wie ein geheiligtes Herkommen. Man konnte sicher sein, daß jeden Abend um zehn Priester Augustin im Bette war mit einem lateinischen Dichter; daß er um elf Abschied nahm von Lesbia,

oder von der Freundin oder der Muse, welche auch eine Freundin der Poeten ist, um sich mit dem Herrn zu versöhnen; und daß er, endlich, um ein Viertel auf zwölf, ganz gehörig schlief.

Es geschah selten, daß in dem regelmäßigen Leben dieses armen Priesters sich etwas wie ein unruhiges Verlangen regte; so sehr hatte er seine Wünsche in Ordnung zu halten verstanden. Die einzig schwierige Sache, die einzige äußerst schwierige war für ihn gewesen, seine magere Börse auch dergestalt in Ordnung zu halten, daß sie allen Bedürfnissen des Lebens genügte. Er hatte es dahin gebracht, nicht mehr als neunzig oder fünfundneunzig Lire im Monat auszugeben; aber er war darum doch nicht vor jeglicher Ueberschreitung geschützt. Ein weniger philosophischer Priester, ein Priester, der von der heidnischen Lectüre nicht unterstützt worden wäre, hätte nicht vermocht, alle Monate die paar Lire ruhig zu erwarten, welche an der richtigen Bilanz fehlten. Er erwartete sie besonders von Leichenbegängnissen, war aber auch so resignirt, wenn Etwas derart ausbleiben sollte, sich's am Schnupftabak oder der Partie Tarock abzusparen.

Aber da gab es immer ein De profundis, wenigstens eines, in der Kirche zu verlesen; manchmal verlangte der Todte nach dem Kirchhof begleitet zu werden und bezahlte dann etwas mehr als das Doppelte. Und so mit einer Messe und einem Begräbniß segelte Priester Augustin durch den Kalender ohne ernstliche Gefährdung. Er hatte zuletzt Ersparnisse von fünfundsechzig Lire in Bankbilleten, versteckt und vergessen in einem alten Strumpf, für den Fall, daß es nöthig werde, irgend einem Unfall an der eigenen Garderobe abzuhelfen.

Kurz, Priester Augustin beklagte sich niemals über die Vorsehung; vielmehr war er oft versucht, auf die Frage, welche Horaz in der ersten Satire stellt, durch den Mund des Mäcenas zu antworten, daß es hier auf Erden einen Mann gebe, der nicht den Krieger, noch den Kaufmann, noch den Landwirth beneidet; einen Mann, der ein armer Priester war, aber zufrieden mit dem ihm gewordenen Loose; einen Mann, welcher sich ein Fest machte aus einem Blick der Sonne, aus dem ersten Grün des Frühlings, aus den Kindern, aus den jungen Enten, aus den Jamben und asclepiadeischen Versen, die ihm im Gedächtniß trabten, und aus dem Mittagessen, welches ihn am Ende seines heilsamen Spazierganges erwartete.

An diesem Tage jedoch zeigte sich seinem Geiste ein Schatten. Er zeigte sich alle Augenblicke und verschwand wieder; als aber die Stunde gekommen war, um nach Haus zurückzukehren, zeigte sich dieser Schatten hartnäckiger als zuvor und nannte mit lauter Stimme seinen Namen. Dieser Schatten war Bortolino.

Der Hochwürdige dachte einen Moment an diesen Spitzbuben, zweifelte an dem eigenen, feierlich gegebenen Wort und, da er um eine solche Kleinigkeit den heiligen Geist nicht incommodiren wollte, beschloß er, für eine halbe Lira Caramellen von verschiedenem Geschmack zu kaufen, um den Knaben mit Pfeffermünz, oder Rosen oder Nelken zu versuchen, wenn es nothwendig sein sollte, zu diesem äußersten Mittel zu greifen.

In dem nämlichen Augenblick erschien der Beamte der oberitalienischen Eisenbahn, welcher vom Bureau nach Hause gekommen war, an der Thüre zum

Kämmerlein seines Kostgängers, um die unsagbare Unordnung zu bewundern, welche den täglichen Bemühungen Bernarda's widerstand.

Und er dachte: „Im Kleiderschrank? Nein, der schließt schlecht. Auch nicht im Nachttisch, denn der schließt gar nicht; und am Allerwenigsten im Schubkasten, denn den läßt er immer offen. Aber nichts wird es mir aus dem Kopf bringen, daß er da ist . . ."

Severino meinte damit den Schatz des Priesters und er nickte der Reihe großer Bücher zu, welche sich's in einem Winkel an der Wand bequem gemacht hatten. Es waren Bücher aller Arten, die dicksten unten, um den dünnsten als Piedestal zu dienen; aber eines vor allen fesselte den Blick, ein in Schwarz gebundener, an den Ecken mit verrostetem Stahl beschlagener Foliant, welcher mit einem Schlüssel geöffnet ward und auf dem Rücken rothe Buchstaben hatte.

Dieses war das einzige Geheimniß im Zimmer des Priesters Augustin: eine Bibel aus dem Jahre 1500. Sie blieb verschlossen nicht so sehr weil sie eine kostbare Ausgabe mit vorzüglichen Holzschnitten war, unter welchen Bortolino wohl grausame Verwüstungen hätte anrichten mögen, als vielmehr weil der Hochwürdige sie nicht öffnen konnte: er hatte nämlich den Schlüssel verloren.

Unterdessen kam Priester Augustin und man hörte von der Küche her den Schreckensruf Bernarda's; aber der Beamte der oberitalienischen Eisenbahn beunruhigte sich darum nicht. Er hätte die Thüre, welche zum Speisezimmer führte, wieder schließen können, wenn er gewollt; aber Severino hatte einmal die fixe Idee, sich selber zu beweisen, daß er ein ehrlicher Mann sei und es gefiel ihm, sich auf der Sünde der Neugier ertappen zu lassen.

„Guten Tag, Signor Amatore!" sagte der Hochwürdige, im Rücken seines Wirthes.

Dieser wandte sich um und erwiderte:

„Sie haben mich auf einer Sünde betroffen; ich habe Sie kommen hören, Hochwürden, aber ich wollte, daß Sie mich in der Sünde sähen. Ich habe nicht viel Religion, Sie wissen es, aber ich bin aufrichtig; wenn es im Paradies eine Stelle für einen aufrichtigen Sünder gibt, so will ich sie haben."

„Wir werden sie Ihnen geben," versetzte Priester Augustin, auf den Scherz eingehend; „aber ich sehe nicht, daß Sie eine Sünde begangen haben . . ."

„Ah, Sie sehen es nicht, weil Sie ein Heiliger sind. Ich habe, wenn Sie es wissen wollen, die Sünde der Neugier begangen, welche eine schwere Sünde ist. Ich habe Ihre Zelle betrachtet, ich habe Ihre Bibliothek bewundert und habe gedacht, daß es ihr vielleicht nicht schaden könnte, wenn ich Ihnen ein Bücherbrett abtrete, welches in unserem Zimmer zu nichts gut ist. In dem Ihrigen würde es wenigstens zu Etwas taugen. Wollen Sie es haben, Hochwürden? Sagen Sie nicht nein, Sie würden mich zu hart strafen. Sehen Sie, dieser Haufen Bücher nimmt sich nicht gut aus, und sollten zufälliger Weise die Bücher einmal gelesen werden, so — sag' ich — wäre es nicht das Schlimmste, was ihnen passiren könnte, wenn man sie an der Wand aufstellte. Hab' ich Recht?"

„Sie haben vollkommen Recht."

„Der Himmel sei gelobt. Sie werden sehen, wie gut sie sich auf meinem

Gestell machen werden; diese großen hier werden an den Seiten stehen, um die kleinen zu halten. Was für eine Art von Buch ist dieses? Man könnte glauben, daß es ein Zauberbuch, eine Sammlung von Teufelsbannungen sei — es ist mit einem Schlüssel zugeschlossen. Was es enthält, das weiß allein Gott und der Priester Augustin."

„Es enthält die Evangelien, die Psalmen und die Geschichte der Apostel; es ist eine lateinische Bibel, eine kostbare, aber ich kann den Schlüssel nicht mehr finden."

„Das will ich meinen, daß es ein kostbares Buch ist; man wird es besser aufbewahren müssen; das Repositorium, welches ich Ihnen geben werde, scheint eigens für diesen Zweck gemacht. Es ist ein Glück, daß in diesem Hause weder Mäuse noch diebische Dienstboten sind."

Jedes Wort Severino Amatore's war ein Lichtstrahl, welchen dieser sich bemühte, in das Gehirn des Priesters fallen zu lassen. Obgleich er keinen Nachtheil darin fand, daß der Schatz des Hochwürdigen entdeckt sei, konnte er sich doch wohl sagen, daß diese Bibel, zu welcher der Priester den Schlüssel verloren, von dem ersten besten Sünder gestohlen werden mochte, der die erforderliche Bibliomanie und die Muße dazu hätte.

Lächelnd hörte Priester Augustin den Worten des Hauswirthes zu, und gab sich keine Mühe, in den verborgenen Sinn derselben zu dringen, weil er ihn nämlich schon halb errathen hatte. Zuletzt sagte er, und er war sich bewußt eine Wahrheit zu sagen, welche für eine Lüge genommen werden konnte:

„Mein lieber Signor Amatore, Diebe können dem Priester Augustin keinen Schaden thun; ich hätte schon mehr Grund, mich vor den Mäusen zu fürchten ... Aber ich nehme das Bücherbrett an und danke Ihnen sehr."

Bortolino stürmte in das Zimmer des Priesters, singend, springend und essend; man wird Mühe haben zu begreifen, wie er diese drei Dinge zugleich verrichten konnte, aber er hatte von dem gedeckten Tisch ein halbes Brötchen entwandt und sich zur Vorbereitung in den Mund gestopft, während zwischen dem Kauen noch das Liedchen herausklang: „Rosina, komm herunter".

„Was für ein Betragen ist das!" rief Severino.

„Zu Tisch, zu Tisch!" verkündete mit vollem Munde der kleine Amatore, welcher mit gutem Grund annahm, daß seine inhaltsschwere Meldung den Vater und Onkel Priester entwaffnen würde.

„Wir haben es gehört; aber was für ein Betragen ist das, Dich so im Zimmer Sr. Hochwürden zu zeigen?"

„Es gibt Klöße, es gibt Klöße!"

Und nun intervenirte Priester Augustin mit seinem gutmüthigen Lächeln.

„Wenn es Klöße gibt, dann ist es erlaubt, ein wenig von seinem gewohnten Ernst zu verlieren."

Auf diese Erlaubniß hin verlor ihn Severino gänzlich und lachte laut auf.

„Höre, Bortolino, hat Deine Mutter Dir nicht gesagt, mir den Katechismus zu bringen?"

„Hier ist er," sagte der Schlingel und öffnete seine Hosentasche, in welcher sich ein Apfel und der Katechismus sehen ließen.

„Gut," sagte der Hochwürdige ohne Groll, „sprechen wir davon nach den Klößen."

„Es gibt auch gebackene Leber!"

Und nicht genug mit der gebackenen Leber, gab es auch noch einen Braten, weil Bernarda an diesem Tage den Lehrer der christlichen Religion ermuthigen und in Bortolino den künftigen Kleriker und einstigen Kirchenfürsten ehren wollte.

IV.

Nach den Klößen, welche in aller Aufrichtigkeit so waren, wie sie sein mußten, nicht zu klein, und nicht zu groß, auf den richtigen Punkt gesotten, reichlich mit Käse von Lodi gewürzt und auf der Oberfläche von der Bratensauce vergoldet, — wem konnte nach *solchen* Klößen der Katechismus in den Sinn kommen?

Er kam Keinem in den Sinn.

Aber nach Tisch, ermuthigt durch den Kaffee Bernarda's, forderte der Priester Augustin den Teufel heraus.

„Bortolino, höre wohl zu, was Dir der Onkel Priester sagt ..."

Bortolino, unvorbereitet, wie er war, sah den Hochwürdigen mit großen Augen an.

Bernarda sagte mit Nachdruck:

„Ja, höre ihm wohl zu ..."

Und Severino stimmte bei, ohne zu lachen:

„Ja, höre dem Onkel Priester wohl zu."

Jetzt bemächtigte sich Bortolino's eine undeutliche Vorstellung, als ob das ewige Leben anfangen solle, von welchem er so viel hatte sprechen hören.

„Du hast der Mama gesagt, daß Dir der Katechismus nicht in den Kopf wolle, weil Du ihn nicht verständest; ist dem nicht so? Wenn ich Dir nun aber das erkläre, was Du nicht verstehst, so bin ich sicher, daß Du rasch lernen wirst."

Bortolino zweifelte daran.

„Du wirst rasch lernen, sag' ich Dir, und wenn Du den Katechismus gelernt hast, so werde ich noch Etwas mehr thun; ich werde Dich lehren — erräthst Du's? — die Messe zu bedienen."

„Die Messe zu bedienen!" stotterte Bortolino, indem er seinem Vater zusah, welcher damit beschäftigt war, einen Kaffeefleck, den er selber auf das Tischtuch gemacht hatte, mit dem Löffel noch zu vergrößern.

„Ja, die Messe zu bedienen! Ich weiß, daß es den klugen Jungen, wie Bortolino, gefällt, die Messe zu bedienen."

„Wie macht man denn das?" wagte nun Bortolino zu sagen, nachdem er seinen Vater und den Fleck auf dem Tischtuch vergeblich befragt hatte.

„Ich werde Dich's lehren, sobald Du den Katechismus gut weißt," erwiderte der Hochwürdige.

Aber es war nicht leicht, mit der Gravität des Priesters, den bewundernden Blicken der Mutter und einem Tropfen Kaffee, welcher geheimnißvoll auf dem

Tischtuch vergossen war, über Bortolino zu triumphiren. Als der kleine Amatore sah, daß es unnütz sei, auf Hilfe von seinem Vater zu hoffen, sagte er:

„Was für ein Vergnügen ist denn dabei, die Messe zu bedienen?"

„Bravissimo!" dachte Severino; „ich kann Dir nicht beistehen, weil ich versprochen habe, nicht zu lachen. Aber ich sehe, daß mein Blut in Dir ist. Man muß die Menschen immer erst fragen, was für ein Vergnügen dabei ist, Etwas zu thun oder was man dabei gewinnt, und wenn sie zur Antwort geben, daß dabei nicht so viel Vergnügen ist, als einen Kaffeefleck auf das Tischtuch zu machen und daß das Tischtuch nichts dabei gewinnt, weil es zweimal in die Wäsche muß, alsdann ist man noch immer sein eigener Herr, zu thun, was man will.

„Bravissimo!" sagte Priester Augustin. „Um die Messe zu bedienen, muß man zuerst in die Sakristei gehen und die kleine Soutane nebst dem weißen Chorhemd anziehen; alsdann muß man am Altar dem Priester, welcher die Gebete spricht, auf Lateinisch respondiren; man muß das Meßbuch umblättern, muß im Kelche das Wasser und den Wein mischen, welche das Blut unseres Herrn darstellen, und das Glöckchen bei der Aufhebung der Hostie läuten. Das heißt die Messe bedienen; eine leichte Sache, wie Du siehst. Aber sie gut bedienen, ohne eine Entheiligung zu begehen, und so, daß alle Andächtigen sich sagen: der Kleriker und der Celebrant wissen, was sie thun — das ist schwer."

Priester Augustin hatte nicht Unrecht gehabt, als er darauf rechnete, daß der Gedanke, die Messe zu bedienen, etwas Verlockendes für Bortolino haben würde. Vom ersten Worte seiner Erklärung an begriff er, daß der Knabe auf diesen Gedanken ganz und ohne Rückhalt einging; und da er nicht einmal eine Pause machen wollte, um dem künftigen Kleriker zu einer Aeußerung seiner Freude Gelegenheit zu geben, so fuhr er mit Würde fort:

„Bortolino weiß nun Bescheid; es hängt nur von ihm ab, ob er innerhalb eines Monats die erste Messe in Sant' Angelo bedienen will."

Die Antwort des kleinen Spitzbuben fiel so aus, daß Bernarda zu athmen und den Blick zur Decke zu erheben vermochte, ohne bei dem Unheil zu verweilen, welches man ungestraft auf dem Tischtuch angerichtet hatte.

Der kleine Spitzbube sagte:

„Was muß ich thun?"

„Ich kann es Dir gleich sagen; zeige mir Deinen Katechismus; bravo! Sieh hier: es sind sechsunddreißig kleine Seiten; jede Seite enthält, eine nach der anderen, sechs Fragen und sechs Antworten; eine kleine halbe Stunde jeden Tag und in einem Monat weißt Du den ganzen Katechismus auswendig. Glaubst Du, daß Du das thun kannst?"

Bortolino antwortete nicht, er dachte nach.

Bernarda kam es in den Sinn, ihrem Sohn einen indirecten — aber unnützen — Stoß zu versetzen.

„Nicht wahr, Hochwürden," sagte sie, „man erwirbt durch Bedienung der Messe sich den Ablaß?"

Der Priester blickte vor sich hin und sprach dann nach einigem Zögern: „Ja".

„Sagen Sie ihm, auf wie viele Tage Ablaß derjenige für das ewige Leben erhält, der die Messe bedient, sagen Sie 's ihm!"

„Viele," versicherte der Priester; aber damit das Blut des Geschlechts auf die Lippe des kleinen Sünders nicht eine große Ketzerei locke, beeilte er sich hinzuzufügen: „Bortolino kann den Ablaß im Fegfeuer und die Caramellen auf Erden haben. Es werden Caramellen von Pfeffermünz, Caramellen von Nelken, von Rosen, alle Arten von Caramellen sein."

Da Bortolino nicht recht verstand, so bedurfte es einer Erklärung; und der heilige Mann gab sie, indem er feierlich für je drei Fragen und Antworten des Katechismus, die der Knabe auswendig lerne, eine Caramelle versprach. Es sollte Bortolino freistehen, sich zu melden, wenn er wolle, um die Lection herzusagen und die Nelke, die Rose und den Pfeffermünz, ganz nach seiner Wahl, einzufordern.

Diese Erläuterung ward sofort verstanden; und zwar so gut, daß Bortolino, nachdem er den Katechismus in die Hand genommen und einen einzigen Blick hineingeworfen hatte, auf der Stelle bereit war, in einem Athem zu sagen: „Bist Du ein Christ? — Ja, ich bin ein Christ durch die Gnade Gottes. — Wann bist Du ein Christ geworden? — Als ich die heilige Taufe empfangen habe. — Was ist also ein Christ? — Ein Christ ist Derjenige, der die heilige Taufe empfangen hat und sich zur christlichen Lehre bekennt . . . . . Das sind drei!"

Er sagte nicht mehr, aber auf seinem rundlichen, hellen Gesichtchen leuchtete die Schelmerei.

Und Priester Augustin, ohne verlegen zu werden, langte mit der Hand in die Tasche und zog eine Düte heraus. Die ganze Familie betrachtete das Wunder.

„Willst Du die Rose, die Nelke oder den Pfeffermünz?" fragte er ernst.

„Pfeffermünz — oder nein, warten Sie, lassen Sie mich zuerst sehn."

Bernarda schwamm in einem Gefühle himmlischer Seligkeit, und Amatore Vater hatte lachend den Blick vom Tischtuch erhoben.

„Ueberlege Dir's wohl," empfahl Priester Augustin, „damit Du später es nicht zu bereuen habest."

„Nelke," sagte Bortolino und als er es im Munde hatte, versicherte er, daß es gut sei.

Die Düte wurde hierauf auch den Eheleuten Amatore gereicht, damit sie probirten; aber Bortolino war glücklich zu bemerken, daß weder dem Papa noch der Mama die Süßigkeiten schmeckten.

„Sie werden also alle Dir gehören," sagte Onkel Priester, „und wenn es nothwendig sein sollte, wird der Himmel noch mehr schicken. Damit Du künftig auch mit Verstand wählen könnest, so ist hier noch eine Pfeffermünz-, hier eine Rosen-Caramelle. Merke Dir jedoch, daß es nicht genügen wird, zu mir zu kommen, um die Lection herzusagen, sondern daß Du Dich auch der vorhergehenden Lectionen erinnern mußt."

Severino Amatore litt Höllenqualen, so lange er nicht sprechen durfte. Jetzt bot sich ihm Gelegenheit, und er sagte:

„Merke Dir, Bortolino, daß es nicht genügen wird, die Caramelle herzusagen, sondern daß Du Dich auch aller vorhergehenden Caramellen erinnern mußt."

V.

Nach dem Mittagessen und den ganzen Abend war Priester Augustin unvergleichlich. Man brauchte ihn nur in die Hinterstube des Apothekers eintreten zu sehen, um sich eine Vorstellung von all' den Niederlagen zu machen, die er seinen Gegnern im Tarockspiel zugedacht hatte. Und nicht diese allein, sondern andere Niederlagen fügte er dem Fiscus, dem Zöllner und dem Apotheker zu; es waren Wortscharmützel, in welchen Jeder seinen Schuß abfeuerte, bis der triumphirende Priester sie alle zwang, sich zu ergeben.

Allmälig kam er auf die sardischen Erinnerungen, auf die Pfarre von Osilo, und weiter auf das Seminar von Sassari, und noch weiter auf die Schelmenstreiche einer längst vergangenen Zeit, als er seine lateinische Aufgabe nicht gelernt und, Schläge fürchtend, den Stock versteckt hatte.

Es schien wirklich eine Auferstehung; er war gesprächig und witzig geworden, und seine Gegner, die sich nur widerstrebend in die Rolle von Zuhörern gefunden hatten, trieben ihn an, fortzufahren, wenn er Miene machte ihnen nicht Alles sagen zu wollen, brachten ihn auf eine neue Geschichte, wenn die alte zu Ende war, und zwangen ihn, sein Bier zu trinken, wenn er allzulange schwieg.

Aber die Stunde des Aufbruchs kam und der Priester von Osilo grüßte die Gesellschaft. Einer von ihnen schlug vor, noch ein paar Schritte zu machen, nur um sich an dem Hochwürdigen eine Weile länger zu ergötzen. Aber Priester Augustin lehnte ab; er wollte, daß man ihn, wie er es gewohnt sei, allein lasse.

„Um den Rosenkranz zu beten," gab der Apotheker zu verstehen.

„Das vielleicht auch."

„Der Abend ist windig," sagte der Anwalt des Fiscus; „man muß sich gut in den Mantel hüllen, Hochwürden, und rasch gehen."

„Das werd' ich thun."

Als er aber allein auf der Straße war und mit tüchtigem Schritte heimging, da geschah's ihm, daß er sich von einem Zudringlichen angehalten fühlte, der gehört sein wollte; und dieser Zudringliche war ein Gedanke.

Derselbe sagte:

„Priester Augustin, Du hast Dein Tagewerk wohl vollbracht; Du kannst Dich nicht beklagen; Du hast eine gute Mahlzeit von Klößen gehabt und hast sie verdaut; Du hast Dein Bier getrunken und es hat Dich keinen Centesimo gekostet; für die wenigen Soldi, die Du an die Caramellen für Bortolino verwandt hast, bist Du auf dem besten Weg eine Seele zu retten; morgen wirst Du wahrscheinlich das Büchergestell haben, welches Severino Dir versprochen hat, um Deinen Schatz unterzubringen."

Also sprach der Gedanke und anfänglich schien es, als ob er ihn schneller nach Hause bringen werde; aber an der ersten Ecke begegnete dem Priester Augustin Jemand, der noch eiliger war als er, und, dieselbe Straße einbiegend, ihn beinahe umgerannt und niedergeworfen hätte, was den Priester veranlaßte, seinen Schritt zu verlangsamen.

Aber der Zudringliche verließ ihn darum nicht.

„Ich kenne Dich," sprach er, ihn nach Hause begleitend, „Du bist für gewöhnlich ruhig, weil Horaz und Catull Dir nichts sagen, oder, wenn sie Dir

etwas sagen, so von Weitem sprechen, daß Du Dir einbilden kannst, sie wollten sich mit Deinen Angelegenheiten gar nicht befassen. Aber sobald in Dein eintöniges Leben auch nur ein Atom eines Gährungsstoffes eindringt, dann ist es mit Dir vorbei. Nun wirst Du für eine Weile genug haben.

„Fröhlich beim Tarockspiel, hast Du geschwiegen, weil Dir am Herzen lag, zu gewinnen; hernach aber, beim Biere, hast Du vielleicht zu viel gesprochen. Macht das Dir etwa Scrupel? Versuche, Dich eines nach dem anderen der Worte zu erinnern, die Du gesprochen hast, und Du wirst sehen, daß dies nicht der Grund ist.

„Ist es Bortolino, der Dir Kummer verursacht? Der ist ein munterer, gesunder Junge, der seinen Weg schon machen wird. Wenn er zu seiner Zeit ins Paradies eingehen will, so wird er wohl erst ins Fegfeuer wandern müssen, wo es aber für ihn eine große Wohlthat sein wird, sich auf Erden einen kleinen Gnadenvorrath angelegt zu haben, indem er die Messe bediente. Du jedoch, der Du eine ketzerische Ader in Dir hast, wiewohl Du Priester bist, wirst sagen, daß er ins Paradies kommen kann, auch ohne die Messe bedient und einen vollständigen Ablaß erlangt zu haben. Es wird hinreichen, immer rechtschaffen, immer gütig gegen Andere und unbarmherzig nur gegen sich selbst gewesen zu sein, wie Du es manchmal bist. Im Uebrigen kannst Du Dich darauf verlassen, daß dieser Junge Dir in vierzehn Tagen den Katechismus auswendig hersagen wird; es ist daher nicht das ewige Leben Bortolino's, welches Dir Sorge machen kann. Dein Scrupel ist ein anderer.

„Vielleicht könnte Jemand sagen, daß der Religionslehrer träge geworden sei; daß er, um schneller und sicherer zum Ziele zu gelangen, seine Zuflucht zu Pfeffermünz, zu Nelke und Rose genommen habe, anstatt von der Absolution zu sprechen, wie Bernarda zu verstehen gegeben, oder die Seligkeit zu preisen, welche die Auserwählten im Paradiese erwartet. Aber Du wirst mit dem heil. Ignatius erwidern, daß der Zweck die Mittel heiligt, und daß, wenn Du Bortolino durch eine Todsünde, die Caramellen, und eine verzeihliche, die Eitelkeit, bei der Messe zu fungiren, gewonnen hast, Du dies nur gethan, damit ihm, in seinem Alter, die Grundlage des Katechismus nicht fehlen solle und weil, wenn Du Dir in den Kopf gesetzt, es besser zu machen, Du gar nichts erreicht hättest.

„Doch! Du bist träge geworden; Du hättest wenigstens einen Versuch machen sollen!"

Einen Augenblick schwieg der lästige Gedanke, vielleicht in der Erwartung, daß Priester Augustin aus dem Gleichgewicht kommen und den Weg nach Hause nicht mehr finden werde; statt dessen schritt der Hochwürdige zwar langsam, aber gradaus. Es gefiel ihm sogar, daß immer, wenn er am vergnügtesten war, dieser Dämon an seiner Seite ging; er hörte ihm ruhigen Gemüthes zu, nicht im Mindesten, oder doch nur ganz wenig gestört durch seine schlimmen Einflüsterungen.

„Geh' nur weiter mit," rieth er in aller Bescheidenheit dem Dämon.

Was sich der Dämon nicht zweimal sagen ließ:

„Ein alter Geistlicher, wie Du bist, sollte nicht so viel Gewicht auf das Mittagessen, das Frühstück und den Kaffee legen, und sich dadurch mit dem eignen

Gewissen nicht abfinden, daß er der Frömmigkeit Bernarda's schmeichelt; ein alter Priester sollte den Gedanken, der sich Severino Amatore's bemächtigt, daß Du nämlich reich und geizig seist, nicht nähren; und endlich sollte ein alter Priester nicht die Wahrheit sagen, in der Hoffnung, man werde es für eine Lüge halten, wie wenn er sagte, daß er arm sei wie eine Kirchenmaus. Denk' nach und antworte."

Priester Augustin dachte nach bis ans Haus. Als er das bekannte große Thor sah, gab er zur Antwort:

„Es sind jetzt mehr als fünfzig Jahre, daß Du mich mit Deinen Fragen quälst; Du hast aus mir einen höchst unglücklichen Seminaristen gemacht, indem Du mir ein ungesundes Ideal von Tugend und Religion in den Kopf setztest; Du hast aus mir einen elenden Priester gemacht, indem Du mir die Seele mit Zweifeln erfülltest; als die Zeit war, um sich der freigebigen und starken Natur zu freuen, hast Du, im Namen des Priesterthums, mich gezwungen, der kraftloseste der Menschen zu sein; hast mich aller Neigungen beraubt, eingeschlossen die Freundschaft, von welcher die heiligen Bücher nicht viel sprechen, aber zu meiner größeren Pein die Liebe mir enthüllt, von welcher die heiligen Bücher nur allzuviel sprechen. Und Du hast mich dulden lassen mit dem heil. Augustin, indem Du mir von Gott sagtest, daß er liebe, und mit dem heil. Hieronymus, daß er strafe. Wenn ich zuletzt an den Rand der ewigen Verdammniß gegangen bin, so warst Du es, der mich getrieben hat. Du hast Dich mir im Gewand eines Schutzengels gezeigt und ich habe Dich lange dafür gehalten — nun aber weiß ich, wer Du bist. Du bist der Wahnsinn, Du bist der Zweifel, Du bist die Gewissensqual und die Reue, Du bist Alles, was eitel und nutzlos ist und keinen Namen hat, aber die Folter gibt. Laß mich in Frieden, Dämon. Indem ich Mensch bleibe, weiß ich, daß ich Keinem Unrecht thue, weder den Menschen noch Gott, dem ich all meine Schwächen zurückbringen werde, wie er sie mir gegeben hat, damit er richte, welchen Gebrauch ich davon gemacht. Und wenn dieser arme Priester auf ein anderes Leben hoffen darf, wird er mit Muth hoffen, wie er bis jetzt gethan."

Hiermit beschleunigte er seinen Schritt und trat in das Thor. Auf der Treppe bemerkte er, daß Jemand langsam und schwer athmend vor ihm hinanstieg.

Es war der Nachbar vom dritten Stock.

Wenn man der Portiersfrau Glauben schenken durfte, welche sich ein heiliges Geschäft daraus machte, ihren Nächsten zu belehren, so mußte dieser Hausbewohner seine guten Gründe haben, daß er sehr schweigsam war; und der hauptsächlichste Grund war in der That, daß es ihm große Mühe machte, zu sprechen. Er war nicht stumm, denn dann würde er sich wenigstens durch Zeichen hinreichend verständlich haben machen können; aber während einer Krankheit, welche er ein Jahr zuvor gehabt, hatte ihm die Sprache versagt, und nun erlangte er sie nur nach und nach wieder. Durfte man dem Glauben schenken, was immer noch die Portiersfrau sagte, so waren seine Fortschritte langsam, weil er sonst wohl etwas mehr hätte herausbringen können, als: „Danke, es geht nicht schlecht." Immer der Erzählung der Portiersfrau gemäß, lebte dieser Bewohner des dritten Stockes den ganzen Tag einsam wie ein Hund.

Es geschah selten, daß Jemand nach ihm fragte; aber alle Morgen zu früher Stunde kam die Magd, um die Wohnung in Ordnung zu bringen, welche geräumig und schön war; es war dieselbe, welche Doctor Achini, guten Andenkens, bis an seinen Tod innegehabt und in welche immer zwischen drei und vier die armen Clienten gekommen waren. Die Erben waren aus der Brianza herbeigeeilt, um den Todten zu bestatten, und waren gegangen, nachdem sie noch das Glück gehabt hatten, die möblirte Wohnung an den Professor Giorgio zu vermiethen. Diese Brianzolen mußten, nach der Meinung, welche die Portiersfrau bei allen Hausbewohnern zu verbreiten suchte, Erzknicker und Leute ohne Herz sein, weil sie nicht einmal das Bett des armen Todten respectirt hatten; sie hatten kaum die Matratzen frisch aufarbeiten lassen, hatten die Möbeln, das Kupfergeschirr in der Küche, die Teller, die Gläser, die Wäsche notirt und, bevor sie in die Brianza zurückkehrten, der Portiersfrau kein Trinkgeld gegeben, wie das doch in allen civilisirten Ländern geschieht. Der Professor bezahlte monatlich; aber die Erben Achini hatten die Wohnung noch bis Michaelis.

Alle diese kleinen Nachrichten, von der Portiersfrau mit unendlicher Mühe gesammelt, waren der Signora Bernarda mitgetheilt worden, welche sie eines Tages beim Essen vor ihren Tischgenossen ausschüttete.

Und Priester Augustin erinnerte sich, als er auf der Treppe war, dieses armen Professors Giorgio, welcher schwer athmend vor ihm hinaufstieg und, im dritten Stocke angelangt, kein freundliches Wesen finden würde, welches ihm das Licht in seinem Zimmer anzündete, wie die Signora Bernarda im vierten Stock that; welcher seine einsamen Zimmer, wer weiß, in welch' trostloser Stimmung durchschreiten und vielleicht, wenn er sich zu Bett gelegt, mit dem heitren Gedanken einschlafen würde, daß in demselben der Doctor Achini gestorben war.

Der Hochwürdige nahm sich vor, den Abstand einer Treppenflucht inne zu halten, um ein Unglück zu ehren, dessen Namen er nicht kannte, welches ihm aber größer schien als jedes andre. Auf dem Treppenabsatz jedoch blieb Professor Giorgio stehn, um abzuwarten, bis Priester Augustin an ihm vorübergegangen sei.

„Gute Nacht," sagte sanft der Alte.

„Gute Nacht," erwiderte mit schwerer Zunge der Professor.

Priester Augustin bemerkte, daß der Bewohner des dritten Stockes ihm zugelächelt, daß er noch ein junger Mann sei, daß er einen stechenden Blick und ein müdes Gesicht hatte. Und, vor dem Eingang seines Zimmers stehen bleibend, gab er sich nicht eher zufrieden, als bis er gehört, daß auch der Professor angekommen war und die Thüre sich hinter ihm geschlossen hatte.

Bernarda war sogleich zur Stelle, um das Licht anzuzünden und mit einem Lächeln auch das bischen Finsterniß zu zerstreuen, welches auf der Straße und der Treppe sich der Seele ihres Kostgängers bemächtigt hatte.

Das Uebrige that Horaz mit einer bacchischen Ode. Priester Augustin war kaum damit zu Ende, die Anweisung zu geben, daß man in den Mischkrug alten Wein gießen solle, als er den Schlaf kommen fühlte und das Licht ausblies, um seine Gebete besser sagen zu können.

(Schluß folgt.)

Erinnerungen an Gustav Nachtigal.

Von

Dorothea B.

(Schluß.)

V.

Das preisen, was dahin,
Macht im Erinnern Schmerz!
Shakespeare.

Zwei volle Jahre, von 1872—1874, war Nachtigal für uns verschollen. Wohl gedachten wir der ermuthigenden Worte, welche er uns in seinem Abschiedsbriefe zugerufen hatte: Glaubt nicht zu früh, daß ich umgekommen bin; wenn Ihr 1869 nichts von mir hört, wartet 1870 ab, u. s. w.; aber wir hatten doch eigentlich schon alle Hoffnung aufgegeben, ihn je wiederzusehen.

Da, eines Abends, es war am 25. August 1874, kam eine Depesche an meinen Mann aus Berlin folgenden Inhalts: „Bitte um Adresse der Mutter und Schwester des Reisenden Nachtigal. Geographische Gesellschaft", und am nächsten Tage als Erwiderung auf unsere telegraphische Antwort die ausführlichere Mittheilung, welche jeglichen Rest etwa noch obwaltender Sorge zerstreute: „Besten Dank. Gute Nachrichten über Nachtigal's baldige Ankunft in Khartum, telegraphirt durch deutschen Consul in Alexandrien. Bastian." Vier Wochen später schrieb er uns selbst aus Khartum:

„Meine Seele ist matt und bewegt sich nur noch mit central-afrikanisch reducirtem Flügelschlage in höherer geistiger Sphäre. Mein äußerer Körper jedoch, welcher sich mit schmutzig-brauner Kruste überzogen hat, erfreut sich mäßigen Wohlseins. Ich mußte ihn hier in Khartum einige Tage im Hause meines Freiburger Landsmannes Namens Rosset deponiren, um Versuche betreffs Wiedergewöhnung an europäisches Culturleben mit ihm anzustellen, als da sind: Essen mit Messer und Gabel, tägliche Reinigung des Körpers mit Wasser, reinliche, aber ärmliche Bekleidung ohne Parasitenzucht, Strümpfetragen, Reden in fremden Zungen, als Deutsch, Französisch, Italienisch, und Biertrinken. Europäische Kleidung mußte vorläufig wegen hartnäckigen Widerstrebens seitens meiner Sudanhaut aufgegeben werden, doch die übrigen Versuche gelangen, leider bis

auf das Biertrinken. Das alte Gehirn, scheint es, hat sich unter dem Einflusse tropischer Sonne so rarificirt und ausgetrocknet, daß ihm die Absorption selbst eines kindlichen Quantums alkoholischer Getränke nicht mehr gelingt."

Im September 1874 zeigte er uns seine Ankunft in Kairo an, und zugleich die Absicht, sich zur Stärkung seiner sehr angegriffenen Gesundheit einige Zeit in der Heilanstalt zu Heluan bei Kairo aufzuhalten. Er litt nämlich in Folge der häufigen Fieberanfälle an heftigen Knochenschmerzen mit Schlaflosigkeit. In demselben Briefe gibt er uns eine Schilderung seines Empfanges in Kairo, deren bescheidene, humoristische Art um so auffallender hervortritt, wenn man sie mit den Berichten vergleicht, welche die Tagesblätter damals von der Nachtigal so hoch ehrenden, durch den Khedive befohlenen officiellen Einholung und den ihm durch die deutsche Colonie bereiteten Empfangsfeierlichkeiten gaben. Er schreibt:

„Ich wurde nämlich hier von heimtückischen Deutschen erwartet, denen ich nicht einmal durch eine Verkleidung, in der ich mich ja für jeden gebildeten Menschen befand, entgehen konnte. Man hetzte (eine Hinterlist, welche sich ein gewisser von Thilau, Legationssecretär und General-Consul des Deutschen Reiches, zu Schulden kommen ließ) den Fürsten des Landes auf, welcher ein Schiff ausschickte, um auf mich zu fahnden. Ich wurde denn auch wirklich auf einer Nilbarke mit einigen zwanzig Dzellaben (sudanesischen Kaufleuten) und deren hundert Sklaven entdeckt, wurde trotz meiner central-afrikanischen Tracht und barfüßig, wie ich war, auf das dampfende vice-königliche Schiff gehißt und nach Norden geschleppt. Als wir uns Kairo etwas genähert hatten, erschienen einige Hofbeamte, um die erste Instruction, Art Voruntersuchung, vorzunehmen, und diese steckten mich, trotz meines Protestes, daß ich nicht die geeignete Persönlichkeit zu solchen Scherzen sei, in europäische Hosen, Stiefel, Röcke und Hemden, und schickten dann ein Telegramm voraus, daß sie den Verbrecher ereilt, ergriffen und kenntlich gemacht hätten, und daß derselbe nach Sonnenuntergang in der Residenz antreten würde. Glücklicher Weise kam das Telegramm nicht an und es gelang Deinem unglücklichen Freunde noch einmal, am Landungsplatze dem Arme der rohen Gewalt zu entrinnen. Er schwang sich in das Hôtel du Nil, um fern vom Geräusch der Straßen, inmitten lieblicher Garten-Vegetation, den Verlust seines afrikanischen „Ichs" in Beschaulichkeit zu betrauern. Doch schon der frühe Morgen entlarvte mich von Neuem; Verrath war im Spiel. Besagter von Thilau und sein Helfershelfer Travers, einer Deiner Corpsbrüder, wie ich leider gestehen muß, ließen auf mich fahnden; man führte mich auch zum Landesfürsten, dessen Wohlwollen ich aber durch mein geläufiges Arabisch gewann, und zwang mich, Abends zur Prüfung meiner Individualität 2—7 verschiedene Weinarten zu zechen. Als beisitzende Richter fungirten der bekannte schweizerische Afrika-Reisende Munzinger-Pascha und der ebenso bekannte Aegyptologe Dr. Brugsch-Bei. Zeugen meines Katzenjammers am nächsten Tage waren die hervorragendsten Glieder der deutschen Colonie, die wahrscheinlich gekommen waren, sich an meinem Zustande zu weiden. Seitdem war ich erkannt. Am dritten Tage also ereignete sich das Entsetzliche: ich wurde festgegessen. Zur Nachtzeit, nachdem die gewöhnliche Eßstunde des Hôtels längst vorüber war, versammelten sich 20—70 stille Gestalten in weißen Cravatten; zu besserer Ver-

sichtlichung der Execution wurde das Hôtel und der Garten mit bunten Lampen illuminirt, die Leib-Musikbande des Landesfürsten trat an und plötzlich tritt auch der Machthaber wieder in der Gestalt des oben genannten deutschen Diplomaten in mein Zimmer und schleppt mich ab. Ich mußte vom consommée à la Nachtigal und dem filet de bœuf à la Bornou an mich langsam durch Baghirmi und Wadai schlagen, bis zum Plum-Pudding à la Dar For, und dem fromage glacé au bon retour, also die ganze Reise condensirt und contrahirt noch einmal durchmachen, so daß ich, selbst als ich schon Sherry, Bordeaux, Rheinwein, Burgunder, Champagner, Cyperwein und Schnaps getrunken hatte, um das Vorgenannte zu verwinden, noch Morgens früh um zwei Uhr bei einer Ananas-Bowle entdeckt wurde ...."

Im April 1875 war Nachtigal soweit hergestellt, daß er es unternehmen konnte, mit dem Beginn der wärmeren Jahreszeit Europa zu betreten, und zwar wählte er den Weg über Italien. Seine Heimkehr glich einem Triumphzuge. In den seinetwegen zusammen berufenen Sitzungen der Geographischen Gesellschaften von Rom, hauptsächlich Berlin, später London, Paris ꝛc. ꝛc. hielt er Vorträge; überall wurde er bekanntlich mit den höchsten Ehrenbezeugungen empfangen und die Zeitungen feierten ihn als den Heros der deutschen Afrika-Forschung. Ebenso aber vereinigte sich Alles in der Bewunderung seiner sich stets gleichbleibenden wahrhaftigen Bescheidenheit. Seine erste lange Mittheilung in der „Gesellschaft für Erdkunde" zu Berlin schloß er, während seine Stimme leicht vor Erregung zitterte, mit den Worten:

„Wenn ich hier sehe, was in meiner Abwesenheit von besseren Männern dem Vaterlande geleistet wurde, so blicke ich beschämt auf meine Reisen zurück. Wie wenig es aber auch immer sei, was ich der geographischen Forschung geleistet, so darf ich doch sagen, ich suchte auch in diesen fernen Ländern dem deutschen Namen, der deutschen Wissenschaft und deutschem Muthe Ehre zu machen!" Gewiß zugleich ein schönes Zeichen seiner patriotischen Gesinnung!

Am meisten überwältigte ihn der Empfang, welchen ihm seine Vaterstadt Stendal bereitete[1]). Eine unübersehbare Menschenmenge stand bei seiner Ankunft am Bahnhof, welch letzterer reich mit Fahnen, Blumen und Guirlanden geschmückt war. Unter den Klängen von Musik geleitete ihn ein Herren-Comité in den Wartesaal, während er von Damen mit Bouquets überschüttet wurde. Auch seine einzige Schwester, Frau Pastor Prietze, und seine nächsten Verwandten begrüßten ihn hier zum ersten Male. Der Wagen, welcher ihn darauf zur Stadt brachte, mußte bis zum Rathhaus, wo die Behörden Nachtigal in feierlichen Ansprachen begrüßten, durch ein lebendiges Spalier fahren, während die Menge entblößten Hauptes dastand und ihm zujubelte. Fast sämmtliche Häuser hatten geflaggt, aus den Fenstern regnete es Blumen auf ihn herab und sein Absteigequartier hatte sich durch Ehrenpforten, Guirlanden und Blumen fast unkenntlich gemacht. Dem officiellen Theil des Festes folgte ein heiteres Banket, und ein glänzender Fackelzug schloß die erhebende Feier.

So wohl seinem Herzen dieser Empfang gethan hatte, so scheint derselbe

[1]) Entnommen aus einem Artikel der „Vossischen Zeitung" vom 11. Juli 1875.

doch nicht ganz ohne Strapazen abgegangen zu sein, denn er schreibt uns darüber aus Berlin am 13. Juli 1875:

„Gestern kam ich von meiner altmärkischen Heimathstadt Stendal, wo weißgekleidete Jungfrauen, Banket, Ehrenpforten, Blumensträuße, zahllose Toaste, Fackelzug und Volksansprachen mir den Beweis lieferten, daß es bisweilen schwerer ist, aus Afrika zurückgekehrt zu sein, als daselbst zu reisen."

Mit wahrer Genugthuung lasen wir die Berichte über die ihm von allen Seiten entgegen getragene Begeisterung, welche uns ja schon lange für ihn erfüllt hatte, und stolzen Herzens verfolgten wir seinen wohlverdienten Siegeslauf. Endlich aber durften auch wir ihn wiedersehen. Am 20. Juli standen mein Mann und ich voll freudiger Erwartung am Bahnhof und sahen ungeduldig dem Zug entgegen, welcher ihn uns brachte. Ich kann nicht umhin, hier einer Eigenthümlichkeit Nachtigal's zu gedenken, welche uns damals und immer wieder angenehm auffiel. Wenn er nämlich, sei es nach längerer oder kürzerer Abwesenheit, dem Wagen entstieg, so begrüßte er uns nicht mit hastigen Fragen nach unserm Ergehen, nie auch hörten wir freudige Ausrufe des Wiedersehens von ihm. Er hatte, wenn auch fern, doch in Gedanken mit uns weiter gelebt, über das Wohlbefinden unserer Angehörigen hatte eine lebhafte Correspondenz ihm Auskunft gegeben, wir selbst standen wohl und munter vor seinen Augen, also rief er uns höchstens sofort eine scherzhafte Bemerkung zu oder er knüpfte an den Inhalt unseres letzten Schreibens ein Gespräch an, welches dann mit Eifer fortgeführt wurde, bis wir zu Hause angelangt waren.

Um dieselbe Mittagsstunde traf er hier ein, wie vor sieben Jahren; ebenso wie damals, war auch jetzt eine fröhliche Tischrunde bei uns versammelt, ihn zu begrüßen. Freilich seinen alten treuen Freund und Lehrer Niemeyer vermißte Nachtigal schmerzlich.

Es schien mir zuerst, als habe die lange Trennung etwas Fremdes zwischen uns gebracht; er kam mir gedrückt und zurückhaltend vor. Wie er später selbst gestand, hatte er gefürchtet, auch wir wollten ihn als „sogenannten" berühmten Reisenden feiern. Nachdem er aber eingesehen hatte, daß alle die kleinen Empfangsaufmerksamkeiten lediglich dem glücklich heimgekehrten Freunde galten, da kehrte seine alte Herzlichkeit, seine frühere Lebhaftigkeit zurück. Geistesblitze flogen hin und her, Reden voll sprühenden Humors wurden gehalten und mit Vorliebe verweilten Nachtigal und mein Mann bei Erinnerungen aus alter, schöner Studentenzeit.

Unterdessen nahm ich mir Muße, unsern Gast näher zu betrachten, was in der Aufregung des ersten Wiedersehens nicht recht möglich gewesen war. Welche Veränderungen hatte die Reise an ihm vollzogen! Weit beredter, als Klagen es gethan haben würden, wenn solche je aus seinem Munde hervorgegangen wären, sprachen die vielen tiefen Furchen, welche Leiden jeglicher Art in sein Antlitz gegraben hatten. Die einst so gesunde, gebräunte Hautfarbe war einer fahlen, braungrauen Färbung gewichen, der Bart war ergraut. Wenn diese Beobachtung das innigste Mitleid erweckte, so strahlten seine Augen, die nichts von ihrem Ausdruck der lebhaften Klugheit, der warmen Herzensgüte verloren hatten, uns die Beruhigung zu, daß die überstandene Prüfungszeit nur der äußern

Erscheinung den Stempel des herannahenden Alters aufzudrücken vermocht hatte, sein Geist, sein Gemüth aber frisch und jung geblieben waren. Auch sein braunes, kurz gelocktes Haar war unverändert. Später, als er sich mehr erholt hatte, trug die ruhigere Lebensweise dazu bei, sein Gesicht wieder zu glätten, und gern hörte er es, wenn wir ihm unser Erstaunen darüber ausdrückten, wie zusehends er sich von Jahr zu Jahr verjünge.

Bei diesen und den späteren Besuchen wurde Nachtigal immer von allen Seiten bestürmt, aus dem reichen Schatze seiner Erlebnisse etwas mitzutheilen, und meistentheils entzog er sich dieser Bitte nicht. Waren aber viele Menschen zugegen und bemerkte er bei den Zuhörern wenig Verständniß für afrikanische Zustände, so sprach er nur mit großer Zurückhaltung und vermied hauptsächlich solche Begebenheiten, bei welchen seine eigene Person in den Vordergrund gestellt werden mußte. Waren wir dagegen mit ihm allein, so ließ er seinen Erinnerungen freien Lauf, aber auch selbst dann meist nur nach dringender Aufforderung. So meine ich ihn noch heute vor mir zu sehen, wie er an einem Abend mit besonderer Lebhaftigkeit seine Ankunft in Wadai schilderte, und da, wie ich glaube, Einzelheiten aus dem letzten Theil seiner großen Reise noch wenig bekannt sind, so möchte ich diese Episode hier wiedergeben, wie sie sich in meinem Gedächtniß fixirt hat.

Bekanntlich wurde bis dahin die Reise nach Wadai als absolut lebensgefährlich angesehen; die beiden letzten Opfer waren v. Beurmann und Vogel; ersterer war schon an der Grenze des Landes, der Andere in der Hauptstadt selbst erschlagen worden. Nach ihnen hatte nur noch G. Rohlfs 1866 den Versuch gemacht, die Gastfreundschaft des Sultans durch einen vorläufigen Brief zu erbitten; das Gesuch wurde aber mit der Antwort abgelehnt, er könne und wolle ihn nicht beschützen. Trotz dieser gewiß nichts weniger als ermuthigenden Erfahrungen seiner Vorgänger riskirte Nachtigal die Reise dennoch, und damit ihm eine abschlägige Antwort nicht zu Theil werden könne, reiste er unangemeldet in Eilmärschen, unter Führung eines gewöhnlichen Kaufmannes, mitten in das Herz des Landes hinein. Den einzigen, vermeintlichen Schutz, welchen er mit sich führte, war ein Empfehlungsschreiben des Scheich Omar von Bornu an den Sultan Ali. Wie wenig Werth dieses Schriftstück besaß, sollte er bald erfahren. In einer gewissen Entfernung von Abeschr, der Hauptstadt Wadai's, wurde Halt gemacht und ein Bote abgesandt, um dem Sultan die Ankunft Nachtigal's und seine Absicht, ihn zu besuchen, zu melden. Sultan Ali gab hierauf gar keine Antwort, sondern schickte erst nach längerer Zeit einen Abgesandten mit dem Verlangen an Nachtigal, demselben seine Waffen und Pferde auszuliefern. Nachtigal antwortete: seine Waffen pflege er niemals abzulegen, und ein Pferd habe er dem Sultan wohl zum Geschenk mitgebracht, wünsche ihm aber dasselbe persönlich zu übergeben. Als hierauf nichts Weiteres von Seiten des Sultans erfolgte, setzte Nachtigal seinen Weg bis in die Hauptstadt fort und nahm daselbst Wohnung bei seinem Gastfreunde, dem Kaufmann, der ihn bis dahin geleitet hatte. Nach einigen Tagen schickte der Sultan eines Morgens um drei Uhr einen Sklaven mit dem Befehl, Nachtigal solle sofort mit seiner vortrefflichen Flinte, von welcher er gehört habe, zu ihm kommen, um auf seinem Hofe Proben

von der Güte dieser Waffe abzulegen. Nachtigal ließ erwidern, der Sultan habe ja selbst Schützen genug, er sei gekommen, um ihn und sein Land kennen zu lernen, nicht aber, um ihm etwas vorzuschießen. Wieder vergingen mehrere Tage, während welcher Nachtigal sich nicht außerhalb des Hauses sehen zu lassen wagte, bis der Sultan ihn endlich direct zu einer Audienz abholen ließ. Als der Gastfreund und die Diener dieses erfuhren, nahmen sie trauernd von ihm Abschied, denn Alle hielten seine sofortige Hinrichtung für gewiß. Im Palast angelangt, wurde Nachtigal in eine Art Vorraum geführt, welcher von dem eigentlichen Audienzzimmer durch einen bis auf den Boden hängenden Teppich getrennt war. Unter demselben mußten Diejenigen, an welche die Reihe des Erscheinens vor dem Sultan kam, auf allen Vieren hindurchrutschen. In diesem Raum fand er eine Menge Bittsteller versammelt und setzte sich zu ihnen. Kaum hatte er sich aber niedergelassen, so erhoben sich diese sämmtlich und hockten auf der gegenüber liegenden Seite nieder; ein Zeichen, daß sie ihn als einen dem Tode Verfallenen ansahen, mit dem in nähere Berührung zu kommen, auch für sie verhängnißvoll werden konnte.

An dieser Stelle unterbrach mein Mann Nachtigal's Erzählung, um ihn zu fragen, welches denn nun eigentlich seine Gedanken und Empfindungen bei so schwieriger Situation gewesen seien? „Zweimal," erwiderte er, „habe ich in Afrika, außer den Verdurstungsnöthen, geglaubt, dem Tode unmittelbar ins Antlitz zu schauen. Das erste Mal bei meinem nächtlichen Einzug in Tibesti; damals befiel mich eine Art Wuth, ich machte mich schußfertig mit der Absicht, da ich nun doch einmal sterben müsse, mein Leben wenigstens so theuer als möglich zu verkaufen. Diesmal glaubte ich allerdings ebenso ernstlich, daß meine letzte Stunde gekommen sei. Wehren konnte ich mich nicht, und so machte ich mich jetzt fertig, wenigstens anständig zu sterben; denn nichts gilt in diesen Ländern für verächtlicher, als sich im letzten Augenblicke feige zu benehmen.

„Während ich mit diesen Gefühlen unter dem Vorhang durchkroch, beobachtete ich verstohlen das Antlitz des Gefürchteten; ich glaubte weniger Grausamkeit als Strenge, verbunden mit einem hohen Grade von Intelligenz, darin zu entdecken. Dies gab mir einen Funken von Hoffnung, und nachdem ich, auf den Knieen liegend, den Kopf tief auf die Erde geneigt, unter Zusammenschlagen der Hände die vorschriftsmäßige Begrüßungsformel gemurmelt hatte, wartete ich die Anrede Sultan Ali's nicht ab, sondern nahm allen meinen Muth zusammen, sah ihm ins Gesicht und rief: ‚In meinem Lande kniet man nur vor Gott, nicht vor Menschen!' Zu meinem Erstaunen brach Ali nicht in Zorn aus, sondern antwortete: ‚So stehe auf und setze Dich zu mir.' Von diesem Augenblicke an hatte ich gewonnenes Spiel. Nur einmal noch grollte der Donner. Der König fragte mich, woher ich komme; voller Freude übermachte ich ihm die Grüße Scheich Omar's und wollte mein Empfehlungsschreiben hervorziehn. Er winkte mir jedoch entschieden mit der Hand ab: ‚Laß den Brief nur stecken, was wird da weiter darin stehen, als daß ich Dich nicht umbringen soll? Ich allein bin Herr in meinem Lande, und wenn ich Dich nicht tödte, so thue ich es, weil ich es nicht will, nicht aber weil Scheich Omar darum bittet.'

„Nach dieser Audienz durfte ich zu meinem überraschten und erfreuten Gastfreunde zurückkehren und stand fortan unter Sultan Ali's Schutz. Von dessen scharfem natürlichem Verstande sollte ich noch manche Proben erhalten, welche aber nicht immer ohne Reibung für mich abliefen. Ich hatte ihm nach meinen bescheidenen Mitteln einige Geschenke geschickt; am Tage darauf sandte er mir, der Landessitte entsprechend, sein Gegengeschenk. Dasselbe war überaus reichlich, doch mit demselben schickte er mir ein Stück von meinen Geschenken, wenn ich nicht irre, ein etwas defectes Fernrohr, zurück. Bei der nächsten Audienz gab ich ihm meine Empfindlichkeit hierüber zu erkennen, worauf er mir Folgendes erwiderte: Er fasse die Sache und meine Stellung ihm gegenüber ganz anders auf. Wenn ein Fremder wie ich, der augenscheinlich nicht in der glänzendsten Lage sei, ihm Geschenke mache, so geschähe es doch wohl nur in der Absicht, von ihm, dem Könige, dafür um so größere wieder zu erhalten. Da sähe er nun aber gar nicht ein, weshalb er mir nicht einen Gegenstand, der für ihn wenig oder gar keinen Werth hätte, zurückschicken solle?"

Im Laufe der Zeit setzte sich Nachtigal in dem Vertrauen und in der Freundschaft Sultan Ali's immer fester, so daß er schließlich es sogar wagen durfte, denselben nach dem Verbleib der hinterlassenen Vogel'schen Papiere zu fragen. Ich sah, erzählte Nachtigal, daß er unter seiner schwarzen Haut roth wurde, denn er fühlte, daß ich ihm nicht glaube, als er versicherte, er wisse nichts davon; Vogel sei zu Zeiten seines Vaters gestorben. Aber ich bin überzeugt, die Papiere existiren noch, denn die Leute dortiger Breitegrade vernichten niemals etwas Geschriebenes oder Gedrucktes.

Ich verhehlte Nachtigal nicht, daß ich, trotz seiner guten Beziehungen zum Sultan, die Frage doch für eine große Verwegenheit halten müsse. Er aber wandte darauf ein, er hätte sich einer Pflichtvergessenheit an dem Andenken Vogel's schuldig gemacht, wenn er, ohne diese Frage gethan zu haben, nach Europa zurückgekehrt wäre; ihm selbst sei gar nicht geheuer dabei gewesen.

Der Sultan trug ihm dies jedoch nicht nach; er ließ Nachtigal nicht nur seinen Schutz in Abeschr angedeihen, sondern verhalf ihm zu weiteren Reisen in seinem Lande, unterstützte ihn mit Rath und That, wo irgend es nöthig war, und versah ihn sogar mit einem höchst werthvollen Empfehlungsbriefe an den Sultan von Dar For.

Ueber seinen Aufenthalt in letzterem Lande hielt Nachtigal in Stuttgart einen ausführlichen Vortrag und da überhaupt im Allgemeinen darüber mehr bekannt ist, so will ich hier nicht näher auf seine privaten Mittheilungen eingehen. Hoffentlich wird die, wie man sagt, bevorstehende Veröffentlichung seiner nachgelassenen Arbeiten ein reiches Material über Wadai und Dar For enthalten.

Nachtigal ließ sich vorerst noch nicht definitiv in Berlin nieder, da von allen Seiten Ansprüche auf Vorträge an ihn gemacht wurden und er zu viel unterwegs sein mußte. An die civilisirte Art der Locomotion konnte er sich aber zuerst schwer wieder gewöhnen und in scherzhafter Weise beklagte er sich zuweilen über die ungemüthliche Hast und Pünktlichkeit der Eisenbahnen. In Afrika

bereite man sich langsam auf eine Reise vor, und komme es heute nicht dazu, so sage man: So Gott will, reise ich morgen, oder in acht Tagen; oder wenn es Gottes Wille ist, auch erst in einigen Wochen oder Monaten. Trotzdem benutzte er natürlich gern dieses bequeme Beförderungsmittel um so mehr, als dadurch für ihn, der ja unermeßliche Strecken zu Fuß oder auf dem Rücken seines Wüstenrenners durchwandert hatte, Entfernungen so zu sagen nicht mehr in Betracht kamen. Bei diesen Reisen besuchte er uns sehr häufig; wenn er in die mittelbare Nähe Stuttgarts kam, immer, und nicht mit Unrecht bemerkt die „Frankfurter Zeitung" in einem Nachruf zum Andenken Nachtigal's vom 10. Mai 1885: „Alle Wege führten für ihn nach Stuttgart, woselbst er Freunden von ganzem Herzen anhing". Er scheute auch größere Umwege nicht, wenn er uns die Freude machen konnte, einen Tag bei uns zu verweilen und immer anziehender und anregender wurde sein Umgang für uns. Je näher wir ihn wieder kennen lernten, je mehr entfaltete er die ganze Liebenswürdigkeit seines Wesens. Wie Kinder dem Geschichtenerzähler, so lauschten wir nicht selten mit offenem Munde seinen Worten; denn aus der Fülle seiner genialen Natur, ich darf es wohl sagen, gab er uns sein Bestes! Aber nicht nur was er sagte, sondern wie er es sagte, war gleich anziehend, und vor allen Dingen schätzte er die Wahrheit. Er gestattete uns tiefe Einblicke in sein reiches Gemüths- und Geistesleben, und es erhöhte in meinen Augen den Reiz seiner Persönlichkeit, daß er dieselbe ohne Rückhalt seinen Freunden offenbarte. Aber dasselbe Vertrauen verlangte er von uns; er wollte nicht nur fröhlich sein mit den Fröhlichen, sondern Trost spenden in traurigen Tagen und selbst in die alltäglichsten kleinen Vorkommnisse des Lebens begehrte er eingeweiht zu werden.

Vermochte er längere Zeit bei uns zu verweilen, was durchschnittlich jedes Jahr für einige Wochen der Fall war, so benutzte er den größeren Theil des Tages zur Arbeit, und wie schnell ging ihm dieselbe von statten! Ich erinnere mich noch, wie er eines Mittags, nachdem er etwa anderthalb Stunden auf seinem Zimmer geschrieben hatte, mir vierzehn eben fertig gestellte Briefe zur Besorgung übergab. Gern las er uns auch die Vorträge, mit deren Ausarbeitung er gerade beschäftigt war und die im Manuscript vollendeten Theile seines großen Werkes vor.

Die Abende waren der Plauderei gewidmet, in welcher seine unverwüstliche Heiterkeit sich an dem glücklichen Humor meines Mannes entzündete. Zuweilen dauerten diese fröhlichen Unterhaltungen etwas lange und wenn Nachtigal schließlich aufstand und nach der Uhr sah, fand er die Zeit vorgerückter, als er gedacht hatte; dann murmelte er wohl halblaut vor sich hin: „Ich sagte es ja immer, gerade wie in Würzburg; wir haben eben kein Glück mit dem Zubettegehen!"

Wie Nachtigal in jeder heitern Stunde mit großer Vorliebe seiner Studienzeit gedachte, so war es ihm nach seiner langen Abwesenheit ein ganz besonderes Bedürfniß, seine alten Universitätsfreunde aufzusuchen, so bald und wo immer es ihm möglich war; denn Treue in der Freundschaft war einer der hellglänzendsten Züge seines Charakters. Von diesen Begegnissen pflegte er uns dann gern zu erzählen und nach einer derartigen Zusammenkunft entstand auch folgender Brief,

der uns lebhaft das Gelöbniß ins Gedächtniß zurückrief, welches die Erinnerung an überstandene Verdurstungsqualen auf der Tibesti-Reise ihm ausgepreßt hatte:[1])

„Hochverehrte Freundin!

„. . . . . Der gestrige Tag war ein sehr, sehr harter.

„Wie Ihr aus der gestern gemeinschaftlich gegen Euch geleisteten Poesie richtig geschlossen haben werdet, war unser Freund wirklich hier. Vorgestern Morgen hatte ich den Muth, ihn anzutelegraphiren, um mich gewaltsam aus der Melancholie aufzurütteln, in die ich täglich tiefer und tiefer versank. Schon nach wenigen Stunden ereilte mich die erschütternde, geflügelte Antwort: „Komme um halb vier." Und er kam. Er kam mit seiner Gattin, welche im dunkeln Vorgefühle der drohenden Gefahr als mildernder Einfluß ihrem Manne in ernster Stunde nahe sein wollte. Mein vertrauenerweckendes Aeußere, in dem bei der Freude des Wiedersehens die Harmlosigkeit der Jugend mit dem milden Ernste gereifterer Jahre kämpfte, vermochte die brave Gattin allein zurückzureisen, wozu sie allerdings ohnehin schon durch einen acht Monate alten weiblichen Sprößling gezwungen war, und mir ihren zwar erwachsenen, doch noch recht unvorsichtigen Mann und Zögling bis zum nächsten Morgen anzuvertrauen. Ihr Vertrauen wurde auf das Tiefste getäuscht. Obgleich eine ernste Consultation gestern Mittag sich seiner Wissensleuchte bedienen wollte und zwei Kranke sein ärztliches Gemüth belasteten, so konnte er doch erst heute Mittag ungeschädigt (d. h. mehr oder weniger) zurückgeliefert werden, mit der folgenden, nicht mehr ungewöhnlichen Drahtpoesie, die ich auf die Anfrage der Gattin zu expediren genöthigt war:

Zehn Züge hat er gestern versäumt,
Das hätte wahrlich uns niemals geträumt!
Heut' Mittag tritt er endlich an,
Wenn Gnade er gewinnen kann.

Doch ich will chronologisch zu Werke gehen.

„Nachdem wir vorgestern Abend die vertrauensvolle Gattin expedirt hatten, zogen wir restirenden jungen Leute in der Stadt herum, deren Wein- und Bier-Topographie unserem beklagenswerthen Freunde nur allzu bekannt war, wurden um 12 Uhr aus dem ersten Weinhause, um 12½ aus dem zweiten, um 1 Uhr aus dem dritten in die kalte Nacht hinausgegrault, geriethen durch Unvorsichtigkeit in eben so viele Bierhäuser, aus dessen letztem wir um 3 Uhr Morgens trotz aller Remonstration unsrerseits nicht ohne Anwendung einer milden Gewalt entfernt wurden. Mit besseren Vorsätzen, als körperlichen und geistigen Kräften erhob sich N. N. am folgenden Morgen mit dem deutlich ausgesprochenen Triebe der möglichst schnellen Repatricirung. Nach Consultation mit dem aufgeweckten Kellner, dessen ich mich hier erfreue, wurde 9 Uhr 13 Minuten als eine eben so geeignete als frühe Stunde zu der beabsichtigten Translocirung ins Auge gefaßt. Leider entsprachen die unzweckmäßigen Bewegungen nicht ganz der lobenswerthen Idee, genug, wir konnten den Zug nicht erreichen und faßten resolut, wie wir

[1]) Siehe Seite 415 des Decemberheftes der „Deutschen Rundschau".

sind, 11 Uhr 1 Minute als eine immerhin noch günstige Stunde auf. Leider stellte sich der Weg nach dem Bahnhofe als weiter heraus, wie wir vermuthet hatten und wir erreichten den wünschenswerthen Anschluß nicht. Elastisch wie wir geistig sind, trösteten wir uns mit dem Zuge von 11 Uhr 50 Minuten, schon etwas spät zur Consultation um 12 Uhr, aber immer noch hinreichend. Die Zeit reichte zu einem mäßigen Frühschoppen, der leider die Veranlassung war, daß wir zwar im Wartesaale erschienen, aber wieder zu spät. Die Dame des Büffets, welche vermöge ihrer Jugend sich einer gewissen Gutmüthigkeit nicht erwehren konnte, sprach ihr lebhaftes Mitgefühl aus, uns schon zum dritten Male den Zug versäumen zu sehen, tröstete aber mit dem nächsten von 2 Uhr 2 Minuten, der uns auch eine dankenswerthe Gelegenheit bot, die Zahl der Frühschoppen zu vervielfältigen. Pünktlich 2 Uhr 5 Minuten stellten wir uns ein, und fanden statt des intendirten Vehikels nur die händeringende Büffet-Dame: „Oh, meine Herren, Sie sind schon wieder zu spät." Ein durch sein Format und seine Färbung gleich ausgezeichneter Fahrplan deutete auf 3 Uhr 55 Minuten als den nächsten und vielleicht nicht ungeeigneten Zug, da er noch früh genug ankam. Freilich lag zwischen den beiden letzten Zügen eine so geraume Zeit, daß die Verpflichtung an uns herantrat, für unsern inneren physischen Menschen in zweckentsprechender Weise zu sorgen und ihm das bescheidene Maß fester Nahrungsmittel zu gönnen, das Bacchus nur so ungern gestattet. Wir verließen das Bierhaus, das vielleicht auch nicht ganz ohne Schuld an der Unregelmäßigkeit unserer Bahnhofswanderungen war, gingen zum Wein über und nährten uns ebenso einfach, als mäßig und reinlich von Frankfurter Würsten. Sei es, daß wir auch unsere Centralorgane durch die mühsam elaborirte Drahtpoesie unvorsichtig angestrengt hatten oder daß es nicht zeitgemäß war, darauf zu bestehen, daß Jeder von uns (ein Schulfreund, den ich unerwartet hier traf, hatte sich uns angeschlossen) eine Flasche trinken wollte, genug, die Dame des Büffets stand schon draußen auf der Eingangstreppe, mit einem bunten Tuche Eile winkend; ein schriller Pfiff und — schon wieder zu spät! Noch blühten uns vier Züge und wir hielten uns berechtigt, zu glauben, daß N. N. trotz aller Prädestination doch seine Heimath heute noch erreichen würde. In weiser Vorsicht verlegten wir unsern momentanen Aufenthalt in das X.-Hotel, das sich ebenso sehr durch löbliches Getränk, wie durch Nähe des Bahnhofs auszeichnete. Doch ersteres überwog leider. Um 5 Uhr 30 Minuten schickten wir in stillem Hohne und mit der Marmorstirn, die der kühne Reisende dem Schicksal zu bieten weiß, nur noch den Knecht des Hauses auf den Bahnhof, um zu fragen, ob der Zug schon fort sei und erreichten so in sitzender Harmlosigkeit denselben Zweck. Ein schöner Gruß der Büffet-Dame lohnte uns und die Bemerkung, der Zug sei so eben fort und der nächste erwarte uns um 7 Uhr 33 Minuten. Doch noch hatte uns das Geschick nicht ganz gebeugt. In süßem Hochheimer ersetzten wir durch stramme Haltung, was uns an Reiseerfolg abging; N. N. hielt eine Rede an zwei pensionirte Schneider-Stammgäste des Lokals, ich unterrichtete das versammelte Volk über die Unterwassersetzung der Sahara und um 7 Uhr 30 Minuten nahmen wir von unsern gerührten Freunden Abschied. Doch mit des Geschickes Mächten ꝛc. Schon in Sicht des bergenden Hafens, an der leitenden

Hand der freundlichen Büffet-Dame, welche uns schon im Geiste im Coupé sah, gelang es meinem unglücklichen Freunde mit einem Male jegliche Herrschaft über seine untern Extremitäten einzubüßen und in seiner ganzen westphälischen Länge im Falle zu Boden zu stürzen. Die Dame erfreute sich mehr eines guten Willens als körperlicher Kräfte, mein Schulfreund stürzte beim Versuche, das Opfer der Unvorsichtigkeit wieder in eine senkrechte Stellung zu bringen, ebenfalls in die regnende Nacht hin und während Fräulein Eva seufzend sprach: „es ist schon wieder zu spät!“ holte ich ein bescheidenes Vehikel in Gestalt einer gemeinen Droschke und lud die beiden hartbestraften Opfer meiner Freundschaft mit Hilfe des Rosselenkers hinein. Umsonst beschwor uns Eva, gleich bei ihr zu bleiben, fort fuhren wir in die Wohnung meines Jugendfreundes, mit der fest ausgesprochenen Idee, dort Pellkartoffeln und Häring zu atzen. Das war unser Verderben. Die Kartoffeln waren nicht fertig, als der Zug um 8 Uhr 55 Minuten seinem Abgange nahe war; der weite Weg verrieth einen neuen Mißerfolg, wir verzichteten auf einen endlichen Erfolg um die angegebene Zeit, um alle unsere Kräfte auf den letzten noch restirenden Zug zu concentriren. Jetzt verwirren sich meine Begriffe. Eine dunkle Ueberzeugung, sehr viel Häring und Kartoffeln gegessen zu haben, wohnt mir inne; doch auch die Erinnerung, mich allein in Nachtesdunkel auf den Straßen gesehen zu haben, ohne den Bahnhof entdecken zu können. Darauf sah ich mich wieder im Hause meines Altmärkers, der in treuem Opfermuthe, wie es schien, rechtzeitig den jetzt schon wahnsinnig brüllenden Westphalen in die Arme der sorgenden Gattin zu legen entschlossen gewesen war. Um 11 Uhr Abends kehrte mein Schulfreund allein zurück. N. N. war aber doch nicht fort; sein Führer war noch ganz bleich von der Anstrengung und erschöpft, sie waren eine gute halbe Stunde zu spät gekommen. Eva hatte die Thüre zugeschlossen und verzweiflungsvoll, tonlos gemurmelt: „das war der letzte Zug, jetzt gibt es keinen mehr — keinen.“ Mit der Verzweiflung im Herzen, welche seine Situation comportirte, hatte er in meinem Hôtel den Hausknecht requirirt, seinen scheinbar leblosen Körper hinaufgetragen und zu Bette gebracht, während ich selbst aus Gram um meinen angetasteten Nimbus und aus Scheu vor meiner Hôtelbedienung that, als wenn ich verreist wäre, und das Entsetzliche vollbrachte und auswärts schlief. Nagende Gewissensbisse erweckten mich um 6 Uhr; doch physische Kraft zum Aufstehen fand ich erst um 9 Uhr und um 10 Uhr bewegte ich mich nach Hause in der sicheren Ueberzeugung, N. N. sei schon in der Lage, die Verzeihung seiner Gattin mit dem stumpfsinnigen Muthe, den der sogenannte Wüstenkater vortäuscht, zu erflehen, als er in eigener Person da so herumrannte mit der merkwürdigen Absicht, das Haus meines Altmärkers zu suchen, während er doch weder dessen Namen, noch Straße, noch Hausnummer kannte. Doch geknickt war er noch nicht und ich mußte noch erst die Eingangs referirte Drahtpoesie an seine Gattin leisten, ehe er sich entschließen konnte, sein Schicksal zu affrontiren.“

Mit einem gewissen Behagen läßt Nachtigal in dieser köstlichen Schilderung seiner formgewandten Feder ihren Lauf, und hat sich nicht gescheut, wie er nachträglich selbst gestand, die Thatsachen hier und da ein Wenig abzurunden, um den komischen Eindruck zu erhöhen. Jedenfalls werden seine Freunde ihn hier

in seiner heitersten Laune wiedererkennen und für diejenigen Leser dieser „Erinnerungen", welche ihn nicht persönlich gekannt haben, dient der Brief gewiß dazu, sein Gesammtbild zu vervollständigen.

Schneller, als wir gedacht, trat die ernste Thätigkeit wieder an ihn heran. Noch im December desselben Jahres bezog er eine Privatwohnung in Berlin, um sich ungestörter der Abfassung seines Werkes „Sahara und Sudan" widmen zu können. Zu gleicher Zeit wurde er zum Vorstand der „Afrikanischen Gesellschaft" und später zum Präsidenten der „Gesellschaft für Erdkunde" gewählt. Welche Fähigkeiten, hervorgegangen aus seinem vollendeten Tact, aus der Milde seiner Beurtheilung Anderer und aus seinem stets lebhaften Wunsche, überall helfend und fördernd zum Wohle des Ganzen zu wirken, welche ungemeine Arbeitskraft er dabei entwickelte, das haben competentere Persönlichkeiten beurtheilt und anerkannt, ich will es hier nur andeuten. Erfährt man, daß er dazu noch an verschiedenen Orten Vorträge hielt und größere oder kleinere Aufsätze für Zeitschriften verfaßte, so wird man sich nicht darüber wundern, daß er für seine Correspondenz gewöhnlich erst nach Mitternacht Muße fand. Denn auch den geselligen Pflichten durfte er sich nicht ganz entziehen. In den höchsten Kreisen, wie in der Elite der Künstler- und Gelehrten-Welt war er eine gesuchte Persönlichkeit und wenn auch sein sprudelnder Geist sich weniger aus freiem Antrieb in der Menge offenbarte, so bediente man sich doch gern seiner schönen Rednergabe bei officiellen Festlichkeiten, und hauptsächlich trug man ihm häufig den Damen-Toast auf. Das Bestrickende seines Wesens, dem sich auf die Dauer selbst die wilden Naturvölker Afrika's nicht zu entziehen vermochten, mußte um so mehr Eindruck auf empfängliche weibliche Gemüther machen, als es durchaus natürlich und ihm selbst unbewußt war; bei Vielen zog auch wohl der berühmte Name. Genug, er war der erklärte Liebling der Damen, und deshalb wurde die Huldigung, welche er bei den angedeuteten Gelegenheiten dem zarten Geschlechte öffentlich darbrachte, stets mit Begeisterung aufgenommen. Er selbst ließ sich gern durch weibliche Schönheit und Anmuth, vor Allem durch klugen Geist fesseln, vorübergehend oft mehr, als für die Ruhe seines Herzens dienlich war; doch nicht hinreichend, um ganz der Freiheit seines Handelns zu entsagen. Wurden auch manche neue Reiseprojecte, die er während der ersten Jahre seines Berliner Aufenthaltes hegte, durch irgend welche Gründe, hauptsächlich in Hinsicht auf sein unvollendetes Buch, bei Seite geschoben: im Innern seiner Seele wußte er doch, daß, wenn ein besonderer Ruf an ihn erginge, wenn das Vaterland oder die Wissenschaft mit einer Aufgabe an ihn heranträte, welche kein Anderer so wie er zu lösen vermöchte, daß er dann unbedingt den Wanderstab wieder in die Hand nehmen, Gesundheit und Leben dafür hingeben würde; und in diesem Falle durfte keine Rücksichtnahme auf eigene Familie sich hindernd geltend machen.

Allen den oben erwähnten und noch manchen anderen Anforderungen verstand Nachtigal mit pünktlicher Gewissenhaftigkeit gerecht zu werden. Dennoch that er sich nie genug; die Melancholie, welche bei aller heiteren Anlage doch auch einen Grundzug seines Charakters bildete, machte sich hier in der Weise geltend, daß sie ihn stets unzufrieden mit seinen Leistungen sein ließ. Er, der in wenigen

Stunden mehr fertig brachte, als Manche in Tagen, klagte oft in seinen Briefen, daß es ihm mit der Arbeit nicht schnell genug voran gehe, daß er sich zersplittere u. s. w. Kamen dann aber die Ferien, vermochte er dieselben in schöner Natur zu verbringen, so vergaß er bald alle Sorgen, und die sonnige Seite seines Wesens kam wieder leuchtend zum Vorschein. Lange vor diesem Zeitpunkt schmiedeten wir meistens schon Pläne für eine gemeinschaftlich zu unternehmende Reise, und so schloß er sich uns auch einmal auf einer längeren Tour in die Schweiz an, welches Land er, der weitgereiste Mann, merkwürdiger Weise noch nicht kannte. Es machte uns eine ganz besondere Freude, ihm zum ersten Male die großartige Alpenwelt zeigen zu dürfen, in welcher wir seit langen Jahren heimisch waren.

Hatten wir zusammen auf hohen Bergen gestanden, so sollte uns auch der Anblick des Meeres gemeinschaftlich erfreuen. Im September 1881 war der internationale geographische Congreß in Venedig, dem Nachtigal als Delegirter und Präsident der „Gesellschaft für Erdkunde" in Berlin beiwohnen mußte; er überredete uns, ihn dorthin zu begleiten. Diesmal war er für uns der Führer und obgleich er so wenig wie wir vorher in Venedig gewesen war, so verstand er doch, vermöge seiner vollkommenen Beherrschung der Sprache, sein Amt als Cicerone ganz vortrefflich und sein Name allein öffnete uns manche sonst unzugängliche Pforte. Schon Morgens um sechs Uhr erwartete uns bei unserer Ankunft die Gondel des österreichischen Consuls am Bahnhof, um uns ans Hôtel zu fahren, und obwohl der Congreß noch nicht eröffnet war, machte man doch bereits von allen Seiten Ansprüche an unsern Begleiter. Er blieb aber seiner Rolle als Reiseführer uns gegenüber treu und gab stets zur Antwort, er sei mit Freunden da, die er nicht verlassen wolle. Dagegen lernten wir durch ihn viele hervorragende Leute kennen, z. B. den Präsidenten der Geographischen Gesellschaft in Rom, den Sindaco von Venedig u. A. m. Ueberall empfing man uns mit besonderer Zuvorkommenheit und manche Sehenswürdigkeit durften wir zu nicht gewöhnlicher Zeit betrachten. So erschienen wir auch einmal in etwas später Stunde im Civico Museo Correr, diesmal aber nicht ganz à propos. Die Diener empfingen uns mit wenig höflichen Blicken und ließen uns mißmuthig ein; plötzlich öffneten sich die Thüren des Saales, in dem wir uns befanden und zwei Herren traten herein; ein halberwachsener Jüngling und ein Herr in militärischer Haltung. Letzterer begrüßte Nachtigal sofort als alten Bekannten und flüsterte seinem Begleiter etwas ins Ohr, worauf derselbe mit Eifer auf unsern Freund zutrat, ihm die Hand schüttelte und seine lebhafte Freude aussprach, Denjenigen persönlich kennen zu lernen, von dessen Thaten er schon so viel gehört habe. Es war der Kronprinz von Italien mit seinem Gouverneur. Die Gesichter der Diener erlitten in Folge dessen eine auffallende Veränderung.

Ein anderes Mal sahen wir auf der Straße aus der Ferne den alten Negri, den Nestor der italienischen Geographen. Nachtigal eilte ihm entgegen, um ihn zu begrüßen; kaum hatte er das erste Wort gesprochen, so fiel ihm Negri auf offener Piazzetta um den Hals und küßte ihn mehrmals herzhaft ab. Wir standen daneben und freuten uns über die Liebe, welche sich Nachtigal auch außerhalb Deutschlands erworben hatte.

Da wir vor der eigentlichen Eröffnung des Congresses abreisten, konnten wir

nicht Zeugen der vielen Triumphe sein, die unser Freund in Venedig feierte; ein Landsmann, der denselben aber mitgemacht hatte, erzählte uns später unter Anderem folgendes Zeugniß von der hohen Achtung, in welcher Nachtigal in Italien stand. Negri hatte als Alterspräsident die erste Sitzung eröffnet und gerade als er seine Rede begonnen hatte, trat Nachtigal, der sich etwas verspätet hatte, ein. Nach seiner bescheidenen Gewohnheit wollte er sich unbemerkt an der Wand herumdrücken, um zu seinem Platze zu gelangen, als Negri ihn bemerkte und seinen Vortrag mit den Worten unterbrach: „Ecco il illustrissimo Dottore Nachtigal," worauf sämmtliche Anwesende sich von ihren Sitzen erhoben und Letzteren durch dreimalige Acclamation bewillkommneten, was ihn in eine äußerst ärgerliche Stimmung versetzte.

Etwa sechs Monate nach dieser Reise mußte Nachtigal Deutschland wieder verlassen. Während seines Aufenthaltes in Berlin war das Auswärtige Amt aufmerksam auf seine diplomatische Befähigung geworden und ernannte ihn zum General-Consul in Tunis. Bereitwillig übernahm Nachtigal diese Stellung, doch der Abschied von Berlin und seinen dortigen Freunden wurde ihm sehr schwer. Noch ganz niedergeschlagen und nur unvollkommen von einer starken Grippe, die ihn befallen hatte, hergestellt, kam er am 9. April 1882 in Stuttgart an, um noch einmal, wenn auch nur für einen Tag, bei uns zu verweilen. Nachdem er sich von der sehr kalten Nachtfahrt erholt hatte, wurde auch bald seine Stimmung eine gehobenere, und eingehender denn je theilte er uns seine jüngsten Erlebnisse und seine Pläne und Hoffnungen für die Zukunft mit. Als wir Abends mit unsern nächsten Verwandten und Freunden beim fröhlichen Mahle um ihn versammelt waren, stand er auf, dankte uns mit leiser und bewegter Stimme für unsere ihm erwiesene Freundschaft und hob dabei hervor, daß er eigentlich von unserem Hause aus seine große afrikanische Reise angetreten habe, und daß es sein Wunsch gewesen sei, wieder von hier seinem neuen Wirkungskreis entgegen zu gehen, weil er hoffe, daß ihm alsdann dasselbe Glück zur Seite stehen würde.

Lange nachdem unsere Gäste sich verabschiedet hatten, blieb Nachtigal noch in unserer Mitte. Es schien, als vermöchte er sich nicht loszureißen, als hätte er geahnt, daß wir uns nicht wiedersehen sollten; immer von Neuem reichte er uns die Hand zur „Gute Nacht" und immer wieder kehrte er an der Thüre um, uns noch ein anderes liebes Wort, eine weitere vertrauliche Mittheilung zu sagen. Spät trennten wir uns, um am nächsten Morgen Abschied von einander zu nehmen — für immer.

Es ist bekannt, daß Nachtigal während der Dauer seines zweijährigen Wirkens in Tunis, durch seinen Tact, seine genaue Kenntniß der dortigen Verhältnisse und Menschen und durch seine Liebenswürdigkeit es verstand, sich die gleichmäßige Anhänglichkeit der Franzosen sowohl wie der Tunesen zu erwerben. Das Auswärtige Amt hatte seine getroffene Wahl nicht zu bereuen und bewies die Anerkennung, welche es ihm zollte, auch dadurch, daß es schon im ersten Jahre seine officiellen Consulatsberichte den sämmtlichen deutschen Gesandtschaften als Musterarbeiten zuschickte, was wir durch einen befreundeten Diplomaten erfuhren. Er selbst fühlte sich glücklich und wohl in Tunis; sein einziger Kummer war

der, daß er weniger Zeit zum ernsten Arbeiten fand, als er gehofft, und die Vollendung des dritten Bandes seines Werkes sich daher immer weiter hinausschob. Er befand sich noch mitten in der Einrichtung seines neubezogenen Hauses, als ihn 1884 der gleich ehren- wie verhängnißvolle Auftrag der Westafrikanischen Expedition überraschte. Nur mit großem Widerstreben konnte er sich zur Annahme desselben entschließen. Er wußte aus früherer Erfahrung, daß er während der ganzen Dauer der Reise (dieselbe schätzte man damals auf etwa vier Monate) seekrank sein würde, „und wie kann ich eine so lächerliche Krankheit vorschützen, um abzulehnen?" meinte er in einem Briefe an uns. Er hoffte immer noch, daß es nicht zur Ausführung des Projectes kommen würde; als er aber die Gewißheit darüber erhielt, benachrichtigte er uns davon mit den Worten: „Der Kelch, von dem ich Euch kürzlich schrieb, ist nicht an mir vorüber gegangen." Ihm war die Weisung zuertheilt worden, sich in Berlin die näheren Instructionen zu holen, um sich alsdann in Kiel auf dem Kanonenboot „Möwe" einzuschiffen; demgemäß hatte er uns seinen baldigen Besuch angemeldet. Kurz vor seiner Abreise aus Tunis jedoch erhielt er die Ordre, direct nach Lissabon zu gehen und dort die „Möwe" zu erwarten. Damit war unsere Hoffnung, ihn noch einmal vor der gefahrvollen Unternehmung zu sehen, vernichtet. Traurig zeigte Nachtigal uns die veränderte Bestimmung an; würde er es wohl als gutes Omen angesehen haben, wenn er, zum dritten Male am Wendepunkte seines Geschickes stehend, wiederum unser Heim als Ausgangspunkt hätte nehmen können? Wie dem auch sei, er kehrte nicht zurück.

In der ersten Periode dieser Reise zeugten seine Briefe noch von frischem Muth; nach und nach merkte man ihnen aber Verstimmung und theilweise Entmuthigung an. Während man hier in Deutschland schon längst mit Begeisterung seinen patriotischen Thaten folgte und er, was man nennt, ein populärer Mann geworden war, quälte er sich selbst mit Unannehmlichkeiten aller Art ab und die Verantwortlichkeit seiner Stellung lastete schwer auf ihm. Dazu war er auf dem Schiff fast ununterbrochen seekrank, weshalb er die „Möwe" seinen „Marterkasten" nannte, und zwar so intensiv, daß er uns klagte, es würde ihm wohl niemals gelingen, an Bord auch nur einen Brief zu schreiben. Im Uebrigen theilte er uns nur ein einziges Mal über seine Gesundheit mit, daß er gestehen müsse, er sei leider der Malaria zugänglicher als sonst. Damals hatte er aber schon, wie wir später erfuhren, einen schweren Fieberanfall überwunden. Sein letzter Brief an uns, vom 19. März 1885, zeigt aber durch seine zitterige, unleserliche Handschrift deutliche Spuren von Krankheit und sein Inhalt von tief trauriger Stimmung.

Als er endlich, nach Ausdauer eines vollen Jahres, seine Mission als beendet betrachten durfte, schiffte er sich, zwar schwer krank, doch von freudigsten Hoffnungsgefühlen beseelt, nach Europa ein. Aber sein Körper, zu sehr durch Seekrankheit, wie durch sich wiederholendes Fieber und Ueberanstrengung geschwächt, konnte der letzten Attaque keinen Widerstand mehr leisten. Fern von der heißersehnten Heimath und seinen Lieben, auf dem Wege zu Glück und Ehren, auf ödem Meere, doch auf deutschem Boden und von deutschen Männern

gepflegt, hauchte er sein Leben aus, das er dahingegeben im Dienste seines Vaterlandes. Doch

„Er lebt im Ruhm noch, obwohl nicht im Leben."

So lange die deutsche Jugend es liebt, ihre Helden der Sage und der Geschichte mit den Eigenschaften des Muthes, des Patriotismus, der Bescheidenheit, Ritterlichkeit und Thatkraft zu schmücken, Tugenden, die auch ihm im hohen Grade innewohnten, so lange wird Gustav Nachtigal unvergessen bleiben, und sein Name ist auf immer verknüpft mit der Geschichte deutscher Afrikaforschung und deutscher Colonisation.

Heute, an seinem Todestage, gedenken wir gramerfüllt des einsamen Grabes auf Cap Palmas, das wir so gern mit treuen Freundeshänden schmückten. Doch wir dürfen nicht darüber trauern, daß er im fernen meerumrauschten Welttheil seine letzte Stätte gefunden; ihn deckt dieselbe Erde, auf welcher er gekämpft und gelitten, auf der er sich aber auch errungen hat die Krone der Unsterblichkeit!

Stuttgart, den 20. April 1886.

Das geographische Bild der Menschheit.

Eine Centennialbetrachtung.

Von

Friedrich Ratzel.

I.

Es sind jetzt gerade hundert Jahre, daß Johann Gottfried Herder im stillen Weimar eifriger noch als gewohnt an jenem Werke arbeitete, welches unter dem Titel „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" ein werthvolles Vermächtniß unserer classischen Literaturperiode darstellt. Der dritte Theil war eben vollendet und Ende 1785 erschienen. Der erste und zweite waren 1784 veröffentlicht worden und erst 1792 gingen die letzten Abschnitte in die Welt hinaus, welche aber nicht das Werk, sondern nur den Torso abschlossen. Denn der großartige Entwurf hat nie seine volle Ausführung gefunden. Wir dürfen diese „Ideen" nach ihrem Inhalte als die reifste der Prosaschriften Herder's rühmen und finden dennoch nicht bloß in der Unvollendung ihres Abschlusses die Bestätigung des Urtheiles, daß Herder der größte Fragmentist der deutschen Literatur sei. Oft beurtheilt ein Geist einen anderen nur darum so treffend, weil in dessen Seele die eigene sich spiegelt. Herder hat einmal von den Schriften Lessing's gerühmt, daß sie den Geist des Verfassers „immer in Arbeit, im Fortschritt, im Werden" zeigen. Aber von seinen eigenen kann dasselbe mit doppeltem Recht gesagt werden; denn Herder war von Natur so angelegt, daß er aus dem Arbeiten nach Fortschritt und dem Ringen um neues Werden von Anfang bis zu Ende niemals herauskam. Er schafft nicht den herrlich vollendeten Schild des Achilles, sondern das peinvoll immer neue Gewebe der Penelope. Wenn Lessing durch den Zufall seiner Lebensumstände Vieles in Fragmenten hinterließ, so fehlte Herder nicht nur die Gunst und die Lust der Vollendung, sondern auch die Gabe derselben, denn sein Gedankenleben war ein nie ruhender Strom in klippigem, ungleichem Bette. Die Ursache davon aber suchen wir in jener Zwiefachheit der Geistesanlage, die mehr das Streben als die Harmonie fördert, dem Fortschritt günstiger ist, als dem Abschluß. Der Dichter und der Denker verbanden sich in ihm nicht zur Einheit, sondern zur Kraft, nicht zur

Vollendung, sondern zur Wirksamkeit. In der Vorrede vom 23. April 1784, die die ersten Bogen der „Ideen" begleitete, spricht er die Ueberzeugung aus, daß sein Buch „in den meisten Stücken zeige, daß man anjetzo noch keine Philosophie der menschlichen Geschichte schreiben könne", er nennt es eine Schülerarbeit und bittet die Meister der einzelnen Wissenschaften und Kenntnisse, den exoterischen Versuch eines Fremdlings nicht zu verachten, sondern zu verbessern. So spricht von seinem Werke, dessen früheste, erst werdende Theile schon Goethe und Knebel gefesselt hatten, der Dichter, indem er sich besinnt, daß er Forscher sein will. Er hat einen großen und schönen Gedanken, der den herrlichsten Stoff zu einem Gedichte im Stil der „Metamorphose der Pflanzen" abgegeben haben würde, wenn er wie eine Knospe mehr verheißend als gewährend sich geboten hätte, in ausführlicher, vielseitiger Darlegung zu entfalten gesucht. Nun warnt ihn zu spät der Forscher in ihm, der frägt, ob die Blume auch halten werde, was die Knospe versprochen? Wir geben dem Forscher Herder Recht, wenn ihm ahnt, als ob der Dichter Herder ein zu weites Gebiet sich abgesteckt habe, da seine Seele in kühner Begeisterung Welt und Menschheit umflog. Doch danken wir noch viel wärmer dem Dichter, der den Forscher zu Höhen führte, die vor ihm Niemand betrat, und nach ihm Wenige erreicht haben. Kam er seiner eigenen Zeit zu früh, so ist die Welt seitdem nicht stehen geblieben und sieht heute auf dem Wege, der zur geistigen Erfassung der Menschheit führt, den Geist Herder's, den seine Zeitgenossen halb aus dem Auge verloren hatten, wieder als Führer ihr vorschweben.

Erinnere ich an die hundertste Wiederkehr der Zeit, in welcher Herder's „Ideen" entstanden, so ist es nicht die dürre Jahreszahl des Geburtsjahres eines heute nur wenige Bürger stiller Gemeinden noch tief interessirenden Buches, welche diese Erinnerung mir werthvoll macht. Sondern dieses Buch ist die Blüthe, welche Herder's Geist zu der Zeit trieb, da er seiner Sonne am nächsten gekommen war. Die „Ideen" sind das reifste Werk und das Werk der reifsten Jahre, welches die Lebenszeit Herder's zwischen dem 40. und 45. Jahre nicht bloß mit seiner Arbeit, sondern mit seinen Interessen erfüllte, die wie um einen strahlenden Mittelpunkt sich um die Lichtgedanken der Menschheitsentwicklung gruppirten. Die „Ideen" bezeichnen die Zeit der erneuten Freundschaft mit Goethe, dessen Theilnahme ihre literarische Ausgestaltung hilfreich begleitete und gleichmäßig allen ihren Theilen zugewandt blieb. Goethe war dankbaren Gemüthes immer eingedenk, wie Herder's Arbeit zu dieser Zeit die seine mit gefördert. Noch 1817 schrieb er in dem Heft zur Morphologie: „Meine mühselige qualvolle Nachforschung ward erleichtert, ja versüßt, indem Herder die Ideen zur Geschichte der Menschheit aufzuzeichnen unternahm." In Herder's vielumdüstertem Leben war diese Zeit eine der heitersten; er selbst rechnete die Sonntagsabende, an denen er die neuentstandenen Abschnitte dem um Goethe's Theetisch versammelten Freundeskreise vorlas, zu den Sternenblicken seines Lebens in Weimar. Denken wir an die jetzt zum hundertsten Male sich jährende Geburtszeit der „Ideen" zurück, so feiern wir also die Sonnenhöhe eines der mächtigen Geister, denen unsere Nation aufs Tiefste verpflichtet sein wird, so lange es eine Schätzung geistiger Güter gibt.

II.

An Herder heute zu erinnern, mahnt nicht nur der Hundertjahrtag seines großen Werkes, sondern mächtiger fast die Thatsache, daß dieses Deutschland, an dessen Bildung zur Humanität er sein Leben lang gearbeitet hat, gerade jetzt vor die Forderung sich gestellt sieht, in der Praxis des intimsten Verkehres mit Völkern aller Culturstufen die Lehren reiner Menschlichkeit wirksam zu beweisen und ein Völkerverständniß, wie Herder es anbahnen wollte, thätig zu bewähren. Aus der Enge europäischer Staatengeschichte ist Deutschland auf den weiteren freieren Plan der Weltgeschichte hinausgetreten. Nicht wie früher bloß seine einzelnen Bürger berühren sich verantwortungslos mit den Völkern der Erde, sondern das Reich erscheint selber an den Küsten des Indischen und des Stillen Oceans, und die Welt steht gespannt, wie diese jüngste der Mächte, welche der außereuropäischen Menschheit unmittelbar gegenüber treten, die Aufgabe erfassen werde, deren Lösung keiner anderen zur Zufriedenheit gelang. Der Einzelne war dem Staate verantwortlich, der Staat ist es der ganzen Welt. Jenem sind die Gesetze geschrieben, dieser hat sich dieselben zu schöpfen. Wo kann er nun die Erkenntniß finden, die nothwendig ist? Wenn jemals, so ist es jetzt an der Zeit, die Summe dessen zu ziehen, was unsere Denker von der Menschheit gedacht haben. Was als Barren in den literarischen Schreinen ruhte, ist nun auszumünzen und in Umlauf zu setzen. Erst jetzt wird man recht sehen, wie echt es ist.

Man sollte Deutschland für wohlvorbereitet halten, sich an dem großen Werke der Erziehung der Menschheit zur Cultur zu betheiligen. Kaum dürfte in einer anderen europäischen Literatur innerhalb der letzten hundert Jahre so viel von der Menschheit gesprochen worden, das große Wort aber auch durch häufigen Gebrauch so abgeschliffen worden sein. Lessing hatte allerdings in seiner 1780 erschienenen Schrift eine andere „Erziehung des Menschengeschlechtes" im Sinn, eine in Tiefen der Vergangenheit liegende. Aber plante nicht Herder kurz vorher in der drang- und traumreichen Einsamkeit Bückeburgs einen „Katechismus der Menschheit" und ein „Jahrbuch von Schriften für die Menschheit"? In der That, der Begriff Menschheit hat in unserer Geistesgeschichte ein langes und bewegtes Leben hinter sich. Vor hundert Jahren hatte er vielleicht den Höhepunkt seines Gebrauches erreicht. Der Umgang mit großen Worten, deren voller Ton ein gewisses Ahnen von Weite oder Tiefe des Sinnes wachrief, kennzeichnete überhaupt den jugendlich empfänglichen Charakter jener Zeit. Die Menschheit zu bilden, Dinge zu schaffen, die die Menschheit interessiren könnten, der Menschheit die Freiheit zu schenken, zu der sie geboren sei, sich im Herzen der Menschheit Denkmäler zu stiften, das waren die Lieblingsangelegenheiten der umfassenden, liebevollen, schöpfungsfreudigen Geister, denen auch Herder sich tief verwandt fühlte. Jacobi erklärte es für den Zweck seines Woldemar, „Menschheit wie sie ist, erklärlich oder unerklärlich, auf das Gewissenhafteste vor Augen zu legen", und Wilhelm von Humboldt, der in seiner bekannten Besprechung dieses Werkes in der Jenaischen Literaturzeitung das Wort Menschheit achtmal, daneben auch Menschenwürde und Menschenkraft, gebraucht, erklärt, daß Derjenige „eine hohe Menschheit" in sich tragen müsse, dem es beschieden sein solle,

dies erhabene Ziel zu erreichen. Dies Wort wurde, wie man sieht, in einem Privatsinne gebraucht, der nicht mehr geläufig ist und uns in Erstaunen setzt. So schrieb auch Schiller 1795 aus philosophischer Vertiefung heraus an Goethe die merkwürdigen Worte: „Wie das Schöne selbst aus dem ganzen Menschen genommen ist, so ist diese meine Analysis desselben aus meiner ganzen Menschheit herausgenommen." Diese Reduction des Wortes Menschheit auf den Sinn von menschlich und Menschenthum ist eine Vertiefung im Vergleiche mit der Oberflächlichkeit, die das große Wort aussprach, ohne an dessen Inhalt nur zu denken; sie ist aber ein Rückschritt im Vergleich mit der Weite und Tiefe des Sinnes, die es durch Herder gewonnen hatte. Bis auf diesen war es freilich den Meisten nur wie ein Prunkgefäß erschienen, in dessen Tiefe man nicht blickt, so lange der Schmuck des Aeußeren das Auge erfreut. So war ja oft ein Wort, besonders ein hochklingendes, zum Herzen dringendes, die Schale, in welche im Laufe der Zeit der Honig der Gedanken nur langsam, tropfenweise eingetragen wurde. Je höher aber der Gedankeninhalt wuchs, desto tiefer sank der Werth dieser Hülle, und war dieselbe erst ein kostbares Gefäß, so wurde sie zuletzt zur Gußform, die man zerschlagen, zum Gerümpel werfen konnte, als man des Inhaltes sicher geworden war. So ist das Schicksal vieler großen Worte, die die Riesenkraft der Sprache, welche mit ein paar Silben eine Welt umspannt, in demselben Augenblicke ausprägen, in welchem sie sich auf der andern Seite in ihrer ganzen Schwäche zeigen. Je tiefer der Sinn, je größer der Gegenstand eines Wortes, um so leichter trennt sich dieses wie der Körper von der Seele. Doch bleibt oft eine wirkende Kraft zurück, die langsam fortkeimt und wächst, und endlich doch dem verlassenen Worte wieder zum Inhalt, zum Leben verhilft. Es kann ein Wort wie ein Problem sich uns gegenüberstellen. Die paar Laute, indem man sie ausspricht, tönen wie eine Frage oder rufen uns eine Aufgabe zu. So konnte das Wort Menschheit nicht auf die Dauer in einer Enge des Sinnes ausgesprochen werden, welche einige Völker ein- und die Mehrzahl derselben ausschloß. Wenn eine Zeit den Inhalt dieses Wortes so voll besitzt, wie die unsrige, den Sinn desselben so ganz verwirklicht, indem sie die Völker der Erde ohne irgend eine Ausnahme einander näher bringt, dieselben sich kennen lehrt, so kann sie zwar vielleicht das Wort selbst viel weniger häufig gebrauchen, als ein Geschlecht, welches des Inhaltes minder froh geworden; allein sie macht den besseren Gebrauch davon.

III.

Die literatur- und culturgeschichtliche Bedeutung der Herder'schen „Ideen" liegt in ihrer Stellung auf der Schwelle von der Theilbetrachtung der Völker zur Gesammtauffassung der Menschheit, von der fragmentarischen zur vollständigen Weltgeschichte, von der Form zur Sache. Menschlich zieht uns an, das Werk am Ziele einer langen Entwicklung zu erblicken, die die fruchtbarsten Jahre eines großen Geistes in sich schließt. Den wissenschaftlichen Werth glauben wir in der Veredelung oder, bergmännisch zu reden, Anedelung des Begriffes „Menschheit" durch Vertiefung seiner Quellen und außerdem in dem strengen Festhalten an dem Gedanken zu erblicken, daß die Menschheit nicht ohne die

Erde, der Geist nicht ohne die Natur zu verstehen sei. Wenn wir aber alle Strahlen zusammenfassen, die die „Ideen" in unsere Seele senden, so erkennen wir, daß Herder vor Allem das Große vollbrachte, ein erstes gerechtes Bild der Menschheit zu zeichnen. Daß zu dieser Gerechtigkeit nicht bloß der warme Wille einer humanen Natur, sondern auch die ernste, tiefe Liebe zur wissenschaftlichen Wahrheit zusammen mit der Verehrung des Schönen in einem geläuterten Bilde der Wirklichkeit ihn antrieb, das erinnert an jene tiefen Verbindungen zwischen der classischen Periode unserer schönen Literatur und dem Aufschwung deutscher Wissenschaft zu eigenartigsten Leistungen, erinnert an die Werke des Brüderpaares Humboldt, das, um dieselben Sonnen wandelnd, Wärme und Licht mit Herder theilte. Herdern, der ein umfassender Geist nicht in dem schwächeren Sinne war, daß er den Weltkreis der Erscheinungen umwandernd prüfte, sondern in dem tieferen des Insichfassens und innigen Durchdringens, kam, wie er selbst berichtet hat, „schon in ziemlich frühen Jahren, da die Auen der Wissenschaften noch im Morgenschmucke vor ihm lagen," oft der Gedanke, ob denn, da Alles in der Welt seine Wissenschaft habe, nicht auch das, was uns am nächsten angehe, die Geschichte der Menschheit im Ganzen und Großen ihre Wissenschaft haben solle? Und so frühe diese Frage sich erhob, keimte derselben auch schon die Antwort auf, welche ganz natürlich aus der früh erworbenen Ueberzeugung sich ergab, daß kein tiefer Unterschied das Reich der Natur und der Geschichte trenne, beide, wie sie aus der Hand des Einen Schöpfers hervorgegangen, auch einerlei Gesetz gehorchen müßten. Wir stehen hier auf dem Boden einer Weltanschauung, die nicht zufällig, sondern aus Nothwendigkeit einheitlich ist. Und der Plan einer Weltgeschichte, in der die Menschheit als ein blühendes Gewächs der Natur, als das höchste Product der Werdens- und Wachsthumskraft unseres Planeten im organischen Zusammenhang mit dem Planeten, ihrem Erdenhause und Mutterboden dargestellt werden sollte, zeigt sich in frühen Versuchen Herder's schon im Werden. Die „Ideen" sind die höchste und letzte Ausführung dieses Planes, der so tief in die Zeiten hinabreicht, wo Herder als Student in Königsberg zu Kant's Füßen saß, daß diese seine Ausprägung wohl als ein Werk bezeichnet werden darf, das mit dem Leben selbst herangereift. Als er sie aber niederschrieb, hatte er den tiefpoetischen Spinoza näher bei sich, als seinen kritischen Lehrer, und Dichten und Denken fanden Genüge nur noch in der Erhebung des Geistes *mit* der Natur zu der höheren und höchsten Einheit des Schöpfers, dem beide ihr Dasein verdankten, zu dem Einen und Allen. An nicht auffallender Stelle der Vorrede von 1784 sagte Herder: „Gott ist alles in seinen Werken." Dieser Spruch aber könnte an der Spitze und am Schlusse des ganzen Werkes stehen.

Wem, der das All im Sinne hat, kann die Erde genügen? Die Erde ist ein Stern unter Sternen. Von himmlischen, durch unser ganzes Weltall sich erstreckenden Kräften empfing die Erde ihre Beschaffenheit und Gestalt, ihr Vermögen zur Organisation und Erhaltung der Geschöpfe. Man muß sie also nicht allein und einsam, sondern im Chor der Welten betrachten, in deren Mitte sie eine mittlere Stellung einnimmt, deren von Extremen entfernter, temperirter Charakter in ihrer Größe, und der Art und Dauer ihrer Bewegungen um die Sonne und sich selbst wiederkehrt. Und dieses „zweideutige, goldene Loos der

Mittelmäßigkeit, die wir wenigstens zu unserem Troste als eine glückliche Mitte träumen mögen," sehen wir es vielleicht in der abgewogenen Proportion der Bildung der Erdgeschöpfe wirksam sich bethätigen? Und sagen nicht die Umwälzungen, die Feuerergüsse, Beben und Wasserfluthen und die fortschreitende Hervorbildung immer vollkommener Lebewesen aus einfachen selbstentstandenen Keimen, sagt nicht diese wechselvolle Geschichte, in deren Gang die Nothwendigkeit oft wiederholten Unterganges liegt, die Hinfälligkeit und Abwechselung aller Menschengeschichte voraus? Die wechselnden Jahres- und Tageszeiten, die Strömungen in der Lufthülle und den Gewässern fördern die Unterschiede und Bewegungen, sind Werkzeuge dieses ewigen Wechsels, in welchem indessen nur ein Mittel zur Erreichung immer höherer Bildungen zu erkennen ist. Herder dürstete nach Harmonie, und auch darum strebte er zur Einheit, in welcher Wahrheit und Schönheit ihm zusammenfielen. Er nennt es einen grausenvollen Anblick, „in den Revolutionen der Erde nur Trümmer zu sehen, ewige Anfänge ohne Ende, Umwälzungen des Schicksals ohne dauernde Absicht." Aus diesen Trümmern macht nur „die Kette der Bildung" allein ein Ganzes, des Menschengeistes, der der unsterbliche, fortwirkende Theil der Menschen. Luden stellt in seiner Einleitung zu den „Ideen" dieses Wort an die Spitze, weil es die Sehnsucht des Gemüthes ausspreche, die zu stillen Herder das große Werk unternommen. Und in der That, wenn es einen Trost zu gewinnen galt, inmitten der Erscheinungen der unbelebten wie der belebten Natur, die damals mehr als heute das Bild einer dem forschenden Geiste trotzenden Verwirrung darboten, was war sicherer, mit Inbrunst ergriffen zu werden, als die Lehre, daß all' diese scheinbare Wirrniß nach geheimem Plane auf die Entwicklung des Menschen hinführe? Herder suchte auch die Thiere und Pflanzen in eine geistige Verbindung mit den Menschen zu bringen, sie als vorbereitende Versuche zu verstehen, in den Abstufungen der organischen Kräfte von der vegetativen zur animalen und zur höchsten Aeußerung im Menschen eine Einheit zu erkennen. Man hat ihn deshalb in einer, von der darwinistischen einseitigen Auffassung der Schöpfungsgeschichte trunkenen Zeit, welche kurz hinter uns liegt, zum Vorläufer Darwin's stempeln wollen. Allein dieses wäre eine Verkennung Herder's, der viel tiefer und ebendarum nicht so populär, nicht so packend, freilich auch nicht erfolgreich in der Lösung bestimmter Probleme ist, wie der englische Forscher. Herder erkannte allerdings in der Schöpfung unserer Erde eine Reihe aufsteigender Formen und Kräfte und sah als Wirkung der zusammenarbeitenden Naturkräfte den Fortschritt; allein im Reich der Menschen trat ihm ein System geistiger Kräfte entgegen, das ein Mittelglied zwischen dieser Welt und einer jenseitigen, oder, wie er selbst sich ausdrückt: „Die Humanität ist nur Vorübung, ist Knospe zu einer zukünftigen Blume."

Und so ist ihm die Geschichte das naturnothwendige Ergebniß der Wirkungen lebendiger Menschenkräfte, welche bedingt, ja vorgeschrieben sind durch die Verhältnisse von Ort und Zeit. So vollständig, so maßvoll und feinsinnig wie Herder hat kein Geschichtsforscher vor allem die natürliche Bedingtheit der Geschichtsentwicklung gezeichnet. Und er ist gerade darin nicht bei Allgemeinheiten stehen geblieben, wie die Meisten, welche diesen Gegenstand vor

ihm gestreift hatten, sondern mit einem Behagen, das nur zur kleineren Hälfte dem Forscher, zur größeren dem Künstler angehört, entwickelt er die Völkerschicksale aus der Lage und Natur ihrer Länder und flicht geographische Erwägungen ganz neuer Art in seine Betrachtungen ein. Kein Geschichtschreiber vor ihm hatte gewarnt, bei der Betrachtung der Geschichte Europa's nicht der Thatsache zu vergessen, daß der Norden dieses Erdtheils bis zu den Alpen „eine herabgesenkte Fläche sei, die von der völkerreichen tatarischen Höhe bis ans Meer reicht." Herder hat diesen vortrefflichen Gedanken nicht bloß ausgesprochen, sondern näher ausgeführt, indem er die Urgeschichte Mittel- und Nordeuropa's nur im Zusammenhange mit derjenigen Nord- und Centralasiens verstehen will. Die Vielgegliedertheit Asiens stellt er der plumpen Eingestalt Afrika's gegenüber und findet dort die Erziehung der Menschheit durch die Mannigfaltigkeit der Völkergegensätze, wie die Natur des Landes sie bedingt, ebenso gefördert, wie hier bis zum Verharren im Traumleben gehemmt. Herder's Darstellung Griechenlands, „dieses schönen Problems der Geschichte", als eines geschichtlichen Schauplatzes konnten Grote und Curtius vervollständigen; die Grundgedanken sind in allen Schilderungen dieses anziehenden Gebietes die Herder'schen geblieben. Wer es unternehmen wollte, Gedankenblüthen, die nach Inhalt, wie Form dauernd werthvoll sind, in den weiten Gedankenalleen dieses Werkes zu sammeln, würde die Last köstlicher Funde nicht auf einmal in seine Zelle tragen. Ich erinnere nur noch an einige jener tiefsinnigen Ahnungen, die die größten Geister auf dem Gebiete der Völker- und Geschichtsforschung fruchtbar anregen könnten: „Ueberhaupt scheint Asien von jeher ein vielbelebter Körper gewesen zu sein." Oder: „Bei allen Denkmalen der Vorwelt muß man nicht nur zurück auf die Ursachen sehen, die solche beförderten, sondern auch auf die Wirkungen, die dadurch gefördert wurden, denn kein Kunstwerk steht todt in der Geschichte der Menschheit." Oder gegenüber den ausschweifenden Hypothesen von einem einzigen Urvolke als Quelle aller Cultur u. s. w.: „In der Zusammenwirkung der Völker, in lauter Versuchen zu ihrer Organisation liegt das erste Urvolk." Oder entgegen dem Anstaunen der Blüthe Griechenlands als einer unbegreiflichen: „Die Cultur eines Volkes ist die Blüthe seines Daseyns, mit welcher es sich zwar angenehm, aber hinfällig offenbaret." So wie Oscar Peschel den Satz Herder's von den Chinesen: „Die Gabe der freien großen Erfindung in den Wissenschaften scheint ihnen, wie mehreren Nationen dieser Erdecke, die Natur versagt zu haben" zum Ausgangspunkte der Würdigung der chinesischen Cultur oder Halbcultur in seiner „Völkerkunde" macht, so sind Tausende von Herder'schen Gedanken besonders in der geschichtsphilosophischen Literatur zerstreut, in welcher sie oft wie die Krystalle im tauben Schiefer glänzen. Aber der Werth der „Ideen" liegt natürlich mehr im Ganzen und Tiefen. Er liegt in der Gerechtigkeit, im Mangel der Willkür. „Nicht das lasset uns als Absicht der Natur betrachten," ruft Herder einmal aus, „was der Mensch bei uns ist, oder gar sein soll, sondern was er überall auf der Erde ist. Wir wollen keine Lieblingsgestalt, keine Lieblingsgegend für ihn finden." Ein heftiges, heißes Bestreben treibt ihn, gegen die skeptischen Versuche anzukämpfen, „die Geschichte zum Ameisenspiel, zum Gestrebe einzelner Neigungen und Kräfte ohne Zweck, zum Chaos zu machen, in welchem

man an Tugend, Zweck und Gottheit verzweifelt." Oft übertrifft der Instinct einer edlen, gerechten Gesinnung weit die Klarheit des Ueberblicks. Es ist gar nicht immer der Gegensatz der wissenschaftlichen Methode der aufklärenden Geschichtsphilosophen zu der seinen so groß, wie der Abstand der Gesinnung ihn erscheinen läßt. Das ironische Lächeln des französischen Salonphilosophen bringt den ehrlichen Denker in Harnisch. Spürt man im Sturm und Drang Straßburgs, Bückeburgs, des jüngeren Weimar die Ungeduld deutscher Eigenart, länger unter das gallische Joch gebeugt zu sein, so erinnere man sich dieses Aufbäumens deutscher Gerechtigkeitsliebe in der Geschichtschreibung, die selbst den damals noch so fabelhaften alten Aegypter bloß „an seiner Stelle", d. h. unter den Bedingungen seines Landes und seiner Zeit gewürdigt sehen will. Man möge diese Bewegung um so weniger übersehen, als die Umkehr der Wissenschaft von dem in aufgeklärter Selbstgenügsamkeit ihr viel zu nah gesteckten Ziele, das Besinnen auf sich selbst, welches Herder mit dem beständig wiederholten Hinweis auf die noch kaum geahnte Tiefe des Problems der Menschengeschichte bewirkte, den hohen Aufschwung deutscher Geisteswissenschaft in späteren Jahrzehnten gründlich vorbereiten half. Auf dem einzigen Felde, wo Herder durch emsige Eigen- und Sonderarbeit eine der tieferen Quellen aufschloß, die Voltaire's Zeit verachtete, dem der Volksdichtung, hat man längst die lebendigen Fäden aufgezeigt, die von hier zur Verjüngung der deutschen Poesie im Jungbrunnen der Volksüberlieferung leiten. Aber die Geisteswissenschaften haben nicht weniger gewonnen durch das tiefere Pflügen, welches Herder auf dem Alles bestimmenden Gebiete, dem der Geschichte, so eindringlich empfahl. Wer die wogenden Halme und goldenen Aehren mit Wohlgefallen betrachtet, um welche so manches Wissenschaftsfeld in deutscher Pflege heute das der Nachbarn überragt, vergesse nicht, unter den Lehrmeistern Herder als einen trefflichen, weitwirkenden zu nennen. Die Kenntniß der Menschlichkeit im Ganzen machte ihre ersten Schritte über die Befangenheit im europäischen Gesichtskreise um diese Zeit. Herder prägte dieser Bewegung den Stempel der Nothwendigkeit auf. Aus barer Unkenntniß heraus brandmarkte noch Voltaire die Verhältnisse der vorrömischen Völker Mitteleuropa's zur „honte de la nature" und bezeichnete die Geschichte der civilisirten Völker als allein des Nachdenkens Gebildeter würdig. Er war hierin nur das Echo Bossuet's, welcher über die sogenannten uncivilisirten Völker mit der oberflächlichen Bemerkung weggeht: „Wir finden bei ihnen wenig zu lernen und nachzuahmen. Sprechen wir nicht weiter von ihnen und kommen wir zu den „peuples policés". Voltaire und Bossuet waren aber in den Augen der Generation, aus welcher Herder hervorwuchs, die Lehrer des Geistes der Geschichte gewesen und Herder's Zeitgenossen lasen seine „Ideen", indem sie dieselben mit Voltaire's „Essai sur les mœurs" und Bossuet's „Discours sur l'histoire universelle" verglichen, an diesen sie zu messen suchten.

Wie tiefe Spuren diese willkürlich engen Auffassungen gemacht hatten, zeigt nichts deutlicher, als ihr Wiedererscheinen in den geschichtsphilosophischen Gedanken der Kant, Fichte und Hegel, die zum Theil bewußt dem Strome der Herder'schen Ideen entgegentrieben und für Viele, deren Blicke an der Oberfläche hafteten, deren Richtung verdunkeln mußten. Als Hegel

vor jetzt sechzig Jahren in Berlin seine Vorträge über die Philosophie der Geschichte begann, schloß er in der vorbereitenden Umgrenzung seines Stoffes nicht bloß die kalte und die heiße Zone aus, wo „der Boden weltgeschichtlicher Völker nicht sein kann, weil Kälte und Hitze zu mächtige Gewalten sind, als daß sie dem Geiste erlaubten, für sich eine Welt zu bauen“ und bezeichnet nicht nur Afrika als „im Vorzimmer der Geschichte liegend, weil es ohne Bewegung und Entwicklung sei“, sondern auch Amerika schied er von dem Boden, auf dem sich bis jetzt die Weltgeschichte begab und meint, es sei höchstens in der Perspektive zu zeigen. So willkürlich würde heute die einseitigste Geschichtsconstruction nicht mehr zu Werke zu gehen wagen. Aber noch immer ist im Allgemeinen die Betrachtung und Behandlung der Geschichte eine wesentlich europäische und das Echo jener befangenen Auffassung unseres großen Immanuel Kant, dessen Klarheit hier zur Kurzsichtigkeit wird, daß Europa berufen sein werde, den andern Erdtheilen seine Gesetze zu geben, klingt noch überall, nicht nur in geschichtsphilosophischen Abhandlungen und in eigentlichen Geschichtswerken wider, sondern selbst häufig genug in der Tagesliteratur, die doch berufen sein soll, die Verhältnisse der Länder und Völker mit dem Maßstabe ihres gegenwärtigen Zustandes zu messen und, wenn sie um sich schaut, viel mehr, was werden kann, im Auge haben sollte, als was gewesen ist. Wie schwer muß es aber werden, gerecht zu sein!

IV.

Halte ich nun diese Auffassung, die mehr Ahnung und Vermuthung als Wissen, mehr Dichtungs- als Forschungswerk war, fest und vergleiche mit ihr, was wir heute wissen, so scheint es mir, als zeichnete ich an dieser und jener Stelle nur Fragmente von genauerer Ausführung in einen ziemlich vollständigen, wenn auch unbestimmten, etwas nebelhaften Rahmen. Das Bild der Menschheit ist, mit anderen Worten, klarer, deutlicher, es hat an Tiefe gewonnen, allein die Grundzüge sind dieselben, wie sie in Herder's hochgemuthem Sehergeiste standen.

Beginne ich vom äußersten, aber nothwendigsten Elemente dieses Bildes, von den Umrißlinien, die dasselbe in seiner allgemeinsten Form und Ausdehnung bestimmen, so sind die geographischen Grenzen des Menschen auf der Erde heute wenig anders zu ziehen als vor hundert Jahren. Damals zeichnete Bertuch die erste Uebersichtskarte der Verbreitung der Menschenrassen, die in den Grundzügen nicht veraltet ist. Nur an den steilen mit Eis umsäumten Küsten Grönlands und auf den nicht minder unwirthlichen Inseln, welche von hier nach Westen zu Amerika's Nordküste gegenüberliegen, haben neuere und neueste Entdeckungen die Grenze menschlicher Wohnstätten, welche das classische Buch des Missionars der Brüdergemeinde, David Cranz, „Historie von Grönland“ 1765, noch bei 70° n. Br. gezogen hatte, fast bis an den Rand des bekannten Landes vorgeschoben. Doch handelt es sich hier nicht um große oder neue Völker, sondern dieselben Eskimos, welche weiter südlich wohnen, sind hier in einigen wenigen jagdlustigen Familien auf der Suche nach den offenen Stellen des Meeres, wo Seehunde häufiger sind, und nach den Weideplätzen des Moschusochsen soweit nach Norden gezogen. Diese Hinausschiebung der Nordgrenze hat die bekannten 1450 Millionen des Menschengeschlechtes bloß um ein paar hundert Individuen

bereichert, welche in nichts von den hyperboräischen Eis- und Seemännern, den Eskimo, sich wesentlich unterscheiden. Um gar keine Seele aber haben die Forschungen in der Südpolar-Region die Summe der Menschen bereichert; denn alles, was südlich vom Feuerland gelegen ist, erweist sich entgegen den Erwartungen einflußreicher Denker des vorigen Jahrhunderts, die dort große Länder und zahlreiche Völker von vielleicht ganz eigenartiger Bildung vermutheten, als völlig unbewohnt. Südlicher als die Feuerländer, deren Herd- oder Kahnfeuer schon im December 1520 dem Magelhaens leuchteten, ist von Allen, die nach ihm den stürmischen Weg machten, kein Volk gefunden. Man hatte an einer dritten Stelle der Erde, im Stillen Ocean, der größten, über ein Drittheil des Erdballs bedeckenden Wasserfläche, unbekannte Völker vermuthen können, ehe der letzte Entdecker von columbischer Größe, James Cook, auf drei Reisen, die zwischen 1768 und 1779 fallen, dieses Meer in den verschiedensten Richtungen durchkreuzt und allen Nachfolgern nur eine ärmliche Nachlese von ein paar kleinen, menschenarmen oder unbewohnten Eilanden übrig gelassen hatte. Selbst ein Maupertuis, der noch 1744 das Verlangen geäußert, die Landenge von Darien nach einer albinoähnlichen Rasse und Borneo nach geschwänzten Menschen durchforschen zu lassen, würde Angesichts dieser Ergebnisse sich zu der Wahrheit haben bekennen müssen, daß die Menschheit in sich weniger unähnlich, als vielmehr im Wesen übereinstimmend sei.

Innerhalb dieser dergestalt festgelegten Grenzen hatte man Menschen überall gefunden, wo die Natur Speise und Trank nicht ganz versagte. An einigen Punkten waren dieselben ausgestorben oder fortgezogen, indem sie Gräber und andere kärgliche Spuren ihres Daseins hinterlassen hatten. Aber im Norden und Süden dieser Grenzen hat die eifrigste Durchforschung keine Reste des Menschen nachzuweisen vermocht.

So war denn mit festen Linien ein großer Raum auf der Erde umzogen, innerhalb dessen die Entdeckungen gemacht werden mußten, welche die Frage zu beantworten hatten: Was ist die Menschheit? Fassen wir zuerst das am meisten an der Oberfläche liegende, das Körperliche des Menschen ins Auge, so sehen wir uns der allgemeinen Erfahrung gegenüber, daß, je mehr unsere Vorstellungen der Wahrheit sich nähern, um so einförmiger das Gesammtbild derselben sich gestaltet. Und blicken wir auch nur auf die Zeit zurück, welche durch ein paar Jahrhunderte von der Gegenwart getrennt ist, so meinen wir aus einförmigem alltäglichem Grau in das warme Licht eines sonnigen Jugendtraumes zu tauchen. Wie schillerte so bunt die Welt! Zwerge und Riesen bevölkern den hohen Norden und den fernen Süden, bald läßt man Hitze, bald Kälte, bald Feuchtigkeit ihr Wachsthum hemmen oder fördern. Jedenfalls kann nur ein Uebermaß der einen oder der andern Eigenschaft Riesen von vielen Ellen Höhe und fingerlange Zwerge erzeugen. Im Osten, wo die Sonne ihr neues, frisches Licht spendet, wohnen die Macrobier, die langlebigen Menschen, die ihr Alter nach Jahrhunderten zählen. Glotzäugige Cyklopen, Arimaspen, die mit doppelt scharfem Einauge ihre Goldschätze gegen die Angriffe der Greife, der Riesenvögel, bewachen, Aigopoden mit Ziegenfüßen, Ein- und Dreifüße, Kopf- und Händewandler füllen die Lücken und lassen die Phantasie nirgends auf der Erde müßig

sein. Zwischen ihnen wohnen Völkerschaften, die Geistesbelustigungen geringeren Grades, aber doch noch hinreichend anfregender Natur darbieten. Da gibt es keine Speise, von den Erdwürmern bis zum Menschenfleisch, die nicht gewürdigt worden wäre, einem Volke, das sich ihrer fast ausschließlich bedient, den Namen zu geben. Es gibt Wurmesser, Fischesser, Schildkröteneſſer, Elephanteneſſer. Am meisten regten indessen die Menschenfresser zu Furcht und Denken an, denn sie fehlten keinem Erdtheil. Nicht bloß im sechzehnten Jahrhundert findet man auf vorzüglichen Karten von Südamerika die Gebiete der Kariben durch anthropophagische Phantasien ausgefüllt, die z. B. die Röstung eines Menschen an quer durch seinen Körper durchgesteckter Stange über flammendem Feuer zeigen, fast jeden neuentdeckten Raum füllte die Phantasie mit solchen Unholden, am meisten in Afrika, wo die immer wiederkehrenden Aussagen der Neger, daß jenseits ihrer Grenzen Menschenfresser wohnten, erst in unserer Zeit als eine meist unbegründete, wenn auch herkömmliche Lüge, ein Theil des Fabelgewebes erkannt worden sind, welches die Geo- und Ethnographie jener Völker ausmachte.

Mag es müßig erscheinen, diese Märchen zu wiederholen, sie sind von bleibendem Interesse als naivster Ausfluß jenes, einer richtigen Würdigung der Menschheit am zähesten widerstrebenden Triebes, der Weite der bewohnbaren Erdräume eine entsprechende Mannigfaltigkeit der Menschen und menschenähnlichen Gebilde anzupassen. Derselbe ist nicht ausgestorben. Er zeigt sich bis auf den heutigen Tag in dem Bestreben lebendig, kleine Eigenthümlichkeiten der Völker zu tiefen Unterschieden zu erweitern.

Zurückkehrend aus diesen Irrgängen der Phantasie, sah nun der aufgeklärte Geist der Beobachter in der Zeit Blumenbach's und Camper's sich erstaunt nach den großen Unterschieden der Menschen um und fand sie nicht. Wie viel Neues erwarteten diese wissensdurstigen Geister von den Entdeckern! Wie beeilten sie sich, von deren Funden Nutzen zu ziehen! Als Cook und Forster 1775 zurückkehrten, hatte Blumenbach schon nach vier Wochen durch Banks Nachricht von ihren Entdeckungen erhalten. Man lebt heute mit all' unseren Zeitschriften und Bulletins nicht rascher. Was Blumenbach durch den großen Banks erfuhr, war weniger als er erwartete und Reinhold Forster schrieb, nachdem er Cook auf seiner zweiten Umsegelung begleitet hatte, „Bemerkungen über Gegenstände der physischen Erdbeschreibung, Naturgeschichte und sittlichen Philosophie" nieder, in denen eine geradezu nüchterne Auffassung der Menschheit sich kundgibt. Daß eine solche möglich war, beweist, wie sehr im Stillen an der Vermehrung des Thatsachenschatzes gearbeitet worden war. Die Riesen Patagoniens und die Zwerge des Feuerlandes werden hier auf mittlere Größe reducirt, welche von jenen häufiger überschritten, von diesen seltener erreicht wird, ohne daß beide irgend aus dem Kreise dessen heraustreten, was auch bei uns von höher und niedriger gewachsenen Völkern an Größe erreicht wird. In der Schilderung der Hautfarben wird nach Blumenbach's Vorgang jede Uebertreibung vermieden. Es sind verschiedene Abstufungen von Braun, die uns hier entgegentreten. Kohlschwarze und Schneeweiße gibt es nicht. Von bläulichschimmernden Schwarzen, die noch jüngst Schweinfurth und Buchta auf den Reflex der Bläne des afrikanischen Himmels zurückführten, war damals noch nicht die Rede. Fuhr man

auch fort, die Rassen nach den fünf Farben: weiß, gelb, roth, braun, schwarz zu benennen, so wußte man doch bereits, daß von genauer Uebereinstimmung innerhalb dieser Abschattungen keine Rede sei. Für uns ist nun vollends jede sogenannte Rasse aus verschiedenfarbigen Menschen zusammengesetzt. Die kaukasische umschließt schon in Südeuropa dunklere Individuen als im Norden. Die mongolische schwankt von dem Weizengelb, das man als charakteristisch für sie angegeben findet, bis zu erdbraun. Unter den Negern wiegt dunkelbraun vor, doch sind hellere Töne in großen Völkergruppen vorwaltend vertreten, auch wenn wir zunächst von den hellen Südafrikanern absehen. Im polynesischen Gebiete kommt das tiefe Gelb der Chinesen neben dem tiefen Braun der Neger vor. Und Amerika, das noch den einheitlichsten Charakter der Färbung aufweist, zeigt Schwankungen zwischen tieferen und helleren Tönen, denen gegenüber alle Versuche, eine geographische Anordnung zu erkennen, fehlschlagen müssen, und die, wo sie einen geringeren Betrag erreichen, recht wohl auf sociale Verschiedenheiten zurückführen mögen. Durch die ganze Welt geht die Regel: daß die Weiber heller als die Männer und die höheren Klassen heller als die niederen sind. Forster schon stellte Betrachtungen über diese Thatsache an, die in Polynesien besonders deutlich hervortritt. Zum Ueberfluß aber ist selbst im Einzelmenschen die Färbung nicht gleichmäßig vertheilt. Der Indianer ist nicht braun wie eine Bronzestatue, sondern hellere und dunklere Stellen setzen seine Färbung zusammen; Negerkinder werden röthlichgrau geboren, kranke Neger verlieren die Farbe und vielleicht hellt sie auch ein dauernder Aufenthalt in kühlerem Klima auf.

Mit den Extremen der Hautfarbe gehen häufig Extreme der Haarbildung zusammen. Der straffhaarige Chinese oder Indianer auf der einen, der woll- oder kraushaarige Neger auf der andern Seite bezeichnen hier die am weitesten auseinanderliegenden Eigenschaften, zwischen welchen die große Menge der Menschen mit mehr oder weniger lockigen Haaren, zu denen außer den Europäern auch die Polynesier, Australier und die meisten Süd- und Westasiaten, ferner die Nordafrikaner gehören, Uebergang und Vermittlung bilden. Diesen großen Unterschied betonte Blumenbach schon, ohne ihm großes Gewicht zu geben. Vor einigen Jahren ergriffen zwar einige namhafte Forscher mit unwissenschaftlicher Voreiligkeit das angeblich nur bei Schwarzen Melanesiens vorkommende Merkmal des büschelartigen Haarwuchses, um eine neue Rasse darauf zu begründen. Seitdem ist aber nachgewiesen, daß diese Art des Haarwuchses in wechselndem Maße, das stark durch die Frisur bestimmt wird, allen wollhaarigen Menschen zukommt. Für Viele hat es wohl dieser Lehre nicht bedurft, um ihnen zur Einsicht zu verhelfen, daß auf ein in jedem Sinne oberflächliches Merkmal wie das Haar tiefgehende Classificationen nicht zu bauen sind.

Sind diese äußeren Unterschiede an Gewicht seit Blumenbach's und Forster's Zeit nicht gewachsen, so sind innere, die man einst in größerer Zahl annahm, überhaupt geschwunden. An einem kleinen Schaltknochen des Hinterhauptes wollte Tschudi die Peruaner, an einem Knötchen des dritten Halswirbels Bordier die Malayen unterscheiden und zahlreich sind die Versuche, die Völker nach der Form des Schädels zu bestimmen, dem das Gehirn, welches er einschließt, einen so hohen Werth und Reiz verleiht. Es gibt viele Unterschiede der

Schädel, aber es ist nicht möglich, von Schädeln, die wir in der Erde finden, mit Sicherheit zu sagen: Dieser gehörte einem Europäer, dieser einem Indianer, dieser einem Mongolen. Höchstens gibt es Wahrscheinlichkeiten, unter denen die wichtigste die zu sein scheint, daß Schädel von großem Rauminhalt eher dem Gliede eines den Geist mit Kenntnissen erfüllenden und in Thätigkeit erhaltenden Culturvolkes als eines Volkes angehören, dessen Seele über einen traumartigen Zustand, den sie nicht als Fessel fühlt, sich nicht erhebt. Den Unterschieden der Schädelgröße entsprechen aber Verschiedenheiten der Größe, des Gewichtes und des Organisationsreichthums jenes, als Träger der Geistesthätigkeit wichtigsten Organes, des Gehirnes, und diese Verschiedenheiten sind von allen die nach Ursache und Folge klarsten, denn sie hängen eng mit den Unterschieden der Culturhöhe zusammen. Ja, nur um dieser willen sind sie wohl so eifrig gesucht und so scharf, oft wie triumphirend, betont worden. Denn freilich, die Culturunterschiede, die sind viel greifbarer als die Abweichungen der Organisation, und die letzteren haben eigentlich an jenen allein sich zu einer gewissen Höhe der Beachtung emporranken können.

V.

Als Herder schrieb, schien die Streitfrage, ob die Wilden Vernunft hätten, ob sie als Menschen zu betrachten seien, längst gelöst zu sein; da aber dies ein Problem ist, das sich in geschichtlicher Bewährung selbst erhellen muß, und bis zu welchem die Lampe der zersplitterten und ungeduldigen Gelehrsamkeit nicht hinanleuchtet, so war hier nicht die Wissenschaft die Fackelträgerin der Erkenntniß. Den grübelnden Verstand ließ weit vorauseilend das Gefühl der Menschlichkeit hinter sich und die Kirche setzte mit der Bulle Paul's III. von 1537 einen Markstein der Humanität, dessen Inschrift „Indos ipsos, utpote veros homines, Christianae fidei capaces existere" die Verleumdungen der „Wilden", als ob sie vernunftlose Wesen seien, wenigstens bei den frommen Spaniern Amerika's zum Schweigen brachte. Aber ein weiter, an Irrpfaden reicher Weg lag zwischen hier und dem allgemeinen Verständniß ihrer Stellung zu den höheren Gliedern der Menschheit. Und nicht die wenigst bedenkliche der Abirrungen barg sich in der allzu weitherzigen Auffassung des Begriffes der Menschheit, welche noch 1774 den, wegen anderer Verdienste von Herder hochgeschätzten Lord Monbodo im Orang Utang Borneo's „auch einen Wilden" sehen ließ. Wir haben es an jenen späteren, theilweise bis in unsere Zeit hereinragenden Discussionen der natürlichen Inferiorität der zur Sklaverei bestimmten Negerrasse Afrika's, an den Versuchen, trotz Blumenbach, die hohen Wände des Artbegriffs in der Menschheit aufzurichten, endlich an der Affenmenschtheorie erlebt, wie leicht diese Auffassung einen Riß in die Menschheit bringt. Es gibt Skeptiker, bei denen jenes päpstliche Wort noch immer nicht ganz unbestritten ist. Herder traf aber den Kern der Frage, indem er ausrief: „Du Mensch, ehre Dich selbst! Weder der Pongo, noch der Longimanus ist Dein Bruder, wohl aber der Amerikaner, der Neger: ihn also sollst Du nicht unterdrücken, nicht morden, nicht stehlen."

Die Uebereinstimmung über die Grenze dieser allgemeinen Behauptung hinaus nachzuweisen, wollte ihm nicht gelingen. Die Völkerkunde seiner Zeit konnte

genügen, die großen Züge der körperlichen Organisation in ihrer allgemeinen Uebereinstimmung, also das Gröbste und Aeußerlichste festzustellen, vermochte aber nicht den Einblick in das zu verschaffen, was in der Tiefe der Seele lebt, was gewußt und gewähnt wird. Selbst über das Aeußerlichste der Cultur, die Geräthe, die Waffen, den Schmuck und die Kleidung waren nur kümmerliche Vorstellungen verbreitet. Viel von diesen Dingen wurde in den Curiositäten-Cabinetten der Liebhaber niedergelegt, und damit allerdings der Grund geschaffen für die ethnographischen Museen, deren zweckbewußter Aufbau aber erst den letzten dreißig Jahren angehört. Damals fehlte es in diesen Sammlungen noch an Ordnung und Vollständigkeit und nicht minder war dies der Mangel der vortrefflichsten Völkerbeschreibungen dieser und der nächstfolgenden Zeit. Man sammelte planlos, weil man erst selbst noch in der Orientirung war. Fragestellung, Zielsetzung gehören höherer Entwicklung an. Unmöglich, auf dieser Stufe klar zu wissen, was zu wollen sei, wo die Thatsachen selbst noch nicht in jene Ordnung gebracht, aus der die Probleme gleichsam von selbst anschießen! Die Unwissenheit ist leichtgläubig und zweifelsüchtig zugleich; beides ohne Wahl. Tappt sie doch im Dunkeln. Die gelehrten Lindwurmtödter, welche die Riesen und Zwerge, die Schwanzmenschen und Hundsköpfe, d. h. die Kindermärchen von denselben klaren Auges erschlagen zu haben glaubten, sahen eine Drachensaat neuer Fabelwesen rings um sich erstehen. Man glaubte an Menschen ohne Sprache, ohne Religion, ohne Staat, ohne Feuer, ohne Hütten, ohne Kleider, ohne Waffen. Ein kritischer Kopf wie Malthus meinte, die Feuerländer endgültig auf die letzte Sprosse der Leiter der Cultur gebannt zu haben, als er 1798 von ihnen schrieb: „Ausgehungert, zähneklappernd, von Ungeziefer verzehrt, in eine der unwirthlichsten Gegenden der Erde gebannt.“ Warum suchte er diese Rasse nicht in den Moorhütten Kilkenny's? Die Definition würde nicht dagegen gesprochen haben. Fast zweihundert Jahre früher hatte ein einfacher niederländischer Schiffer, Oliver van Noort, ein viel treueres, weitaus weniger graues Bild der Feuerländer entworfen, das, wie es scheint, das achtzehnte Jahrhundert völlig vergessen hatte. Aehnlich wurden von Malthus und Anderen die Australier, Tasmanier, Andamanesen, Californier in den Schatten der Unterschätzung gestellt, welchen dann nur die sorgfältigste Inventarisirung der äußeren und inneren Besitzthümer dieser Völker wieder zerstreuen konnte. In ihr ist die Wissenschaft bis auf den heutigen Tag eifrigst beschäftigt. Wer das Gewicht erwägen will, welches dieselbe auf diese sonst verschmähten Elemente des Wissens von den Völkern zu legen gelernt hat, höre die Hilferufe eines Kenners wie Adolf Bastian, der vor der Zerstörung dieser Besitzthümer durch die vorschreitende Cultur zu retten sucht, was irgend noch zu retten möglich. Eine Masse von Geräthen und Waffen, welche vor hundert Jahren auf den polynesischen Inseln in jeder braunen Hand waren, sind heute zu gesuchten Seltenheiten geworden und Vieles davon ist absolut verschwunden. So besitzt z. B. kein Museum einen der künstlichen Panzer, welche die Vorkämpfer auf den Gesellschaftsinseln trugen, und welche zu Cook's Zeit keineswegs selten waren.

Es wäre vielleicht hinreichend, sich auf die ältere Literatur, welche die vom europäischen Einfluß noch unberührten Naturvölker schildert, zu stützen, wenn

bloß der Zweck erreicht werden sollte, aus der Zahl und Art der Culturbesitzthümer den Schluß auf den Grad der Culturhöhe jener Völker zu ziehen. Welch höheres Ziel zu setzen, werden wir erfahren. Man würde dann bald finden, daß gewisse elementare Fertigkeiten allen Völkern gemein sind, daß z. B. Alle das Feuermachen verstehen, daß kein Volk habituell alle Bekleidung verschmäht, daß keines unkundig des Hüttenbaues, der Bearbeitung der Steine zu Waffen, des Erwärmens der Speisen. Culturelemente sind über die ganze Welt zerstreut. Wir finden sie keimend, blühend, absterbend, auch ausartend bei den verschiedensten Völkern, sie fehlen bei keinem. Absolute Unterschiede gibt es daher nicht. Jedes Volk nennt eine Summe von Wissen und Können sein, welche seine Cultur darstellt. Der Unterschied zwischen den Summen geistiger Errungenschaften und Erbschaften liegt nicht bloß in ihrer Größe, sondern auch in ihrer Wachsthumskraft und vor Allem ihrer Wachsthumsdauer. Die Culturentwicklung ist Arbeit der Generationen, die in einem Schätzesammeln gipfelt. Die Schätze aber, die sie anhäuft, wachsen von selbst weiter, sobald erhaltende Kräfte in Wirksamkeit treten. Wo diese Kräfte fehlen, hört der Schatz zu wachsen auf und sinkt auf ein einförmiges Niveau herab, welches bestimmt ist durch die Anregungen, welche jede Generation neu empfindet, neu auslöst und — neu verklingen läßt. Vortrefflich hat diesen Zustand Condorcet in seinem „Esquisse d'un tableau historique" charakterisirt, wo er von dem Naturmenschen sagt: „Die Ungewißheit und Schwierigkeit, seinen Bedürfnissen zu genügen, der nothwendige Wechsel zwischen äußerster Ermüdung und absoluter Ruhe, lassen dem Menschen keine Muße, in welcher er, seinen Ideen sich hingebend, seinen Geist mit neuen Combinationen bereichern kann. Die Mittel selbst, mit denen er seine Bedürfnisse befriedigen könnte, sind allzusehr von Zufall und den Jahreszeiten abhängig, um in nützlicher Weise eine Industrie wecken zu können, deren Fortschritte sich überliefern ließen; und jeder beschränkt sich darauf, seine persönliche Geschicklichkeit zu entwickeln."

Die Zusammenhangslosigkeit in Zeit und Raum kennzeichnet also den Zustand der sogen. Naturvölker, ebenso wie wir als das Wesen der culturfördernden Kräfte die Schaffung eines größtmöglichen Zusammenhanges aller Mitlebenden und Mitstrebenden in einem Culturkreise untereinander und mit den vergangenen Geschlechtern bezeichnen dürfen. Der lebendige Zusammenhang der mitlebenden erweitert den Boden der Cultur, während der Zusammenhang unter den aufeinanderfolgenden Geschlechtern denselben vertieft. In treffender Weise verglich man daher die Cultur mit einem mächtigen Baum, der in jahrhundertlangem Wachsthum sich zu Größe und Dauer über die Niedrigkeit und Vergänglichkeit culturloser Völker erhoben. Was gibt ihm Größe und Dauer? Die Fähigkeit des Erhaltens. Es gibt Pflanzen, welche hier schwache alljährlich hinsterbende und wieder sich erneuende Kräuter sind, um dort zu kräftigen Bäumen aufzuwachsen. Der Unterschied liegt in der Erhaltung der Wachsthums-Ergebnisse jedes einzelnen Jahres, ihrer Ansammlung und Befestigung. So würde auch dies vergängliche Wachsthum der Naturvölker, die man nicht ganz mit Unrecht als Völkergestrüpp bezeichnet hat, Dauerndes schaffen und auf der Unterlage dieses Dauernden jedes neue Geschlecht höher der Sonne entgegentragen und zu-

gleich festere Stützen in dem von Vorangegangenen Geleisteten ihm bieten, wenn in ihm selbst ein Trieb der Erhaltung und Befestigung wirksam wäre. Aber weil dieser fehlt, bleiben alle diese Pflanzen, denen eine größere Bestimmung nicht von Anfang an versagt war, am Boden, wo sie elend um ein bischen Licht und Luft ringen.

Die Anfänge der Cultur müssen nothwendig in der Erleichterung des Kampfes, den der Mensch mit der Natur um die ersten Bedürfnisse kämpft, des Kampfes um Nahrung und Schutz des Körpers liegen. Sie sind also materieller Natur. Erst auf dieser materiellen Grundlage erhebt sich festgegründet das Schatzhaus geistigen Besitzes. Aber auch wenn diese Grundlage geschaffen, geht immer weiter in aller Culturentwicklung die materielle und geistige Fortbildung Hand in Hand. Soll der Fortgang der Letzteren ein anhaltender bleiben, so muß die Erstere immer um einige Schritte voraneilen. Sie ist es, die vor allem durch die Cultur des Bodens — nicht umsonst hat das Wort Cultur die doppelte Bedeutung von Gesittung und Bodenbau — von den freiwilligen Gaben der Natur unabhängig macht, die auf gleichem Grunde mehr Menschen leben läßt und damit die Summe der Kräfte und deren Zusammenwirken fördert, sie ist es endlich, die durch Reichthum die Muße zu geistiger Arbeit sichert. So einflußreich also auch der wirthschaftliche Zustand der Völker in ihrem gesammten Culturwesen sich zeigt, so wenig ist doch das Uebergewicht zu billigen, welches demselben in der Ziehung der Grenzlinien zwischen den Culturstufen eingeräumt wird. Denn, wie wir sehen, ist er nicht allein wirksam. Folgendes Schema, das sogar nach etwas mehr Detaillirung sucht als die sonst üblichen Gliederungen, mag auf den ersten Blick als ein wohl geeignetes zur Unterscheidung der Culturstufen erscheinen:

1. Jäger- und Fischervölker.
2. Primitive Ackerbauer.
3. Pfluganwendende Getreidebauer.
4. Hirtenvölker.
5. Culturträger von stabilem Charakter (Halbcultur).
6. „ von fortschreitendem Charakter.

Blicken wir aber über die Völker vergleichend hin, die derselben Culturstufe angehören, so ergibt sich bald, daß in der Richtung auf staatliche und geistig-religiöse Entwicklung sehr Verschiedenartiges im Rahmen einer und derselben wirthschaftlichen Entwicklung möglich ist. Hinsichtlich des Ackerbaues standen viele Völker Nordamerika's auf derselben Höhe wie die Culturträger von Anahuac und Cuzco. In staatlicher und religiöser Entwicklung übertrafen die primitiven Ackerbauer von Hawaii oder Tahiti die höheren Ackerbauer unter Batta und Dajaken. Und wie weit gehen zwischen den Extremen der Rennthiernomaden oder der rinderreichen Dinka auf der einen und den Mongolen oder Arabern auf der anderen Seite die Hirtenvölker auseinander? Es würde die geistigen Elemente der Cultur ignoriren heißen, wollte man das Schema der materiellen consequent durchführen. Da aber jene leichter der Veränderung unterworfen sind als diese, so werden letztere als Unterlage der Zeichnung des Bildes der Menschheit an ihrem Platze sein, erstere aber von dieser Unterlage in um so deutlicherer Gliederung sich abheben.

VI.

Man ist es nicht gewohnt, vom geistigen Leben der Naturvölker zu sprechen. Man wähnt, es existire solches kaum. Die Culturträger der heutigen Welt glauben zwar, auf die Kasteneintheilung der alten Inder mit bedauerndem Lächeln blicken zu dürfen, aber sie werden selbst zu hochmüthigen Brahminen, wenn sie geistiges Leben nach äußerlichen Attributen wie Schrift, Wissenschaft, Literatur abschätzen. Man kann denken, ohne zu schreiben, und forschen, ohne Wissenschaft zu haben. Der Stolz auf die Cultur ist ein Stolz auf ererbte Schätze. Das Protzenthum wird welthistorisch, wenn es auf dem Culturbesitz thront, den es ja zum kleinsten Theil selbst erworben hat, zum größeren nur verbesserten Methoden der Tradition dankt. Gerade dieser äußerliche Mangel, diese Armuth der Ueberlieferung weist uns doppelt eindringlich darauf hin, in die Tiefe jener Völkerseelen uns zu versenken, über deren Aeußerungen das Grau der Vorzeit seine Dämmerung bis an die Grenze des hellen lichten Tages von heute und gestern ausbreitet. Hier ist das historische Bewußtsein so schwach, daß die Göttersage bis in das heute lebende Geschlecht hereingreift. Ein Freund Semper's auf Kreiangel (Palau) wollte noch einen der Kalid gekannt haben, die riesenstark, glücklich, reich, die Urbewohner der Inseln waren, und zeigt in kühnem Vertrauen den Ort, wo derselbe gehaust hatte. Es ist also von Geschichte im üblichen Sinne hier nicht zu reden. Aber wie ist dann ein Volk zu verstehen, dessen Gestern vergessen ist? Die Schriftlosigkeit und Traditionsarmuth ist noch keine Geschichtslosigkeit. Geschichte lebt überall und ob sie geschrieben wird oder nicht, ist nur ein Zufall. Es braucht so wenig wie das Leben des Einzelnen das der Völker eine Documentirung, daß es lebt. Und das Leben des Volkes ist seine Geschichte.

Eine andere Frage stellt uns allerdings die Erforschung dieser Geschichte. An was sich halten, wo die geschriebenen Zeugnisse fehlen und die Tradition im Munde der Nachkommen ein unverständliches Gestammel wird? Die Antwort kann nur lauten: An das, was dem Menschen unverlierbar oder doch schwer veränderlich zu eigen ist, an ihn selbst, an seinen geistigen Besitz, an das, was er an Fertigkeiten und Künsten von seinen Vorfahren ererbt hat. Wo immer wir heute noch ein Volk finden, das an Einen Gott glaubt, statt einen Olymp oder eine Walhalla edleren oder roheren Baues mit Götterdynastien zu bevölkern, nehmen wir eine Verbindung mit den Trägern des Monotheismus, Juden, Christen oder Mohammedanern an. Wo wir in einer Sprache Laute finden, welche an die unseres eigenen Idioms anklingen, fühlen wir uns zu jener Art von Untersuchung aufgefordert, welche als Sprachvergleichung noch zu Herder's Lebzeiten einen einstigen Zusammenhang zwischen Deutschen und Indern aus deren Sprachen bewies und eine ihrer Grundthatsachen schon 1769 gefunden hatte, als Cook mit einem Eingeborenen der Gesellschaftsinseln an Bord nach dem vierhundert Meilen entfernten Neuseeland kam und zu seinem Erstaunen wahrnahm, daß die Sprache der Neuseeländer nur in dialektischen Einzelheiten von derjenigen des tahitanischen Begleiters abweiche. So wie hier eine schriftlose Sprache über ein Drittheil des Stillen Oceans sich verbreitet erwies, die dann später über den ganzen

malayischen Archipel und über Madagaskar hin verfolgt ward, so daß sie die halbe Erdkugel umzirkelt, so wurde in Afrika seit dem Anfang unseres Jahrhunderts ein gleich hoher Grad von Aehnlichkeit zwischen den Bantusprachen nachgewiesen, die von der Südostspitze bis über den Aequator hinausreichen. Aehnliches gelang in amerikanischen und australischen Sprachgebieten. Wo nicht ganze Sprachen über Gebiete von Hunderttausenden von Quadratmeilen sich ausdehnten, findet man wenigstens Sprachtheile in weiter Verbreitung. Polynesische Zahlwörter kommen in Melanesien, arabische in Nubien, solche der Quechua-Sprache bei wilden Indianern des Amazonasgebietes, z. B. den Jivaros vor. Gewisse Urworte, wie Mensch, kehren mit ähnlichem Klang in der Mannigfaltigkeit der indianischen Sprachen von Grönland bis Yukatan wieder. Freilich liegt neben so weiter Ausbreitung plötzlich die entgegengesetzte Erscheinung äußerster Zersplitterung, die bei sonst so übereinstimmenden Sitten einem der denkend tiefsten Völkerforscher, Phil. Martius, als unlösbares Räthsel entgegentrat. Aber die Erstere ist die herrschende. Sie spricht für eine rasch über weite Gebiete hinfluthende Verbreitung, sei es von Völkermassen, sei es von Einzelnen, die dem Verkehre nachgehen. Es lag die Versuchung nahe, alle Völker, welche eine Sprache, oder mindestens Tochtersprachen Einer Mutter sprechen, als Abkömmlinge eines Stammes zu betrachten, wobei man indessen vergaß, daß unschwer Ein Volk die Sprache eines andern lernt. Die Nordamerikaner würden sich wohl wehren, wenn man sie als Stammesbrüder ihrer Neger ansehen wollte, die alle englisch gelernt haben und heute diese Sprache, in deren Gebrauch sie aufwachsen, mit ebenso großem Rechte als ihre Muttersprache betrachten, wie die blaublütigsten Mayflower-Aristokraten. Man vergaß auch die leichte Veränderlichkeit der Sprache, wiewohl manche Erfahrung dafür vorliegt. Erinnern wir uns nur an die Verwandlung des Angelsächsischen, eines vollklingenden deutschen Idioms, in die halbromanische und biegungsarme englische Sprache von heute. Nichts scheint der Sprache einen Vorrang vor anderen ethnographischen Merkmalen zu gewähren; Nichts hindert uns, die Sprache als Werkzeug aufzufassen, dem die innigste Verbindung mit dem Geiste des Menschen zwar eine große Bedeutung für das Verständniß dieses Geistes, nicht aber für die Classification der Völker verleiht. Wir können im Grunde immer nur sagen, daß, wo wir die Sprache eines Volkes finden, sei es auch weit von den heutigen Wohnsitzen dieses Volkes, man den Schluß ziehen dürfe, daß da einst Theile dieses Volkes verweilt haben. Zu eben diesem Schlusse aber berechtigen uns noch gar manche Thatsachen anderer Art.

Wollen wir einen Blick in die Vergangenheit, in der die Wurzeln der heutigen Menschenheit ruhen, gewinnen, so gibt es Merkmale von geringerer Veränderlichkeit. Dringen wir bis zu den religiösen Vorstellungen aller Völker vor, so begegnen wir sehr verschiedenen Namen, allein das Wesen dieser Vorstellungen zeigt viel mehr Uebereinstimmung. Die Göttergestalten sind dauerhafter dem Geiste als der Sprache der Völker eingeprägt, und das auch selbst dann, wenn sie in die Sage herabgestiegen sind oder in die Thierfabel, wo sie, wie es so häufig geschieht, sich in die Maske der Thiere hüllen, die einst symbolisch an ihrer Seite standen. Wir erkennen sie unter verändertem Namen leicht wieder. Religion in irgend

einer Form bei einem Volke zu leugnen, wie es bei einer radicalen Schule von Ethnographen üblich, welche Kurzsichtigkeit für inductiven Sinn nimmt, ist um so weniger begründet, als sogar mythologische Gedanken von ganz eigenthümlicher Prägung in so auffallend ähnlichen Formen über die Erde hin verbreitet vorkommen, daß man an jene ägyptische Göttersage sich erinnert findet, welche die Glieder des schönen Götterleibes zerrissen und über die Erde hin ausgestreut werden läßt. Es ist einmal auf der Erde eine sinnreiche Mythologie erdacht und erdichtet worden: Theile von ihr finden wir überall zerstreut und die Schatten ihrer Geister schweben durch die Weltvorstellung modernster Menschen. Durch alle Völker Amerika's, die man genau genug kennt, zieht sich die Sage von einem göttlichen Wohlthäter der Menschen, einem Lichtgott, den die Dämmerung in dem Augenblick ihres Todes gebiert. Er ist der Enkel des Mondes und der Bruder der Finsterniß, mit der er kämpft, um bald nach dem Siege selbst zu sterben. Das ist der Lichtgott der Mythologie arischer Völker, in welcher er in derselben Genealogie, als eine großartige Versinnlichung des Tages und der Nacht hervortritt. Helle Männer, die von Osten, von Sonnenaufgang kommen, werden in den Sagen vieler Völker verheißen und erwartet, so auch in indianischen und es scheint, daß den von Osten her über den Atlantischen Ocean kommenden europäischen Entdeckern zum Theil aus diesem Ammenglauben heraus ein freundlicher Empfang bereitet ward. Führte aber nicht diese Entdecker auch der alte hiermit eng zusammenhängende Glaube an glückliche Lande, die beim Sonnenuntergang tief am Abendhimmel schwimmend gesehen werden? Im griechischen Mythus trägt Atlas den Himmel, damit er nicht einstürzt. Irgend ein Gott oder Halbgott muß dasselbe auch bei Indianern und Polynesiern thun, denn ursprünglich ruhte der Himmel auf der Erde und es bedurfte mächtiger Anstrengungen, um ihn zu heben. In Griechenland wie in Polynesien ist dieser Himmelsträger ein Meergeborener und nahe befreundet den Hesperiden, die einen Baum mit edlen Früchten im Westen hüten. Die Mythologie der Neger ist nur sehr fragmentarisch bekannt; um so seltsamer muthet uns an, wenn selbst die Akem-Neger an der Goldküste eine ähnliche Sage erzählen. Wie ein ganz zufällig hingeworfenes Fragment kommt in Afrika auch die Sage von einem alten lahmen Manne vor, der unter der Erde wohnt. Wir würden bei diesem Gedankensplitter nicht an den in der griechischen Mythologie so reich ausgestatteten Hephästos denken, böte nicht Polynesien und Amerika die gleiche Gestalt. Der Feuer-, Vulkan- und Erdbebengott, lahm oder einarmig, wohnt unter der Erde. Sein Schütteln, sein Bewegen sind Ursache des Erdbebens. Sein häufigster Name ist in Polynesien Maui und bedeutet der Gebrochene, Gelähmte. Gleich Hephästos war er einst im Himmel, aus dem er verstoßen ward. Gleich diesem ist er ein Sohn der weiblichen Hälfte des Himmelsgottes. Bei all' diesen Uebereinstimmungen würde man vielleicht noch an symbolische Deutung von Naturerscheinungen denken können, welche aus ähnlich gearteten Ausgangspunkten wie Parallelstrahlen hinausleuchten, würden nicht einzelne ganz eng umschriebene Vorstellungen, die nur Eine Wurzel haben können, an den entlegensten Punkten aufglimmen. Eine der zahlreichen Hephästos-Sagen läßt ihn seiner Mutter Hera zur Strafe dafür, daß sie ihn aus dem Himmel ver-

stoßen, einen goldenen Sessel senden, der sie mit Klammern festhält, sobald sie sich auf ihm niederläßt. In Tahiti aber erzählt man, daß Maui als Priester die Sonne an ihren goldenen Strahlen festgehalten habe, da sie vor Beendigung des Opfers, zu welchem er ihre Gegenwart brauchte, unterzugehen drohte. Welche merkwürdige Uebereinstimmung des griechischen Mythus und desjenigen einer kleinen Insel im fernen Stillen Ocean, die um die Hälfte des Erdumfanges von Athen entfernt ist und zu der Zeit, da in Athen die Hephästossagen schon als Lustspielstoffe verarbeitet wurden, noch anderthalbtausend geographische Meilen jenseits der äußersten Länder lag, von denen diese hochgebildeten Griechen irgend eine Kunde hatten! Im Märchen, besonders aber in jener Form desselben, die man als Thiersage bezeichnet — beide sind großentheils degenerirte Bruchstücke der Mythologie —, begegnen wir ähnlichen Anklängen in Menge. Der Mann im Monde ist vielen Völkern der alten und neuen Welt vertraut, die Abenteuer unseres Reinecke Fuchs kehren, dem Schakal, dem Präriewolf, dem Affen zugeschrieben, in Afrika, Amerika und Südasien wieder. Das Schamanenthum, der Regenzauber, der Glaube an die Fortdauer und Wiederkehr der Seele und an ein böses und gutes Jenseits, eine ganze Reihe von Gebräuchen, welche beim Begräbniß auftreten, sind weltweit verbreitet.

Bei wachsender Einsicht in die Fülle der Sagen, in die Tiefe des Glaubens und die Mannigfaltigkeit religiöser Gebräuche wird ein Weltmythus, ein Weltglaube, eine weltweit verbreitete Gruppe von Gebräuchen des Opfers, des Zaubers, besonders aber des Begräbnisses und der Todtenverehrung neu aus den Trümmern aufzubauen sein, welche wandernde Völker auf der Erde umhergetragen haben. Auch die Gesellschaft, die Familie und der Staat werden auf ähnlichen Grundlagen ruhend sich zeigen. Schon jetzt, da unser Wissen noch so ganz und im wahrsten Sinne Stückwerk, leuchten die unerwartetsten Uebereinstimmungen an allen Enden auf. Ein Beispiel nur: Längst kannte man aus Nordamerika die Einrichtung des Totem, der durch Stammverwandtschaft verbundenen Gruppen, in die ein Volk zerfällt. Aeußeres Symbol ist ein Thier, eine Pflanze oder sonst ein Ding der Natur, das dem Totem den Namen gibt und zugleich ihm Schutz und Heiligthum wird. Zu den fast stets mit dieser Gliederung verbundenen Sitten gehört das Verbot, im Totem ein Weib zu nehmen, weshalb sehr oft zwei solche Gruppen durch herkömmliche Wechselheirath verbunden sind. Da man bei Betschuanen und Aschanti, bei Eskimo und Australiern, bei Tupi-Stämmen und Samoanern auf diese selbe Sitte der Benennung von Volkstheilen mit Thiernamen stößt, forscht man nach und findet das ganze sogenannte Totemsystem und seine Verwandtschafts- und Eherechte mit wenig Abweichungen bei allen diesen Völkern wieder.

Und so gewinnen denn nun auch die stummen, bedeutungsarmen Dinge des Gebrauches, welche in den ethnographischen Museen liegen, einen unverhofften neuen Werth. Die geographische Verbreitung ist bei denselben oft leichter zu verfolgen, als bei den geistigen Besitzthümern. Und den an sie anknüpfenden anthropogeographischen Untersuchungen gibt es einen besonderen Schwung, daß sie sich oft sagen können: In einem ungeheuer weiten Felde sind wir es allein, welche eine Möglichkeit gewähren, Licht in ferne Gebiete der Menschheitsgeschichte zu tragen. Alle

anderen Schicksale sind in die Erde mit den Geschlechtern gesunken, von denen sie erlebt worden; nur das ist übrig geblieben, was in anderen Wohnsitzen oder früher durchwanderten Ländern in der Sprache, der Tradition, der Religion, dem sonstigen Culturbesitz, darunter am greifbarsten in Gestalt von körperlichen Dingen, wie Geräthe und Waffen, sich erhalten. So wird alle Urgeschichte Wandergeschichte. Einfache Geräthe sind beredt, wie es ganze Tempelwände von Luxor nicht zu sein vermöchten. Billings bildet in seiner, von Martin Sauer 1802 herausgegebenen, sibirischen Reise einen Tschuktschen mit jenem merkwürdigen, aus Walroßzahn höchst mühsam und künstlich gefertigten Panzer ab, dessen oberer Theil trichterartig sich erweiternd zum Schutz des Kopfes aufgeschlagen werden kann. Dieselbe Panzerform kommt auf den Gilbert-Inseln, hier aber aus Kokosschnüren geflochten, außerdem aber nirgends vor. Vor Allem findet man sie nicht in dem die Panzerform so unendlich variirenden Schatz von Schutzwaffen der maurischen Culturkreise und unseres eigenen Mittelalters. Die Gräber Altperu's ergeben mitunter sternförmige und durchbohrte Steine, die man einst für Idole hielt, bis man sie, auf starke Stäbe gesteckt und mit Harz festgekittet, als morgensternartige Waffen bei den Salomo-Insulanern wiederfand. Nirgend anders kommen sie auf der ganzen Erde heute vor als hier. Derartige Thatsachen durchzucken wie Blitze das Dunkel der Vorgeschichte. Für die Menschheitsforscher sind sie reichlich so wichtig, wie für den Forscher in der Vorgeschichte Deutschlands die Auffindung eines und desselben Flußnamens keltischen Ursprunges in den bayerischen Alpen und in der Oisansgruppe der Westalpen, oder der Nachweis chattischer Ortsnamen im Elsaß und der Pfalz. Wir sind zu sehr gewitzigt, um gleich auszurufen: Gleiches Volk, gleiches Geräth! und demgemäß Altperuaner nach den Salomoinseln, die Salomo-Insulaner nach Peru zu versetzen. Aber mit vollem Rechte schließen wir: Mindestens liegt Verkehr dieser Identität der Vorkommnisse zu Grunde. Und Verkehr der Dinge bedeutet Verkehr der Menschen. Panzer und Keulen wandern nicht allein übers Meer, sie machen ihre Wege nur auf lebenden menschlichen Körpern und in lebenden menschlichen Händen. Sie machen diese Wege auch nicht allein, so gut wie mit unseren Flinten noch andere Erzeugnisse europäischer Cultur nach Innerafrika hineinwandern.

Die einzelnen Bestandtheile des Culturbesitzes eines Volkes bilden keinen bunten Haufen, den der Zufall zusammengeworfen, sondern viele von ihnen hängen organisch zusammen. Entweder vereinigt sie Gemeinsamkeit des Ursprunges oder Einheitlichkeit des Grundgedankens. Was die Europäer den Indianern brachten: Christenthum, Monogamie, Schrift, Eisen, Geld, bildet zusammen ein Ganzes gleichen Ursprungs und gleichen Alters. Wo wir eines von diesen Elementen finden, dürfen wir das andere vermuthen. Aber ebenso dürfen wir überall, wo wir der Exogamie begegnen, an eine Stammesgliederung auf der Basis des Familienstammes, des Clans, unter dem Symbol des vorhin erwähnten Totem oder Kobong denken. Derselbe Schluß ist gestattet, wo uns das Muttererbrecht in der Form begegnet, daß der Besitz des Vaters nicht seinen Kindern, sondern seinem Familienstamm zufällt. Wenn wir bei Lafiteau lesen: „Die Kinder gehören der Hütte des Weibes und nicht derjenigen des Mannes an. Aber der Besitz des Mannes geht nicht an die Hütte des Weibes, der er fremd ist; und

in der Hütte des Weibes gehen die Töchter als Erben den Söhnen voran, weil diese in dieser Hütte nur ihre Speise erhalten," so sehen wir das „lange Haus" des Familienstammes, etwa der Irokesen, mit allen seinen Besonderheiten, den Totem, die damit zusammenhängende Regierungsform und gesellschaftliche Ordnung, alle auf einmal vor uns auftauchen. Je niedriger die Culturstufe, desto weniger ist der Handels-Verkehr losgelöst vom ganzen übrigen Leben der Völker. Sociale und politische Beziehungen flechten sich innig mit ihm zusammen. Die Kaufleute sind Pioniere der Cultur und Vorläufer politischer Macht und selbst Missionare. Ihre Wege über die Erde hin sind ein Stück Völkerwanderung. Aber mächtiger freilich sind jene großen eigentlichen Völkerwanderungen, welche in Gestalt friedlicher Auswandererströme bei uns, kriegerischer Nomadenzüge in Asien oder Afrika, zu jeder Zeit beobachtet werden können. Auf dem ersten Wege ist Australien in hundert Jahren zu einem Neu-Europa geworden, auf dem anderen haben wir einzelne Völker in wenigen Jahren sich vom Rande in das Herz Afrika's versetzen sehen. Denham und Barth sind Zeugen, wie der Araberstamm der Aulad Sliman sich im Laufe dieses Jahrhunderts von Tripolis an den Tsadsee verpflanzt. Hat der Verkehr unserer Zeit mit seinen Locomotiven und Dampfschiffen, Posten und Telegraphen Menschen, welche im Grunde sedentär sind, in nie dagewesene Bewegung versetzt, so scheint in Zeiten ärmerer Verkehrsentwicklung die Ansässigkeit um so weniger fest gewesen zu sein. Unsere Zeit hat die Verkehrsenergie; die trägere Vergangenheit nahm dafür ein größeres Maß von Zeit in Anspruch. Und Jahrtausende wurde ein und dasselbe Capital von Culturbesitzthümern im Umlauf erhalten. Sollte es in unbekannten Zeiträumen und auf unbekannten Wegen nicht mehr als einmal diese Erde umwandelt haben, welche wir heute in achtzig Tagen umzirkeln und von welcher Kolumbus, auch hier der geniale Entdecker, das tiefe Wort aussprach: Die Welt ist klein, sie ist nicht so groß, wie die Leute sagen.

VII.

Das Bild der Menschheit, welches wir zu entwerfen suchten, zeigt nach hundert Jahren forschende Geister dem Ziele ganz nahe, das Herder in seinen „Ideen" nur nach dem Anblick aus der Ferne geschildert hatte. Die Einheit des Menschengeschlechtes wird anerkannt, und dessen enge Verbindung mit der Natur ist das Mittel, jene zu verstehen. Man hat nun das Recht, in wissenschaftlichem Sinne von dieser Einheit zu sprechen, wenn man unter derselben das Ergebniß einer durch Hunderte von Generationen zusammenhängenden und zusammenwirkenden Geschichte versteht, welche immer auf den gemeinsamen Naturboden eines Theiles von einem verhältnißmäßig kleinen Planeten beschränkt war. Im wahrsten Sinne wird, bei solcher Betrachtung der Menschheitsgeschichte als eines erdgebannten Processes, der Herder'schen Forderung Genüge geleistet, daß jene nur in der Natur, nur auf ihrem Erd- und Mutterboden zu betrachten sei. Wie verschieden in sich die Menschheit einst sein mochte, sie *mußte* der Verschmelzung entgegengehen mit sich beschleunigenden Schritten. Die Erde ist klein, die Menschheit alt, die Geschichte lang. Die Menschheit von heute zeigt Verschiedenheiten, die im körperlichen Bau auf einst tiefere Gegensätze und auch

auf klimatische Einflüsse, in der Sprache auf leichte Veränderlichkeit zurückführen. Dieselben reichen aber nur so tief, daß sie das Bild einer in noch nicht ganz vollendeter Verschmelzung befindlichen Legirung gewähren, in welcher indessen doch kein Theil vollkommen unberührt von den anderen verharren konnte. Ganz durchdrungen haben sich dagegen zahlreiche Elemente des Besitzes an materiellen und idealen Culturgütern. Die Cultur, welche die Menschen zur Menschheit zusammenschloß, ruht auf tief gemeinsamer Basis. Darum besonders überwiegt der Eindruck der Uebereinstimmung so wesentlich denjenigen der Verschiedenheiten auch da, wo jene tiefer liegt, und diese dafür an die Oberfläche herantreten. Seitdem die Wissenschaft nicht mehr an den Täuschungsbildern hängt, welche der Oberfläche anhaften, sieht sie in erreichbarer Nähe die Möglichkeit vor sich, die Einheit des Menschengeschlechts, einst nur eine Forderung der Humanität, zur Klarheit des wissenschaftlich Wahren zu erheben. Und dies auf Herder's Wegen hundert Jahre nach Herder's großem Werk. Es konnte der Schöpfung eines Denkers und Dichters keine schönere Unsterblichkeit blühen.

Eine neuentdeckte altgriechische Gesetzgebung.

Von

Ernst Zitelmann in Bonn.

Auf der Insel Kreta, dem Kandia unserer Karten, zwischen dem schroffen Südabsturz des Idagebirges und dem die Südküste flankirenden Gebirgszug bleibt eine breite Ebene frei, die Ebene von Messara, von Ost nach West durchströmt von einem der größeren Flüsse Kreta's, dem Lethaeus (?) der Alten. Unweit diesem Flusse, an einem seiner nördlichen Zuflüsse, gerade da, wo dieser aus den Bergen heraustritt, stand, etwa zwei bis drei Meilen vom Meer entfernt, vor über zweitausend Jahren eine blühende griechische Stadt, Gortyna, die zweitmächtigste der Insel, die oft genug in blutigen Kämpfen das Principat über die Insel zu erringen versucht hat. Schon Homer kennt die „mauerbewehrte Gortyn". Jetzt ist eine Trümmerstätte da, wo einst die blühende Stadt gestanden; viel von der alten Herrlichkeit ist verschwunden, in den Boden versunken, überschüttet, zermürbt, zu Staub geworden, ausgelöscht von der Tafel der Erde. Aber auch was heute noch von Ruinen sichtbar ist, verräth den alten Glanz. „Niemals," sagt, wohl mit einiger Uebertreibung, Blainville in seinem Reisewerk, „habe ich solche gewaltige Haufen von Trümmern aus Granit, Porphyr und dem feinsten Marmor gesehen, wie hier verworren unter einander liegen!" Und gerade zwischen diesen Steinhaufen der alten Stadt sproßt, wie berichtet wird, überall die üppigste Vegetation, und setzt langsam, aber unwiderstehlich, über und unter der Erde die Zerstörungsarbeit fort. Spärlich bewohnt ist die Gegend; einige elende türkische Dörfer, zu nennen ist Hagioi Deka, liegen jetzt dort in der Nähe. Selten besucht ein Fremder die Gegend; nur hier und da kommt ein wißbegieriger Reisender oder ein Alterthumsforscher dorthin und stört die Ruhe des mehr als ein Jahrtausend alten Todes, indem er nach Denkmalen des Alterthums sucht. Uebergroß war bisher die Ausbeute nicht. Ende des Jahres 1884 aber ist dort in Gortyna ein Fund gemacht, der das höchste Interesse nicht nur der Gelehrten sondern des ganzen gebildeten Publicums beanspruchen darf. Man hat eine Mauer mit einer Inschrift entdeckt, und diese Inschrift enthält ein vollständiges Gesetz für das alte Gortyna, und damit das älteste Gesetzeswerk, das wir über-

haupt außer der in der Bibel aufbewahrten Mosaischen Gesetzgebung bisher kennen [1]).

Daß es gerade kretisches Recht ist, welches hier gefunden worden, gibt der Entdeckung noch ein besonderes Interesse. Denn Kreta ist eine Stätte ältester griechischer Cultur, namentlich auf dem Gebiete des Rechts. In den Zeiten des höchsten Glanzes des Griechenthums freilich bleibt Kreta fast im Dunkeln; aber seine Sterne leuchteten lange, bevor die Sonne Athens aufgegangen war. Kreta's Lage macht das begreiflich. Denn die Cultur nimmt ihren Weg nach Griechenland von Osten und Süden; Kreta aber liegt wie ein vorgeschobener Posten griechischer Erde mitten zwischen den Küsten Griechenlands, Kleinasiens, Afrika's. Dorische Griechen sind es, welche die Insel besetzt haben. Vor ihnen siedelten Phönizier dort, und in Sagen und Göttercultus, in Industrie und Ortsnamen sind phönizischer Spuren genug erhalten. Wie viel aber auch Kreta's Cultur diesem kühnen Seefahrervolk zu verdanken haben mag, ihre eigentliche Blüthe ist doch ein Werk der Griechen. Nicht genug wissen die griechischen Poeten von ihr zu rühmen. Als Odysseus, nach zwanzigjähriger Irrfahrt zurückkehrend, sich seinem Weibe unerkannt in Bettlergestalt naht und sie ihn drängt, Kunde zu geben, von woher er sei, da nennt er Kreta:

> Kreta heißet ein Land in der Mitte des dunkelen Meeres,
> Anmuthvoll und fruchtbar und rings umwogt, und darin sind
> Viel', unzählige Menschen, die neunzig Städte bewohnen.

Am höchsten gerühmt aber wird Kreta's Verfassung und Recht; und gerade hier zeigt sich, so viel wir sehen können, phönizischer Einfluß gar nicht. Dorische Geschlechter beherrschen das Land: dorische Verfassung, dorisches Recht brachten sie mit sich, und so selbständig sie es auch fortgebildet haben mögen, sie bewahrten doch die griechische Grundlage.

Der Name, in dem die Sage den Glanz jener alten politischen und rechtlichen Entwicklung Kreta's verkörpert hat, ist der des Minos, des Königs von Kreta. Homer nennt ihn den Sohn des Zeus, und die Tradition erzählt, daß auch Zeus selbst in der idäischen Grotte dem Minos die Gesetze mittheilte, durch welche Minos sich und seinem Lande unsterblichen Ruhm erworben. Uns heute Lebenden erscheint die rasch, oft zu rasch vorschreitende Gesetzgebung als etwas Selbstverständliches. Aber jugendliche Völker sehen in der Schaffung fester Rechtssätze eine der schwierigsten, und für ihr Leben wichtigsten Arbeiten; und die Volksphantasie hält die Erinnerung an gesetzgeberische Thaten ganzer Epochen fest, indem sie einem Einzigen sie zuschreibt, einem Heros, dem die Götter selbst beigestanden haben; ihn verehren sie dankbar, als einen großen Wohlthäter. Moses empfing die Gesetze auf dem Berge Sinai, der römische König Numa hielt mit

---

[1]) Für die folgende Darstellung ist, was die Aeußerlichkeiten des neuen Fundes betrifft, der Fundbericht benutzt worden, welchen Fabricius in den „Mittheilungen des Deutschen Archäolog. Institutes in Athen", IX. Band, 4. Heft, S. 363 ff., veröffentlicht und durch persönliche Auskunft nach wichtigen Seiten hin mir freundlichst ergänzt hat; im Uebrigen bildet die Grundlage das von Franz Bücheler und Ernst Zitelmann 1885 herausgegebene Buch „Das Recht von Gortyn".

der Nymphe Egeria Zwiesprach, und der olympische Gott selbst war es, der Kreta's Gesetze dictirte.

Die alten Schriftsteller bis in spätere Zeit hinein werden nicht müde, die kretischen Gesetze zu preisen. Mag auch des Minos Name und Person mythisch sein, so viel ist jedenfalls mit Sicherheit zu schließen, daß Kreta eine frühe, und verhältnißmäßig sehr hohe rechtliche, gesetzgeberische Entwicklung hatte. Mit dem Aufblühen der Staaten des griechischen Festlandes und der ionischen Inseln hat Kreta dann seine Bedeutung verloren. Es bleibt seitab von dem Strom der großen Entwicklung stehen; seine Geschichte versinkt ins Dunkle. Für die alten Schriftsteller selbst verliert sie, wie es scheint, das actuelle Interesse: sie kümmern sich nicht viel um sie. Nur die Verfassung und das Recht Kreta's blieben, gerade weil sie alterthümlich waren, ein Gegenstand fortgesetzten Studiums und interessirter Betrachtung: die größesten Geister, ein Platon und ein Aristoteles beschäftigten sich mit ihnen.

Aber aufbewahrt schien uns von all diesen hochberühmten Gesetzeswerken nichts. Nur wenige, nur dürftige, nur vereinzelte Notizen, namentlich über den öffentlichen Rechtszustand, sind auf uns gekommen, sonst wußten wir nichts, insbesondere nichts von dem Strafrecht und Civilrecht dieser alten Culturstätten, und Niemand ahnte, daß gerade eine Entdeckung kretischer Gesetze unsere ganze Kenntniß des griechischen Rechts mit einem Schlag auf eine neue Basis stellen würde. Auch heute noch wären wir in derselben Armseligkeit des Wissens über diese Dinge, wenn nicht ein glücklicher Zufall auf die Spur geholfen hätte. Einem obscuren Mühlbach haben wir dies zu danken.

Große Ereignisse, sagt man, werfen ihre Schatten voraus, und auch bei dieser Entdeckung hat es nicht an Vorboten gefehlt, welche ihr Nahen verkündeten.

Im Jahr 1857 kam Thénon auf einer Studienreise nach Gortyn; dort fand er, in eine Mühle verbaut, einen Quaderstein, bedeckt mit fünfzehn Zeilen sehr alter Schriftzeichen; es gelang ihm, denselben zu erwerben und ihn dem Museum des Louvre in Paris zuzuführen, wo er sich noch heute befindet. Im Jahre 1879 fand Haussouiller in dem im Dorf Hagioi Deka gelegenen Hause des Besitzers der erwähnten Mühle einen zweiten Inschriftsstein ganz gleichen Charakters, ebenfalls verbaut, vor: beide Steine sollten, so hörte man, ursprünglich in oder an einem Mühlgraben gefunden worden sein.

Diese Funde, namentlich der des ersten vollständig lesbaren Fragments, erregten nicht geringes Aufsehen; aber es war wenig mit ihnen anzufangen. Man schrieb den Inschriften ein sehr hohes Alter zu; ein Sanguiniker meinte sogar, hier sei wirklich ein Stück der Gesetze des Minos gefunden. Denn daß der Inhalt auch des ersten Fragments juristisch war, errieth man richtig; zweifelhaft blieb nur der Sinn der Worte, da sie aus dem Zusammenhange gerissen waren und der altgriechische Dialekt, dem sie angehörten, dem Verständniß große Hindernisse bereitete. Eine ganze Reihe von Erklärungsversuchen folgte, die meisten sehr abwegig: es wäre leicht über die seltsamen Phantasien, die dabei zu Tage traten, eine Satire zu schreiben. Einer meinte, das Fragment handle von Anklägern und Angeklagten; ein Anderer, es rede von Liebenden und Geliebten. Erst 1878

begriff man, daß es einfach genug von Adoptirenden und Adoptirten spreche. Aber auch jetzt noch blieb das Verständniß bis auf die neueste Zeit ein mangelhaftes.

Im Juli 1884 kam nun ein italienischer Archäologe deutschen Namens, Dr. Halbherr, nach Hagioi Deka, also Gortyn. Dort theilte man ihm mit, daß in dem Wasser des Mühlbachs, von dem auch jene ersten beiden Fragmente stammen sollten, Quadern mit Schrift sichtbar seien.

Die Oertlichkeit ist diese: Der Fluß, von Norden her dem Hauptfluß zuströmend. An seiner linken Seite das Ufer etwa sechzehn Fuß senkrecht in die Höhe steigend. Oben, hart an den Rand herantretend, der Mühlgraben, in demselben, das Bett schräg durchquerend, der obere Rand einer Mauer. Das Wasser ist gerade abgesperrt; Halbherr beginnt die Ausgrabung. Im Bett des Baches wird ein Graben gezogen, die Erde fortgeräumt: eine vier Fuß hohe Mauer wird bloßgelegt, in voller Höhe mit Inschrift bedeckt. Auf beiden Seiten des Baches setzt sich die Mauer, hier um eine Quaderbreite höher als im Bach selbst, in das Erdreich hinein fort. Links (vom Beschauer aus gemeint) ist sie unbeschrieben; nach rechts hin sind weitere Zeilenenden sichtbar. Am zweiten und dritten Tag zuletzt tief im wieder zuströmenden Wasser stehend, schreibt Halbherr ab, was er von der Inschrift gesehen: es sind die vier oben unvollständigen Schlußcolumnen des Gesetzes mit 134 Zeilen. Die Verhandlungen über die Weiterführung der Ausgrabung scheitern an den Forderungen, welche die Eigenthümer des nebenliegenden Terrains stellen, und so reist Halbherr ab. Unterwegs trifft er im September Dr. Ernst Fabricius, der im Auftrag des Deutschen Archäologischen Instituts in Athen reist; er erzählt ihm den Sachverhalt und gibt ihm die Skizzen des Terrains und der Mauer für den Fall, daß der Deutsche den fehlgeschlagenen Versuch zur Vollendung der Ausgrabung erneuern will. Im October kommt Fabricius nach Gortyn. Nach langen Unterhandlungen erhält er wirklich für einen sehr geringen Preis (40 Francs) die gewünschte Erlaubniß nachzugraben. Mit größter und rühmenswerthester Energie geht er mit zwei Arbeitern am 25. October ans Werk. Eine Erdschicht von fünf Fuß über der Mauer wird fortgeräumt, dann noch ein Graben von etwa sieben Fuß Tiefe gezogen, gerade breit genug, um darin zu stehen. So wird die Mauer zunächst in elf Fuß Länge bloßgelegt. Nun eine Episode. Ein Maulbeerbaum, der gerade über dem noch unausgegrabenen Stück der Mauer steht, hemmt die Weiterarbeit; der Eigenthümer fordert Unerschwingliches für das Umhauen. Kurz entschlossen läßt Fabricius auf der anderen Seite des Baumes einen Schacht treiben und verbindet diesen Schacht mit dem Graben durch einen unterirdischen acht Fuß langen Gang längs der Mauer. In demselben gelangt er endlich an den durch einen Pfeiler kenntlich gemachten Anfang der Inschrift: acht weitere vollständige Columnen sind gefunden, die Entdeckung, in deren Ruhm sich Halbherr und Fabricius zu theilen haben, ist vollendet.

Nun zeichnet Fabricius die Inschrift, Buchstaben für Buchstaben, unter den größten Schwierigkeiten ab. Mangel an Licht in dem Graben und Tunnel, durchsickerndes Wasser des Bachs, Regenfluthen, die den Graben füllen, und was schlimmer ist, endlose Fragen der Kreter und vornehmlich Kreterinnen, die von Morgen bis Abend den Graben umstehen. Endlich die Zornausbrüche und

Drohungen des Eigenthümers, der höhere Entschädigung verlangt. Doch das Werk wird fertig; am 7. November 1884 nach vierzehntägiger schwerer Arbeit ist die Aufgabe gelöst: der Graben wird wieder zugeworfen, um die Inschrift vor der drohenden Zerstörung zu schützen.

Die Frage drängt sich auf, was diese Inschriftmauer ursprünglich war, und wie es kommt, daß sie so tief in der Erde steckt, da sie doch aufrecht und unverletzt steht.

Schon Halbherr bemerkte, daß die Mauer etwas gerundet sei; auf der inneren Seite der Rundung steht die Inschrift. Fabricius hat dann vermuthet, daß wir es hier mit einem Theil der Umfassungsmauer eines kreisrunden Bauwerks von etwa hundert Fuß innerem Durchmesser zu thun haben, und die weiteren Nachgrabungen haben diese Vermuthung mit der Modification bestätigt, daß das Bauwerk nicht rund, sondern halbkreis-, hufeisenförmig, etwa wie ein Theater angeordnet gewesen ist. Der Fuß der Mauer steht nur etwa vier Fuß über dem heutigen Spiegel des Flusses; dies muß also in alter Zeit das Niveau des linken Ufers gewesen sein: auf dem nur wenig erhöhten Ufer dicht am Flusse stand das alte Gebäude. Allmälig ist es eingestürzt, Trümmer über Trümmer; Schutt füllte den Boden auf, die Vegetation nahm Besitz von der Stätte, Erdreich bildete sich, Wasser und Regenfluthen haben vielleicht noch Erde hinzugeschwemmt, und so entstand im Lauf der vielen Jahrhunderte jene weitere Terrainerhöhung von etwa zwölf Fuß. Die unteren Theile der Mauer blieben, weil sie wohl am festesten aus Quadern gefügt waren, stehen, überschüttet von der Erde, verborgen in dem Hügel, der sich hier gebildet hatte. Die Mauer wäre wohl auch niemals wieder aufgefunden worden — denn wer hätte in diesem Erdhügel solche Schätze geahnt? —, da aber wurde vor längerer Zeit, wir wissen nicht wann, weit oberhalb der Fundstelle das Wasser des Flusses in ein künstliches Bett abgezweigt, um eine Reihe von Mühlen zu treiben; man führte das Bett des Mühlbachs auch über das erhöhte Terrain, und stieß dabei auf die quer vorgelagerte Umfassungsmauer des verschütteten antiken Gebäudes, und zwar gerade an der Stelle, wo die Inschrift stand. Um dem Wasser seinen Weg zu bahnen, brach man einige Stücke aus der obersten Quaderreihe fort; ein Stück der einen Quader wurde in die nächstgelegene Mühle verbaut: es ist das 1857 von Thénon gefundene. Als dann vor wenigen Jahren der jetzige Besitzer der Mühle sich in Hagioi Deka ein Haus baute, brach er an der Bruchstelle eine weitere noch in das Wasser hineinragende Quader der obersten Schicht aus und benutzte sie gleichfalls zum Bau: dies ist die 1879 von Haussoullier copirte. Zwei andere Stücke fehlen noch, wo sie geblieben sind, weiß man nicht, vielleicht sind sie zertrümmert — ein Bröckchen des einen wenigstens ist bei der Ausgrabung im Mühlbach gefunden worden — vielleicht aber bringt ein glücklicher Zufall auch sie noch wieder zum Vorschein: damit wären die beiden einzigen größeren Lücken, welche wir in der Inschrift zu bedauern haben, ausgefüllt.

In der Nähe der Fundstelle ist eine Menge weiterer alterthümlicher Mauerreste zu sehen. Wahrscheinlich hat hier ein „größerer Complex sehr alter öffentlicher Bauten" gestanden. Wir nehmen an, daß das Bauwerk, in dem unser

Gesetz gefunden ist, das alte Gerichtsgebäude gewesen sei, das „Dikasterion" — der Name kommt in unserem Gesetz selbst vor. Hier saß der Richter, der Dikastās, und sprach Recht; hier war zugleich auf der inneren Wand des Gebäudes, Jedermann sichtbar und kenntlich, das Gesetz eingegraben, nach welchem der Richter zu richten hatte. In zwölf Columnen geschrieben, zieht die Inschrift sich über eine Wandfläche von neunundzwanzig Fuß Länge hin; die Ausdehnung in der Höhe beträgt, über einer niedrigen unbeschriebenen, etwas vortretenden Sockelschicht, etwa fünfeinhalb Fuß; darüber ist dann noch ein unbeschriebenes Stück der Mauer erhalten. „Die Inschrift war also für einen Mann von mittlerer Größe bequem zu lesen." Noch jetzt zeigen die einzelnen einfach und scharf gezeichneten Buchstaben von fast einem Zoll Höhe die Spuren ehemaliger rother Färbung, durch welche sie für das Auge des Beschauers noch leichter unterscheidbar wurden.

Und nun denke man sich dies Bild! Eine Wand von etwa 29 Fuß Länge, in Höhe von $5^1/_2$ Fuß mit diesen alterthümlich-ehrwürdigen Zeichen bedeckt! Gewiß läßt sich verstehen, wenn Fabricius von dem imponirenden Eindruck spricht, den dieses Bild auf ihn gemacht habe.

Die Schwierigkeit der Entzifferung und Deutung der Inschrift ist nicht gering. Zunächst sind hier wie sonst die einzelnen Worte nicht abgetheilt: Buchstabe steht neben Buchstaben, ohne Interpunction bis zum Ende nicht nur des Satzes, nein, eines ganzen Abschnittes, wie eine ewige Melodie. Es ist also Sache des Erklärers, zu finden, wo ein Wort aufhört, wo das andere beginnt, und da bieten sich vielfach mehrere Möglichkeiten abzutheilen, also zu lesen. Die Zahl der möglichen Lesungen steigt dadurch, daß einige Laute mit einem und demselben Schriftzeichen geschrieben sind: für k und ch findet sich nur ein einziges Zeichen, ebenso für p und f; auch lang und kurz e, lang und kurz o sind noch nicht unterschieden. Vielfach hängt aber der Sinn des Worts und damit vielleicht des ganzen Satzes davon ab, ob man k und ch, p oder f, ŏ oder ō u. s. w. denkt. Nun nehme man hinzu, daß die Sprache des Denkmals — es ist in einem altkretischen Dialekt geschrieben — sehr weit vom Gemeingriechischen abweicht, und daß wir vom altkretischen Dialekt überhaupt nicht gar zu viel, von dieser Gortyner Spielart desselben aber gar nichts wissen: eine Reihe von Worten und Formen sind uns ganz neu, ihr Sinn ist erst aus dem Zusammenhang zu erschließen; namentlich die Bedeutung der Worte, die als technische verwendet sind, ist uns vielfach unbekannt. Man nehme endlich hinzu, daß mehrfach kleine Lücken in der Inschrift sind, die ergänzt sein wollen — hier ist ein Stück vom Stein abgesprungen, dort sind die Buchstaben abgeschliffen —, man nehme das Alles zusammen, und man wird begreifen, daß schon die Arbeit der Entzifferung, der Herstellung des Textes, wie er gelesen werden muß, schwierig und nicht mit einem Male zu bewältigen ist. Dazu kommen nun noch die äußerst großen sachlichen Schwierigkeiten, zu verstehen, was das Gesetz bei seinen knappen Lapidarsätzen gedacht hat; da wir über die Dinge, von denen die Inschrift spricht, bisher sehr wenig wissen, können wir auch nicht durch unsere sonstige Kunde, was in der Inschrift dunkel ist, aufhellen, sondern müssen dieselbe rein aus sich selbst heraus erklären. Zugleich begreift man, welch' ein Reiz in

dieser Arbeit liegt, ein mehr als zwei Jahrtausende altes Werk dem Verständniß unserer Tage neu zu schenken.

Mehr als zwei Jahrtausende, vielleicht zwei und ein halbes Jahrtausend alt: Näheres läßt sich auf die Frage nach dem Alter des Gesetzes leider nicht mit Sicherheit antworten. Zwar nennt das Gesetz selbst ein Datum, welches dem der Entstehung des Gesetzes zeitlich ganz nahe liegen muß; aber der Weise der Alten gemäß ist das Datum durch Nennung der regierenden Bürgermeister, der geschäftsführenden Magistrate, bezeichnet — und wann diese regierten, wissen wir eben nicht. Demnach bleiben uns nur Rückschlüsse und Beweisführungen anderer Art übrig. Aber sie alle führen zu keinem sicheren Resultat. Freilich, dürften wir nach dem Alter der Bauten selbst, zu denen die Inschriftsmauer gehört, urtheilen, nach diesen mächtigen, mörtellosen, wie für die Ewigkeit gefügten Quaderbauten — wir kämen eher zur Annahme eines noch höheren als des genannten Alters. Aber wer sagt, ob die Mauer nicht lange gebaut war, bevor die Inschrift eingemeißelt wurde?

Von drei Seiten her ist im Uebrigen die Altersbestimmung versucht worden. Einmal kommt der äußere, technische Charakter der Inschrift in Betracht. Und da gibt es allerdings Vieles, was äußerst alterthümlich ist. Die zwölf Columnen sind von rechts nach links, nicht wie es bei uns geschehen würde, von links nach rechts angeordnet. Auch die erste Zeile jeder Columne beginnt rechts; am Schluß biegt sie um, so daß die zweite von links nach rechts, die dritte wieder von rechts nach links läuft, also furchenförmig, so wie der Stier auf dem Felde die Ackerfurche pflügt, bustrophedon, wie der Kunstausdruck lautet. Auch das Alphabet ist äußerst alterthümlich: später verlorene Buchstabenzeichen kommen noch vor, später angewendete sind noch unbekannt. Aber gegenüber dieser Alterthümlichkeit, die sich doch vielleicht dadurch erklären lasse, daß gerade bei der Niederschrift des Gesetzes geflissentlich altehrwürdige Schrift in „frommer Bewahrung väterlichen Brauches" angewendet sei, hat man mit Recht auf die bis zur Eleganz vollkommene Technik der Einmeißelung hingewiesen, die lange Uebung in der Schrift voraussetzt.

Auch sprachliche Gründe entscheiden nicht. Zwar findet sich eine Fülle höchst „alterthümlicher Worte, Structuren und Wendungen", die das sonstige Griechisch nicht mehr kennt; daneben stehen aber auch wieder sprachliche Dinge offenbar jüngeren Charakters. Es ist vielleicht nicht uninteressant, ein Beispiel anzuführen, auf welches Bücheler aufmerksam gemacht hat. Dreimal steht im Gesetz die Wendung: „sowohl das Vermögen als auch der Nießbrauch" oder Aehnliches. Dies „sowohl — als auch" tritt „wie ein Schößling rednerischer bewußter Kunst" hervor: es entspricht nicht dem naiven Ton einer kindlichen Volkssprache. Auch der Inhalt endlich läßt keine sichere Bestimmung zu, da wir von dem Vorher und Nachher kretischer Zustände äußerst wenig wissen. Nur Eines erlaubt einen einigermaßen sicheren Schluß. Zufällig hat ein in der Mitte des vierten Jahrhunderts vor Chr. schreibender Schriftsteller uns die ganz vereinzelte Notiz überliefert, daß in Kreta die Mitgift der Töchter halb so groß wie das Erbtheil der Söhne sei. Genau diesen Rechtssatz nun finden wir in unserem Gesetz, und zwar mit der Bemerkung, daß es sich hier um

eine Neuerung unseres Gesetzes handle. Ausschlag gebend freilich ist auch dies nicht, denn dieser selbe Satz kann ja in anderen kretischen Städten schon früher gegolten haben.

Und das Resultat von alledem? Ein italienischer Herausgeber, Comparetti in Florenz, setzt die Entstehung der Inschrift zwischen 660 und 594 vor Chr., Bücheler geht auf die Zeit zwischen 450 und 400 vor Chr. hinab; die letztere Bestimmung wird der Wahrheit wohl näher kommen als die erstere.

Aber wie dem auch sei — jedenfalls ist die Inschrift so alt, daß sie unser Aller höchstes Interesse herausfordert. Abgesehen davon, daß wir in ihr das älteste zusammenhängende Werk in griechischer Prosa haben, voll von interessanten sprachlichen Dingen, haben wir hier überhaupt eines der ältesten Denkmale griechischer Cultur. Bekannt ist die Rolle, welche das römische Recht für die moderne Welt spielt. Ueberall wird es studirt, noch bis in seine feinsten Einzelheiten durchforschen wir es. Von dem griechischen Recht wissen wir wenig und Wenige nur beschäftigen sich mit ihm. Die Meinung ist verbreitet, als lohne sich eine nähere Beschäftigung nicht — und doch ist es unglaublich, daß das Volk der Hellenen, deß' Geistes Hauch wir so oft verspüren, nicht auch hierin geleistet haben sollte, was des Studiums würdig wäre. Hier haben wir nun zum ersten Mal eine ganz unzweifelhaft echte Quelle griechischen Rechts, und schon jetzt können wir mit Sicherheit voraussagen, daß das Studium des griechischen Rechts durch die Entdeckung dieser Quelle einen neuen Aufschwung nehmen wird.

Aber viel höher als das ist der Werth, den die Inschrift für die vergleichende ethnologische Rechtswissenschaft hat. Vor unseren Augen blüht seit kurzer Zeit dieser neue Wissenschaftszweig auf, der gewiß einst Großes zu leisten berufen ist; aber wie es so oft auf neuen Erkenntnißgebieten geht — der Enthusiasmus fliegt leicht über das erreichbare Ziel hinaus, man sieht ein Gebäude fertig, wo noch kaum der Grund gelegt ist. Auch in diesem Falle ist es zwar zu bedauern, aber doch zu verstehen, daß die Gunst ernsterer Arbeit diesem Felde sich immer noch nur vereinzelt zuwendet. In der That wissen wir auch von den Anfängen des Rechts bei den uns nächst verwandten Völkern zu wenig, und erst durch solche Kenntniß könnte eine solide Grundlage für weitere Forschungen geschaffen werden. Leider fehlen uns genügend sichere Ueberlieferungen. In unserer Inschrift ist nun ein Fund gemacht, der der vergleichenden Rechtswissenschaft in höchstem Maß weiterzuhelfen geeignet ist. Man kann auch hier sagen: es ist der rechte Fund zur rechten Zeit. Als in Deutschland im Anfang unseres Jahrhunderts die Wissenschaft des römischen Rechts durch historische Vertiefung von Savigny in neue Bahnen gelenkt wurde, da fand man auf der Bibliothek zu Verona den echten Gaius, der erst eine wirkliche Historie des römischen Rechts zu schreiben ermöglicht hat. Nicht mit Unrecht hat man mit dieser Entdeckung des Gaius die Entdeckung unserer Inschrift verglichen, so verschieden auch ist, was hier und dort entdeckt wurde. Die Gortyner Inschrift ist, wie gesagt, das älteste zusammenhängende Gesetz Europa's, ja aller indogermanischen Nationen, das wir überhaupt besitzen. Von Solon, Lykurg, von der altrömischen Gesetzgebung, was haben wir? Kleine und oft genug unsicher überlieferte Citate. Das indische Gesetzbuch des Manu, so hochwichtig es auch ist, ist doch viel jünger als unser Gesetz. Und wie uns schon des einzelnen

Menschen Alter ehrwürdig ist, so sei uns auch ehrwürdig, was hier nach jahrtausendlanger Nacht ein glücklicher Zufall wieder ans Licht gebracht: ein Document für die Geschichte des Menschengeschlechts, wie es in dieser Art kein anderes gibt; ein unzweifelhaft echtes Zeugniß, wie man in einer Zeit dachte, schrieb und lebte, aus der sonst nur verworrene und dunkele Kunde zu uns zu dringen pflegt. Mit Ehrfurcht sammeln wir alle alten Reste der Vergangenheit: zu den wichtigsten Reliquien aber gehört, was ein kindliches Volk über die Gestaltung seiner rechtlichen und socialen Verhältnisse selbst aufgezeichnet hat. Kein Mensch kann uns davon mehr Kunde geben. Aber wo die Menschen schweigen, werden die Steine reden. Und hier reden sie.

In der ganzen gelehrten Welt hat der Gortyner Fund denn auch das außerordentlichste Aufsehen gemacht. Ist er doch schon rein äußerlich betrachtet einer der wichtigsten und größten Inschriftenfunde, die je gelungen sind: die Inschrift hat mehr als 600 Zeilen, mehr als 17,000 Buchstaben. Sofort hat sich auch aller Orten die wissenschaftliche Arbeit geregt. In Athen und Florenz, in Berlin und Paris, in Bonn und Leipzig — überall hat man gearbeitet, die Inschrift dem Verständniß zu erschließen. Schon liegt eine stattliche Zahl vollständiger Textausgaben und Uebersetzungen mit mehr oder minder eindringenden Commentaren und daneben eine Fluth von kleineren Aufsätzen und Abhandlungen vor, obwohl kaum ein und ein halbes Jahr seit der Vollendung der Ausgrabung verflossen ist. —

Es sei der Versuch gemacht, in Kürze ein Bild des Inhalts der Urkunde zu gewähren.

Das Gesetz ist rein privatrechtlich. Nur beiläufig erfahren wir etwas vom öffentlichen Recht und Proceß. Das öffentliche Strafrecht ist gar nicht behandelt. Zwar sind für eine Menge von Vergehen Bußen gesetzt. Sie schwanken zwischen zweihundert Stateren — der Stater ist etwas über zwei Mark — und einem Obolos, der 1/12 Stater, also etwa siebzehn Pfennige ist. Aber alle diese Bußen sind nur an den Verletzten zu zahlen, nicht an den Staat, sie sind Privatstrafen, nicht öffentliche. Auch das heilige Recht ist grundsätzlich aus unserem Gesetz ausgeschlossen. Schon diese strenge Scheidung der Rechtsgebiete fällt auf: sie pflegt älteren Gesetzen sonst fremd zu sein.

Nicht das gesammte Privatrecht ist behandelt. Wir finden hauptsächlich Personen-Recht, also Satzungen über Sklaverei und Freiheit, über den Stand der Kinder und dergl., ferner Familien-Recht und Erbrecht. Vom Vermögensverkehrs-Recht, von Eigenthums- und Schuldverhältnissen erhalten wir nur vereinzelte, aber desto interessantere Bestimmungen. So findet sich z. B. ein Satz über Schenkungen eines insolventen Schuldners zu Ungunsten seiner Gläubiger, der ganz ähnlich in der deutschen Reichsconcursordnung von 1877 wiederkehrt. Auch innerhalb der von ihm behandelten Materien ist unser Gesetz nicht im modernen Sinne vollständig. Das mag zum Theil ungewollt sein, denn das eigene Recht aufzuzeichnen ist für den ungeübteren Geist eine schwere Aufgabe und gelingt erst bei lange wiederholten Versuchen. Das Bild, das frühe Gesetzesniederschriften vom wirklich geltenden Recht geben, ist unvollständig und lückenhaft, wie eine kindliche Zeichnung. Aber zum Theil ist die Lückenhaftigkeit von unserem Gesetz

auch absichtlich gewollt, denn mehrfach verweist es selbst auf früher geschriebene Gesetze zur Ergänzung, „so wie geschrieben stand vor dieser Schrift“. Oefter freilich kündet es sich selbst ausdrücklich als Abänderung dieser früheren Gesetze an. Wir haben also hier eine Gesetzgebung vor uns, welche reformatorisch mehrere der wichtigsten Theile des Privatrechts regelt.

Höchst interessant ist die Technik des Gesetzes, gerade hier mischt sich sehr Kindliches mit sehr Entwickeltem. Meist sind die Sätze kurz, knapp, klar, gerade auf die Sache selbst losgehend; vielfach schwerfällig und ungelenk, dabei von erschreckender Einförmigkeit; immer Sätze: „wenn, so soll er, so wird er u. s. w. Dabei höchste Sparsamkeit in den Worten. Selten steht eines zu viel, manches muß hinzugedacht werden; so heißt es immer einfach „er“, „er“, „er“, und wer das ist, muß man zu errathen suchen. Hie und da geht das Gesetz tief in die Casuistik hinein. Auffällig, gerade im Vergleich mit älteren deutschen Rechtsquellen, ist die trockene Geschäftsmäßigkeit des Stils — an diesem Werk hat die Phantasie nicht mitgearbeitet. Nirgends plastische Fülle der Worte, nirgends poetische Anschaulichkeit, fast nirgends Symbole, Alles abstract, klar, nüchtern. Wie sehr der Gortyner Gesetzgeber über juristische Dinge bereits nachgedacht hat, zeigt sich, um ein Beispiel zu geben, an der mehrfach sich wiederholenden Ausschließung oder Anordnung der rückwirkenden Kraft eines neu eingeführten Rechtssatzes. So ist z. B. ein Maximum gesetzt für Schenkungen des Mannes an die Frau, des Sohnes an die Mutter: hundert Stateren oder weniger, mehr aber nicht; und dann heißt es weiter: „Wenn einer Mutter ein Sohn, oder ein Mann einem Weib Vermögen gab, wie geschrieben stand vor dieser Schrift, so sei kein Rechtsanspruch, später aber gebe er wie geschrieben steht“.

Der Ursprung der einzelnen Rechtssätze ist rein indogermanisch. Orientalische Einflüsse lassen sich kaum nachweisen. Zu den anmuthigsten Ueberraschungen aber, welche unsere Inschrift uns bereitet hat, gehört eine an mehreren Punkten höchst entschieden hervortretende Verwandtschaft mit den altgermanischen Rechten. Erwähnt sei in dieser Beziehung, daß, wie im altgermanischen Recht, für die zu zahlenden Bußen ein vollkommenes Tarifsystem ausgebildet ist, und daß auch hier mit dem Stand der verletzten Person die Bußsumme steigt. Wir haben uns das so zu denken. Ursprünglich nimmt der Verletzte oder nehmen statt seiner seine Blutsfreunde selbst ihre Rache an dem Verletzer. Oft genug lassen sie sich indes durch eine Abfindungssumme beschwichtigen, aber das ist Sache der freien Vereinbarung. Die Rechtsbildung muß hier nun einmal den Verletzten oder sein Geschlecht verpflichten, die Abfindungssumme zu nehmen und muß zweitens ein für allemal die Höhe der Abfindungssumme für die einzelnen Fälle normiren, ein System der festen Preise aufstellen, wie man pointirt gesagt hat. Das ist der Gang jeder strafrechtlichen Entwicklung, man kommt von der Privatrache zu der Privatstrafe und diese ist nichts, als die gesetzliche Fixirung des Lösegeldes. Deutlich sehen wir unser Gesetz auf dem Wege zu diesem Ziel. Bei Verletzung der Ehe darf der beleidigte Gatte den Ehebrecher festnehmen, dann muß er vor drei Zeugen den Blutsfreunden des Festgenommenen ankündigen, sie sollten ihn gegen Zahlung der im Gesetz tarifirten achtfach abgestuften Buße auslösen. Geschieht das nicht binnen fünf Tagen, so mag der Ehemann

mit ihm thun, was er will, ihn tödten, oder was ihm sonst beliebt. Und gerade bei dieser Gelegenheit tritt eine andere und noch interessantere Verwandtschaft mit germanischem Rechte hervor. Zu allgemeinem Erstaunen haben sich in unserem Gesetz die germanischen Eidhelfer wiedergefunden, d. h. Männer, welche nicht als Zeugen, sondern nur zur Unterstützung des Klägers oder Beklagten ihren Eid mit dem seinigen vereinigen und gerade wie im germanischen Recht ist auch hier je nach der Wichtigkeit der Sache eine bald größere bald geringere Zahl solcher Eidhelfer nöthig. Behauptet nämlich der gefangen genommene Ehebrecher, der Ehemann habe ihn zu Unrecht festgenommen, so soll der Ehemann beschwören, daß er in gerechter Rache gehandelt habe, und mit ihm sollen Eidhelfer schwören, je nach dem Stande des Gegners vier, zwei oder einer, für den Fall des Meineids den Fluch der Götter auf sich herabrufend. Auch in anderen Fällen lassen sich die Mitschwörer in unserem Gesetz nur als Eidhelfer erklären. Gewiß ist diese Uebereinstimmung zwischen gortynischem und germanischem Recht höchster Aufmerksamkeit werth: weder in dem sonstigen griechischen noch in dem römischen Recht findet sich auch nur eine Spur von Eidhelfern vor.

Auch vom Proceß gibt unser Gesetz uns ein werthvolles Bild. Der Proceß zeigt weder die Fülle noch die Strenge der Formen, wie sie sonst in älteren Rechten überrascht. Das Verfahren ist zumeist ungebunden, lose und bequem, die Stellung des Richters von einer Freiheit, die an homerische Zeiten mahnt. Wo ihm das Gesetz nicht ausdrücklich vorschreibt, welchen Spruch er thun soll, da hat er, ohne an strenge Regeln des Beweises gebunden zu sein, durchaus nach eigenem Wissen und Gewissen unter Anrufung der Götter zu entscheiden. Alle Rechtsacte, Ladung wie Urtheilsspruch, sind mündlich. Ein geordnetes Beweisverfahren existirt nicht, Zeugen kommen vielfach vor, sie richten aber, was wiederum ein Zeichen des hohen Alters des Gesetzes ist, ihre Aussage direct darauf, wer von den beiden Parteien Recht habe, nicht bloß auf Thatsachen. Je nach der Wichtigkeit der Sache ist eine größere oder geringere Zahl von Zeugen nöthig, um den Proceß zu gewinnen.

Die Staatsverfassung ist in ihren Grundzügen, wie sie uns aus unserem Gesetze entgegentreten, der anderer dorischer Staaten, namentlich Sparta's ähnlich. Zur Zeit unseres Gesetzes ist das Königthum bereits einer aristokratischen Herrschaft gewichen. An der Spitze des Staates stehen als Regierer gewählte Mitglieder gewisser bevorrechteter Familien. So lange sie ihr Amt führen, sind sie unverletzlich; nach Niederlegung ihres Amtes können sie zur Verantwortung gezogen werden. Die dorischen Einwanderer sind die Herren, die Vollbürger. Das Land ist theils an sie vergeben, theils Gemeindeland, das der gemeinen Weide dient. Die einzige Beschäftigung, welche des dorischen Mannes würdig, ist die mit dem Staat, mit den öffentlichen Dingen. Der freie Mann lebt daher in der Stadt; sein Land wird von Leibeigenen bewirthschaftet, die ihm zinspflichtig sind. Die Stellung dieser Leibeigenen, die unser Gesetz „Häusler" nennt, scheint übrigens eine menschlich freundliche gewesen zu sein. Sie haben selbständiges Vermögen und selbständiges anerkanntes Familienrecht. Neben ihnen kommen noch Kauf-Sklaven vor, hauptsächlich als Diener im Hause des Herrn. Zwischen diesen Unfreien und den Vollbürgern stehen freie Unterthanen mit minderem Recht.

Diese Ständegliederung prägt sich besonders darin aus, daß die für eine Verletzung zu zahlende Buße mit dem höheren Stande des Verletzten wächst und mit dem höheren Stande des Verletzers abnimmt.

Die Familien leben zusammen; der Vater ist der Herr, aber seine Herrschaft ist milde, viel milder als im alten römischen Recht, wenigstens vermögensrechtlich. Denn Frau und Kinder haben selbständiges Vermögen. Nießbrauch und Verwaltung steht zwar dem Hausherrn zu, aber ohne ihre Zustimmung darf er nichts veräußern. Das Gesetz enthält detaillirte Bestimmungen, wie es mit dem Vermögen der Frau bei Auflösung der Ehe durch Tod oder Scheidung zu halten sei. Uebrigens scheint die Stellung der Frauen eine gute, und deutlich ist das Bestreben des Gesetzes, sie noch zu verbessern. Freilich stehen sie, wie in allen älteren Rechten, lebenslang unter männlichem Schutz, also je nachdem dem Schutz des Vaters, Ehemanns, Sohnes, Bruders.

Die Söhne leben bis zum siebzehnten Jahr im Haus des Vaters, dann übernimmt der Staat ihre weitere Erziehung; sie vereinigen sich zu Genossenschaften und üben sich vor Allem in ritterlichen Künsten. Die Rennbahn ist es besonders, die sie besuchen, danach heißen sie auch seltsam genug: Renner sind also die Volljährigen; wer minderjährig ist, heißt „nicht rennbar". Um die engere Familie steht der weitere Kreis der Blutsfreunde, der Verwandten mit ausgeprägten Rechten und Pflichten.

Die interessantesten Bestimmungen des Gesetzes beziehen sich auf das Erbrecht und was damit zusammenhängt. Zunächst erben die Kinder, Enkel und Urenkel, die Söhne erhalten vorweg das Haus in der Stadt und Alles, was darin ist, ferner die Rinderheerden und Schafheerden. Das übrige Vermögen wird getheilt, aber so, daß jeder Sohn doppelt so viel bekommt als die Tochter. Sehr wahrscheinlich, daß dies eine Neuerung unseres Gesetzes ist; in anderen griechischen Rechten erben die Töchter in der Regel nicht mit. In der zweiten Erbklasse erben die Geschwister, ihre Kinder und Enkel, in der dritten die weiteren Verwandten. Hierbei fällt auf, daß bei den eigenen Kindern auch die Urenkel, in der zweiten Klasse aber nur die Enkel genannt sind. Man könnte dies zunächst für einen Zufall halten und glauben, das Gesetz meine einfach die Descendenten. Dem ist indes nicht so. Die Vergleichung verwandter Rechte, namentlich des indischen, beweist, daß es sich hier um einen Rest uralter Ideen der arischen Völkerfamilie handelt. Die Eltern stehen mit den drei nächsten Generationen in einer engeren Gemeinschaft, die sich namentlich in der Pflicht zur Bestattung und zum Todtencultus äußert. Demzufolge sind Alle, welche einen Ascendenten der drei nächsten Grade gemeinsam haben, auch in engerer Gemeinschaft, daher sind sie vornehmlich zur Erbschaft berufen, wie auch ihnen die Pflicht zur Blutrache obliegt. Sogar das römische Recht hat noch Spuren hiervon bewahrt. Indes so verlockend es auch ist, weiter auf diese Ideen und auf die höchst interessanten einzelnen Bestimmungen des Gesetzes über die Vertheilung der Erbschaft, über die Haftung der Erben für die Erbschaftsschulden und so fort einzugehen, so ist hier doch nicht der Platz dazu, und es sei nur gestattet, über zwei andere mit dem Erbrecht in engem Zusammenhange stehende Institute näher zu berichten, deren eines uns wohlbekannt, deren anderes uns fremdartig genug ist: die Adoption und das

Erbtöchterrecht. Vieles Alterthümliche blickt aus unserem Gesetz uns entgegen; diese beiden Institute zeigen Spuren von dem Alterthümlichsten dieses Alterthümlichen.

Erste und vornehmste Sorge des Mannes ist in jener Zeit die Erhaltung des Geschlechts. Nur der Sohn kann das Geschlecht fortsetzen. Kein entsetzlicheres Unglück und keine größere Schande, als ohne Sohn zu sterben. Dann erlischt das heilige Herdfeuer; die Stätte, wo die Geister des Hauses schweben, ist öde, und des Verstorbenen Seele findet keine Ruhe im Reiche der Schatten. Denn das Glück des Verstorbenen hängt davon ab, daß der Sohn des Vaters Leib bestatte und ihm die Todtenopfer bringe. Selbstverständlich daher, daß Jedermann heirathet. Nicht die Liebe ist es, die in erster Linie zur Ehe treibt. Wie nun aber, wenn die Natur leibliche Söhne versagt? Hier greift der kindliche Volksgeist zu juristischen Fictionen, um in frommer Selbsttäuschung durch die Hilfe des Rechts zu ersetzen, was die Natur nicht gab. So seltsam es ist, überall auf der Erde kehrt dies wieder. Zu diesen Mitteln gehört vor allem die Adoption. Sie ist die künstliche Schaffung eines Sohnes; sie geschieht nicht im Interesse des Sohnes, sondern in dem des Vaters, und nicht damit der Vater bei Lebzeiten, sondern damit er nach seinem Tode einen Sohn habe. Nur aus dieser ihrer ursprünglichen Grundidee erklärt sich eine Reihe von Bestimmungen im älteren indischen, griechischen, römischen Recht. Mit fortschreitender Entwicklung verliert jene Grundidee ihre beherrschende Kraft, anderen Zwecken wird das Rechtsinstitut dienstbar, und diese neuen Zwecke wirken umbildend auf die alten Rechtssätze ein. Aber selbst in den heutigen Rechten hat sich noch eine Anzahl von Rechtssätzen erhalten, die aus jener ursprünglichen Idee hervorgewachsen und nur aus ihr heraus zu erklären sind.

Das Gortyner Gesetz befindet sich hier wie in anderen Materien mitten in der Umbildung. Vieles in seinen Sätzen über Adoption entfernt sich weit von der alten Grundlage; aus anderen aber klingt noch vernehmlich jenes alte Grundmotiv hervor. Einzelnes sei erwähnt. Ursprünglich konnte der Sohn, den man adoptiren wollte, nur aus den nächsten Verwandten genommen werden, eben damit sein Blut möglichst nahe dem Blute des Adoptivvaters sei. Unser Gesetz hebt diese Beschränkung auf. „Adoption", so beginnt es seinen Abschnitt, „soll sein von wo Einer will," d. h. aus jedem Geschlecht. Die Form ist einfach, man erklärt die Adoption „auf dem Markt, in der Bürgerversammlung von dem Stein aus, von dem man zum Volk spricht. Der Adoptirende aber soll geben seiner Genossenschaft (zum Opfer) ein Opferthier und eine Kanne Weines." Stirbt der Vater, so hat er nun in dem Adoptivsohn den Erben, der das Begräbniß ausrichtet und die Todtenopfer darbringt; der Adoptivsohn erhält die Erbschaft nur, wenn er diese Pflichten erfüllen will. Es kann aber sein, daß der Adoptivsohn selbst auch seinerseits keine Kinder hinterläßt. Der Zweck der Adoption ist dann mißlungen, das Haus verwaist, kein Grund also, daß die Verwandten des Adoptivsohnes das Vermögen des Adoptivvaters erhalten, darum fällt dies Vermögen dann an die Verwandten des Adoptivvaters zurück. Es verdient hervorgehoben zu werden, daß fast wörtlich die gleiche Bestimmung sich im französischen Civilgesetzbuch (Code civil Art. 351) wiederfindet. Bei seinen

Lebzeiten hat der Adoptivvater die Freiheit, die Adoption wieder zu lösen, vielleicht in demselben Falle, nämlich wenn der Adoptivsohn keinen Sohn erhält, vielleicht in dem Fall, daß dem Adoptivvater selbst noch leibliche Kinder zu Theil werden. Das griechische Alterthum kennt die Lösung des Bandes zwischen Vater und Kind sonst nur in der schimpflichen Form der Verstoßung des Kindes. In unserem Falle liegt zu einer solchen kein Grund vor, und um diese Freundwilligkeit der Trennung zu klarem Ausdruck zu bringen, soll der Vater, bevor er den Adoptivsohn wieder fortschickt, was in derselben öffentlichen Form geschieht, in der er ihn auch adoptirte, eine kleine Geldsumme, wohl zwei Stateren (also etwa vier Mark) in das Gerichtshaus weihen, und der Gerichtssecretär, der „Merker", soll dem Sohn diese Summe bei dem öffentlichen Act selbst, wie die Inschrift hübsch sagt, „als Gastgeschenk" darreichen; wohl in dem Sinn, als wäre der Fortgeschickte nicht Sohn, sondern nur Gast im Hause des Adoptivvaters gewesen und reise nun freiwillig wieder ab. Dies scheint der Charakter dieser Gabe, sie ist zu gering, um als Ersatz für die entgehende Erbschaft u. dergl. zu dienen; sie ist hier rein symbolisch.

An dieser Stelle darf vielleicht bemerkt werden, daß die Testamente in ihrer ältesten Form sich höchst wahrscheinlich auch aus der Adoption heraus entwickelt haben: Testament ist zunächst wohl nichts als die Adoption eines Sohnes, welche erst mit dem Tode des Adoptirenden in Wirksamkeit treten soll; der Adoptirte erbt dann eben, weil er Sohn ist. Daraus ist allmälig eine wahre Erbeseinsetzung entstanden. Die Römer haben den Gedanken einer solchen vielleicht sogar erst von den Griechen übernommen.

Weitaus eigenthümlicher ist das andere Mittel, dem verwaisten Hause einen Sohn zu geben. Hat ein Mann keinen Sohn, aber eine Tochter, so soll nach seinem Tode die Tochter, die „Erbtochter", sobald sie zwölfjährig ist, den ältesten Bruder des Vaters heirathen; lebt kein solcher mehr, den ältesten Sohn des ältesten Vaterbruders, also ihren Vetter. Der Sohn, der dieser Ehe entspringt, ist demnach so nahe wie möglich mit dem Verstorbenen verwandt, er ist sein Brudersson und Tochterson. Juristisch aber gilt er nur als eigener unmittelbarer Sohn seines Großvaters und setzt als dessen Erbe dessen Familie fort. Daher in Athen die Vorschrift, daß nicht der Mann der Tochter, sondern ihr Sohn, sobald er volljährig ist, noch bei Lebzeiten der Mutter das Vermögen des Großvaters bekommt. Die Tochter, seine Mutter, dient eben nur dazu, die Erbschaft auf ihn zu übermitteln. Es handelt sich hier also um eine Pflicht der Erbtochter und um eine Pflicht des nächsten väterlichen Blutsfreunds, einander zu heirathen, nicht im eigenen Interesse, sondern im Interesse der Familie, die fortgesetzt werden soll. Allmälig bilden sich mit der sich entwickelnden Cultur diese Ideen um. Die Pflicht der Verwandten, die Erbtochter zu heirathen, wird zu einem selbstnützigen Recht. Sie bekommen mit der Hand des Mädchens das vielleicht erwünschtere Vermögen, das diese von ihrem Vater geerbt. Gerade darum setzt denn nun das Gortyner Gesetz, das auch hier mitten in der Umbildung begriffen ist, fest, daß die Erbtochter durch Abtretung etwa der Hälfte ihres Vermögens den Onkel oder Vetter abfinden kann, wenn sie ihn nicht mag, und dieser selbst braucht sie nicht zu heirathen, wenn er nicht will. Das ist

gewiß schon eine Milderung, aber auch so bleiben noch Sätze genug, welche dem modernen Gefühl widerstreben. Aus den ganz detaillirten Bestimmungen unseres Gesetzes sei Einiges hervorgehoben. Das Gesetz regelt genau die Reihenfolge der Heirathsberechtigten, namentlich für den Fall, wenn mehrere Erbtöchter da sind, und sagt ausdrücklich, daß keiner auf mehr als eine Erbtochter Anspruch habe. So lange sie unerwachsen ist, also nicht heirathen kann, bekommt der Onkel oder Vetter, der, ich möchte sagen, der Heirathsanwärter ist, den Nießbrauch etwa ihres halben Vermögens, ebenso wenn der Heirathsanwärter selbst noch unerwachsen ist. Ist er erwachsen, aber noch nicht volljährig, „rennbar", so hat er Zeit sich zu besinnen, bis zur Volljährigkeit, ob er sie heirathen will oder nicht. Sie muß auf ihn warten, aber auf den Nießbrauch ihres Vermögens hat der Zögernde keinen Anspruch. Ist er volljährig geworden und macht noch immer keine Anstalt sie zu heirathen, dann müssen die anderen Blutsfreunde der Erbtochter Klage gegen ihn bei Gericht erheben. Das Urtheil wird gesprochen: er habe sie binnen zwei Monaten zu heirathen; läßt er diese Frist verstreichen, so ist er seines Rechts verlustig. Aber die Erbtochter kann darum doch immer noch nicht frei thun, was ihr beliebt. Das Recht, sie zu heirathen, geht nämlich nun von dem ausgeschlossenen auf den zweitberechtigten Verwandten über, von diesem auf den dritten, und so fort, bis keiner mehr da ist. Sie muß sich jetzt aus der Phyle, der Stadtabtheilung, zu der ihr Geschlecht gehört, einen Mann suchen nach ihrer Wahl, und das Gesetz spricht weiter: „Falls aber aus dem Stadttheil keiner sie will heirathen, so sollen die Blutsfreunde der Erbtochter verkündigen in dem Stadttheil: keiner will sie heirathen." Dann wird noch dreißig Tage gewartet, ob sich einer meldet, und den muß sie jetzt nehmen. Meldet sich aber keiner, „so soll sie verheirathet werden an irgend einen, an wen sie kann."

Wie schon oben bemerkt wurde, kann die Erbtochter, wenn sie auf den unerwachsenen Onkel oder Vetter nicht warten will, oder den erwachsenen zu heirathen keine Lust hat, durch Hingabe etwa ihres halben Vermögens den unbequemen Bewerber los werden. Freilich ledig bleiben darf sie nicht. Das Heirathsrecht der sämmtlichen Verwandten ist mit der Abfindung des einen zwar erloschen, aber sie muß nun, in der vorher erzählten Weise, einen Gatten aus der Phyle wählen. Der ursprüngliche Grundgedanke des Instituts tritt hierin wieder hervor; heirathen muß auch noch nach unserem Gesetz die Erbtochter jedenfalls, mag sie wollen oder nicht, mag ein Verwandter da sein oder fehlen, mag sie ihn abgefunden haben oder nicht. Ja nicht einmal mit einer einmaligen Ehe hat sie die Forderungen des Gesetzes erfüllt. Hat sie einen Fremden geheirathet und hat keine Kinder, so darf der berechtigte Onkel oder Vetter die Ehe lösen und sie dem Gatten nehmen, wenn sie ihn nicht abfindet. Hat sie den Berechtigten geheirathet und dieser stirbt ohne ihr Kinder zu hinterlassen, so muß sie noch einmal heirathen und zum dritten Mal und weiter, bis sie dem Hause den Erben schenkt. Dann ist das Gesetz in der Seele ihres todten Vaters befriedigt, sie ist frei, ledig zu bleiben, wenn sie will.

Schon diese kurzen Proben genügen vielleicht, um zu zeigen, wie seltsam in den Rechtssätzen der großen Inschrift uralte, uns fast unverständlich gewordene

Rechtsgedanken sich mit den Culturanschauungen eines geänderten socialen Lebens mischen. Für die Kenntniß aller dieser Dinge ist unsere Inschrift geradezu unschätzbar. Vieles bleibt auch jetzt noch undeutlich, selbst in dem, was die Inschrift behandelt, und über anderen wichtigen Partien des Privatrechts liegt überhaupt noch lichtloses Dunkel; aber es ist doch einmal ein Anfang gemacht, ein Anfang, dem hoffentlich eine Fortsetzung folgt.

Nach Fabricius' Meinung wird unsere Inschrift für immer an Ort und Stelle bleiben müssen: bei einem Abbrechen der Mauer, zum Zweck des Transports, würde eine Menge abgesprungener Mauerstückchen, die jetzt wenn auch lose doch noch an ihrer ursprünglichen Stelle seien, abfallen, womit die Inschrift zerstört wäre. Wie verlautet, geht man indeß in Athen mit dem Plan um, die Mauer aufs Neue bloßzulegen und an Ort und Stelle über ihr einen Schutzbau zu errichten, um sie auf diese Weise zugleich zu conserviren und zugänglich zu machen.

Inzwischen werden die Ausgrabungen fortgesetzt. Das Deutsche archäologische Institut zu Athen hat, man muß vom deutschen Standpunkt aus sagen, leider den Italienern in ihren, wohl auf Halbherrs Nationalität gestützten Prioritätsansprüchen nachgegeben und ihnen das Vorrecht weiterer Ausgrabungen und Veröffentlichungen eingeräumt. Die italienische Regierung hat denn auch sofort eine größere Summe bewilligt und Halbherr nach Gortyn geschickt, um die Ausgrabungen fortzuführen. Schon das ist von hohem Interesse, daß wir durch dieselben einen sicheren Einblick in die architektonische Structur eines dieser alten Gerichtsgebäude gewinnen können. Hoffentlich wendet man bei der Weiterführung der Ausgrabungen auch dieser letzteren Seite der Sache genügende Aufmerksamkeit zu.

Die großen Erwartungen neuer Inschriftsfunde, die man gehegt hat, scheinen bisher nicht ganz erfüllt zu sein: die Wand des Gerichtsgebäudes, an der unsere Inschrift steht, trägt, wie sich ergeben hat, außer ihr keine weiteren Gesetze; nur an einer anderen Mauer, an der Halbherr schon früher zwei kleine Fragmente eines wenig jüngeren, zweiten Gesetzes von privatrechtlichem Inhalt gefunden hatte, sind, wie man hört, neue Stücke von sieben Columnen eines anderen Gesetzes, allerdings aus dem ursprünglichen Zusammenhang gelöst, entdeckt worden. Aber wer weiß, welche Ueberraschungen uns noch bevorstehen, wenn die Ausgrabungen methodisch fortgesetzt werden? Die Erde birgt gewiß noch Außerordentliches, und erst jetzt fängt sie an, ihre lange behüteten Schätze dem Lichte wieder zu schenken — vielleicht täuscht sie auch in diesem Falle unsere Hoffnungen nicht.

Californien.

Von

E. Reyer.

V. Die Fußhügel der Sierra.

Goldwäschen und Bergwerk; Goldproduction.

Die flachen Landwellen, mit welchen die mittlere und südliche Sierra gegen die Ebene ausläuft, sind mit spärlichem Graswuchs überkleidet: aber dieses verleiht der Landschaft nicht jenen frischen Reiz, welcher unseren Gebirgswiesen und -Waiden eigen ist: schon im Mai ist Alles dürr und abgestorben, nur wenige Büsche und Bäume unterbrechen das wüste Einerlei. Meist ist der Anblick unerfreulich, nur die Landstriche, in welchen die Eiche eine stattlichere Größe erreicht, sind unmittelbar nach der Regenzeit anmuthig; die isolirten dunklen Bäume im hellen Wiesenland erinnern an die offenen Plätze unserer Parks, im Sommer aber gleicht die Landschaft den Karstgebieten der Südalpen. Die Bäche, welche durch dieses Hügelland verlaufen, versiegen im Frühjahr; im kiesigen Bett halten sich noch einzelne sickernde Pfützen, von welchen ein kläglich schreiender Vogel auffsteigt, sobald man sich nähert. Das ist der einzige Naturlaut, den man hier vernimmt, und er stimmt zu der trostlosen Monotonie der Gegend, durch welche wir nun nach der alten Bergstadt Mariposa wandern.

Gegen Ost sieht man die nächst höheren Landschwellen der Sierra, sie tauchen vor unseren Blicken auf und wieder unter, indem wir über das Wellenland hinschreiten.

Die nächste Landwelle ist, der zunehmenden Höhe entsprechend, schon entschieden frischer; grünliche Töne mischen sich mit den gelben, zerstreutes Busch- und Baumwerk durchsprenkelt das Weideland; dann folgt eine Zone mit höheren Bergen und parkartigem Wuchs, sie bildet den Uebergang zum waldigen Mittelgebirge, welches bei Mariposa beginnt und sanft und allmälig ins Hochgebirge übergeht. Die wüste Zone ist in diesem Gebiet etwa einen Tagemarsch breit, die Parkzone umfaßt eine weitere Tagereise, dann folgen drei Tagemärsche durch das waldige Mittel- und Hochland.

Das Gebirge besteht im Wesentlichen aus gefalteten und steil aufgerichteten

Schiefern, welchen einzelne Züge granitischer Gesteine (meist Diorit) eingeschaltet sind. Diese Grundgesteine werden in den Vorhügeln von Trachyttuff und Laven überdeckt, während weiter landein die Schiefer und Diorite allerwärts zu Tag anstehen. Hier stechen die Schichtenden den steilen Schiefer als Kämme und Schneiden aus den Wiesengehängen hervor, dann folgt ein massiger Dioritzug, welcher als waldiger Hochrücken aufragt. Schiefer und Diorite enthalten Gold, das vielfach in Gängen angereichert und concentrirt ist. Die Gewässer zerstörten die Gesteine und mit dem Bergschutt wurde auch der Goldstaub durch die Thäler fortgeschoben.

Hier in diesen Bächen und Flüssen begann die großartige Goldwäscherei im Jahre 1849. Dort sehen wir Horseshoebend, jene hufeisenförmige Krümmung des Merced-Flusses, welche tief zwischen den Buschwaldbergen liegt. Viele hundert Mann haben da seiner Zeit den ganzen Schutt der Flußbiegung umgewühlt und einige Millionen Mark wurden erbeutet. Hier bei Mariposa verläuft ein breites Bachbett, in dem sich die Schatzgräber scharten. Im Thal sieht man noch die alte Verwüstung: halb übergraste Schutthügel und lange Barren aufgeworfener Gerölle ziehen sich durch den Grund; einige aus Lehm und Steinen zusammengekittete Schornsteine stehen noch mitten im Verwüstungsfeld. Da war seiner Zeit ein lebhaftes „Camp" aufgeschlagen mit Blockhäuschen und Zelten. Rings umgeben von abendkühlem Buschwald lag das Schutt-Thal vor mir, müde und vergessen wie ein ausgeträumter Traum. Die Menschen sind fortgezogen, und das Thal ist wieder still und einsam wie zuvor.

Solche Stätten trifft man hier auf jedem Tagemarsch. Ich erinnere mich noch des sonderbaren Eindruckes, den ich eines Abends empfing, als ich über das Hochplateau hinwanderte, um den in der Karte groß eingezeichneten Ort Don Pedros Bar zu erreichen. Stundenlang sah ich keine Behausung, dann begegnete ich endlich einem alten Hirten, den ich ansprach. „Nun, nach Don Pedros' haben Sie noch sieben miles — aber was wollen Sie da? Dort lebt kein Mensch." — „Wie so?" — „Nun, das Gold ist zu Ende und Alle sind fort; aber eine Stunde von hier erreichen Sie einen Ranch, da können Sie gut bleiben." Ich wanderte weiter. Der Mond stand hoch, die Wolken und die Schatten flogen. Ringsum bleiches Land von schwarzem Buschwerk spärlich durchsetzt; kein Zeichen menschlichen Lebens.

Endlich traf mich ein Lichtstrahl, und ich trat in ein einfaches behagliches Zimmer. Ein Mädchen saß beim erleuchteten Tisch; ihre Freundin, die Schullehrerin, lockte ihr das Haar — für morgen, zum Picknick. Eine Alte kam aus dem Nebenzimmer — „Vierzig miles zu Fuß — nun, da können Sie rechtschaffen müde sein. Ob Sie bleiben können? Nun, das wäre mir schön, wenn wir Sie durch die Nacht noch weiter ziehen ließen. Ich bringe Ihnen gleich etwas zum Essen; machen Sie sich's bequem."

Flink war die wackre Irländerin beim Herd, das Feuer prasselte und fröhlich wurde der Abend verbracht. Die Alte erzählte von der guten alten Zeit und wie damals die Goldwäschen ringsum blühten; die Jungen aber plauderten vom Picknick und von der grünen Zukunftsherrlichkeit. Als die Schlafenszeit kam, stieg ich über die äußere Treppe hinauf zum Dachboden, wo mein Bett

bereit stand. Das Licht flackerte im weiten, dunklen, unverkleideten Raum, der Nachtwind blies durch das Gebälk, ungewisses Mondlicht flimmerte durch die Ritzen; ich schlief ein und träumte von der alten goldenen Zeit.

Vor dreißig Jahren schallten hier alle Thäler wider von Spatenwurf und Menschenlärm. Vom Ocean und über das Gebirg her kamen sie, und hier in den Fußhügeln trafen sie zusammen, Landfahrer und Seefahrer. Jeder hatte sein Reitthier; nur wenige arme Bursche wanderten zu Fuß mit Pike und Pfanne und einem Pack Proviant belastet. In den Thälern wurde das Lager aufgeschlagen, im besten Fall ein armseliges Hütten- und Zeltwerk inmitten des wüsten „Eldorado". Und mit Tagesanbruch ging die Arbeit an; da standen die braunen, lehmigen, fetzigen Kerle mit vertretenen Stiefeln im Wasser und gruben und wuschen. Mittags und Abends im „Saloon" ein paar Gläschen Schnaps und derbe Reden, viel mißvergnügte Urtheile über den Ort, Erzählungen von andern Thälern, wo Einer einen faustgroßen Klumpen gefunden habe und wo Viele zwanzig bis fünfzig Dollar im Tag erwüschen. —

Die Arbeit wurde Anfangs primitiv betrieben. Das übliche Geräth war die „Craddle", ein wiegenartiger Trog, welcher mit einem Sieb bedeckt und unten an der Seite offen war. Diese Goldwiege wurde geschaukelt, während man oben auf das Blech Goldsand und Wasser abwechselnd aufschüttete. Die Geschiebe blieben auf dem Sieb, der Sand dagegen fiel sammt dem Gold auf den geneigten Boden des Wiegtroges; von hier schwemmte das Wasser den Sand weiter, während der schwere Goldstaub sich in den Querrinnen und hinter den Leisten des Bodens hielt. Wenn es gut ging, erwusch der Mann im Laufe eines Tages aus einem Kubikmeter Schutt einige Prisen Goldstaub im Werthe von 40 bis 80 Mark.

Bald vervollkommte man die Methoden; man leitete Wasser in einer Rinne zu und wusch mit dem continuirlichen Wasserstrom, statt das Wasser kannenweise aufzugießen. Dann verlängerte man den gezimmerten Boden, auf welchen der Sand und Goldstaub fiel, und schuf so eine fünfzig, ja ein paar hundert Meter lange Holzrinne (Sluice), deren Querleisten den größten Theil des Goldes fingen. So wurde durch die verbesserten Methoden auch die Ausbeutung der weniger reichen Wäschen ermöglicht.

Vordem hatte Jeder auf eigene Faust ein kleines Loch gegraben; jetzt mußten schon Mehrere zusammenwirken, und ein Capital war erforderlich, um die Voranlagen herzustellen. Ganze Bach- und Flußläufe wurden nun während der trockenen Jahreszeit in Canälen und Rinnen seitlich längs des Thalgehänges abgeleitet, dann verwusch man den Schutt und kratzte schließlich aus den Rissen des Felsbodens die dort eingeklemmten Goldkörner heraus. Diese Arbeit mußte eilig vor sich gehen, denn wenn sie nicht bis zum ersten herbstlichen Guß abgeschlossen wurde, war Alles zerstört und das angelegte Capital und die aufgewendete Arbeit waren verloren.

Mittelst dieser einfachen Methoden wurde in den Fußhügeln der Sierra bis zur Mitte der fünfziger Jahre etwa eine Milliarde Mark Goldsand gewonnen.

Zugleich griffen die Bergleute aber auch das feste Gestein des Grundgebirges an, in dessen Quarzgängen die goldhaltigen Kiese eingesprenkelt sind. Der Kies wird nahe der Erdoberfläche oxydirt, er verrostet und das Gold wird gediegen abgeschieden. Selten trifft man das Metall in größeren Körnern oder Blättchen, sondern meist ist es in den rostigen Stellen des Quarz als feiner, dem Auge nicht wahrnehmbarer Staub enthalten; der Goldsucher pulvert diesen Rostquarz, schlämmt ihn in einem Becken und schließt von dem zarten Satz von Goldstaub, welcher zuletzt als Goldfarbe (colour) im Becken bleibt, auf die Bauwürdigkeit des Ganges.

Beide Arten der Goldgewinnung, das Waschen und der Quarz-Bergbau, haben im Gebiete von Mariposa in den fünfziger und sechziger Jahren geblüht.

Das Städtchen liegt in einem Thal zwischen bewaldeten Bergen; die Gebirgszüge bestehen aus Diorit, im Thalboden aber tritt der zwischen diese Eruptivmassen eingeschaltete Schiefer mit seinen Goldquarz-Lagern zu Tag.

Ein paar Zeilen niedlicher Häuser und Gärten begleiten die Thalstraße; die Gärten sind zum Theil voll verwilderter Rosenhecken und -Sträuche, zum Theil sind sie wohlgepflegt. Stille Leute leben in den Häusern; was flügge war, das ist verflogen, die Unbeholfenen, die Alten und die treuen Romantiker sind geblieben. Zwischen den bewohnten und gepflegten Häuschen steht dort ein stattliches Ziegelhaus mit mächtigen Eisenthüren, aber ohne Dach, ohne Flur und Boden; das wurde zum Schluß der guten Zeit begonnen und nie vollendet. Der Boden der jungen Ruine ist überwachsen mit Gras. Unterhalb des Ortes steht das mächtige alte Pochwerk gleichfalls verlottert und verfallen.

Die Leute, die noch im Orte wohnen, warten alle auf bessere Zeiten und meinen, das Land sei ja unendlich reich und das ganze Elend sei nur durch die Juristen und die großen Herren verschuldet. Mit dieser Anklage hat es folgende Bewandtniß:

General Fremont hatte zur Zeit der mexikanischen Herrschaft ein Gut im Gebiete von Mariposa gekauft. Jahrelang kümmerte er sich nicht um seinen Besitz. Als er aber hörte, daß in seinem Land reiche Bergwerke erschürft worden seien, entwickelte er ein verhängnißvolles Interesse für die Sache. Unter spanischem Recht hatten ihm die Bergwerke nicht gebührt; nun setzte er es durch, daß der alte Titel durch die Vereinigten Staaten bestätigt wurde, und hierdurch ward er nachträglich auch Herr der Metalle. Nachdem er diese Veranstaltung getroffen, untersagte er den Bergleuten von Mariposa schlechtweg den ferneren Betrieb ihrer in gutem Glauben eröffneten und bearbeiteten Werke. Die Leute setzten sich zur Wehr, es kam zu einem Gefecht, in welchem Fremont siegte (1859).

Der neue Herr steigerte nun binnen Kurzem die Production von 160,000 auf 600,000 Mark per Monat (1860—63). Es fehlte natürlich nicht an Sachverständigen, welche klar zeigten, daß dies Bergwerk nicht nur sehr reich, sondern nahezu unerschöpflich sei. General Fremont ließ sich diesen Ausspruch gefallen und lebte in Herrlichkeit — bis er so tief verschuldet war, daß er sein Gut an die Gläubiger abtreten mußte. Die Gläubiger-Genossenschaft gab für 40 Millionen Mark Scheine aus, kaufte großentheils mittelst dieser imaginären Werthzeichen

die benachbarten Werthzeichen zusammen und gedachte nun den Reichthum von Mariposa erst recht zu entfalten. In den verflossenen Jahren hatte das Werk jährlich im Mittel etwa zwei Millionen Mark producirt und hier von eine Million als Reingewinn abgeworfen; jetzt (1864) erzielte man zwar auch noch zwei Millionen Mark Production, aber die Auslagen beliefen sich auf drei Millionen. Das ging so lange, bis die Geldmittel erschöpft waren — seitdem liegt das Werk brach. Das ist die Sachlage; nicht der Proceß, sondern die natürliche Verarmung der Erze gegen die Tiefe haben das Werk zum Erliegen gebracht. Derart ist das Schicksal fast aller Goldbergwerke hier zu Lande und anderwärts.

Die stillen Berge werden bebaut, Hütten und Häuser schießen auf, Hammerschlag und Pochwerk erschallen durch Berg und Thal; die weißen Halden werden aus den Tiefen gefördert und die Goldströme fließen. Das dauert einige Zeit; der Schutt ist verwaschen, die reichen Gänge sind erschöpft, Wenige harren noch aus, die Menschenströme verlaufen, die Hütten verfallen, das Land ist wieder still, das Wasser wieder klar. So wurde bei uns zu Ende des Mittelalters durch ein paar Jahrhunderte mittelst Menschen- und Wasserkraft Gold gewonnen, bis sich die Arbeit nicht mehr bezahlte. In Californien hat die Goldära nur drei Decennien angehalten, weil man eben heute mittelst Dampfkraft zehnmal so schnell arbeitet. Das Resultat war aber hier wie dort dasselbe: öde Gegenden wurden durch den Goldruf besiedelt, und nachdem das Gold ausgebeutet war, blieben nur noch so viele im Land, als dieses eben durch seinen bleibenden Bodenreichthum ernähren konnte.

Ich habe viele verlassene und manche noch thätige Bergbaugebiete der mittleren Sierra besucht und schildere im Folgenden das Leben in beiden.

Unweit Mariposa traf ich drei Männer an der Arbeit. Einer haspelte mit primitiver Holzwinde ein Faß aus der Tiefe auf, ein zweiter hieb unten im Quarzgang, ein dritter saß mit flacher Schale am Holztrog und wusch das Getrümmer — so, gerade so arbeiteten die deutschen Bergleute im 16. Jahrhundert, und noch jetzt gibt es wunderliche stolze und arme Bergleute, die nicht einsehen wollen, daß man heute ohne Capital und große Voranlagen im Goldbergbau kein Gedeihen erzielt.

Der Waschmeister hatte ein tiefgefurchtes Gesicht; die Brillen, unter welchen die dunklen, ruhigen Augen hervorschauten, gaben ihm ein gelehrtes Ansehen, die zerrissenen Stiefel und das hinfällige Hemd sagten aber, daß der Meister derzeit nicht in guten Umständen lebe. Der Mann, ein ehrsamer alter Prospecter (Minen-Finder), erzählte mir, während er seinen lehmigen Quarz wusch, von diesem Goldgang: vor vielen Jahren habe hier Einer gearbeitet und aus einer „Tasche“ (reiches Blatt im Gang) mehrere tausend Dollar Goldwerth geholt; der Mann sei verschollen und nun versuche er sein Glück. Am ersten Tag hatten sie für fünfzig Mark Gold getroffen, seitdem sei das Glück abwendig, aber der Berg habe ein gutes Ansehen und werde Wort halten, wenn man erst etwas gegen die Tiefe vordringe. (Diesen Glauben trifft man bei allen Bergleuten, obwohl die Erfahrung zeigt, daß die Goldgänge fast ohne Ausnahme in der Tiefe verarmen.)

Nicht weit vom Arbeitsplatz steht die Hütte am Gehänge einer stillen

Buschwald-Schlucht, ein Gemüsegärtchen nebenan im Grund, ein paar alte Weinstöcke, ein verwilderter kleiner Obstgarten — dort lebt der Alte. Alles an der Hütte und bei der Hütte ist seiner Hände Werk. Die Früchte nähren ihn. Im Winter geht er in die Bäche Gold waschen, im Sommer nimmt er irgend einen Quarzgang auf und versucht sein Glück.

Es war gerade Mittagszeit und wir rasteten im Schatten der Hütte; dort erzählte mir der Alte Geschichten von vergangenen Tagen. Er war im Jahre '50 von Missouri herüber gekommen, — und nun wurde des Alten Geist belebt und er begann zu plaudern: „Drüben gab es damals noch keine Eisenbahn, die Früchte hatten keinen Markt, Getreide kostete in guten Jahren fast nichts, Fleisch 7 oder 8 Cent p. ℔ (60 Pf. p. Kilo), Arbeit wurde pro Tag höchstens mit einem halben Dollar bezahlt, man wußte ja nicht, was man mit der Ernte anfangen sollte und brauchte daher auch keine Arbeit. In Californien brachte die Arbeit vier oder sechs Dollar sicher. Das erschien mir Anfangs wie etwas Großes; dann aber habe ich mich auch daran gewöhnt. Wissen Sie, des Miners Sack ist groß, aber er hat auch ein großes Loch und so war's auch bei mir. Ein paar Mal hatte ich ein recht dickes Glück, aber das Gold wollte fliegen. Jetzt denk' ich mir manchmal, wie gut es wäre, wenn ich für die alten Tage auch nur ein paar Tausend gespart hätte; aber mein Gott, wenn man jung ist, denkt man nicht so weit und jetzt ist's wohl nicht mehr der Mühe werth. Ja, wie sich die Zeiten ändern! Was war das vor zehn oder fünfzehn Jahren noch für ein Leben in Mariposa! Princeton war damals wohl dreimal so groß als unser Mariposa, heute wohnen noch zwei oder drei Familien dort. — Es sind schlimme, todte Zeiten. Die ‚Wildkatzen' (schlechte Bergwerke) haben es den Leuten angethan, das Capital ist krank und will nichts mehr von dem Bergwerk wissen. Nun — auch das geht vorüber. Vor zwanzig Jahren hätte ein Jeder gelacht, wenn Ihr ihm gesagt hättet, daß es heute hier so todt sein werde und heute meinen Viele wieder, es sei schon aller Tage Abend. Wenn einer aber etwas gesehen hat von der Welt und vom Bergwerk, so weiß er: es bleibt nichts gleich, 's geht immer auf und ab." —

So plauderte der alte Mann, dann ging er wieder zur Arbeit.

Es ist ein eigner Schlag von Menschen, diese Prospecter und Bergmänner auf eigene Faust, die mit den Lohnarbeitern wenig gemein haben und sich selbst als den Adel der Berge betrachten. Die besseren unter ihnen sind abenteuerlustige Menschen, die ihre Lebensweise und ihren Lebenslauf mit Keinem tauschen möchten. Hat einer einen guten Fund gemacht, so vereint er sich mit einigen Genossen; sie schießen Geld und Arbeit zu, zimmern den Schacht, bauen eine Arastra (Quarzmühle), leiten Wasser im Graben her, verbessern den Steig — ein paar Ausbeuten beleben das Werk eine Zeit lang, dann kommen die Schwierigkeiten und der Quarz wird ärmer; tapfer und gläubig halten sie aus, bis die Thaler verflogen sind und der Muth erschöpft ist. Die Täuschung ist verrauscht und die kleine, nüchterne Lebensarbeit geht wieder an.

Meist hat der Prospecter einen Partner; beide sind Junggesellen, sie leben und unternehmen, sie spielen und verlieren mit einander. In guten Zeiten zanken sie mitunter, aber sie verlassen einander nie, sicher nicht, wenn's schlecht geht.

Wird der Bergmann alt und müde, so baut er sich ein Blockhäuschen, kauft eine Kuh zu seinem Pferd und farmt. Aber es will nicht mehr recht gehen und schmecken. Sein Vertrauen ist leck und seine Kraft dahin — nur in der Trinkstube thaut er noch manchmal auf, wenn er von den alten, jungen Tagen redet. Sein Leben war arm und nur die Träume waren reich.

Das ist das Loos so vieler romantischer Naturen. Jener Marshall, der die ersten reichen Goldwäschen auf Sutter's Grund entdeckte, starb in der drückenden Armuth und überall im Lande trifft man noch heute alte Goldpioniere, verarmte, vertrunkene Phantasten, welche sich und der Welt zur Last sind. Und wenn sie allein absterben, ist es ja auch gut; haben sie aber ein anderes Geschick an das ihrige geknüpft, haben sie Weib und Kind, dann vererbt sich das Elend.

Nachdem ich diese Klasse von Menschen charakterisirt und den Leser mit dem raschen Verfall jener Cultur, welche sich nur auf die Goldwäschen und Bergwerke stützt, vertraut gemacht habe, erübrigt noch die erfolgreichen Goldbergwerke zu besprechen.

Sie halten sich durchgehends an tief niedergehende Gänge, welche mit goldhaltigem Quarz erfüllt sind. Bald ist diese blattförmige Quarzmasse in ihrer ganzen Mächtigkeit verwerthbar, bald ist das Gold in einzelnen Streifen, welche gegen die Tiefe setzen, concentrirt. Nahe der Oberfläche enthält der Quarz in der Tonne oft mehrere Hundert (ja mehrere Tausend) Mark Gold, in mäßiger Tiefe sinkt der Goldgehalt unter 100 Mark und noch tiefer gibt der Quarz nur 30—50 Mark pro Tonne. Die meisten Gänge sind im Laufe eines Decenniums intensiver Arbeit bei einer Tiefe von einigen Hundert Metern abgebaut (erschöpft), selten ist ein Gang nach zwanzigjähriger Arbeit und in einer Tiefe von 3—400 Meter rentabel. Der Goldquarz ist dann allerdings nicht reich, aber durch Massenförderung wird doch mitunter eine Jahresproduction von ein oder zwei Millionen Mark erzielt. Ein reiches Bergwerk vertheilt Anfangs nicht selten die Hälfte, ja zwei Drittel des gewonnenen Goldes als Gewinn unter die glücklichen Besitzer und selbst später, wenn die Arbeit schon in die armen Tiefen vorgedrungen ist, wird unter günstigen Umständen noch ein Drittel der Production als Dividende ausgezahlt.

Einige Bergwerke haben im Laufe von 10 bis 30 Jahren 10 bis 30, ja 50 Millionen Mark producirt und ein Drittel bis zur Hälfte als Gewinn vertheilt; aber freilich, so glücklich war kaum eines unter hundert Werken.

Das Leben in allen Bergwerken, mögen sie nun Glück haben oder nicht, ist auffallend breit. Im Westen gibt es noch nicht jenes Bergmanns-Proletariat, welches in unseren Ländern an der Scholle klebt und von Hungerlöhnen ein elendes Leben fristet. Der Mann macht im Westen Ansprüche und der Besitzer muß den hohen Tagelohn (10—12, local selbst 16 Mark) zahlen, sonst bekommt er eben keine Arbeiter. Mit diesem Lohn kann der Mann gut leben, da er für Kost und Wohnung nur 4 Mark pro Tag braucht. Ein Drittheil, ja die Hälfte des Lohnes kann der ledige Arbeiter leicht zurücklegen.

In bewährten Bergwerken ist eine größere Zahl der Arbeiter verehelicht und da sieht der ganze Ort auch nett und heimisch aus. Bei dem kleinen Holzhaus fehlt selten der Blumengarten, in jedem Haus ist ein Zimmer für den Aufenthalt

der Familie und zum Empfang der Freunde wohnlich eingerichtet. Im Hauptgebäude haben die Arbeiter oft ein Bade- und ein Lesezimmer, Kranken- und Versorgungs-Kassen sind hier und dort eingerichtet. Jeder hält sich mindestens ein Journal, die Kinder werden ordentlich gekleidet und in die Schule geschickt. So erfreulich gestalten sich die Verhältnisse in den Bergorten, welche sich ausnahmsweise zehn oder zwanzig Jahre lang bewährten; allerdings sind das die Ausnahmen. In der Regel trägt das Goldbergwerk den Stempel des Provisorischen. Keiner betrachtet den Ort als ein Heim, denn Jeder weiß, daß das Bergwerk wahrscheinlich früher sterben wird, als der Bergmann. So leben denn die Meisten ein lediges Leben, welches reichlich, ja verschwenderisch, aber auch unbehaglich, schmucklos und freudenarm ist.

Ueberblicken wir schließlich die Geschichte der Goldproduction in großen Zügen, so erhalten wir das folgende interessante Ergebniß: Californien hat seit dem Jahre 1848 etwa 5 Milliarden Mark Gold producirt und durch lange Zeit mehr als den dritten Theil der Weltproduction gedeckt. Im ersten Decennium der Goldära wurden in Californien jährlich 200 Millionen Mark Gold gewonnen. Anfangs der sechziger Jahre sank die Production auf 120 Millionen Mark, Anfangs der achtziger Jahre unter 50 Millionen Mark und jetzt, da der Boden erschöpft und die hydraulischen Wäschen eingestellt sind, ist die Goldgewinnung im Verhältniß zur gewaltig anwachsenden bäuerlichen Production bedeutungslos.

Anfangs war das Gold das wichtigste Landesproduct und wurde davon pro Einwohner jährlich etwa 2000 Mark producirt. Zu Ende der siebziger Jahre betrug die Jahresproduction pro Einwohner kaum 100 Mark und dürfte derzeit auf ein Drittel dieses Betrages gesunken sein. Im ersten Decennium wurden 70 bis 80 Procent alles Goldes aus den Wäschen gewonnen, in der letzten Zeit prädominirte die Bergwerks-Production, ja seit 1884 (Einstellung der hydraulischen Wäschen) ist nur sie noch nennenswerth.

Im Ganzen war die Goldproduction zu allen Zeiten unrentabel. Anfangs producirte ein Arbeiter jährlich nur 4000 bis 2000 Mark, was bei einem Tagelohn von 16 bis 32 Mark ein riesiges ökonomisches Deficit bedeutet. Jetzt liefern die Bergwerke jährlich etwa 4000 Mark pro Mann, sie sind also im Ganzen, trotzdem der Tagelohn auf 10 Mark gesunken ist, noch immer unrentabel. Diese Thatsache erklärt sich aus der Natur des Vorkommens, welche der Goldproduction den Charakter eines Glücksspieles gibt. Einer unter hundert macht einen gewaltigen Gewinn, einige andere machen kleine Treffer, die Masse aber verliert den Einsatz. Das Spiel im Ganzen ist ruinös, aber immer wieder wagt der Bauer, der Handwerker, der große Capitalist sein Geld, weil er eben hofft, einer der Glücklichen zu sein. So erhält sich ein unökonomisches Geschäft auf Kosten der activen Productionszweige und das Gold kommt schließlich unter den Selbstkosten auf den Weltmarkt.

VI. Das Leben im Waldgebirge.

Auf einer meiner einsamen Sierra-Wanderungen kam ich durch einen Thalgrund voll weißblühender Azaleen zum stattlichen Gehöft Bower Cave. Der

Herr dieser Farm ist ein derber Franzose, ein alter Goldgräber, welcher sich hier vor etwa dreißig Jahren angesiedelt hatte. Ich mußte vor Allem seine berühmte Höhle besuchen, ein Naturwunder in diesem kalkarmen Lande.

Das steil aufgerichtete Kalklager, welches hier im mächtigen Schiefergebirge eingeschaltet ist, wird von einer Längskluft durchschnitten. Wo die Spalte klaffte, sind die Kalkmassen niedergebrochen. Eine überwachsene Trümmerhalde füllt den Grund dieser lochartigen Höhle; hier wächst ein Baum, dessen Krone dem Tageslicht zustrebt. Zu Füßen der Schutthalde steht ein kleiner Tümpel von Grundwasser. In alter Zeit stand der Wasserspiegel viel höher — man sieht an den Wänden ringsum Gesimse, welche den ehemaligen Stand desselben anzeigen. Unter diese Gesimse greifen Löcher und Höhlen tief in den festen Kalkfels hinein. Hier hat das Wasser den Kalk gelöst, die hangenden Gesteine stürzten zum Theil nach und so entstanden jene gewölbten Weitungen, welche flach in die Wände hineinragen; Sinter und Stalaktiten haben nachträglich Wände und Gesimse theilweise überkleidet.

Nachdem ich meine Aufgabe absolvirt, verbrachte ich den Abend im Gehöft Gastfreundschaft ist in diesen menschenleeren Gebieten selbstverständlich; wer Geld in der Tasche hat, zahlt seine zwei Dollar pro Tag, der Arme aber oder der durchziehende Nachbar zahlt nichts. Jeder Farmer oder Bergmann hat ein Fremden- und ein Wohnzimmer, welches je nach dem Vermögen der Leute eingerichtet, auf jeden Fall aber mit einem Teppiche belegt ist; bei reicheren Leuten trifft man auch ein Clavier oder ein Harmonium. Hinter dem Hause oder neben der Küche ist gemeiniglich eine Veranda oder ein kleines Zimmer mit Wasserleitung und Waschrequisiten, wo die Gäste und die Männer des Hauses sich vor jeder Mahlzeit die Hände waschen und die Haare bürsten, Annehmlichkeiten, durch welche sich der amerikanische Arbeiter und Bauer vor seinem ärmeren und daher verwahrloseren europäischen Standesgenossen auszeichnet. Bei Tische bedienen die Frauen oder der chinesische Koch, wo ein solcher gehalten wird; in Junggesellenwirthschaften besorgt aber wohl einer der Männer Küche und Bedienung. Ausnahmslos wird das Essen rasch abgethan, die Männer gehen dann an die Arbeit und die Frauen begeben sich in das Wohnzimmer und plaudern oder musiciren.

Nachdem ich so den Localton des Bildes angegeben, kehre ich zu meinem Franzosen zurück. Als wir nach dem Abendmahl im Parlor beisammen saßen, redete ich von meiner Reise und den Städten im Osten und hörte dafür die Geschichte von Bower Cave. Der Alte erzählte, wie er im Jahre '49 herübergekommen sei auf einem alten, halb lecken Schiffe, mit anderen Abenteurern und viel verruchtem Gesindel. Er habe ein paar Jahre lang das tolle Leben der Goldwäscher mitgemacht; dann sei er zur Vernunft gekommen und habe sich mit etlichen Tausend Dollar in der Hand in dieser Gegend niedergelassen. Das Geschäft sei glänzend gegangen, die Bergleute hätten ihr Geld bei ihm angebracht, die Höhle sei auch oft besucht worden und habe an manchem Tag ihre 50 Dollar abgeworfen. „Ja, da haben wir gute Jahre erlebt! Sieben Kinder sind jetzt versorgt, sechs machen das Haus lebendig und helfen bei der Arbeit. Das ist nöthig, denn der Verkehr hat abgenommen und im letzten Jahre brannte uns

das Haus ab. Der Neubau hat sechs Monate Arbeit und 3000 Dollar gekostet, da heißt's freilich sparen und arbeiten."

Die Frau, eine arbeitskräftige Matrone, hat all' das miterlebt, das ganze Hauswesen ohne Dienstboten versorgt, dazu für ein paar Dutzend Gäste gekocht. „Im Sommer," meinte sie, „gab's damals wohl oft heiße Tage, im Winter wurde dafür ausgeruht. Da konnte ich auch etwas für die Kinder thun und Wäsche und Kleider nähen. Die ersten Winter hatte ich oft Furcht wegen der Indianer, denen von Seite unserer Landsleute viel Unrecht geschah. Sie haben ihnen das beste Weideland weggenommen und eingezäunt und dann wollten Viele ihnen nicht einmal erlauben, ihr wildes Gras aus den eingehegten Strecken zu holen. Vor etwa 20 Jahren drohte einer unserer Nachbarn, wenn er noch einmal einen Indianer innerhalb seines Feldes antreffe, wolle er ihn niederschießen. Und das that er wirklich. Recht gab es für die Indianer natürlich nicht. Aber der Mann fand später doch keine Ruhe mehr, er verkaufte seinen Ranch und zog weg. Jetzt sind nur noch wenige Indianer da, harmlose, arme Leute. Die Männer arbeiten ein wenig, dann und wann kommt ein Weib betteln um etwas Milch für ihr Kind, dann schenkt man ihr wohl auch ein paar abgelegte Kleider. Die Mädchen verdingen sich oft als Wirthschafterinnen zu den weißen Männern ins Bergwerk, weil es oft weit und breit keine weiße Frau gibt. Der Bergmann hält sie so lang es ihm behagt, dann schickt er sie fort. Von Zeit zu Zeit kommen sie wieder zurück zum alten Herrn und bekommen dann wohl etwas Geld oder Kleider für die Kinder. Die Mischlinge nennen sie nach dem Vater. Etliche davon sind recht hübsch, aber sie haben's schließlich nicht besser, als ihre Mütter. Wenn die erste Blüthe vorüber ist, müssen sie mit den Männern des Stammes leben, wie die Vagabunden; kein Wunder, daß sie aussterben. In diesem Jahre wurden hier in unserem Landstrich nur vier geboren und neun starben. Es dauert wohl nicht lang und man sieht weit und breit keinen Indianer mehr."

So schilderte die Frau die Verhältnisse, und das Bild paßt auf all' jene vereinzelten Familien und Rotten, welche man in der Sierra noch antrifft.

Seit Mitte des 17. Jahrhunderts drangen die weißen Colonisten im Osten bald in friedlicher Weise, bald feindselig und vernichtend vor. Damals lebten noch einige 100,000 Rothhäute östlich vom Mississippi; jetzt sind sie aus dem Osten verschwunden und in den weiten Gebieten des Westens leben Alles in Allem nur noch etwa ein Drittel Million dieser Rasse. Bei der Mehrzahl der Stämme herrscht die Sterblichkeit vor, insbesondere bei den tief stehenden Horden Californiens, welche fast ohne Ausnahme armselig, schmutzig und arbeitsscheu sind. Sie haben Anfangs wiederholt dem Vordringen der Weißen Widerstand geleistet; aber die Reibungen endeten immer mit einer traurigen Niederlage und nothgedrungenem Zurückweichen.

Jetzt trifft man nur noch unbedeutende Lager im Südosten Californiens. Die Einen betteln bei den weißen Ansiedlern, Andere leben von Jagd und Fischerei; als Arbeiter haben sie sich nirgends bewährt. Die Leute klagen, daß sie mit wenigen Ausnahmen träg und unehrlich sind, und daß man mehr verliert als gewinnt, wenn man einen Rothhäuter um Lohn arbeiten läßt. Die Stimmung

ist deshalb allgemein gegen sie. Es wird zugestanden, daß man unter Hunderten einmal Einen träfe, der manche jener romantischen Züge besitze, welche Cooper ihnen andichtete. Aber diese stolzen Eigenschaften sind doch zu selten und die gemeinen Charakterzüge zu generell vertreten, als daß man für das Volk im Ganzen Sympathie empfinden könnte. Im fernen Osten mag man den Rothäuter bedauern, in Europa ihn sogar bewundern, der westliche Mann, welcher mit dem Indianer in Contact steht, kann sich aber den Luxus solcher Gefühle nicht gestatten. Er sieht die Ureinwohner aussterben und constatirt diese Thatsache kühl.

Am folgenden Tage hatte ich Gelegenheit, die Waldschule zu besuchen, in welcher etliche Wildfänge, meist Mädchen, von einer Lehrerin unterrichtet wurden. Die verschiedenen Jahrgänge saßen beisammen, und während ein Jahrgang examinirt wurde, machte der andere seine Aufgaben. In der Zwischenstunde wurde auf dem freien Platze vor der Schule inmitten des freien lustigen Waldes gespielt und gelacht und getollt. Die Frau von Bower Cave schilderte mir kurz die Geschichte dieser Schule. „Die eigentliche Districts-Schule liegt drei Wegstunden entfernt. Eine Familie hat ihre Kinder wohl vordem zu Pferd hingeschickt, aber uns behagte das nicht und wir gaben sie zu Bekannten hinab in die Ebene. Im vorigen Jahre erst (1883) haben wir mit noch ein paar anderen Familien drüben im Wald die Schule gebaut. Der Sohn unseres Nachbars ertheilte für 40 Dollar Monatsgehalt drei Sommer-Monate lang den Unterricht. Dies Jahr hat der Bezirk (County) die Schule übernommen und jetzt wird während der 6 Sommermonate Unterricht ertheilt.

„So muß man sich eben in den Bergen behelfen. Auch mit dem Priester und mit dem Arzt hat es sein Bewenden. Alle drei, vier Wochen kommt einmal ein (katholischer) Geistlicher von Sonora nach Coulterville und predigt, das ist Alles. Getauft wird, wenn gerade einer in die Gegend kommt; die Ehe wird in 99 unter 100 Fällen nur von dem Magistrat abgeschlossen und beim Begräbniß behelfen wir uns auch ohne Priester. Bald wissen wir von der Kirche nur noch vom Hörensagen. — Gar übel aber sind wir mit dem Arzte daran. Der nächste gute Doctor wohnt drüben in Chinese Camp. Ich war diesen Winter sehr schlecht; da schickten wir hinüber. Der Arzt kam am andern Tag und rechnete für den Besuch 50 Dollar (200 Mark) und meinte, dasmal könne er es so billig thun, weil er noch einen andern Besuch in der Nachbarschaft besorge, sonst hätte er 70 Dollar gerechnet.

„Da muß man wohl gesund sein. Nun Gottlob, wir sind soweit durchgekommen und unsere Kinder sind gut gerathen. Mit den Mädels ist es hier zu Lande leicht, die verheirathen sich vortheilhaft; aber mit den Buben haben Viele ihre schweren Sorgen. Die wollen alle mit 14 oder 16 Jahren schon ihre eigenen Herren sein. Da verdienen sie schon ihren Unterhalt und die Eltern können sie nicht hindern, ihr Geld zu verwenden, wie es ihnen beliebt. Nun geht das Rauchen und das Trinken, das Fluchen und Lumpen an, und Viele gehen darüber elend zu Grunde. Wir können von Glück sagen. Unsere Buben sind nüchterne, fleißige Arbeiter, sparen ihr Geld und geben es uns zum Aufheben, kommen alle paar Jahre einmal heim und wenn sie in der Fremde sind,

schreiben sie mir doch von Monat zu Monat. Ja, Gottlob, es sind brave Jungen!" —

So verplauderte die wackere alte Frau den Abend; Morgens nahmen wir herzlichen Abschied.

Dieser behäbigen Farm-Episode stelle ich nun ergänzend zur Seite die Einkehr bei einem Bergmann. Mein Weg führte mich diesmal von Mariposa über das Gebirge nach Hites-Cove. Durch Busch- und Baumwald stieg ich auf, berührte einige Culturmulden mit Blockhäusern und verkohlten Stämmen inmitten der Felder. Dann ging es stundenweit durch Föhrenwald. Ich überschritt die Höhe und genoß den Ausblick auf das tiefschluchtige, hochwaldige, überschneite Gebirge. Dann stieg ich nieder in die Bergschlucht, durch welche der südliche Merced sich rauschend seinen Weg bahnt; graukämmige Berge mit dürftigem Buschwald zu beiden Seiten; hoch oben ein paar Schutthalden im Wald; im Grund der schäumende Bach; an den tiefen Gehängen aber liegen die Bergmannshütten und -Häuser von Hites-Cove malerisch hingestreut. Ich ging von Haus zu Haus pochend und rufend; ich trat in das Werkgebäude ein, kein Mensch — überall öde Wände, verlassener Hausrath, todte Maschinen; kein Culturlaut, nur monotones Bachgetöse. Doch! vom andern Ufer her erreichte mich ein Ruf. Bald sind wir beisammen — es ist ein großer Mann mit hellen Augen und mächtigem rothen Bart. „Kann ich hier wohl über Nacht bleiben?" — „Warum nicht; da drüben steht mein Haus, kommen Sie nur mit." Ich trat in das wohnliche Zimmer ein, dann ins Nebenzimmer, wo Rothbart, während er mit mir redete, ein gewaltiges Mahl rüstete. Da gab es Fleisch und Geflügel, Conserven, Kuchen und Thee, zuletzt herrliche Erdbeeren. Abends saßen wir bei der Lampe und rauchten unsere Pfeifchen. Mein Wirth war der Aufseher des Bergwerkes; der ehemalige Besitzer, Hite, einst ein armer Prospekter (Schürfer, Goldsucher), hatte das Werk (Anfangs der sechziger Jahre) erschürft, ohne Hilfe fremder Capitalien, nur aus dem erbeuteten Metall hatte er alle Ausgaben bestritten, den Stollen eingebracht und Maschinen errichtet, die Wasserleitung gebaut, ein ganzes Bergmannsdorf gegründet — endlich verkaufte er sein Werk an eine New-Yorker Gesellschaft. Diese setzte den Betrieb nicht fort, sondern warf die Actien nur auf die Börse und rechnete darauf, einen guten Zug zu thun. Der Streich mißlang jedoch und nun kommt Alles unter den Hammer. Man hofft, daß der alte Herr das Werk wieder ankaufen und in Betrieb setzen werde. Hite, der Millionär, einer der wenigen Sonntags-Prospekter, die von Pike auf durch die Bergarbeit reich geworden sind, lebt unterdessen nahebei im Gebirge in einem Blockhaus; eine Indianerin führt ihm die Wirthschaft und er verlangt weiter nichts von Welt und Menschen. Mein Wirth harrt ebenso gelassen auf seinem einsamen Posten aus, führt ein beschauliches Leben, geht dann und wann „prospekten" oder jagen, pflegt seine schönen Hühner und tauscht mit einem andern alten Prospekter, der hoch oben in den Bergen wohnt, Bücher und Zeitungen aus. Auf dem Tisch lag aber, nebst verschiedenen Revüen, eine Uebersetzung des Herodot, welche mein Wirth mit Vergnügen und Interesse las.

Das sind Lebensverhältnisse, welche schon dem Ost-Amerikaner befremdlich,

dem Europäer vollends unfaßbar erscheinen. Und nicht weniger eigenartiger ist das Land, in welchem solche Menschen leben und solche Geschicke sich vollziehen.

VII. Die Schluchten der Sierra.

Von Crane-Flat wanderte ich dem Wunderthal Josemite entgegen. Der Besitzer des genannten Waldgehöftes war vor zwei Tagen erst heraufgezogen. Er fand seine Scheune vom tiefen Schneefall zerdrückt, Stall und Wohnhaus waren bis zum Dach verschneit; erst nachdem sie einige Stunden lang Schnee ausgeschaufelt hatten, konnten Mann und Roß durch die Schneebreschen hinab in die dunklen Verließe. Bei hellem Tag brannte das Licht und im Kamin loderte ein gewaltiges Feuer. Zugleich mit ihm, erzählte mein Wirth, habe auch der Postschlitten versucht, über die verschneiten Höhen ins Thal hinüber zu gelangen, aber die Pferde seien stecken geblieben; dann hätten sie den Pferden Schneeschuhe angelegt und so sei es ihnen gelungen, durchzubrechen.

Ich erkundigte mich, ob der Schnee bis zum Nachmittag sicher trage und die Wegsignale überall deutlich seien, und wanderte dann einige Stunden lang durch den stillen, winterlichen Hochwald. Bleigraue Wolken zogen auf, langathmiges Rollen und Donnern ging durch die frühlingsschwüle Luft; dann wurde es wieder still und ich hörte nichts, als meine eigenen Schritte.

In unseren Alpen wäre ich unter gleichen Verhältnissen umgekehrt; hier aber ging ich wohlgemuth vorwärts, denn die Sierra ist während des Sommers verläßlich, ja sie ist für den Touristen meines Erachtens geradezu ein Eldorado. Heiteres Wetter (nur selten und dann gefahrloses Gewölke), kein Landregen, kein verwirrender Nebel, übersichtliches Relief, lichte Wälder, kein hinderndes Unterholz. Ueberdies keine Gefahr von Vagabunden, welche im Hochgebirg nichts zu suchen haben und was die Bären betrifft — die sind größtentheils ausgeschossen und wo sie noch existiren, gehen sie dem Menschen aus dem Weg. Mit einem Wort, in der Sierra ist man während der guten Zeit unvergleichlich besser bewahrt, als in unseren Centralalpen. Ja, ich gehe noch weiter, und behaupte, daß sich so mancher ruhige Bürger Europa's täglich größeren Gefahren aussetzt, als der Tourist in der Sierra. Der Eisenbahn-Bedienstete, der praktische Arzt, der Jäger, der Bergmann u. A. sind wahrscheinlich in höherem Grade gefährdet, als der Tourist im californischen Hochgebirge. Das mußte ich betonen, um meine Wanderungen im richtigen Licht erscheinen zu lassen. Meine Aufnahmsreise war keine sinnlose Bravour; sie ist glücklich verlaufen und hat den werthvollen Beweis geliefert, daß der deutsche Forscher, wenn er auch nicht in amerikanischer Weise ein paar Reitthiere und einen Begleiter mitnimmt, doch zum Ziele gelangt und daß der einsame Wanderer mit wenig Geld in gleicher Zeit nicht weniger leistet als der berittene Geologe. Nachdem ich dies zur Erläuterung eingefügt, kehre ich zu meiner Tour über das verschneite Waldplateau zurück.

Ich passirte auf der weiteren Wanderung einen vierspännigen, abgeschirrten Schlitten, da und dort gewahrte ich tiefe Hufslöcher, durch welche die Pferde eingebrochen waren. Nach einigen Stunden kam ich zu verlassenen Waldhütten, dann ging es wieder weiter durch den einsamen winterlichen Wald.

Das wellige Relief des Landes erinnert an die Höhen des Erzgebirges;

doch sind die Formen gewaltiger, die Bäume mächtiger. Sie stehen vereinzelt, spärliches Unterholz sprießt nach. Hier und dort liegt ein modernder Riesenstamm hingestreckt. Ein wuchtiger Baum war quer über den Weg gestürzt, die erste Post hatte ihn in der Breite des Weges ausgehackt und den störenden Rollpflock abgewälzt. So bleiben die Stücke liegen, bis sie vermodern; die Holzindustrie verlohnt sich nicht in diesen entlegenen Landschaften.

Das Land steigt höher an, die Formen und die Formationen bleiben aber monoton. Zwei Tagemärsche weit, bis an die östlichen Abstürze der Sierra, herrscht immer der massige Syenitgranit. Das Gebirge stellt, wenn man es im Großen überblickt, ein massiges Hochplateau mit kahlen Kuppen und waldigen Mulden dar. Tiefe Thäler spielen nicht jene hervorragende Rolle wie etwa bei uns in den Alpen; wo sie sich aber gebildet haben, überraschen sie durch den landschaftlichen Contrast und die Großartigkeit ihrer Abstürze und Wasserfälle. Die Josemite-Schlucht ist das gewaltigste Gebilde dieser Art, dem weder die Alpen noch Norwegen einen Rivalen entgegenstellen. Ich war gespannt auf den ersten Einblick.

Endlich begann der Weg sich zu senken, der Schnee schwand und bei einer Straßenbiegung eröffnete sich der Blick in die Klamm. Hier auf unserer Seite (Nord) die tausendmetrigen fast senkrechten Abstürze des Capitan; jenseits die kühnen Wände des Cathedral Rock. Im Hintergrunde erblickt man die Wände des Halb-Domes, dessen eine Hälfte ins Thal niedergesunken ist. Der Weg folgt von hier ab der rechten Seite der Klamm. Im Grunde tost der Bach zwischen kiklopischen Blöcken; an den steilen Gehängen stehen die Eichen und Föhren, von wildem Wein überwuchert; von den Höhen herab stürzen weiß zerschäumende Cascaden. Oben am südlichen Plateau trifft man die dichten Hochwälder mit ihren vielhundertjährigen Masten. Die zwei ehrwürdigsten Bestände (von Josemite und Calaveras) beherbergen Stämme von 70 bis 100 Meter (325 Fuß) Höhe und 4 bis 7 Meter Durchmesser (2 Meter über dem Boden gemessen). Wie Thürme ragen sie über den umgebenden Urwald auf.

Zur Zeit der Völkerwanderung begannen sie zu wachsen und haben seit jenen Tagen viele tausend Schneestürme und so manchen indianischen Waldbrand bestanden. Da kamen zu Anfang der fünfziger Jahre die Weißen und fingen an ärger zu wirthschaften, als Sturm und Brand. Aber die Riesen haben auch diese Gefahr glücklich überlebt. Einer und der andere wurde von Axt und Säge benagt, aber bald zeigte es sich, daß diese Mittel nicht reichten. Einer ließ allerdings mittels eines Riesenbohrers eine ganze Batterie Bohrlöcher durch einen der Riesen treiben und brachte ihn so zu Fall; die Arbeit bezahlte sich aber nicht und man stand von ferneren Versuchen ab. Ueberdies erregten die Riesen bald ein so großes Aufsehen, daß die Nation beschloß, die Wunderpflanzen für die Zukunft zu sichern: 1864 erklärte der Congreß das ganze Gebiet von Josemite als Nationaleigenthum.

Sind schon diese Bestände einzig in ihrer Art, so wird man vollends überwältigt durch die mächtigen Naturbilder, welche sich im innern Josemite dem Blick enthüllen. Das kuppige Plateau steigt höher an. Die Abstürze schließen sich aneinander; von beiden Seiten kommen die Bäche des Hochlands heran an den Schluchtrand und stürzen dann nieder zum Thalgrund. Vereint strömen

sie weiter als stiller, tiefgrundiger Fluß durch Waldpark und Auen. Die Breite der Klamm ist beim Capitan geringer als die Höhe der tausendmetrigen Wände, dann weitet sich die Riesenschlucht gegen Nord und Süd zu zwei Kesseln aus und in beide stürzen mächtige Bäche nieder: der im Süden gelegene Nevada-Fall imponirt durch seine Wassermasse, der nördliche Josemite-Fall aber ist der höchste des Thales und wohl auch der Erde. Der Bach, welcher ihn bildet, ist während der Schneeschmelze 10 Meter breit und metertief, er stürzt in einem Zug 450 Meter ab, dann tost das Wasser in Absätzen noch 190 Meter weiter nieder und endlich schießt das gesammelte Gewässer in einem letzten Zug 120 Meter tief hinab bis zum Thalgrund; die gesammte Höhe beträgt also 760 Meter.

Je nach dem Wechsel des Windes wechselt der Schall; jetzt hört man ein langathmiges wehendes Rauschen, dann donnert es heran wie ferne Geschützes-Salven, dann wieder braust es wie das stürmisch brandende Meer. Hoch oben vom himmelblauen Horizont stürzt der Schwall in geschlossenen Massen herab, dann zertheilen sich die Gewässer, sie lösen sich zu brausenden Wolkengüssen, welche niedersinken durch schimmernden, weithin vorschwebenden Nebelflor. Einzelne Güsse und geschlossene Wassergarben sammeln sich wieder und schießen als blendende Rakete mit verstärkter Eile durch die dampfenden luftigen Fluthen der Tiefe zu, um sich nochmals zu lösen, bevor sie den Boden erreichen. So fliegt und schießt es weißschäumend und brausend hinab über den zehn-thurmhohen Abgrund, hinab in den schwarzen Kessel; die Wolken zerflattern, der siedende Gischt sammelt sich eilig und stürzt weiter mit jauchzendem Tosen. Rings starren die Wände, rings stürzen die Wässer, wir aber stehen im Grund des tief versunkenen Thales, inmitten hohen Waldes und kühlschattiger Auen. Die wilden Wände, der donnernde Fall, der herrliche Thalgrund schließen sich aneinander zu großen contrastvollen Bildern. —

Zu Anfang der fünfziger Jahre trafen die Weißen und die Rothhäuter im Gebiete von Mariposa hart aufeinander, die Indianer flohen und ihnen nach drangen die Weißen ein ins wilde Thal. So ward das Josemite entdeckt. Die Indianer sind heute bis auf wenige Familien ausgestorben, bald wird aus der alten Zeit nur der indische Name des Thales (Josemite = Graubär) überleben. In den sechziger Jahren wurde ein Blockhaus als Hôtel eingerichtet und mehrere hundert Fremde kamen während des Sommers. Jetzt stehen drei nette hölzerne Hôtels mit guter Verköstigung zur Verfügung, der Zuzug hat sich auf das Mehrfache gesteigert und die Preise sind mäßiger geworden. Zu Füßen des Josemite-Falles steht das Blockhaus des Herrn Hutchings, welcher seiner Zeit die californische Revue redigirte („Hutching's Magazine", 1857—60), dann aber sich in sein Lieblings-Thal zurückzog und jetzt die Aufsicht über das herrliche National-Gebiet übt.

Mehrere großartige Hochtouren lassen sich vom Thal aus auf den wohlgepflegten Steigen leicht durchführen; sie bieten Gelegenheit, die Beziehungen des Thales zum Hochland klar zu überblicken. Man erkennt, daß zwischen den hohen Eruptivkuppen hindurch mächtige Brüche quer durchs Gebirge verlaufen, und daß die ganze Bruchzone niedergesunken ist. Diese durch Whitney aufgestellte Hypothese ist mehrfach angefochten worden und andere Geologen wollten das Thal

auf gemeine Erosion oder gar auf glaciale Ausschleifung zurückführen. Derartige Anschauungen müssen aber schwinden, wenn man das Gebiet aufmerksam begeht.

Es ergibt sich erstens, daß die Gletscher des Gebietes ganz unbedeutend waren (Rundbuckel der untersten Abstürze und Endmoränen unterhalb der Hôtels), zweitens, daß auch das Wasser keine hinreichende Ursache sein kann: die Bäche strömen durch milde Depressionen des Plateaus ruhig heran und stürzen dann plötzlich in die Klamm, welche in schärfstem Gegensatz zu den flachen Plateau-Thälern steht. Wäre das Josemite durch die Flüsse ausgetieft, so müßten offenbar auch Seitenthäler im Gebiete der Zuflüsse bestehen. Diese Thatsachen schließen die Erosions-Hypothese aus. Die Einbruchs-Theorie dagegen bewahrheitet sich durch den Augenschein; man beobachtet nämlich, daß die abgesunkenen Gebirgsmassen im Gebiete der Klamm durch und durch zerklüftet sind, während der Granit des Plateaulandes zu beiden Seiten ganz und unzerklüftet ist. Dieser Mangel aller Trennungsflächen ermöglicht und erklärt die Steilheit und den ungebrochenen Verlauf der Abstürze, eine Erscheinung, welche in unseren durchaus zerklüfteten Alpen-Massivs ausgeschlossen ist.

Das Thal ist also nichts Anderes, als eine eingesunkene Querbruch-Zone. Vor der Eiszeit muß sich dieser gewaltige Vorgang vollzogen haben; denn die Gletscher-Spuren sind überall im Thalgrund nachzuweisen. Dann folgt die Glacialzeit; die hohe Sierra wurde von weiten, wandernden Firnfeldern bedeckt, eine schmale Gletscherzunge stieg ins Josemite hinab und endete mitten in der Klamm; die warmen Zeiten folgten, die Gletscher schwanden und seit dem sind jene Urwälder aufgeschossen, welche für sich ein Wunder der Welt sind.

Gigantische Bäume, Riesenwände, Riesenfälle — Alles ist gewaltig in diesem Wunderthal.

Der Kampf gegen die Fremdwörter.

Von

Otto Gildemeister.

I.

„Gebrauche nie ein Fremdwort, wenn du es durch ein gutes deutsches Wort ersetzen kannst." So lautet heute das Gebot der gemäßigten Sprachreiniger, nachdem bei näherer Ueberlegung sich doch herausgestellt hat, daß der Kampfruf der Fanatiker: „Weg mit allen Fremdwörtern!" Unmögliches begehrt. Die Regel, wie sie heute aufgestellt wird, wäre sehr zu loben, wenn es fest stände und für Jedermann deutlich wäre, welche Fremdwörter denn durch deutsche ganz und gar vertreten werden können. Im Grunde bedeutet die Regel nicht viel mehr als: „schreibe wie ein guter Schriftsteller schreiben würde," oder „wende immer den besten Ausdruck an, der sich für deinen Gedanken darbietet." Wenn ein guter Schriftsteller ein Fremdwort vorzieht, so hat er gewiß einen guten Grund dafür; er findet, daß es seinen Gedanken am klarsten ausdrückt oder daß es dem Ausdruck gerade die gewollte besondere Färbung verleiht oder daß es Ideenreihen mitvibriren läßt, von denen er wünscht, daß sie gerade jetzt mitvibriren sollen. Er wählt zwischen fremden und einheimischen Worten genau nach demselben Princip, nach welchem er auch zwischen mehreren deutschen Worten wählt: „beherrschet alle und verwendet das beste". Das Princip zu lernen ist leicht; die Schwierigkeiten und Zweifel beginnen bei der Anwendung. Da tritt der Schulmeister zurück, und die Leitung geht über an das eigene Urtheil, den eigenen Geschmack. Ueber das Princip sind so ziemlich Alle einig, der Streit fängt erst an, wo es sich um den besonderen Fall handelt. Und gerade da läßt jene allgemeine Regel uns im Stiche.

Ueber das Princip sind wir einig; ohne besondere Nöthigung sollen wir nicht borgen. Gleichwohl besteht eine Art von Parteiung in der literarischen Welt (zu der ich hier auch die Leser rechne), eine Parteiung, welche immer noch auch die gemäßigten Puristen von der Mehrzahl der Praktiker, d. h. der Schriftsteller, und der naiven Leser trennt. Auf der einen Seite ist, bei aller Mäßigung, Feindseligkeit und Abneigung gegen die eingewanderten Fremdlinge das vor-

wiegende Gefühl; auf der andern Seite herrscht die Duldsamkeit vor. Ich für meinen Theil neige mich mehr auf die letztere Seite, wenn schon ich zugebe, daß die Duldsamkeit häufig zu weit geht, und daß sie in Schranken zu halten nützlich ist. Was ich an den Puristen auszusetzen habe, ist zweierlei: erstlich daß sie das Vermögen der deutschen Sprache überschätzen und im Grunde ihres Herzens meinen, wir könnten, wenn wir nur ernstlich dahin strebten, sehr wohl ohne alles Borgen auskommen; zweitens daß sie lehren, das Borgen, wenn auch zur Zeit durch die Noth entschuldigt, sei doch an sich verwerflich, eine Versündigung an der nationalen Ehre, eine Untugend, deren kein stolzes und selbstbewußtes Volk sich schuldig mache, deren wir Deutschen uns mithin gründlich zu schämen hätten. Beides scheint mir ein Irrthum und eine Uebertreibung, und ich möchte die Gründe vortragen, auf die meine Ansicht sich stützt.

Wer das Borgen vertheidigt, nimmt deshalb keineswegs das leichtsinnige Schuldenmachen in Schutz. Die verwerflichen Anleihen, welche in wüster Jugendrohheit die Trägheit und die Renommisterei aufgenommen haben, sind nicht auf gleiche Linie zu stellen mit der Benutzung fremden Capitals, die dem gereiften Manne die volle Entfaltung seiner Kräfte erleichtert. Die geschmacklose Sprachmengerei, die im siebenzehnten Jahrhundert in unserer Literatur vorherrschte, gebe ich ohne Weiteres der Verdammniß preis, wie alle anderen häßlichen Erscheinungen der damaligen Verwilderung und Zerrüttung. Ich rede von der Gegenwart, von den Zuständen, wie sie seit dem Auftreten unserer Classiker sich herausgebildet haben. Wie steht es um die Sprache Deutschlands in unserem Jahrhundert?

Der erste Blick lehrt, daß diese Sprache von zahlreichen aus der Fremde eingeführten Worten durchsetzt ist. Ein Irrthum aber ist es, zu glauben, daß dies eine Eigenthümlichkeit Deutschlands sei. Vielleicht sind wir minder sparsam und minder geschmackvoll in der Verwendung erborgten Geräthes, in der Hauptsache, in der Aneignung ausländischer Hilfsmittel, folgt unsere Sprache nur dem Beispiel, das die anderen modernen Nationen gegeben haben.

Freilich, wer sich einbildet, jedes Wort, das im französischen Dictionnaire stehe, sei ein französisches Wort, der wird nicht begreifen, wie man den Franzosen umfänglichen Gebrauch von Fremdwörtern zuschreiben könne. Allein im französischen Dictionnaire stehen zu Hunderten, vielmehr zu Tausenden nichtfranzösische Wörter, namentlich griechische und lateinische, lediglich deshalb, weil sie in Frankreich gebraucht werden, Begriffe zu bezeichnen, für die es der Landessprache an Ausdrücken fehlt. Auf einem einzigen Blatte der „Revue des deux mondes“ fand ich folgende nichtfranzösische Wörter: le diocèse, dogmatique, hypocrisie, problème, économie, physiologique, philosophique, la métaphysique, apologie, éphémère, le postulat, sidéral, phraséologie, stoïcien, caractères, idées, scientifique, critique, puéril, virilité. Daß die griechischen unter diesen Vokabeln in Frankreich ebensowohl wie in Deutschland Fremdlinge seien, wird man nicht bestreiten, und man wird zugeben, daß solche Vokabeln massenweise in guten französischen Schriftstellern vorkommen. Dagegen wird vielleicht Mancher die lateinischen Wörter, wie sidéral, scientifique, postulat, puéril, virilité, als echt französische ansprechen, weil ja das Französische aus dem Lateinischen herstamme.

Allein mit diesen lateinischen Wörtern verhält es sich doch etwas anders. Sie stammen nicht, wie die eigentlichen französischen Wörter (wie père, mère, sœur und fils, wie naître, vivre, aimer und mourir), sondern sie sind entlehnt aus der lateinischen Sprache, zu einer Zeit, als die letztere bereits abgestorben, die französische bereits fertig war. Nicht auf dem Wege volksthümlicher Entwicklung sind sie aus dem Provinzialdialekt der römischen Gallier oder gallischen Römer in die Landessprache übergegangen, sondern aus den lateinischen Büchern haben gelehrte Männer sie ausgelesen und in den Schulen ihren Landsleuten in Frankreich gedeutet und beigebracht. Auch irrt man, wenn man meint, der Franzose fühle den ausländischen Ursprung solcher Wörter nicht; die Stammesverwandtschaft habe ihre völlige Verschmelzung mit dem einheimischen Sprachschatze erleichtert. Die dem Latein unmittelbar entlehnten Wörter tragen deutlich das Gepräge ihrer Herkunft, während dies Gepräge sich bei den „gewachsenen" Wörtern verwischt hat. Die unbewußte Sprachbildung machte aus magister maître, aus cavallus cheval, aus canis chien; die classische Form ist ganz aufgelöst und umgestaltet. Die Lehnwörter bewahren die classische Form; nur die Endung ist französisch zugestutzt. Auch stehen sie meistens in gar keiner Beziehung zu dem echtfranzösischen Sprachschatze da, wie Eingewanderte, ohne Vettern und Verwandte im Lande. Virilité z. B. ist an sich dem Franzosen ebenso unverständlich wie dem Deutschen; seine Muttersprache lehrt ihn nicht, daß vir Mann, virilis männlich heißt. Ebenso sidéral und puéril. Keine sidera stehen am Himmel Frankreichs, und kein französischer Junge heißt puer. Ein Gelehrter hieß von je dem französischen Volke un savant, „ein Wissender", ganz in naivem Volkston. Aber den abstracten Begriff der Gelehrsamkeit hat die Volkssprache nicht ausgeprägt; als man für ihn ein Wort brauchte, holte man es aus den lateinischen Büchern, érudition. Wörter dieser Art sind dem nichtlesenden Volke noch heute fremd, es vermag sich nichts dabei zu denken. In der Schriftsprache sind sie zwar völlig eingebürgert, aber ihre allzuhäufige Wiederkehr verletzt gleichwohl den feineren Geschmack, ähnlich wie bei uns die Menge der Fremdwörter. Und ebenso wie wir durch unrichtigen Gebrauch von Fremdwörtern komische Wirkungen erzielen, bedienen sich zu gleichem Zwecke französische Witzblätter und Possendichter jener gelehrten Wörter lateinischen Ursprungs, der beste Beweis, daß das Gefühl für den Unterschied zwischen dem Einheimischen und dem Erborgten noch lebendig ist und noch augenblicklich, ohne Ueberlegung, operirt. Als vor einiger Zeit viel von der Auflösung der Deputirtenkammer die Rede war, fragte im Charivari ein alter Bauer einen jungen, was denn eigentlich die dissolution sei, und der junge antwortete: „Der Herr Pfarrer sagt, das sei, wenn wir Abends hinter die Hecken gingen."

Mit der Reinheit der englischen Sprache ist es nicht anders. Dem Wortschatze, den die germanischen und die normannisch-französischen Eroberer zusammengetragen und mit unverkennbarem Stempel bezeichnet haben, fügten die Gelehrten der späteren Jahrhunderte Tausende von Fremdwörtern hinzu, lateinische, griechische, französische, Fremdwörter, die nicht den sächsisch-normannischen Stempel tragen, die vielmehr von der Volkssprache deutlich sich abheben, wie von einer gothischen Kirchenmauer die hineingearbeiteten antiken Fragmente. Wer zu gebildeten

Lesern oder Hörern spricht, gebraucht solche Fremdwörter ohne Bedenken, aber der durchschnittliche Engländer hat vor ihnen den Respect, den das Unbegreifliche dem Menschen einflößt. Sie imponiren ihm, aber er gebraucht sie nicht, oder, wenn er es thut, falsch. Die Politik hat ihm einen ungefähren Begriff von monarchy, aristocracy, democracy u. s. w. beigebracht, redet man ihm aber von coagulability, concatenation, decrepitude, evolution, myopy, obesity, prevarication, so wird er kaum merken, daß man englisch mit ihm spricht. Wenn er's merkt, wird er denken „hang these foreign terms!" Und auch den literarisch gebildeten Engländer muthen solche Wörter als Fremdlinge an. Aber er verpönt sie deshalb nicht blindlings, sondern nur da, wo sie sich anmaßlich an die Stelle eines echt englischen Worts, a good Saxon word, drängen. Man tadelt an Gibbon, an Dr. Johnson u. a. die Vorliebe für vielsilbige Wörter romanischen Ursprungs; man rühmt „das reine Englisch", d. h. die sparsame Verwendung solcher lateinischer Einwanderer, an Milton und an der Bibelübersetzung; aber man ist nie auf den Gedanken gekommen, daß man, um gutes Englisch zu schreiben, sich aller seit Chaucer eingeführten gelehrten oder eleganten Ausdrücke zu enthalten habe. Am allerwenigsten hat man jemals aus einer Frage des Geschmacks eine Frage nationaler Gesinnung gemacht. Wie wäre es auch möglich gewesen, den stockenglischen Doctor Samuel Johnson der Ausländerei zu bezichtigen? In der komischen Literatur Englands, von Shakespeare bis zum „Punch", spielt die mißbräuchliche und die mißverständliche Verwendung der Fremdwörter eine große Rolle, aber immer tritt dabei nur die lächerliche Seite der Sache zu Tage; nie vernimmt man den Ton patriotischer Entrüstung.

Die patriotische Entrüstung ist eine Eigenthümlichkeit Deutschlands, die Sache selbst nicht. Ein gleiches geistiges Bedürfniß hat allen Völkern das gleiche Mittel des Borgens an die Hand gegeben, in verschiedenem Maße, das gebe ich willig zu.

Wie kömmt denn ein Volk überhaupt dazu, die Dinge mit Wörtern einer andren Zunge zu benennen? Seine eignen sind ihm doch bequemer und verständlicher. Wenn sie ihm das Mittel bieten, ohne Beschwer seine Gedanken mitzutheilen, so fehlt jeder Anlaß, sie mit fremden, schwierigen Lauten zu vertauschen. Der regelmäßige Hergang besteht aber keineswegs in solchen Vertauschungen; das fremde Wort rückt nicht an die Stelle eines einheimischen, sondern es setzt sich fest an einem Platze, der bis dahin leer war. Die fremden Wörter wandern ein mit den fremden Dingen.

Alle europäischen Völker mit Ausnahme der Hellenen haben einen erheblichen, vielleicht den erheblichsten Bestandtheil ihrer Cultur von Außen her empfangen und während der christlichen Aera das Empfangene gemeinschaftlich, unter Vermittlung einer allgemeinen Schulsprache, später auch des Französischen, weitergebildet. Zuerst lernten sie eine Menge neuer Gegenstände und Begriffe von den Römern, hernach eins vom andern, kennen. Für alle diese neuen Dinge neue Namen zu erfinden, war der Sprachtrieb nicht im Stande, oder, wenn er es war, so fühlte er sich doch zu eigener Zeugung nicht angeregt, weil es einfacher und leichter schien das Ding so zu nennen, wie der ausländische Lehrer es nannte. Von einem sprachlichen Selbstgefühl wußte die barbarische Unbefangenheit nichts.

Sie nahm das fremde Wort, machte es sich mundgerecht durch Ausstoßung unbequemer Laute, durch Abwerfung der Flexionssilben und behandelte es hinfort ganz und gar wie ein eingeborenes. Auf diesem Wege haben unsere Vorfahren eine große Anzahl lateinischer und griechischer Wörter der deutschen Sprache so einverleibt, daß man den fremden Ursprung kaum mehr erkennt, wie z. B. die Namen aller Obstarten mit Ausnahme des Apfels, die Bezeichnungen der kirchlichen Aemter vom Papst bis zum Küster, und viele andere. Die ersten Versuche einer wirklichen Verdeutschung machte man mit den neugelernten abstracten Begriffen, und auch dabei ging man nicht von Abneigung gegen das Fremde aus, sondern vom praktischen Bedürfnisse. Es kam darauf an, den Barbaren die kirchlichen Lehren deutlich zu machen, und dies konnte offenbar nur geschehen, wenn man die darin enthaltenen Begriffe in die Sprache der Barbaren übertrug. Seltsam genug mögen anfänglich den Gothen und Franken diese Neubildungen, gewöhnlich peinlich genaue Uebersetzungen des lateinischen Ausdrucks, geklungen haben, aber unter dem mächtigen Einflusse der Kirche lernten sie dieselben gebrauchen und verstehen. Wir im neunzehnten Jahrhundert benutzen manches Wort, das ein Ulfilas oder ein Columban einst mühsam geprägt haben, um ihren wilden Zeitgenossen einen Gedanken der Apostel zugänglich zu machen. Für unsere Sprache ist dieser Verlauf der Sache vortheilhaft gewesen. Eine derartige Bereicherung des Wortvorraths aus einheimischem Material war nur möglich unter der dreifachen Voraussetzung, daß die fremden Wörter wegen der niedrigen Bildungsstufe des Volkes unbrauchbar, die Verdeutscher sehr einflußreich und ihre Jünger sehr willig waren, die Neuerungen anzunehmen. Man denke sich — per impossibile — das Christenthum wäre tausend Jahre später, etwa zur Zeit Friedrich's des Großen, unter den Culturverhältnissen des achtzehnten Jahrhunderts zu uns gekommen: ist es nicht mehr als wahrscheinlich, daß wir uns nicht erst die Umstände gemacht hätten, die religiösen Kunstausdrücke (wenn wir so sagen dürfen) zu verdeutschen, sondern mit den einmal überlieferten lateinischen uns würden begnügt haben, wie wir es mit den politischen Kunstausdrücken gethan haben, darauf vertrauend, daß, wer sich für die Sache interessire, auch die Terminologie bemeistern werde? Wir würden von Conversion, Justification, Regeneration, Mediator, Caritas, Carnalität und Resurrection reden, wie wir conservativ, liberal, Reaction und Absolutismus sagen. Warum haben die politischen Apostel die Arbeit des Uebersetzens verschmäht, der die kirchlichen Apostel so viel Sorgfalt zuwandten?

Dies führt uns geradeswegs zur Sache. Wenn ein Volk auf schon vorgeschrittener Bildungsstufe, ausgerüstet bereits mit literarischen Mitteln und Gewöhnungen, in Schulen eingeübt auf Aneignung neuen Stoffes, plötzlich mit einer noch höheren Bildung zusammentrifft, einen weiteren Gesichtskreis gewinnt, neue Anschauungen und Begriffe auf sich eindringen sieht, so wird ein solches Volk zunächst bemerken, daß seine eigene, von all dem Neuen nichts ahnende Sprache ihm die Mittel versagt, die fremden Begriffe zu bezeichnen und mit ihnen zu operiren. Nun wäre es ja denkbar, das Volk machte es wie die Apostel des frühen Mittelalters und fertigte zuvörderst deutsche Ausdrücke für den fremden Inhalt an. Aber mittlerweile, bis das Glossarium fertig wäre,

könnte doch der Inhalt nicht unberührt liegen bleiben. Er vor Allem fesselt ja die Gemüther; an ihm liegt ja weit mehr als an der Namengebung. Man wird sich also augenblicklich mit dem Inhalt beschäftigen, ihn studiren, überdenken, weiter mittheilen, erläutern, vielleicht vertiefen, alles das vorläufig und nothgedrungen mit Hilfe der fremden Wörter, für welche ein Ersatz ja noch nicht gefunden ist. Angenommen nun selbst, der Ersatz würde nach einigen Jahren gefunden und es würde (was sehr unwahrscheinlich ist) allgemeines Einverständniß darüber erzielt, so würde doch inzwischen die fremde Terminologie durch den Gebrauch sich so eingelebt haben, daß alle Welt sich gegen ihre Abschaffung sträuben würde. Wort und Gedanken wären bereits zusammengewachsen; sie wieder trennen wollen, hieße einen Umdenkungsproceß fordern. Und wer stände dafür ein, daß Leser und Hörer bei dem neugemünzten Worte genau und ebenso schnell das Nämliche denken werden wie bei dem gewohnten fremden, welches gerade als fremdes, durch den bloßen Klang, ankündigt, daß es in einem scharf begrenzten Sinne verstanden sein will? Wahrscheinlich hat in diesem Falle das einmal recipirte Fremdwort vor dem deutschen Ersatzworte gewisse „nützliche Eigenschaften" voraus, die ihm im Kampfe ums Dasein den Sieg verschaffen.

Geschichtlich ist die Einbürgerung der Fremdwörter so vor sich gegangen, daß von einem Kampfe um das Dasein gar nicht zu reden ist. Sie haben sich festgesetzt, ohne auf Widerstand zu stoßen; erst nachdem sie lange Zeit in unserer Mitte gewohnt hatten, ist jener Versuch, den ich oben als Hypothese verwerthet habe, wirklich gemacht und von Zeit zu Zeit wiederholt worden. In patriotischen Vereinen und in sinnreicher Abhandlung ist auf die Reinigung der Sprache eifrig und nachdrücklich hingewirkt worden, aber es hat wenig gefruchtet. Und das ist begreiflich genug. Die Aerzte irrten sowohl in der Diagnose als in der Wahl der Heilmittel. Sie hielten, irregeleitet durch ihren Eifer für deutsche Ehre, eine durch geschichtliche Entwicklung herbeigeführte Erscheinung an sich für krankhaft, während in der That nur ein krankhaftes Uebermaß in Betracht kam. Und sie glaubten durch lehrhafte Abhandlungen und todte Verzeichnisse bekehren zu können, wo nur das lebendige Beispiel auf den lebendigen Trieb wirken kann.

II.

Wie es zugeht, daß unter gewissen Umständen das fertig geprägte Fremdwort in Umlauf kömmt und darin sich behauptet, habe ich zu erklären versucht. Es verhält sich damit wie mit ausländischen Groschen, wenn die Landesmünzanstalt zu langsam oder für den Verkehr unzweckmäßig arbeitet. Die ausländischen Groschen gehen von Hand zu Hand und sind hernach schwer zu verdrängen. Am schwersten, wenn die Landesmünzstätte nicht nur langsam, sondern auch schlecht arbeitet, plumpe Stücke mit grobem Gepräge. Da zieht man die sauberen fremden Geldstücke, die alle Welt schon gewohnt ist, vor. Die deutschen Wortprägeanstalten haben meistens ungefällige Arbeit geliefert und deshalb wenig Erfolg gehabt. Fragt man nach den Ursachen dieses Mißlingens stets erneuter Bemühungen, so ergibt sich, glaube ich, die Antwort, daß um die Zeit, wo die Sprachreiniger zuerst auftraten, die Triebkraft der Sprache selbst bereits zu schwach geworden war, um zu leisten, was man von ihr erwartete.

Der sprachbildende Trieb, welcher wie die Natur unbewußt seine wundervollen Werke schafft, schwächt sich ab, wenn die geistige Cultur steigt, wie alle Instincte schwächer werden, je stärker das überlegungsfähige Bewußtsein sich entwickelt, und absterben, sobald sie ihre Aufgabe erfüllt haben. Daher erklärt sich die sonst unbegreifliche Thatsache, daß die Sprachen regelmäßig die höchste Stufe ihrer Entwicklung hinter sich haben, wenn die Völker, die sich ihrer bedienen, sie künstlerisch oder wissenschaftlich zu verwerthen anfangen, und daß bei reicherer Begriffsentfaltung und geistiger Verfeinerung eine allmälige Vergröberung ihres Organismus sich einstellt. Seine großen Schöpfungen hat der Genius der Sprache sämmtlich im Dunkel der Urzeit vollbracht: die Entstehung der Wurzelwörter, die Ableitung der Sprachstämme, Aeste und Zweige, Fasern und Fäserchen aus jenen, die Bildung der Redetheile, die Flexion der Verba, Substantiva und Adjectiva, die Gesetze der Syntax, alles das, ein von tiefer Logik geordneter, von hoher Zweckmäßigkeit geleiteter Bau, steht fertig da, ehe die Geschichte beginnt. Die vollkommenste Sprache, grammatisch betrachtet, ist auch die älteste, das Sanskrit, und innerhalb der einzelnen Sprachen ist wiederum die ältere Form die vorzüglichere. Die attische Mundart, in welcher Sophokles schrieb und Demosthenes redete, zeigt dem Forscher fossile Reste untergegangener feinerer Sprachformen. Aus den Bruchstücken der gothischen Bibel erkennen wir, daß die germanischen Barbaren der Völkerwanderung sich im Besitze einer Sprache befanden, mit der verglichen die Sprache Goethe's und Schiller's, was Reinheit, Feinheit und Fülle der Laute und Formen betrifft, arm und kümmerlich erscheint. Schritt für Schritt beinahe vermögen wir es zu verfolgen, wie neben der Geschichte dieser Barbaren, aufwärts zu immer höherer Cultur, zu Bürgerthum und Ritterthum, zu Reformation und Gelehrsamkeit, zu erhabener Dichtung und tiefsinniger Weltbetrachtung, eine Geschichte der Sprache, abwärts zu immer flacherer Dürftigkeit und Verschwommenheit der Formen, einhergeht, wie das Ohr und die Zunge stumpf und immer stumpfer werden, das Sprachgefühl schwächer, der Schönheitssinn unzuverlässiger.

In den Jahrhunderten, wo die deutschen Stämme zuerst mit der antiken Welt und dem Christenthum in Berührung kamen, war in ihnen der Sprachinstinct, der ja seine höchste Aufgabe bereits erfüllt hatte, nicht mehr mächtig genug, für alle die fremdartigen Dinge, die sich dem erstaunten Blicke zeigten, neue Namen zu schaffen. Wohl aber besaß er noch die Fähigkeit energischer Assimilirung. Er entlehnte das römische und das griechische Wort, aber er schmolz es um und machte es deutsch von Klang und Gepräge. Fenster, Kammer, Keller, Estrich, Pflaster, Kloster, Münster, Kirche, Pfalz, Pflaume, Birne, Kirsche, Kohl, Pappel, Abt, Mönch, Priester, Propst, Bischof, Kelch, Kreuz, Messe, Predigt, — in den Wörtern dieser Art sieht man noch das fremde Metall schimmern, aber ein deutscher Stempel hat sie mit scharfem Schlage in unser Eigenthum umgewandelt. Man fühlt, daß sie nicht in der Stube des Gelehrten zurecht gefeilt wurden, sondern daß sie aus der Werkstatt einer noch lebendigen, sicher stilisirenden Naturkraft hervorgingen. Wie würden jene Wörter wohl aussehen, wenn es unserem Geschlechte zugefallen wäre, sie bei uns einzuführen? Wir

würden vermuthlich von Monasterien, Palatien und Claustren, vom Herrn Präpositus und Episcopus, von Calicen und Prädicationen sprechen.

Der Trieb zu assimiliren ist ein Theil des Sprachinstincts; wie dieser stirbt er ab auf den höheren Stufen bewußten Geisteslebens, wenn auch später. Wir können sein Walten noch in das spätere Mittelalter, immer seltener werdend, verfolgen; ganz vereinzelt zuckt er vielleicht auch in unseren Tagen noch auf, aber seine wahre Kraft ist erloschen seit vierhundert Jahren. Die alten Deutschen vermochten das römische scribere in ein deutsches „schreiben" (noch dazu mit starker Conjugation) umzugießen, wir können nicht einmal das englische to strike, Bein von unserem Bein, bewältigen, da es doch nur in „streichen" umgesetzt zu werden brauchte, um ganz unser zu sein. Bezeichnend aber ist es, daß wir nicht im Stande waren, ein eigenes Wort für einen so wichtig gewordenen Begriff zu schaffen. Der Sprachinstinct striket eben auch.

Seit vierhundert Jahren, meine ich, ist der Umbildungs- und Aneignungstrieb der Sprache erloschen. Dem gegenüber vergegenwärtige man sich die ungeheure Fülle neuer Anschauungen und Begriffe, die gerade während dieser vier Jahrhunderte auf die Nation sich ergossen hat. Nicht nur natürlich, sondern unvermeidlich war es, daß die Deutschen mit ganzer Kraft sich dem Inhalte der neuen Culturschätze zuwandten und, anstatt sich in impotenten Versuchen unmöglich gewordener sprachlicher Zeugungen zu erschöpfen, mit den übernommenen ausländischen Namen sich behalfen, dieselben nothdürftig für den täglichen Gebrauch zustutzten und, unbekümmert um die seltsam bunten Klänge, nur darauf bedacht waren, den jungen Reichthum geistig sich anzueignen und aus ihm das Rüstzeug zu höherer nationaler Arbeit sich zu bereiten. Welche Mannigfaltigkeit zuvor ungeahnter Zufuhren aus den Gebieten alter und gleichzeitiger europäischer Civilisation! In diesen vier Jahrhunderten erwächst der moderne Staat mit seinen Dikasterien und Kanzleien, das stehende Heer und die moderne Kriegskunst, die Wissenschaft auf dem Grunde des classischen Alterthums und der methodischen Naturbeobachtung, die Geld- und Credittwirthschaft an der Hand des Welthandels und der großen Industrie, die Literatur, Kunst und Musik Italiens, die Philosophie und Schriftstellerei Englands und Frankreichs, das Studium und die Pflege des römischen Rechts; die Sitten, der Reiseverkehr, der Umgangston, die Gegenstände des täglichen Lebens, zuletzt die politischen Anschauungen und Bestrebungen erfahren eine tiefgreifende Umwälzung. An allen diesen Erregungen und Bewegungen nimmt Deutschland Antheil, an den meisten zunächst mehr empfangend und lernend als gebend und leitend, fast auf jedem Gebiete zunächst eine höhere Cultur jenseits der Grenze erblickend, bald in Rom und Hellas, bald in Venedig und Florenz, in Paris, in den Niederlanden, in England, spät erst durch Fleiß, Gründlichkeit, Lust an allem Guten, auch dem fremdländischen, den Nachtheil ausgleichend, in den Ungunst des Klimas, der Lage und des politischen Schicksals es, anderen Völkern gegenüber, versetzt hatten. Dieser Bildungsgang unseres Volks macht es begreiflich, daß in seine literarische, seine gesellschaftliche und seine geschäftliche Sprache die fertigen, scharf bestimmten Ausdrücke der classischen Schriftsteller, der feiner gebildeten romanischen Nachbarn, der großen auswärtigen Börsenplätze, der glänzenden Gesellschaft des Südens

und Westens eindrangen; er überzeugt uns aber zugleich, daß mit den fremden Klängen auch wirklicher Reichthum, ein Reichthum an Gedanken und Begriffen ins Land kam, der ohne sie — wer weiß wie lange — draußen geblieben wäre. Es ist müßig, zu untersuchen, ob unter anderen Umständen unsere Sprache ohne Einbuße von Gedankeninhalt sich von den Eindringlingen hätte frei halten können und ob sie dann nicht schöner und würdiger einherschreiten würde. Die anderen Umstände sind eben nicht eingetreten; die Eindringlinge haben sich fest angesiedelt, haben das Aufkommen heimischer Benennungen verhindert und sind dadurch im Laufe der Zeit unentbehrlich geworden.

Hier bin ich nun auf einem Punkte angelangt, wo ich den Puristen einige Schritte entgegengehen kann. Es scheint mir nämlich, daß der Deutsche neben der vorurtheilslosen Empfänglichkeit für den ausländischen Bildungsstoff eine üble Geschmacksrichtung hat, die vielleicht mit seinem Lerneifer zusammenhängt, die Vorliebe nämlich für den Schall und Klang fremder, vorab romanischer Zungen. Nicht allein der Noth gehorchend, sondern auch dem eigenen Triebe, hat er die ihm angestammte Rede mit lateinischen und französischen Brocken verbrämt, weil er eine kindliche Freude an den klangvollen und zierlichen, den feierlichen und einschmeichelnden Tönen *als solchen* hatte. Wie er bescheiden zu dem geistigen Gehalt und dem sachlichen Reichthum der fremden Cultur emporschaute, so blickte er bewundernd auf ihr glänzendes Kleid. Es erschien ihm stattlicher, vornehmer und geschmackvoller als das Gewand der Muttersprache Eine Zeit lang galt es fast für unschicklich, in gelehrtem und feinem Verkehr sich dieser letzteren zu bedienen, und wenn es geschah, suchte man sie wenigstens mit fremdem Flitterstaat so herauszuputzen, daß sie schon von Weitem sich von der gemeinen Rede des Dorfes und des Marktes unterscheide. Man gebrauchte das fremde Wort nicht bloß da, wo das heimische fehlte, sondern man drängte das eigene in die Ecke, um das fremde vorführen zu können. Die Theologen und Juristen schämten sich, Schmidt, Schneider und Becker zu heißen und schrieben sich Fabricius, Sartorius und Pistorius; die Titelsucht, dies echtdeutsche Laster, heftete vor die geschmacklosen lateinischen Namen noch geschmacklosere lateinische Kanzleiprädicate; die Rechtspflege bewegte sich fast nur noch in römischen Phrasen; das Familienleben vergaß die uralten Verwandtschaftsbezeichnungen, um Cousin und Cousine, Neveu und Nièce lispeln zu dürfen; schließlich gab es kaum einen Raum im Hause, ein Geräth in der Stube, ein Stück der Kleidung, ein Gericht auf dem Tische, das noch seinen ehrlichen deutschen Namen führte. Diese Verirrung, die am Schlusse des siebenzehnten Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreicht hatte, kann man wohl erklären, aber nicht gutheißen; sie völlig zu beseitigen, — denn ansehnliche Reste haben sich bis auf unsere Tage erhalten — ist ein löbliches Bestreben. Hätten die Sprachreinigungsgesellschaften, die schon vor zwei Jahrhunderten auftauchten, sich darauf beschränkt, diesen Unfug zu bekämpfen, und nicht versucht, die unentbehrlich gewordenen Fremdwörter durch unverständliche und meistens schauderhafte Deutschwörter eigner Mache zu verdrängen, so hätten sie vielleicht einigen Nutzen gestiftet. Sie verurtheilten sich zur Erfolglosigkeit, indem sie das Unmögliche unternahmen, und diesem Schicksale sind auch die Späteren verfallen, welche — wie Campe — die systematische,

ausnahmslose Tilgung der Fremdwörter anstrebten. Alle diese Sprachreiniger zeichnen sich durch dieselben Mängel aus: Blindheit für die Macht geschichtlich gewordener Zustände, Ueberschätzung des Einflusses literarischer Belehrung, Unfähigkeit, die feineren Schattirungen des Ausdrucks zu fassen, Ungeschicklichkeit in der Anfertigung vaterländischer Ersatzwörter.

Auf die abenteuerlichen Deutschmeister der Perückenzeit will ich nicht weiter zurückgreifen; auch an Beispielen jüngeren Datums läßt es sich deutlich machen, wie sehr die meisten Sprachreiniger über Weite und Höhe ihrer Aufgabe sich täuschen. Sie haben geglaubt, es genüge, den ungefähren Sinn des Fremdwortes durch Zusammensetzung einiger deutscher Wörter wiederzugeben, und sie sind ungehalten, wenn Schriftsteller und Publicum sich nicht herbeilassen, ihre Erfindung in Gebrauch zu nehmen. Warum, haben sie zürnend gefragt, sagen wir nicht Tonkunst anstatt Musik, Schauspiel statt Drama, Trauerspiel statt Tragödie? Wozu hat unsere Sprache den Vorzug durch Zusammensetzung jeden beliebigen Begriff bestimmen zu können? In einem Wörterbuche scheint wirklich der vorgeschlagene Ersatz ganz annehmbar. Aber im Gebrauche stellt sich die Sache anders. Wenn wir von der Musik der menschlichen Stimme, der Goethe'schen Gedichte, der italienischen Sprache, des Waldes, der Wellen sprechen, wenn wir den Gedanken ausdrücken wollen, daß es eine Musik gab, ehe eine Tonkunst entstanden war, so müssen wir wohl oder übel das griechische Wort beibehalten oder den Gedanken verschlucken. Noch weniger können wir für musikalisch tonkünstlich oder tonkünstlerisch setzen. Für Melodie haben wir das gute und einfache Wort Weise, aber nie wird es gelingen, das griechische Wort zu verdrängen. Es hat zwei Vorzüge, die ihm im Kampfe um das Dasein den Sieg sichern: es bedeutet erstens nicht bloß, es ist Melodie, und zweitens, es ist uns schneller verständlich. Wenn man uns sagt: die Melodie ist uralt, so wissen wir augenblicklich, was gemeint ist; die Weise ist uralt, verstehen wir zwar auch, aber erst eine Secunde später. Eine Secunde ist in diesen Dingen sehr viel. Das Wort Melodie erregt unser Gehirn selbst zu melodischen Schwingungen, das Wort Weise höchstens mittelbar. Und wie wollen wir gar das Adjectiv melodisch entbehren, das doch mit dem Substantiv über die Klinge springen müßte? Aehnliche Proben kann man mit den Wörtern Poesie, Harmonie, Phantasie, Plastik, Sculptur, Architektur und hundert anderen anstellen, die Campe mit einem Federstriche hinrichtete und die trotzdem fortleben.

Für Drama sollen wir Schauspiel sagen. Aber nicht jedes Schauspiel ist ein Drama, z. B. ein Sonnenaufgang, eine Parade. Und nicht jedes Drama ist ein Schauspiel. Man kann sehr wohl sagen, daß eine Symphonie uns ein Drama kämpfender Seelenstimmungen vorführe, unmöglich aber ein Schauspiel. Auch ist es etwas ganz anderes, wenn wir von einem geschichtlichen oder gerichtlichen Drama und von einem geschichtlichen oder gerichtlichen Schauspiel reden. Ein politisches Drama kann möglicher Weise unsichtbar vor sich gehen, ein politisches Schauspiel kann das Gegentheil eines Dramas sein. Den Untergang der Stuarts mag man ein Drama, die Hinrichtung Karl's des Ersten ein Schauspiel nennen, aber nicht umgekehrt. Auch hier zeigt sich das Adjectiv noch unersetzlicher als das Substantiv. Den Begriff dramatisch können wir mit deutschen Wörtern vielleicht

umschreiben, obgleich auch das nicht Jedermanns Sache sein wird; ihn mit einem deutschen Worte zu bezeichnen, so daß der Hörer ihn sofort mit dem Worte denkt, ist unmöglich. Ebenso unmöglich aber ist es auf diesen Begriff zu verzichten.

Aehnlich verhält es sich mit dem Begriffe tragisch, für den keine Sprache der Welt außer der griechischen eine Bezeichnung gefunden hat. Wenn Jemand meint, man könne dafür „trauerspielmäßig" sagen, so macht er das Tragische komisch. Tragik wäre dann Trauerspielmäßigkeit. Schon Trauerspiel ist ein mangelhaftes Auskunftsmittel für Tragödie und daher auch nie recht durchgedrungen. Auf den Theaterzetteln lesen wir es häufiger als in ästhetischen Abhandlungen. Die Zusammensetzung mit „Trauer" gibt dem Worte etwas Schiefes; es führt den Gedanken auf einen Punkt, der nicht der entscheidende ist. Eine Begebenheit kann sehr traurig sein, ohne im mindesten tragisch zu sein, z. B. wenn ein Boot umschlägt und die Leute ertrinken. Von einem schlechten Stücke könnte man sagen: dies Trauerspiel ist keine Tragödie. Und umgekehrt kann man von einer Tragödie sprechen, welche kein Trauerspiel, sondern schreckliche Wirklichkeit ist. Man sagt Familientragödie, Hoftragödie. Wie seltsam klänge da Familientrauerspiel, Hoftrauerspiel! Die Trauer ist viel zu vordringlich für die Strenge des Begriffs. Gerade die Durchsichtigkeit und Deutlichkeit des deutschen Worts ist hier vom Uebel, weil sie einen einzelnen Bestandtheil des Begriffs fälschlich als Hauptsache erscheinen läßt. Die Schule lehrt, das griechische Wort bedeute ursprünglich „Bocksgesang", aber das stört uns nicht, weil wir nicht griechisch denken. Tragödie hat für uns eine ganz bestimmte Bedeutung gewonnen, die uns unmittelbar einleuchtet, als wenn es ein deutsches Wort wäre, und kein anderes Wort hat für uns genau dieselbe Bedeutung, keins wirkt auf uns genau ebenso. Wenn wir das Wort „tragisch" hören, denken wir den Begriff „tragisch" und nur ihn; keine mitvibrirende Nebentöne wecken Nebenbegriffe von Trauer oder von Spiel oder von Gemäßheit. Und deshalb bleibt das deutsche Volk, bleiben alle Völker Europa's bei dem griechischen Worte.

III.

Von allen Sprachreinigungsunternehmern hat der Staat es am leichtesten und die meiste Aussicht auf Erfolg. Er braucht nur zu befehlen, daß in den amtlichen Erlassen dieses Wort vermieden und dafür jenes gebraucht werden soll, so geschieht es. Die Gewöhnung des Publicums folgt schnell nach, da in solchem Falle ein oppositioneller Sprachgebrauch fehlt. Der Staat hat außerdem die Abfassung der Gesetze in der Hand und damit die Herrschaft über ein weites Gebiet der wissenschaftlichen Rechtssprache. Wenn sein Strafgesetzbuch nur „Vergehen", „Versuch", „Strafrichter" u. s. w. kennt, so wird bald auch aus den Lehrbüchern „Delict", „Conat" und „Criminalrichter" verschwinden. Das löbliche Bestreben der deutschen Gesetzgeber und mancher Behörden, sich thunlichst mit deutschen technischen Ausdrücken zu behelfen, hat zu der Erfahrung geführt, daß es recht wohl geht. Man könnte dreist noch weiter gehen und in organischen Gesetzen auch auf die deutsche Benennung der Beamten und Behörden hinwirken. Es ist nicht recht harmonisch, wenn man das verhältnißmäßig harmlose Wort Porto verpönt und die Postdirectionen und Agenturen verschont. Mit Haupt-

postämtern, Postämtern, Nebenpostämtern könnte man die Abstufungen des Dienstes schon unterscheiden, und an der Spitze des Ganzen würde ein Reichspostmeister sich mindestens ebenso stattlich ausnehmen wie ein Staatssecretär. Freilich etwas Gesundes läßt sich auf diesem Gebiete nur durchführen, wenn man darauf verzichtet, die Beamten jedes Ranges mit ihrem Amtscharakter anzureden, was Engländer und Franzosen, von einigen Ausnahmen abgerechnet, nicht thun. Nur der Deutsche hat die Geduld, einen Titel wie „Provinzialsteuerdirector" durchs Leben zu schleppen.

Aber, getreu dem Grundsatze, das geschichtlich Gewordene und Befestigte mit Achtung und Schonung zu behandeln, befürworte ich selbst auf diesem dankbarsten Gebiete keine plötzliche und rücksichtslose Umwälzung. Man lasse stehen, was zu tiefgewurzelt ist, aber man beseitige, was ohne Kampf fallen würde. Der Staat hat viele überflüssige Verwelschungen auf dem Gewissen; die Zeit ist günstig für Minderung der alten Schuld. Ist er die Gensdarmen losgeworden, wird er die Auscultatoren, Auditoren, Referendarien, expedirenden Secretäre, Calculatoren, Assessoren, Inspectoren und Directoren los werden können. Wie gesagt, er hat nur zu befehlen.

Eine ganz besonders hohe Schuldenlast hat der Kriegsdienst aufgehäuft. Er bewegt sich fast ausschließlich in Fremdwörtern, obwohl ein Theil seiner Einrichtungen auf deutschem Boden erwachsen ist. Kein anderer Zweig des öffentlichen Dienstes redet ein so buntscheckiges Kauderwelsch; man stutzt förmlich, wenn man einmal auf ein militärisches Fachwort deutschen Klanges, wie auf einen weißen Raben, stößt. Die Armee theilt sich in Corps, Divisionen, Brigaden, Regimenter, letztere in Bataillons und Compagnien, in Schwadronen oder in Batterien; sie umfaßt Infanterie, Cavallerie, Artillerie, Genie und Train; sie wird geführt von Generalen, Majoren, Premier- und Secondelieutenants, Sergeanten, Corporalen, zwischen denen allerdings wie Ueberreste einer anderen Welt Feldmarschälle (in Oesterreich auch Feldzeugmeister) Obersten, Hauptleute, Rittmeister, Fähnriche, Feldwebel und Wachtmeister sich bewegen. Die Führenden sind Offiziere, auch Chargirte, Führer und Geführte sind Militärs und Soldaten. Die Waffengattungen sind Grenadiere, Musketiere, Füseliere, nur Jäger und Schützen mit deutschem Namen dazwischen, Küraſſiere, Dragoner, Ulanen, Husaren, in Bayern sogar Chevauxlegers. Der Militär wohnt in Kasernen, liegt in Quartier, steht in Garnison, befindet sich im Cantonnement; er steht auf bei der Reveille, kleidet sich in Uniform, speist von der Ménage, exercirt, marschirt, manöverirt, zieht auf Parade, salutirt seinen Chef, empfängt Ordres, commandirt, avancirt. Er bezieht Servis und Fourage, er hat Ordonnanzen und Equipirung. Er beginnt als Rekrut oder als Cadett oder als Avantageur und er beendet seine Laufbahn vielleicht à la suite der Armee oder „zur Disposition". Wenn mobil gemacht wird, hat er Aussicht eine Campagne mitzumachen und dabei entweder der Tête oder der Arrièregarde oder einem Detachement anzugehören. Dann wird er bivouaquiren, recognosciren, patrouilliren, observiren, namentlich die coupirten Terrains und die Lisièren der Waldungen, debouchiren, deployiren, forciren, bombardiren, auch nach Umständen retiriren. Man könnte in dieser Weise ganze Seiten anfüllen. Nun bin ich weit entfernt, es für möglich oder

auch nur für wünschenswerth zu halten, die ganze technische Sprache auf den deutschen Leisten zu schlagen. Ich gestehe sogar, daß ich für den energischen Klang mancher dieser Wörter eine gewisse Vorliebe hege. Ich möchte nicht die Küraſſiere zu Panzerreitern und die Bataillone zu Haufen werden sehen. „Feuerschlünde" klingt mir zu gespreizt für die schlichte Kanone; „Heerführer" oder „Feldherr" ist zu erhaben (mit der bekannten gefährlichen Nachbarschaft), wenn man sich den braven Durchschnittsgeneral — zumal im pensionirten Zustande — dabei denken soll. Feldherr a. D. würde sich spaßhaft ausnehmen. Aber bei alle dem wäre es wohl zu wünschen, daß der deutsche Offizierstand, der in anderen Beziehungen eine stolze Zierde des Vaterlandes ist, auch im Punkte der Sprache der Höhe sich etwas mehr nähere. Unleugbar lassen viele militärische Begriffe sich ebenso gut, ebenso kräftig, verständlich und bequem im Deutschen ausdrücken wie in der hergebrachten lingua franca. In vielen Fällen braucht man gar nicht neue Ausdrücke zu erfinden, sondern vorhandene nur wieder hervorzuholen. Es ist nicht abzusehen, weshalb man nicht ebenso gut den Saum eines Waldes sollte beobachten können, wie seine lisière observiren, weshalb ein marschirendes Corps nicht statt der tête eine Spitze haben, Vorhut und Nachhut nicht die Avant- und die Arrièregarde ablösen könnte. Den „Leutnant" (wie man schreiben sollte) werden wir schwerlich je los, aber man könnte unbedenklich statt Premier- und Seconde-Ober- und Unterleutnant sagen.

Diese militärischen Verhältnisse sind übrigens recht geeignet, die Schwierigkeiten anschaulich zu machen, die der Sprachreinigung entgegenstehen, die festen Wurzeln, welche manches Fremdwort geschlagen hat, die Verlegenheiten, in die man geräth, wenn man auf einmal Ersatz für alle schaffen will.

Eine gefährliche Klippe für die amtliche wie die außeramtliche Sprachreinigung ist die den Deutschen im Allgemeinen und den Juristen insbesondere anhaftende weitschweifige Neigung, die Gegenstände durch eine Häufung von bestimmenden Zusätzen gegen jede denkbare und selbst gegen jede undenkbare Verwechselung mit anderen Gegenständen zu schützen. Vor etwa zehn Jahren wurde höheren Ortes den Eisenbahnbeamten anbefohlen, die Coupés künftig „Eisenbahnwagenabtheilungen" zu nennen. Sofort entstand der Zweifel, ob ein Damencoupé Eisenbahnwagendamenabtheilung oder Dameneisenbahnwagenabtheilung heißen müsse. Wie die Verwaltung den Streit entschieden hat, weiß ich nicht; ich glaube, sie hat später sich mit dem Worte „Wagenabtheilung" begnügt, aber das Publicum und die Schaffner sagen nach wie vor Coupé. Coupé ist kurz und handlich; gegen diesen Vorzug fällt der Makel seines französischen Ursprungs beim Volke leider gar nicht ins Gewicht. Wollte man den Fremdling vertreiben, so müßte man ein ebenso bequemes Wort der Landessprache ins Feld führen, wie die Holländer es mit ihrem Vak (Fach) gemacht haben. Die Fähigkeit, Zusammensetzungen zu bilden, deren unsere Sprache sich erfreut, ist sehr werthvoll, aber sie kann auch, wenn der gute Geschmack sie nicht begleitet, üble Folgen haben. Wir verdanken ihr so schöne Ausdrücke wie Morgenroth und so holzklotzpflastermäßige wie Kleinkinderbewahranstalt. Die deutsche Gründlichkeit sagt Kleinkinderbewahranstalt, damit um des Himmels willen Niemand auf den Gedanken komme, es würden auch „Großkinder" aufgenommen, oder die Anstalt

solle die Kinder nicht bewahren, sondern zu Grunde richten. Der oberflächliche Franzose nennt solche Anstalten crêches, Krippen, ohne zu befürchten, daß man sie mit Stallkrippen verwechseln möchte. Die preußische Bureaukratie hat uns mit dem Worte „Unterstützungswohnsitz" beschenkt, bloß weil sie das Wort Heimath vor unrichtigen Deutungen zu wenig gesichert fand. Im übrigen Deutschland verstand man gleichwohl früher unter Heimathsrechten und Heimathsgesetzgebung genau das Nämliche (natürlich abgesehen von dem materiellen Inhalt), was jetzt als Recht des Unterstützungswohnsitzes oder als „Gesetz den Unterstützungswohnsitz betreffend" bezeichnet wird.

Eine Armuth der deutschen Sprache ist es, daß sie selten durch Endsilben aus einem Hauptbegriffe eine Reihe von Verhältnißbegriffen zu entfalten vermag und dann zu dem plumperen Mittel der Umschreibung oder der Zusammensetzung greifen muß. (Man vergleiche Weltweisheit mit Philosophie, philosophisch, philosophiren, Staatsklugheit mit Politik, politisch, politisiren, Steuerpolitik, kirchenpolitisch u. s. w.) Auch dies ist ein Umstand, den die Sprachreiniger zu wenig beachten. Um so auffallender ist es, wenn sie das Mittel, wo es sich zwanglos darbietet, zurückweisen. Wenn ich nicht irre, war es Dr. Sanders, der dem Reichspostmeister vorschlug, Examinandus wiederzugeben durch Prüfling. Das ist gewiß besser, als „der zu Prüfende". Hier hat man einmal ausnahmsweise eine Wortbildung, die der romanischen an Gelenkigkeit gleichkommt. Dr. Stephan hat sich nicht entschließen können, sie auf Männer anzuwenden; sie macht ihm den Eindruck der Geringschätzung, weil sie ihn an Weichling, Miethling, Hämmling, Sträfling, Sonderling erinnert. Dagegen ist nicht zu streiten; das Gefühl läßt sich nicht widerlegen. Mir macht „Prüfling" diesen Eindruck nicht. An sich liegt in der Silbe -ling nichts Verkleinerndes oder Verächtliches. Kämmerling war im Mittelalter ein angesehener Titel, wie das spanische camarlengo noch jetzt. Jüngling ist entschieden ein vornehmes Wort, ohne Diminutivbedeutung. Man kann sagen Riesenjüngling, Heldenjüngling. Wittekind's Kriegsmänner waren, als sie von den fränkischen Priestern in der Weser untergetaucht wurden, Täuflinge. Kein deutscher Feldherr wird es übel nehmen, wenn man ihn einen Zögling Moltke's nennt. Uebrigens wird das Wort Prüfling auf Seeleute unbedenklich angewandt.

Ein anderer Vorschlag des Dr. Sanders ging dahin, für Halbfolioformat „das ganz deutsche Halbbogengröße" zu setzen, und dies, glaube ich, ist genehmigt worden. Dies Beispiel ist lehrreich. Halbbogengröße ist gewiß ganz deutsch, aber ist es ganz dasselbe wie Halbfolioformat? Ich habe immer geglaubt, Folio sei ein halber Bogen und Halbfolio die Hälfte des Halben, und zwar die Hälfte in einer bestimmten Richtung. Indeß dem sei wie ihm wolle, jedenfalls ist Größe nicht Format. Man spricht sehr richtig von Querfolioformat; Querfoliogröße wäre Unsinn. Denn die Größe bleibt die nämliche, ob man das Folio quer oder nicht quer legt. Format umschließt beide Begriffe, Form und Größe, und zwar mit dem Ton auf Form. Durch die Verdeutschung wird also ein scharfer Begriff verwischt. Was Folioformat ist, weiß Jedermann; Bogengröße erweckt nur eine schwankende Vorstellung.

Statt Juwelen und Pretiosen sagt man jetzt im Postdienste Kostbarkeiten, und im Postdienste reicht man damit wahrscheinlich völlig aus, ohne noch „Kleinodien“ und „Geschmeide“, die Dr. Sanders in Erinnerung brachte, zu brauchen. Aber außerhalb des Postverkehrs müssen wir doch sehr bitten, uns die Juwelen zu lassen und in einzelnen Fällen uns selbst den Gebrauch von Pretiosen nachzusehen. Die Sprache dient nicht bloß, um Inventare aufzunehmen und Begleitzettel zu schreiben, sondern nebenher auch, um die Welt, mit Allem was darinnen ist, mit ihrer Pracht und ihrer Elendigkeit, ihrer Weisheit und ihrer Narrheit, künstlerisch darzustellen, mit feinen Strichen zu zeichnen, mit zarten Farbentönen zu malen, und gar Vieles, was fürs Geschäft überflüssig ist, erscheint dem Dichter, dem Redner, dem Philosophen als willkommenste Hilfe, um seinem Gedanken genau die Form zu geben, die ihn am deutlichsten verkörpert. Warum sollte man in der Auswahl beschränken, an dieser Stelle Juwelen, an jener Geschmeide, an einer dritten Kleinode und an einer vierten Pretiosen zu setzen, wenn durch jedes dieser Worte der Gedanke eine verschiedene, gerade die gewollte Färbung erhält? Die Begriffe decken einander schon an sich nicht ganz, aber davon abgesehen, wie verschieden wirkt es stilistisch, ob ich sage: die Braut trug werthvolle Juwelen, oder: sie prangte in köstlichem Geschmeide, oder: sie hatte sich mit allerlei Pretiosen behängt? Kleinod ist ein altedles Wort, aber eben deshalb nicht immer an der Stelle, wo Juwel sich schicklich darbietet, abgesehen davon, daß man aus einem Kleinod Juwelen verlieren kann, z. B. aus einer Krone Steine und Perlen, und daß es falsche oder nachgeahmte Juwelen gibt, aber keine falsche Kleinode, wenigstens nicht in dem nämlichen Sinne. Von einem geistreichelnden Schriftsteller könnte man sagen, man finde bei ihm wohl Pretiosen, aber kein einziges Kleinod. Beiläufig gesagt liefert „Kleinod“ einen eigenthümlichen Beleg für die Macht des bloßen sinnlichen Klanges in der Sprache. Obwohl es echtdeutsch ist, bilden wir seinen Plural gewöhnlich nach dem mittelalterlich lateinischen clenodium, als ob es daher stammte, wahrscheinlich doch nur deshalb, weil es dadurch einen feierlicheren, über Alltagswörter es vornehm hinaushebenden Ton gewinnt. Man fühlt sich versucht, selbst einen feinen Begriffsunterschied zwischen „Kleinode“ und „Kleinodien“ zu finden: die letztere Form mahnt uns eher an die heiligen Insignien des Reichs, welche vorzugsweise so hießen. Man könnte sagen: die Kleinodien der königlichen Schatzkammer sind Kleinode der Goldschmiedekunst. Natürlich beruht das theilweise auf zufälliger, durch den Gebrauch gegründeter Ideenverbindung, theilweise aber auch auf der fremdartigen, altfränkischem Pomp angemessenen Form. Die Ideenverbindung selbst knüpft sich leichter an den ungewöhnlichen Klang, der die ursprünglich ganz nüchterne Bedeutung des Worts (parvula res, Kleinigkeit) übertönt, so daß wir an letztere gar nicht mehr denken, sondern an kaiserlichen Krönungsschmuck oder an Würde ihm ähnliche Kostbarkeiten. Aus so zarten Fäden entspinnt sich die Magie der Worte. Kaum können wir uns denken, daß „Kleinod“ vormals, als man noch den eigentlichen Sinn des Wortes verstand, die mindest werthvollen Stücke, namentlich Eingeweide, des geschlachteten Viehs, die der Metzger zuwog, bedeutet hat und daß „Gänseklein“ oder „Gänsekleind“ nichts Anderes ist als ein abgeschliffenes „Gänsekleinod“. Hier sehen wir deutlich, wie die Wirkung des

Worts auf seiner Undurchsichtigkeit, seinem Klange und den Zufälligkeiten des Gebrauchs beruhen kann. Der Schluß unseres Artikels wird noch einige merkwürdige Beispiele beibringen.

IV.

In jeder Kunst ist es rathsam, sich an die Muster und die Meister zu halten und vor den Systemen sich zu hüten. Das gilt auch von der Kunst, die Sprache zu gebrauchen. Wie haben denn unsere großen Schriftsteller, sie, denen wir es verdanken, daß wir auf „unser geliebtes Deutsch" stolz sein dürfen, wie haben sie es im Punkte der Sprachreinheit gehalten? Gehörten sie zu den Puristen? befolgten sie die Vorschriften des wackeren Campe? betrachteten sie die fremden Ausdrücke als Eindringlinge, die auszutreiben des Schweißes der Edlen werth sei? Wenn irgendwo Autoritäten gelten, so gelten sie auf diesem Gebiete. Denn aus der Uebereinstimmung der guten Schriftsteller entsteht erst die Regel. Es ist ebenso thöricht wie aussichtslos, für einen sprachlichen Mißbrauch erklären zu wollen, was bei den Schöpfern und Gesetzgebern der Sprache Gebrauch ist. Lessing und Lichtenberg, Kant und Herder, Goethe und Schiller, Schelling und Humboldt, Gentz und Heine, Schopenhauer und Strauß zeugen durch ihr Beispiel mächtiger als hundert Abhandlungen vermöchten, zu Gunsten der Grundsätze, denen ich, einseitiger theoretischer Neuerungslust gegenüber, ihr gutes Recht zu wahren wünsche. Einen dieser Grundsätze hat von den eben genannten Philosophen derjenige, der am meisten auf Stil und Sprache achtete und dessen hervorragende schriftstellerische Bedeutung auch seine Gegner preisen, bündig so ausgesprochen, wie die übrigen Meister ihn allezeit befolgt haben:

„Für einige Begriffe findet sich bloß in einer Sprache ein Wort, welches alsdann in die anderen übergeht: so das lateinische Affect, das französische naiv, das englische comfortable, disappointment, gentleman, und viele andre. Bisweilen auch drückt eine fremde Sprache einen Begriff mit einer Nuance aus, welche unsre eigne ihm nicht gibt und mit der wir ihn gerade jetzt denken. Dann wird Jeder, dem es um einen genauen Ausdruck seiner Gedanken zu thun ist, das Fremdwort gebrauchen, ohne sich an das Gebelle pedantischer Puristen zu kehren." (Schopenhauer, Parerga II, 602.)

Hier sind zwei Fälle unterschieden: das gänzliche Fehlen des Begriffs in der deutschen Sprache und das Fehlen einer bestimmten Nuance des auch im Deutschen vorhandenen Begriffs. Die Fälle gehen aber so sehr in einander über, daß man sie schwer sondern kann. Eine neue Nuance gibt eigentlich einen neuen Begriff. Da, wo wirklich der ganze Begriff uns mangelt, wie bei Natur und Person, pflegen auch strenge Puristen sich in das Unvermeidliche zu fügen. Aber schon bei Wörtern wie Affect, naiv, Gentleman, erheben sie Anstände. Sie finden oder erfinden deutsche Wörter, die ungefähr etwas Aehnliches besagen, und meinen nun, das fremde sei entbehrlich. Dies beruht auf Stumpfheit. Sie fühlen den Unterschied nicht und haben also auch nicht das Bedürfniß ihn zu bezeichnen. Das ist kein Vorwurf; ihr Unrecht fängt erst an, wenn sie dem feineren Organismus Gesetze vorschreiben wollen. Ich denke nicht schlecht von Leuten, welche keinen Abstand merken zwischen kokett und gefallsüchtig, bigott und scheinheilig, devot

und unterthänig, genial und geistvoll, frivol und leichtfertig, galant und höflich, modern und neu, antik und alt, classisch und mustergültig, Eleganz und Zierlichkeit, Grazie und Anmuth, Esprit und Witz u. s. w. Ich denke nicht schlecht von ihnen, aber ich frage nicht bei ihnen an, wenn ich erfahren will, was sich — im Punkte des guten Stils — wohl geziemt. In den Beispielen, die ich eben angeführt habe, handelt es sich noch um klafter- oder ellenweite Abstände; es gibt aber auch solche, die nur nach Zoll und Linie gemessen werden und die gleichwohl nicht verwischt werden dürfen, wenn dem Sprachmaterial seine Biegsamkeit und Schmiegsamkeit unverkümmert bleiben soll.

Es ist, glaube ich, der deutschen Sprache eigenthümlich, daß sie in niederen und mittleren Begriffskreisen dem fremden, in höheren dem vaterländischen Worte den Vorrang des Adels verleiht. Diner und Souper ist vornehmer als Mittagsessen und Abendbrot, aber es klingt uns wie Entweihung, wenn wir das christliche Sacrament das „heilige Souper" nennen hören, während der Engländer unbefangen the Lord's supper sagt. Die Fauteuils schmücken den irdischen Salon, aber im Götterſaale thronen die Unsterblichen auf goldenen Stühlen. Nicht Damen, sondern edle Frauen sind die Hüterinnen der guten Sitte. Ein kluger Mann respectirt vielleicht die Vorurtheile der ungebildeten Menge, aber er kann sie nicht achten. Der Polizeipräsident ist ein Chef, der Kaiser ist unser Oberhaupt. Aus dieser Eigenthümlichkeit des Sprachgebrauchs erwächst uns ein Vortheil, den ich hoch anschlage. Um dem Begriffe, den man bezeichnen will, etwas von der Hoheit oder Feierlichkeit oder Lieblichkeit, die der deutsche Ausdruck ihm gibt, zu entziehen, setzt man an Stelle des letzteren das fremde (gewöhnlich das französische) Wort, gleichsam als genüge der ausländische Klang allein, den Begriff um eine Stufe herabzusetzen. Es ist als ob der Adelstolz der Ursprache, den eleganten, aber unebenbürtigen Bastardsprachen gegenüber, unbewußt sich geltend mache. Nehmen wir das Wort Adel und adlig selbst. Man findet dafür Noblesse und nobel, ohne jegliche tadelnde Nebenbedeutung, aber stets mit geringerer Würde des Inhalts. „Die Noblesse der ganzen Erscheinung" wird man sagen, wenn man im besten Sinne aristokratisches Gepräge, — „Adel der Erscheinung", wenn man das Gepräge sittlicher Hoheit bezeichnen will. Eine noble Gesinnung rühmt man schon demjenigen nach, der sich von Verachtung krämerhafter Berechnung beseelt zeigt; edle Gesinnung äußert sich in Thaten hoher Tugend. So wird man finden, daß der deutsche Sprachgebrauch „chevaleresk" von „ritterlich", „generös" von „großmüthig" durch einen gewissen sittlichen Rangunterschied trennt. Generös kann schon der Spender reichlicher Trinkgelder heißen, großmüthig zu sein kostet höhere Opfer. Der Engländer hat ein bezeichnendes familiäres Wort für die untergeordnete Gattung des Muthes, die auf Temperament und Nerven beruht. Er nennt sie pluck. Wir würden außer Stande sein, den Begriff wiederzugeben, wenn wir das Wort Courage verschmähen wollten. Courage ist *für uns*, durchaus nicht im Französischen, der animalische Muth, wie ihn tüchtige Jungen und gute Dachshunde zeigen. Bravour ist zwar Tapferkeit, aber eine ganz bestimmte Sorte und nicht die allerhöchste. Man rühmt die Bravour, mit welcher bei Balaclava, bei Wörth, bei Vionville englische, französische, deutsche Reiter auf den Feind einstürmten; für Leonidas und

seine Dreihundert, für Winkelried genügt uns nur der Preis der Tapferkeit. Die Soldaten an Bord der „Birkenhead", die in Reih und Glied stehen blieben, während dem unter ihnen das Schiff in die Tiefe sank, waren gewiß tapfere Männer, aber Bravour zeigten sie nicht. Poet ist ein schöner Ehrentitel, aber nicht leicht werden wir Goethe und Schiller „unsere großen Poeten" nennen. Um das Höchste auszudrücken sagen wir „Dichter", unbekümmert natürlich darum, daß auch Dichter ursprünglich ein Fremdwort ist. Um Victor Hugo's Art nachzuahmen, könnte man sagen: „Hugo war ein sublimer Poet, Dante ein erhabener Dichter".

Hiermit hängt auch wohl zusammen, daß, so viele fremdzungige Titulaturen wir auch haben, die Geburtsaristokratie vom Könige bis zum Freiherrn ihre deutschen Prädicate behalten hat. Die beiden Ausnahmen Baron und Comtesse bestätigen nur meine Theorie. Denn gewiß klingt Freiherr distinguirter als Baron, und Comtesse ist in Deutschland eine Gräfin zweiten Ranges. Ein Markgraf ist, fürs Ohr wenigstens, ein ganz anderer Mann als ein Marquis. Die Inhaber der hohen Aemter hatten ein Interesse daran, die einheimischen Namen zu behaupten: je verständlicher, desto ehrenvoller. Nur für die unteren Stufen konnte die Eitelkeit das Bedürfniß empfinden, die Art des Dienstes durch einen ausländischen Titel zu verhüllen, den Schreiber zum Secretär, den Aufseher zum Inspector und den Diener zum Minister zu machen. Was auf diesem Felde die Eitelkeit, das hat auf einem anderen die Schamhaftigkeit (oder, wenn man will, die Prüderie), demselben Principe folgend, geleistet. Die verhüllenden Fremdwörter dienen ihr, sich das Erröthen zu ersparen, wenn sie es nicht vermeiden kann, anstößige Dinge auszusprechen oder anzuhören. Es gibt Fälle, wo, bei völlig gleichem Inhalt, das deutsche Wort, in anständiger Gesellschaft ausgesprochen, wie eine Bombe wirken würde, das fremdländische, obwohl Allen verständlich, Keinen stört.

Wie der Deutsche den welschen Wortklang benutzt, um dem Begriffe eine welsche Würze beizumischen, das hat Goethe einmal, ohne doch an eine allgemeine Regel zu denken, sehr deutlich veranschaulicht. Er bemerkt, was doch Alles in dem Worte perfide für unser Gefühl enthalten sei, wovon man in den deutschen Synonymen, treulos, tückisch, verrätherisch, nichts finde. Geradezu ehrlich und gutmüthig klinge unser „treulos" neben diesem glatten, kalten, giftigen „perfide". Den Eindruck kann die ursprüngliche Bedeutung des Wortes nicht erklären; perfidus sagt so ziemlich dasselbe wie ungetreu. Aber der feine welsche Klang erweckt dem deutschen Ohre die Vorstellung einer besonders raffinirten, weltmännischen, herzlosen Heimtücke; demgemäß wird das Wort gern für specifische Fälle, welche dieser Vorstellung entsprechen, gebraucht, und der Gebrauch wieder befestigt den Eindruck, von dem Goethe spricht. Ich wage es, dazu ein Beispiel aus einem durchaus verschiedenen Begriffskreise zu stellen. Die Honoratioren sind die „höhergeehrten" Einwohner; in den sechs Silben liegt nichts, was darüber hinaus wiese: honoratus geehrt, honoratior mehr geehrt. Uns bezeichnet aber das Wort einen besonderen Begriff, den wir ohnedies nur umschreiben könnten: die angesehensten Einwohner einer kleineren Stadt, und auch diese nur innerhalb eines gewissen bescheidenen Lebenskreises, mit dem Nebenbegriffe des Zopfigen, Altfränkischen. Der Herr Pfarrer, der Herr Apotheker, der Herr Rent-

meister, der wohlhabende Bäcker, die würdige Gesellschaft der „Ressource“, der einzigen des Orts, die Tonangeber in Schilda, die Aristokratie von Krähwinkel, — solche sind es, die an unserem inneren Auge vorüberziehen, wenn wir das Wort Honoratioren hören. Wir denken nicht an das Geehrtsein, weil das fremde Wort uns nicht unmittelbar daran erinnert; die Ideenverbindung allein und der gravitätische Silbenfall entscheiden über die Bedeutung, und zwar so unfehlbar, daß Niemand Goethe zu den Honoratioren Weimars oder gar Moltke zu den Honoratioren Berlins zählen würde. In Berlin gibt es gar keine Honoratioren.

Wer alle die mannichfaltigen, in Betracht kommenden Gesichtspunkte zusammenfassen und dann sich die Mühe geben wollte, die in den Gebrauch übergegangenen Fremdwörter auf ihre Entbehrlichkeit zu prüfen, der würde, glaub' ich, erstaunen, wie gering die Zahl derjenigen ist, die ohne Bedenken zu opfern wären. Dabei ist aber eines wohl zu beachten. Wenn man ein Fremdwort unter Umständen zuläßt, gibt man ihm noch keineswegs allgemeine Berechtigung. Immer und überall soll man es abweisen, wenn es sich da, wohin es nicht gehört, eindrängen will. Und in diesem Punkte könnte allerdings der gute Geschmack unter uns strenger sein. Im literarischen Vortrage fangen wir an, auf Reinheit des Ausdrucks mehr zu achten; Schriftsteller, die noch Etage für Stockwerk, Hôtel für Gasthof, Bouteille für Flasche und Fourchette für Gabel schreiben, gehören nicht mehr zur guten Gesellschaft. Wörter wie Déjeuner, Fauteuil, Cousin, Neveu, superb, magnifique, charmant, ziehen sich mehr und mehr aus der schriftlichen in die Umgangssprache zurück, und auch in dieser sagen die Gebildeten kaum noch bougie für Kerze, es sei denn im Affecte, unter dem Eindruck der Gasthofsrechnung. Ein Fortschritt zum Besseren scheint mir unverkennbar, und was die Hauptsache ist, dieser Fortschritt ist spontan, eine Frucht des empfindlicher gewordenen Geschmackes, nicht eines deutschthümelnden Terrorismus. Wäre der Fortschritt von außen her angelehrt und angepredigt, so würde ich ihm kein langes Leben zutrauen.

Uebertreibung schadet jeder, auch der guten Sache. Wer in allen Dingen die letzten Consequenzen ziehen will, verfällt dem Absurden und gibt dem Gegner die Waffe des Spottes in die Hände. Deutschlands Ehre und Würde, ins Feld geführt gegen französische „Menus“ und französische Pappschachtel-Etiketten, ist ein Beispiel solcher schädlicher Uebertreibung. Andere Nationen sehen keine Erniedrigung darin, wenn ihre Sportsmänner englisch, ihre Frauenschneider und Köche französisch, ihre Concertmeister italienisch sagen, was in der Landessprache unsagbar ist. Es erscheint ihnen nicht als Verfall und Verderbniß, wenn Wohlgerüche, Haarwässer, Zahnpulver und Seifen mit unverständlichen exotischen Namen in die Welt geschickt werden. Es ist wahr, ich beuge mich unter die Ueberlegenheit des britischen „Turf“, indem ich auf deutscher Rennbahn von „Start“ und „Handicap“ rede; ich erkenne die universale Bedeutung des Pariser Chef und des Pariser Modisten an, wenn ich für seine französischen Mysterien auch an der deutschen Tafel und im deutschen Laden nur französische Laute finde; aber fühle ich mich dadurch in meinem nationalen Selbstbewußtsein gedemüthigt? Im Gegentheil, hätte ich beinahe gesagt. Denn unwillkürlich erinnere ich mich einer berühmten Stelle im Virgil, die den Römern vorhält, daß sie nicht nöthig haben,

die Griechen um ihren Vorrang in den Künsten des Luxus zu beneiden. Und ich habe das Gefühl, als ob unser ehrbares Deutsch sich eher lächerlich mache als an Würde gewinne, wenn es sich abquält, für Ruche, Plissé, Volant und Chignon oder für Timbale, Salmi, Ragout und Mayonnaise vaterländische Namen zu stammeln. Auch habe ich immer gefunden, daß Gesellschaften, denen man eine verdeutschte Speisekarte vorlegte, die Sache als einen Spaß behandelten.

Einen Punkt gibt es, wo ich mit dem unerbittlichsten Puristen übereinstimme. Durchaus verwerflich, ja geradezu scheußlich ist es, wenn das Fremdwort in die lediglich constructiven Theile des Satzbaues eindringt. In einem ganz ernsthaft gemeinten Geschichtswerke lese ich; „Eine Politik à la Bismarck" und „ein kecker Streich à la Blücher". „Eine Batterie lag oberhalb Ehrenbreitstein, fast vis-à-vis von Mainz." „Die Festung hatte noch einen Centner Mehl per Mann." „Der Aufwand belief sich auf eine Million per Woche." Solche Geschmacksrohheiten, Versündigungen an der inneren Textur der Sprache, sind in der Literatur nur dann zulässig, wenn der Schriftsteller einen Musterreiter oder einen Oberkellner oder einen Feldwebel redend einführt.

Alles Kokettiren ist verwerflich, ob man nun mit fremden Brocken oder mit deutschthümelnden Flicken kokettirt. Was aber die „Würde" der Muttersprache betrifft, so leidet sie nach meinem Gefühl bei weitem nicht so sehr durch gelegentliches Aufheften ausländischen Flitters wie durch Mißachtung ihrer eigenen organischen Gesetze, ihrer Syntax, ihrer Grammatik, ihres naturgemäßen Periodenbaues. Ein übel gewähltes Fremdwort ist wie ein geschmackloser Putz; er kann leicht abgethan werden und schadet weiter nicht der Gesundheit. Undeutschheit in Syntax und Grammatik sind wie Knochenverrenkung, die den Wuchs des Körpers entstellt und fortzeugend Böses gebiert. Jedermann wird zugeben, daß es die Rede mehr entstellt, wenn Einer den Dativ und den Accusativ verwechselt, als wenn er Adieu statt Lebewohl sagt. Gleichwohl wird die größere Sünde weniger verfolgt als die geringere. Ich behaupte nicht, daß man bei uns schon gegen den Unterschied zwischen *mir* und *mich* gleichgültig geworden ist, aber es gibt eine ganze Reihe von Verstößen wider die deutsche Sprache, die sich allmälig in der Literatur selbst festsetzen, weil Niemand sich die Mühe nimmt, sie an den Pranger zu stellen. Fortwährend finden wir *als* und *wie*, *das* und *was*, starke und schwache Declination vertauscht und unmögliche Constructionen angewandt. Wie würde es einem französischen Schriftsteller ergehen, der den Gebrauch von comme und que, von que und qui nicht zu unterscheiden wüßte? Kein Provinzialblatt würde einen Artikel von ihm annehmen. In Deutschland schreiben die angesehensten Tagesblätter, selbst in ihren Leitartikeln, selbst mit Vorliebe, daß es im Winter kälter ist *wie* im Sommer. Unter zehn Malen liest man neunmal: „ein Mann von gutem, natürlichen Verstande", statt „natürlichem". Oder es heißt: „Der Redner sprach zu leise, um seinem Gedankengange folgen zu können." „Das gute Verhältniß, *was* zwischen Rußland und Deutschland bestand." „Der Kaiser, *gefolgt* von den königlichen Prinzen, betrat den weißen Saal." „Unter allen bereits *stattgefundenen* Aufführungen war die gestrige die beste."

Die ärgsten Sünder sind die Zeitungsschreiber, und es wird wohl als mildernder Umstand betont, daß diese Herren keine Muße hätten, um immer einen ganz tadellosen Stil zu schreiben. Du lieber Himmel! Von Stil ist hier überhaupt keine Rede, geschweige von tadellosem, sondern ganz einfach von Schnitzern. Um Schnitzer zu entschuldigen, kann man nicht Mangel an Zeit geltend machen. Ein gebildeter Mann soll nicht einmal, wenn er im Schlafe spricht, grammatische Fehler machen. Und warum ist es nur die deutsche Tagespresse, die sich solche Verstöße gegen die Sprache ihrer Nation erlaubt? Warum finden die Zeitungsschreiber in Frankreich und in England Muße genug, um den sprachlichen Anstand zu wahren? Sollte es nicht ein wenig daran liegen, daß wir allzu stumpfsinnig uns Ungebührlichkeiten gefallen lassen, die in anderen Ländern einem Schriftsteller, einer Zeitung den Hals brechen würden? Das eigentliche Uebel besteht darin, daß wir die Sprachverschändung dulden, uns an sie gewöhnen und schließlich mitmachen.

An sich wäre ja wenig daran gelegen, daß schlechte Schriftsteller schlecht schreiben. Aber sie stecken die besseren und sogar die guten an, und das Publikum, das fast nur Zeitungen liest, verliert nach und nach das Gefühl, welches zwischen Erlaubtem und Unerlaubtem unterscheidet. Aus der Zeitungssprache geht die Barbarei in die Büchersprache und in die Bühnensprache über, und niemand ist, der sie auspfiffe. Ich habe auf einem deutschen Theater den zürnenden Vater der Tochter zurufen hören: „Ich will gehorcht sein!“ und das Publikum fand dies Verlangen ganz in der Ordnung. Ich habe in einer großen deutschen Zeitung gelesen: „Würde der Sieg der Engländer von einem Rückzuge gefolgt werden, so wäre das schlimmer wie eine Niederlage,“ — und die Zeitung existirt unversehrt weiter!

In diesem Mustersatze findet sich neben anderen ein Constructionsfehler, der seit etwa einem Menschenalter wie ein Unkraut wuchert, der Fehler, daß die Bedingung, unter welcher etwas geschehen soll, mit dem Verbum „würde“ angegeben wird. Man schreibt heute unter hundert Fällen fünfzig Mal: „Würde Niemann singen, so ginge ich in die Oper,“ während es in gutem Deutsch heißen muß: „Sänge Niemann, so würde ich in die Oper gehen, oder, so ginge ich in die Oper.“ „Würde dies bekannt sein, so fiele das Urtheil vielleicht anders aus,“ statt „Wäre dies bekannt, u. s. w.“ Bereits Schopenhauer klagt über diesen (wie er sagt) „jetzt allgemein beliebten Schnitzer“; seit seiner Zeit hat er sich aber verhundertfacht, obwohl ihm kein Entschuldigungsgrund, weder größere Bequemlichkeit, noch Deutlichkeit, noch Wohlklang, noch irgend etwas, zur Seite steht. Er beruht einzig und allein auf einer, noch dazu mißverständlichen Nachahmung französischer Syntax, wobei gänzlich außer Acht gelassen wird, daß die Conjugation der französischen Verba durchaus von der unsrigen verschieden ist und deshalb dem Satzbau andere Wege anweist.

Die Nachsicht gegen Gallicismen der Satzbildung ist nur eine Seite des Uebels. Nicht bloß von Außen, auch von Innen heraus lassen wir gleichgültig die Formen der Muttersprache verunstalten. Die Bequemlichkeitssünden und die Handwerksmißbräuche der Kanzleien, der Zeitungsbureaus und der zahllosen Comité-Redactionen dringen ungestraft in die Büchersprache ein. Die Vorzüge

des Deutschen selbst müssen der Verschlechterung dienen; die werthvolle Fähigkeit Zusammensetzungen zu bilden, führt, wie wir schon bei der Betrachtung der Fremdwörterverdeutschung gesehen haben, zum Gebrauch widerwärtiger Zusammenballungen, unter deren Last der Gang der Rede alle natürliche Behendigkeit verliert. Unglücklicher Weise macht unsere Sprache es möglich, Wörter wie „Außerachtlassung", „Inaussichtnahme", „Wiederinstandsetzung", „Uebervortheilung" zu bilden, und diese Möglichkeit wird möglichst ausgebeutet. Wo der natürliche Mensch sagen würde: „Man fängt morgen an, die Bahn wieder in Stand zu setzen", schreibt der neudeutsche Stilist: „Die Inangriffnahme der Wiederinstandsetzung der Bahn findet morgen statt". Es wird nicht lange währen, — denn das Ohr gewöhnt sich schnell an das Schlechte, — so wird man lesen: die Außerhauseanfertigung, die Zupferdesteigung, die Ueberfeldwanderung, — warum nicht? Das Eine ist ebenso möglich und ebenso deutsch wie das Andere. „Nuraufgottbezogenheit" ist wirklich vorgekommen, in einem Roman von Gutzkow.

Es ließe sich über dies Thema eine eigene Abhandlung schreiben, aber das Angeführte genügt, um zu zeigen, daß unter den Uebeln, die unsere Sprache bedrängen, die Fremdwörterseuche nicht das größte ist. Nun kann man freilich sagen, sie sei, wenn auch nicht das größeste, doch immerhin ein Uebel und deshalb zu bekämpfen. Dagegen hätte ich, unter den angegebenen Vorbehalten, an sich nichts einzuwenden. Nur ist zu besorgen, daß der Kampfeifer, wie er sich in Vereinen und patriotischen Kränzchen entfaltet, die Aufmerksamkeit von den ärgeren, tiefer sitzenden und eben deshalb nicht so in die Augen springenden Schäden ablenken und einer gewissen dogmatischen, ich hätte fast gesagt, schulmeisterlichen Sprachbehandlung, die mir gefährlicher erscheint als alle Sünden der Verwilderung, mehr Vorschub leisten möchte, als gut ist.

Erinnerungen an Turgenjew.

Von

Prof. L. Friedländer.

Ich lernte Turgenjew nicht lange vor seiner letzten Uebersiedlung nach Paris kennen. Nachdem wir einige Briefe gewechselt hatten, lud er mich ein, ihn in Baden-Baden zu besuchen, und ich war dort zweimal sein Gast: im September 1869 und im October 1870, das zweite Mal allein, das erste Mal zusammen mit dem ihm seit langem nahe befreundeten Ludwig Pietsch. Die zuvorkommende Aufmerksamkeit, mit der Turgenjew für das Behagen seiner Gäste sorgte, hätte nicht ahnen lassen, daß er sich beide Male nicht ganz wohl fühlte. Bei meinem ersten Besuch glaubte er sich wegen einer gewissen Einsilbigkeit entschuldigen zu müssen (die, so viel ich mich erinnere, nur einen Tag dauerte): er werde zuweilen von einer gewissen Schwermuth heimgesucht, die er vergebens niederzukämpfen suche. Das zweite Mal litt er unter den Nachwehen eines Podagraanfalls. Indem ich mein Bedauern aussprach, bemerkte ich, das Podagra gelte für eine gesunde Krankheit. „Sie erinnern mich an eine Aeußerung Puschkin's," erwiderte er. „Als er sich einmal in einer sehr übeln Lage befand, tröstete ihn ein Freund mit der Sentenz: das Unglück ist eine vortreffliche Schule. Aber das Glück eine noch viel bessere Universität, antwortete Puschkin."

Turgenjew sprach das Deutsche völlig fließend; höchst selten brauchte er ein englisches oder französisches Wort, wenn ihm das passende deutsche nicht einfiel. Er erzählte eben so lebendig und fesselnd, als er schrieb. Bekanntlich schrieb er nur, wenn sein Bedürfniß, sich von den ihn gleichsam bedrängenden Bildern und Gestalten zu befreien, ein unabweisbares geworden war. Hätte er wählen können, sagte er einmal, so wäre er am liebsten ein Autor wie Gibbon geworden: eine in dem Munde des Dichters der „Visionen", der dort vor der Erscheinung Julius Cäsar's die Flucht ergreift, wohl überraschende Aeußerung. Nicht bloß innerlich war Alles, was er darstellte, erlebt, sondern größtenteils, wenn nicht das Meiste, auch äußerlich. So z. B. der Anfang der „Frühlingsfluthen". Wie dort Shanin, war er, als junger Mann aus Italien zurückkehrend, in Frankfurt am Main von einem angstvollen schönen Mädchen in einen Conditor-

laden gerufen worden, um ihrem in todesähnliche Ohnmacht gefallenen Bruder Beistand zu leisten. Die Familie war aber keine italienische, sondern eine jüdische gewesen; auch hatte der Erkrankte nicht eine schöne Schwester gehabt, sondern zwei; Turgenjew hatte sich einer aufkeimenden Neigung durch eine schleunige Abreise entzogen. Den alten Sänger Pantaleone hatte er später in dem Hause eines russischen Fürsten kennen gelernt. — Ich fragte einmal, ob es Zufall sei, daß in seinen Erzählungen keine Lieder vorkommen. Er sagte: „Sie sind zu schwer, und werden fast nie völlig natürlich, auch der kleine Dombey ist es nicht."

Wie hohe Anforderungen Turgenjew an die Vollendung der Form seiner Dichtungen stellte, weiß jeder seiner Leser. Wenn er einmal sagte, er fühle zuweilen sehr wohl, daß sich Etwas noch besser herausbringen lasse, als es ihm gelungen sei, habe aber nicht immer die Energie und Ausdauer, um das Beste zu leisten, was er vermöge: so möchte ich glauben, daß dies nicht oft der Fall gewesen ist. Jedenfalls arbeitete er auch an seinen kleinsten Stücken mit großer künstlerischer Gewissenhaftigkeit. Zugleich mit einem Abzug der 1869 in Rodenberg's „Salon" erschienenen, kurzen „Wunderlichen Geschichte" sandte er mir zehn Aenderungen und Zusätze, die ihm nachträglich eingefallen waren, und die sämmtlich in den Text der letzten Ausgabe seiner Werke aufgenommen sind. Ich setze die ersten derselben her.

I. (Der Kellner Ardalion) erwies mir eine gewisse Protection. Sein eigenes Schicksal jedoch betrachtete er mit einem etwas enttäuschten Auge. — Weltbekannt ist unsre Lage! sagte er einmal: — am Schwanz ergriffen — und an die Sonne zum Trocknen aufgehängt.

IV. („Es gibt bei uns in der Stadt sehr wenig Zerstreuungen für die Herren Durchreisenden —) sehr wenig. Anstatt „sehr wenig" l.: eigentlich gar nicht! Eine große Wanduhr mit einer lilafarbigen Rose auf einem weißen Zifferblatt schien durch das monotone und heisere Klopfen des Pendels Ardalions Worte zu bestätigen. — Gar . . . nicht! Gar . . . nicht! schien sie zu sagen.

VI. (Es erschien ein Kind —) mit geschorenem Kopfe. Nach „geschorenem" l.: an einigen Stellen sogar ganz kahlen.

VII. Anstatt „Die Alte legte die Hand an ihre Backe" l.: Die Alte zwinkerte wieder mit den Augen und schob das zusammengerollte Schnupftuch ein paar Mal aus dem einen Aermel in den andern.

XV. Ich ließ meinen Blick über die ganze Gestalt des jungen Mädchens gleiten, das solche Reden aussprach. Sie hob ihre Augen zur Decke empor. Die kindlichen Züge des Gesichts, und jener unbewegliche Ausdruck des langsamen Sinnens, des beständigen und geheimen Erstaunens erinnerten mich an die prärafaelitischen Madonnen, — ich aber ziehe die spätern Madonnen vor. Ich ließ meinen Blick auf die neben mir sitzenden Mazurkatänzer gleiten — und es kam mir vor, als ob mein Wundern sie amüsire. Einer von ihnen lächelte sogar etwas pfiffig, als wollte er mir sagen: Nicht wahr, das Fräulein ist eine originelle Person? — Ich wendete mich wieder zu Sophie . . . Immer derselbe Ausdruck!

u. s. w.

Uebrigens beruht auch die „Wunderliche Geschichte“ auf einer wirklichen Begebenheit. Die junge Schwärmerin, die ihr elterliches Haus verläßt, um einen verrückten, vom Volk als Heiligen verehrten religiösen Fanatiker (Jurodivi) auf seinen Wanderungen als Magd zu begleiten, war die Tochter des Directors einer der Krone gehörigen Spiegelfabrik, die auf diese Weise die Sünden ihres Vaters abbüßen wollte. Dieser benutzte sein Amt zu großen Unterschleifen: „jedesmal, wenn es ihm gelungen war, bei Nacht eine bedeutende Quantität des Kronguts bei Seite zu schaffen, war eine sanfte Heiterkeit über sein ganzes Wesen ausgegossen.“ Das junge Mädchen war übrigens in das elterliche Haus zurückgekehrt und hatte auch geheirathet.

Bei Turgenjew's Abneigung gegen Alles, was an die Phrase auch nur streifte, kann man sich denken, wie sehr es ihn ergötzt hatte, daß einst ein wohlwollender Beurtheiler seiner Schriften ihm den Rath ertheilte, in denselben mehr „schöne Stellen“ anzubringen, die sich dem Gedächtnisse leicht einprägen und zur Anführung eignen, wie z. B. folgende Sentenz bei Cherbuliez: „L'amitié c'est l'amour sans ailes.“

Von schriftstellerischer Eitelkeit war Turgenjew völlig frei. Es war ihm unendlich komisch, daß Berthold Auerbach einmal zu ihm sagte: „Es ist doch eine große Zeit, in der wir Beide leben.“ Er war nicht bloß wahrhaft bescheiden, sondern auch ungerecht gegen sich selbst: den Grafen Leo Tolstoj stellte er hoch über sich. Puschkin zählte er in patriotischer Ueberschätzung zu den ersten Dichtern aller Zeiten. Unter den französischen Autoren schätzte er besonders Merimée und Flaubert, die ihm Beide auch persönlich befreundet waren: doch gab er zu, daß „Salambô“ verfehlt sei, hauptsächlich wegen der gleich detaillirten Ausführung des Wesentlichen und des Unwesentlichen. Die Poesie des classischen Alterthums war ihm nicht fremd. Er hatte sogar versucht, sich (natürlich durch eine Uebersetzung) ein Verständniß der Pindarischen Oden zu gewinnen, doch vergebens: „manchmal schimmerte Etwas, wie durch Nebel, aber dann verschwand es wieder.“ Ueber deutsche Schriftsteller habe ich wenig Urtheile von ihm gehört. Während meines ersten Besuchs kamen die beiden Fräulein Viardot, Claudia und Marianne, aus ihrer angrenzenden Villa täglich zu ihm herüber, um mit ihm ein Capitel in Scheffel's „Ekkehard“ zu lesen. Julian Schmidt's Urtheile schätzte er sehr; er verkannte in der Leidenschaftlichkeit seiner Polemik die Ehrlichkeit der Ueberzeugung nicht: er nannte ihn a good hater. Pietsch, sagte er, „habe ihn inventirt“; er pflegt ihn mit allerlei freundschaftlich scherzhaften Prädikaten (der Große, der Unsterbliche u. dgl.) zu bezeichnen.

Nächst der Poesie war die Kunst, die er am meisten liebte, ohne Zweifel die Musik. Seine Theilnahme an dem weltberühmten, in hohem Grade internationalen musikalischen Leben im Viardot'schen Hause ist bekannt. Die Begeisterung für die Musik Wagner's theilte er nicht; Beethoven und Schubert, auch Schumann waren die ihm am meisten congenialen Componisten. Mir bleibt ein Abend unvergeßlich, an dem auf seinen Wunsch Frau Viardot bis zu einer späten Stunde, sich selbst begleitend, Schubert'sche Lieder (darunter das so selten gehörte „Wenn meine Grillen schwirren“) mit der nur ihr eigenen hinreißenden Genialität vortrug.

Auch sein lebhaftes Gefühl und feines Verständniß der bildenden Kunst kennt man aus seinen Schriften. In seiner enthusiastischen Schilderung der Pergamenischen Reliefs[1]) (er preist sich glücklich, daß er nicht sterben mußte, ohne sie gesehen zu haben) ist besonders seine Freude charakteristisch, daß auch die Plastik der Griechen, „dieser Aristokraten des Menschengeschlechts", ihre Romantik und ihren Realismus gehabt hat. In seinem Arbeitszimmer in Baden-Baden hingen zwei vorzügliche kleine holländische Landschaften aus dem 17. Jahrhundert, die, wenn ich nicht irre, von Zeit zu Zeit gewechselt wurden. In Paris brachte er, wie er sagte, nicht selten ganze Stunden bei den Bilderauctionen im Hôtel Drouot zu: „das kommt unmittelbar vor der Gehirnerweichung," fügte er hinzu.

Ein Bekannter (ich weiß nicht mehr, ob ein Franzose oder Russe) hatte ihm einmal seine Verwunderung ausgesprochen, daß er in Deutschland lebe, einem Lande, wo fast auf allen Gebieten der Kunst die Leistungen so weit hinter den Intentionen zurückblieben, und so wenig in seiner Art Vollendetes geschaffen werde (das keinen Maler aufzuweisen habe, wie z. B. Meissonnier u. s. w.). Dennoch, sagte er, ziehe er den Aufenthalt in Deutschland jedem andern vor. Ein Grund dieser Vorliebe war vielleicht, „daß es nur dem Deutschen gegeben ist, einfach Mensch zu sein" [2]). Seine Antwort auf einen Geburtstagsglückwunsch von mir: „meines Geburtstags haben sich in diesem Jahre nur drei Deutsche erinnert, und ich sollte Deutschland nicht lieben?" — mag man für eine freundliche Redewendung halten. Aber daß ihm deutsche Cultur und deutsches Wesen in tiefster Seele sympathisch waren, kann kein zugleich aufmerksamer und unbefangener Leser seiner Schriften leugnen; ich möchte hier auch an die Schilderung des Ausflugs auf den Hundsrück in Assja (Annuschka) erinnern. Daß einem Beobachter wie ihm die Schattenseiten und Kleinlichkeiten deutscher Zustände nicht entgingen, soll natürlich nicht in Abrede gestellt werden. Seine entschiedene Parteinahme für Deutschland im Jahre 1870 ist bekannt. Er hatte, von Rußland zurückkehrend, einen großen Theil von Deutschland in der Nacht nach der Kriegserklärung durchreist. Diese Nacht, sagte er, werde ihm unvergeßlich bleiben. Alle Bahnhöfe waren von Menschen dicht gefüllt gewesen, aber nirgends vernahm man Lärm oder laute Ausbrüche, überall zeigte sich ernste Entschlossenheit. „Man sah, es war eine gewaltige Kraft, die da aufstand." Inwiefern sich seine Ansichten über Deutschland in Paris geändert haben, weiß ich nicht; gewiß war seine Natur eine bestimmbare.

Seine politischen Ansichten hatten durch die lebenslänglich nachwirkenden Eindrücke der Zustände Rußlands unter Nikolaus eine entschieden demokratische Richtung erhalten. Das Ende dieses Regiments hatte er mit Unzähligen wie eine Erlösung begrüßt. Er erzählte, wie eines Tages sein Diener am Morgen, als er den Samowar vor ihn niedersetzte, im gleichgültigsten Tone von der Welt sagte: „Kaiser ist todt." Turgenjew eilte nach dem Palaste, vor dem bereits eine große Menge versammelt war, und fragte, indem er (wie er zu seiner Be-

[1]) Vermischte Aufsätze, mit einer Einleitung von E. Zabel. 1885.
[2]) Vermischte Aufsätze S. 27.

schämung gestehen müsse) eine betrübte Miene annahm, einen Gensdarm, ob es wahr sei? Dieser antwortete mit der Gegenfrage, ob er glaube, daß Jemand wagen würde, Etwas der Art zu erfinden? Turgenjew begab sich zu einem Freunde, bei dem er einen pathetisch perorirenden General fand; als dieser sich entfernt hatte, sanken Beide sich stumm in die Arme. Ich fragte, ob man über den Thronfolger hinlänglich unterrichtet gewesen sei, um der Zukunft mit zuversichtlicher Hoffnung entgegenzusehen. „Man wußte wenigstens," sagte er, „daß er nicht so war, wie Nikolaus." Persönlich hatte Turgenjew damals wenig gelitten. Das (schon Ende 1854 wieder aufgehobene) Decret, durch welches „der nicht dienende Literat Turgenjew" wegen eines (von ihm nicht einmal begangenen) Preßvergehens 1852 auf sein Gut im Gouvernement Orel verwiesen wurde, war milde gehandhabt worden. Beim Beginn jedes Monats erschien dort bei ihm ein Bekannter, der nach einem allgemeinen Gespräch ihm ein mit der Zeit immer fettiger werdendes Schreiben vorlegte, in dem er beauftragt wurde, ihn zu überwachen, und dann fragte: „Was soll ich damit machen?" Ebenso regelmäßig antwortete Turgenjew, indem er ihm eine Fünfrubelnote hinschob: „Erfüllen Sie Ihre Pflicht" — und blieb dann unbelästigt. Aber hatte er auch den furchtbaren Druck jenes ebenso bornirten wie brutalen Despotismus nicht am eigenen Leibe empfunden, so hatte er doch zu viel Gewalt und Unterdrückung, zu viel Unredlichkeit und Corruption mit ansehen müssen, um nicht das System, das so unendliches Unheil mit sich brachte, zu verabscheuen, und das um so mehr, je inniger und tiefer seine Liebe zu seinem Lande und Volke war. „Das Lachen eines Russen über Gogol's „Revisor", — sagte er einmal, — ist ein bitteres Lachen." Zu dem Haß des Unrechts gesellte sich bei ihm eine echte Menschenliebe, eine innige Theilnahme an den Leiden der Mühseligen und Beladenen. In ihm war keine Spur von Exclusivität, er sah in Jedem, mochte er sein, wer er wollte, vor Allem den Menschen, und achtete nichts Menschliches sich fremd. Wohl durfte er auf dem Sterbebette sagen: „Ich habe immer geliebt."

Von der Einseitigkeit eines Parteimanns war er völlig frei: seine Auffassung und Darstellung der verschiedenartigsten Erscheinungen und Richtungen, mochten sie ihm sympathisch oder antipathisch sein, war eine so völlig objective, daß sie zu Mißverständnissen Veranlassung geben konnte. Hatte man doch in Rußland geglaubt, daß sein Basaroff eine Carikatur der jungen Generation sein solle[1]), und zu seiner unangenehmen Ueberraschung hatten ihn alte Generale im Adelsclub zu Moskau wegen seines entschiedenen Eintretens für die bestehende Ordnung beglückwünscht. Ebenso frei wie von Parteileidenschaft war er von demokratischen Illusionen. Er wußte, daß die Anhänger extremer Richtungen die Dinge selten zu sehen vermögen, wie sie sind, und hatte oft genug ihre Prophezeiungen zu Schanden werden gesehen. „An diesem Tische, an dem wir sitzen," erzählte er einmal, „hat mir ** (ein bekannter süddeutscher Demokrat) im Frühjahr 1866 gesagt, daß noch im Laufe des Jahres die süddeutsche Demokratie mit fliegenden Fahnen in Berlin einziehen werde." Er schüttelte den Kopf,

[1]) E. Zabel, Iwan Turgenjew, S. 135.

wenn Herr Louis Viardot († 1883) 1869 den Sturz des Bonapartismus durch eine spontane republikanische Erhebung für unmittelbar bevorstehend erblickte, und hielt 1874 den Prinzen Louis Napoleon für den wahrscheinlichsten Erben der Republik, obwohl dessen Befähigung für sehr gering galt. An den Socialismus glaube er nicht, sagte er einem jungen Landsmann, der ihn in Baden besuchte.

Auch sein Grauen vor dem Ende der Existenz, das in den „Visionen", noch mehr in den „Senilia" so auffallend hervortritt, kam einmal zwischen uns zur Sprache. Wir machten im Mai 1874 die Reise von Berlin nach Königsberg zusammen. Der Zug ging nicht lange vor Mitternacht ab, wir waren im Coupé allein. Nachdem wir eine Weile schweigend gesessen hatten, fing er an: „Sagen Sie, wenn die Frage nicht indiscret ist, wie denken Sie über Unsterblichkeit?" Es erfolgte dann ein langes Gespräch, das er mit den Worten beschloß: „Wie man sich auch dazu stellen mag, ein Abgrund bleibt es immer: das Eine ist ein schwarzer Abgrund, das Andere ein weißer."

Im Anschluß an diese Erinnerungen sind vielleicht einige Mittheilungen aus seinen Briefen an mich manchen seiner Leser nicht unwillkommen.

Baden-Baden, Thiergartenstraße 3,
Donnerstag, d. 22. Juli 69.

Werther Herr,

Ich übersende Ihnen hiebei das zweite Bändchen meiner „ausgewählten" Schriften. Nur die erste der vier Novellen „Eine Unglückliche" ist für Sie neu; — mir selbst gefällt sie wenig — es ist zu viel Pathologie darin. — Ich habe mich von einer alten Jugenderinnerung hinreißen lassen. — Jeden Vorschlag, sie ins Französische zu übersetzen, habe ich abgelehnt; — ein deutscher Uebersetzer hat, wie Sie vielleicht wissen, nach des Autors Erlaubniß nicht zu fragen. — Da die „Unglückliche" einmal gedruckt ist, glaube ich, bei dem Wohlwollen, das Sie für meine Sachen hegen — dies Product Ihnen nicht vorenthalten zu dürfen. — Einige Sittenschilderungen werden Sie vielleicht interessiren.

Baden-Baden, Dienstag d. 12. October 69.

Verehrter Herr und Freund,

Ich habe Ihren Brief — und auch die Menander-Broschüre[1]) bekommen; — habe sie mit vielem Interesse durchgelesen. — Es gibt doch ein schönes Bild von einem feinen und klugen Griechen aus der besten Zeit, dem die Götter jenes höchste Geschenk, die Gabe des Maßes — vielleicht nur zu sehr — octroyirt haben. — Neu war mir die bittere Unterlage, die man doch überall herausfühlt. — Die Zusammenstellung der Fragmente ist sehr sinnig.

— — — —

Ich danke Ihnen für Ihre Angaben der „Psyche" und der „Carstens'schen" Compositionen; — das erste Werk werde ich ganz gewiß verschreiben. — — —

Baden-Baden, Donnerstag d. 11. Nov. 69.

Wertheſter Herr!

Ich schicke Ihnen hiermit die „Wunderliche Geschichte" — und zugleich einige Zusätze, die mir erst in den Kopf kamen, als ich das Original zur Absendung nach

[1]) Horkel, Die Lebensweisheit des Komikers Menander.

Petersburg noch einmal copirte[1]). — Das sind Striche, die, wie ich glaube, der Zeichnung mehr Bestimmtheit geben.

Ich habe mit vielem Vergnügen Ihren Aufsatz gelesen[2]). Das ist mir Alles wie aus der Seele gesprochen. Ich bin natürlich selbst ein Realist und ein Kind meiner Zeit — liebe aber und verehre die Antike und die antike Art der Kunstproduction über Alles.

Es ist mir sehr angenehm, daß Sie an den Romanzen der Frau Viardot Freude haben. Es spricht sich aus ihnen[3]) eine unzweifelhafte physikalische Physiognomie — was nicht oft der Fall ist. — Claudia hat mir zu meinem Geburtstag eine sehr schöne heilige Familie gezeichnet. Wir möchten Alle wohl gern nach Weimar gehen, damit sie dort Gelegenheit zum Studiren habe; eine gute Wohnung da zu finden, scheint aber sehr schwierig.

Die Droste'sche Novelle[4]) hat auf mich durch ihre Kraft und ich möchte sagen durch ihre grelle Anschaulichkeit einen großen Eindruck gemacht. Nur wird die Handlung bald so hin und her gezerrt, daß man am Ende nicht recht klug aus der ganzen Geschichte wird. Immerhin ist es ein großes, wenn auch nicht zur Ruhe gekommenes Talent.

Vielleicht sehen wir uns noch in Berlin. Ich grüße Sie herzlich und drücke Ihnen die Hand.

Ihr ergebenster J. T.

Baden-Baden, Montag d. 29. Aug. 70.

Werther Herr!

Ich habe erst gestern Ihren Brief vom 18. bekommen — volle zehn Tage ist er auf der Reise gewesen — und beeile mich ihn zu beantworten. Ich hatte wohl die Absicht, mich einige Stunden auf meiner Rückreise aus Rußland in Königsberg aufzuhalten und Sie aufzusuchen — da ich aber erst am 14. Juli Petersburg verließ — so mußte ich wegen der drohenden Kriegsgefahren mich beeilen — und bin schon so mit genauer Noth nach Baden gekommen. Einen Tag später waren alle Eisenbahnen von Truppenzügen besetzt. — Wir haben hier trübe Tage verlebt: mehr als einmal hatten wir unsere Sachen gepackt, um nach Wildbad und weiter auszuwandern; — die unerwartet glückliche Wendung des Krieges hat gemacht, daß hier Alles so ruhig geworden ist wie nie. — Sehr ruhig — aber auch sehr leer. — Das Bischen Langeweile wird von der beständigen Aufregung des Erwartens niedergekämpft — vielleicht ist es sehr gut — um das Gleichgewicht zu erhalten.

Ich brauche Ihnen nicht zu sagen, wie ich mit ganzer Seele auf der Seite der Deutschen stehe. Das ist wahrlich ein Krieg der Civilisation gegen die Barbarei — aber nicht so wie die Herren Franzosen es meinen. Dem Bonapartismus *muß* der Garaus gemacht werden, was es auch koste, wenn die öffentliche Moralität, die Freiheit und Selbständigkeit Europa's überhaupt eine Zukunft haben soll. — Wie häßlich, wie lügenhaft und durch und durch faul und kleinlich zeigt sich doch die „große Nation"! Sie *muß* auch ihr Jena, ihr Sebastopol, ihr Königgrätz haben — und wenn sie von der Lection nicht zu profitiren versteht — so ist es eben aus mit ihr! —

Seit einigen Tagen hören wir ein beständiges dumpfes und fernes Krachen — Straßburg wird bombardirt. — Es ist sehr peinlich und traurig — aber es muß sein! —

Die Abhandlung über die Todesstrafe[5]), von der Sie sprechen, würde mich sehr

---

[1]) Vergl. oben S. 118.

[2]) Ueber die antike Kunst im Gegensatz zur modernen.

[3]) So geschrieben.

[4]) Die Juden-Buche von Annette Droste-Hülshof.

[5]) Von Professor John in der Sammlung von Virchow und Holtzendorff.

interessiren und ich würde Ihnen für ihre Mittheilung sehr dankbar sein. — Die Uebersetzung von „Traupmann's letzter Nacht" ist leider etwas wild gerathen und hat einige starke Schnitzer.

Ich grüße Sie mit herzlicher Freundschaft und bleibe

Ihr ergebener J. Turgenjew.

Paris, 48, rue de Douai, d. 2. April 74.

Wertheſter Herr,

Ich muß mich ordentlich schämen, wenn ich bedenke, wie lange ich Ihnen einen Brief schuldig bin! — Es ist ganz unverzeihlich, und deswegen will ich auch keine Rechtfertigung versuchen, appellire einfach an Ihre Güte. —

In drei Wochen verlasse ich Paris und reise über Berlin und Königsberg nach Rußland. Diesmal werde ich gewiß Alles thun, um das Vergnügen zu haben, Sie zu sehen und zu sprechen. Ich schreibe diesen Brief aber nicht bloß in der Absicht, Sie davon zu benachrichtigen, die kleine Schlange, die „in herba latet" ist folgende: Sie werden wahrscheinlich in den nächsten Tagen das eben erschienene Buch meines Freundes Flaubert „La tentation de Saint-Antoine" bekommen; ich habe es Ihnen geschickt und möchte es Ihnen aufs Wärmste empfehlen. Das Werk ist, meines Erachtens, höchst bedeutend; wenn Sie, wie ich es hoffe, diese meine Ansicht theilen — und auch sonst es der Mühe werth halten, diese literarische Erscheinung zu besprechen — so würden Sie meinem Freund sehr viel Freude machen — und mich zu Dank verpflichten. — Und somit

dixi et animam meam salvavi.

Paris, 50, rue de Douai, Donnerstag, d. 27. Januar 76.

— — — — —

Es ist mir während des verflossenen Jahres auch nicht übel ergangen. — Kurz nach unserer gemeinschaftlichen Reise habe ich in Rußland einen sehr heftigen Gichtanfall bekommen, der sich am Anfang Januar 1875 — also vor einem Jahr — verlor; seitdem hat mich meine Krankheit so ziemlich in Ruhe gelassen. Ich habe sechs Sommerwochen in Karlsbad zugebracht. — Gearbeitet habe ich blutwenig — nur eine ganz kleine Novellette geschrieben, die im Februar-Heft der „Deutschen Rundschau" erscheinen wird und die ich Ihrer Nachsicht empfehle. Mein großer, seit ein paar Jahren angefangener Roman rückt sehr langsam vorwärts.

Und was thun Sie Gutes? — Schreiben Sie mir ein paar Zeilen, die mich gewiß herzlich erfreuen werden — trotz meiner Faulheit und Schweigsamkeit. — Vielleicht komme ich Ende April nach Rußland; wenn es wirklich geschieht und Sie dann noch in Königsberg sind, so bleib' ich gern auf einen Tag und löse somit mein so oft gegebenes Wort!

Ist Ihnen das Taine'sche Buch „Les origines de la société moderne en France" — 1. Theil: l'Ancien régime — in die Hände gekommen? — Wo nicht, so verschaffen Sie Sich diese höchst respectable Arbeit. — Es gibt nicht viel Franzosen, die einer solchen Gründlichkeit und Unparteilichkeit fähig sind. — Etwas farblos ist das Ganze, aber die Thatsachen und Facta und Citate sprechen für sich selbst.

Hier scheint die gemäßigte Republik sich einbürgern zu wollen. — Sie hat einen bedeutenden Führer, eine tüchtige Individualität in Gambetta gewonnen. Wer hätte das von dem Luftballon-Advocaten gedacht? — Er ist jedenfalls der größte französische Staatsmann der Jetztzeit.

Paris, 50, rue de Douai, d. 26. Dec. 1878.

Wertheſter Herr Friedländer,

Ich hätte Ihnen längſt für Ihr intereſſantes Geſchenk danken ſollen[1]) — aber ſeit zehn Tagen bin ich erſt heute im Stande, in einer bequemen, ſitzenden Stellung zu ſchreiben. — Die Gicht, mein alter Feind, hat mich, nach einem achtmonatlichen Waffenſtillſtand, wieder heftig angegriffen und mich an mein Bett, wie die Franzoſen ſagen, angenagelt. Es geht mir nun aber beſſer und hoffentlich werde ich nicht lange ſitzen müſſen.

Das Porträt iſt allerdings nicht beſonders ähnlich, hat aber für mich ein eigenthümliches Intereſſe und ich danke Ihnen nochmals herzlich. Auch Frau Viardot läßt danken und grüßen.

Meine Reiſe nach St. Petersburg iſt etwas aufgeſchoben; jedenfalls nicht weiter als Anfang März. Daß ich diesmal Königsberg nicht bloß paſſire — ſteht feſt. Höchſt wahrſcheinlich nehme ich dann den Morgenzug von Berlin und bleibe die Nacht in Königsberg. Ein Telegramm wird Sie davon benachrichtigen.

Vielen Dank für den Wunſch, ich möchte wieder mal die Feder ergreifen; bis jetzt hat ſich nichts dergleichen in mir geregt. Byron's Manfred (ein mir nur wenig ſympathiſcher Kauz, bye the bye) ſagt am Schluſſe der Tragödie: „Old man, it 's not so difficult to die". Ich möchte ſagen anſtatt: to die — not to write! — Es kommt Einem ganz natürlich vor.

(Seine et Oise) Bougival les Frènes, d. 11. Juli 82.

— — — — —

Was Pietſch über mich geſchrieben hat, habe ich nicht geleſen; wahrſcheinlich hat er aus Freundſchaft für mich etwas übertrieben. — Leider ſteht das Eine feſt: Meine Krankheit, wenn auch nicht gefährlich und nicht allzu ſchmerzhaft, gehört zu der Claſſe der unheilbaren — durch mediciniſche Mittel. — Das Schlimme dabei iſt, daß, ſo lange ſie dauert, man weder an Reiſen, noch an Arbeiten denken kann. — Man muß ſich eben reſigniren.

[1]) Das Porträt von Pauline Garcia (Mme. Viardot) 1843 von W. Henſel gezeichnet. (Berühmte Männer und Frauen. Nach dem Leben gezeichnet von W. H.)

Martin Salander.

Roman
von
Gottfried Keller.

XVI.

Die an der Tafel gewesenen Fremden hatten alle schon den Speisesaal verlassen, nicht ohne daß die meisten unter ihnen im Vorbeigehen einen Blick auf die neben Martin sitzende Schönheit warfen. Jetzt kam auch ein Kellner und anerbot der noch beim Champagner sitzenden Herrschaft, den Apparat in das Nebengemach zu tragen, da in diesem Saale in zwei Stunden wieder gespeist und der Tisch neu gedeckt werden müsse. Zugleich hob er die Flasche aus dem Kühleimer und beschaute sie, die aber leer war.

Durch diese Schnödigkeit, der Flasche sowohl, wie des Kellners, wurde Martin Salander aus einem traumartigen Zustande geweckt. Er stand auf und lehnte Wohlwend's dringenden Antrag, dem Vorschlage des Kellners zu folgen, entschieden ab.

„Nun, alter Freund!" sagte Louis Wohlwend, „also auf ein anderes Mal! Ich hoffe, wir werden uns wieder verstehen lernen! Die Freundschaft ist keines der schlechtesten Ideale, insonders wenn sie alt ist, wie guter Wein!"

Salander, der wieder ganz wach geworden, fand zwar den Vergleich nicht zutreffend, da die alten Weine heutzutage nicht mehr so hoch geschätzt werden, wie früher. Jedoch unterdrückte er diese Bemerkung und eilte, sich im Kreise herum von den dastehenden Personen zu verabschieden. Die letzte war Fräulein Myrrha Glawicz mit dem griechischen Blut und stand hinter ihm; er suchte sie an der unrechten Stelle, so daß er sich in einiger Verwirrung um sich selbst drehte und beinahe ausglitt, eh' er der schweigsamen Dame die Hand reichen und endlich abziehen konnte.

„Es dünkte mich wie das Schweigen des blauen Himmels dort im alten Hellas!" sagte er bei sich selbst, mit beschwingtem Gange die Straßen entlang schreitend.

„Es ist doch, bei Gott! eine schöne Sache um das Schöne, das classisch

Schöne!" Dabei schlug er unbewußt ein Schnippchen in die Luft; ein oder zwei Vorübergehende sahen ihm verwundert nach.

„Was ist denn das für ein Fremdenbesuch, mit dem Du im Gasthof gegessen hast?" fragte seine Gattin Marie, bei der er für ein Stündchen vorsprach.

„Hat man Dir's nicht gesagt?" fragte Martin verwundert.

„Das kannst Du ja wissen, da Du nur melden ließest, Du kämst nicht zu Tisch und würdest dort speisen!"

„Ich habe gar nichts melden lassen, er that es ohne mein Wissen!"

„Wer Er?"

„Ja so! Nun rathe — der Louis Wohlwend!"

„Der ist da? Und Du hast mit ihm gegessen?"

Die Frau Salander saß starr vor Erstaunen, aber nicht von der freudigen Art.

„Erschrick nur nicht so arg! Denke Dir, er will unser Bürgschaftsgeld mit Zins abzahlen und hat mir als Anfang fünftausend Franken gebracht!"

„Ich wollte, der Boden hätte ihn damit verschlungen! Wenn das Geld nicht verschmerzt wäre, so hätt' er's nicht gebracht! Und da hast Du gleich wieder Freundschaft gemacht?"

„Das just nicht! Aber sei doch nicht so wunderlich, liebe Marie! Ich kann nichts Anderes darin sehen, als daß er den Schaden gut machen will, da er es nun vermag!"

„O Mann, und ich kann nichts Anderes erkennen, als daß er gekommen ist, Dich zum dritten Male auszuplündern!"

„Das hätte er jetzt nicht mehr nöthig! Ein solcher Spitzbube ist er doch nie gewesen, daß er, der ein Vermögen erheirathet hat, aus bloßer Liebhaberei eine alte Schuld bezahlt, um sie als Köder zu einem neuen Fang zu benutzen. Und dann wäre er nicht mit Weib und Kindern dazu eingerückt!"

„Behüt' uns der Himmel! Weib und Kinder? Das mag ein schönes Volk sein!"

„Schön? Schau' sie einmal an, Du wirst Dich wundern! Die Frau selbst dünkt mich zwar nicht besonders fein, hab' sie auch nicht recht angesehen, weil sie eine jüngere Schwester hat, ein Fräulein Myrrha, die ich betrachten mußte! Ich sage Dir, eine Antigone, eine Nausikaa, die schöne Helene selbst, würd' ich sagen, wenn sie hiefür nicht zu fromm aussähe!"

Erst jetzt faßte Frau Marie den begeisterten Mann besser ins Auge und gewahrte sein leicht geröthetes Gesicht und die glänzenden Aeuglein, die er machte. In dieser ungewohnten Anwandlung einer späten Schönheitsverehrung erschien er ihr so liebenswürdig komisch, daß sie herzlich lachen mußte und ihn mit wachsender Heiterkeit betrachtete.

„Es ist gewißlich wahr!" rief er treuherzig, indem er das fröhliche Wesen ihrem Unglauben zuschrieb, nicht ahnend, wie viel edler die Laune war, die sie beseelte. Und als sie ihn mit noch lustigerem Wohlwollen zu betrachten fortfuhr, lief er ungeduldig mit den Worten davon:

„Ach geh! Mit Dir ist nichts anzufangen."

„Dieser gute Martin!" dachte die in ihrem Sessel lehnende und einen Augenblick die Hände übereinander legende Frau, „der ändert sich nicht, bis er zer-

bricht! Immer jagt er einen neuen Osterhasen auf, wenn man glaubt, er sei zu Ende! Jetzt hat er es wieder mit der Griechenschönheit zu thun, wie er es in alter Zeit genannt hat; er wird nächstens mit dem Odysseebuch ankommen, das wir ehemals durchlasen. Nun, er hält seinen Geist immer in Bewegung, immer ist er mit Etwas beschäftigt und braucht nicht Kegel zu schieben!"

Der so günstig beschriebene Mann ging indessen schon wieder anders gelaunt den Weg nach dem Geschäftshause, als wie er ihn angetreten. Erst auf der Straße wirkte das anmuthige Verhalten der Frau in ihm nach, deren innere Jugend den Trost der Jahre um so lieblicher durchschimmert hatte, als das Vorkommniß in seiner Art neu war.

Der kleine Verdruß, den er über ihr Lachen empfunden, verschwand unvermerkt. „Wer hätte gedacht," sagte er, „daß diese gute Marie, die ich so lange kenne, einer so zierlich goldenen Laune in solchem Falle fähig wäre! Nie hab' ich sie so gesehen! Hier kann man wahrlich nicht sagen, der Mensch ändert sich, bis er zerbricht! Stets, wenn man es am wenigsten denkt, bringt sie ein neues Licht zu Tag! Freilich, da sie hiemit stets dieselbe bleibt, kann man doch nicht sagen, sie ändere sich!"

Aber keines von Beiden erinnerte sich mit einem Wörtchen an das Gespräch, welches sie am gestrigen Abend vor dem Schlafengehen wegen der Töchter geführt, und was sie von den unregelmäßigen und unerklärten Erscheinungen des menschlichen Lebens gesagt hatten.

Martin Salander hörte mehrere Wochen hindurch nichts weiter von Louis Wohlwend und dessen Familie, und wenn er auch zuweilen neugierig war, was der curiose gute Freund zu guter Letzt noch aufstellen werde, so dachte er doch immer weniger und gleichgültiger daran.

Eines Abends verkündigte ihm Frau Marie, daß sie die Töchter besuchen und bei jeder einen Tag zubringen möchte. Die Männer seien nämlich beide an ein Schützenfest in die Westschweiz gereist und werden es nicht verlassen, bis sie ein paar silberne Becher herausgeschossen, was sie mit vielem Geldaufwand und unendlichem Schießen zu erzwingen gewohnt waren. Ihre Abwesenheit wünschten die Frauen zu einer gründlichen Musterung des Hausgeräthes, namentlich Betten und Linnenzeug, zu benutzen und dabei die Mutter mit ihrem Rathe zur Seite zu haben. Sie gedachten natürlich, auf diese Weise einen vollen Sommertag der ungestörten mütterlichen Gesellschaft sicher zu sein und es überdies so einzurichten, daß jede der Schwestern an der Visitation und dem Rathschlage im Hause der andern Theil nahm, wobei sie nicht nur ein lehrhaftes Wahrnehmen und Vergleichen der erlittenen Schäden, sondern auch ein höchst zufriedenes, vertrautes Stillleben zu Dreien Tage und Nächte lang zu erzielen hofften. Denn wenigstens eine Nacht wollte jede Tochter den ersehnten Besuch bei sich festhalten.

Martin fand Alles in der Ordnung, bis auf die kostspielige Schießerei der Schwiegersöhne, von denen Jeder in der That ein Glasschränklein mit einer Reihe glänzender Becher im Hause stehen hatte, ohne einen sichern Schuß abgeben zu können. Da es aber einmal so war, so gönnte er allen drei Frauen die zwei oder drei vertraulichen Tage und ermahnte die seinige, so lange bei den

Kindern zu bleiben, als es sie freue und ihr selbst gut thue. An beiden Orten sei ja die Luft so rein und gesund, als möglich.

Am bestimmten Tage brachte er die treffliche Gesponsin zum Bahnhofe, wo die Magd schon einen Korb mit guten Sachen hingetragen hatte, das Zusammensein der einsamen Strohwittwen etwas festlicher zu gestalten.

Vom Bahnhofe hinweg machte Salander einen längern Gang durch abermals neu entstandene oder ausgebaute Quartiere und unterhielt sich damit, ein und anderes Haus zu erspähen, auf welches er flüssiges Capital geliehen hatte. Da er aber kein fleißiger Stadtgänger war, so vermochte er die Häuser schon nicht mehr herauszufinden. Hierüber fielen seine Gedanken auf das bedenkliche Umsichgreifen der Bauluft, welcher er ja selbst Vorschub leistete, und auf die Reden, welche bereits von einem unvermeidlichen Häuserkrach umgingen. Mag er kommen, dachte er, ich habe nur erste Hypotheken, und ohne das: mit geflogen, mit gefangen! Man muß mit der Zeit marschiren, sie gleicht Alles wieder aus; was sollten unsere Handwerker anfangen, wenn nicht das bischen Bauen noch wäre?

Er betrachtete ein schönes Haus genauer, welches schon bewohnt schien, da im Erdgeschoß eben ein Handelsgeschäft oder Waarenlager eingerichtet wurde und die Fenster der übrigen Stockwerke mit Vorhängen versehen waren. Wie er so stand, trat Louis Wohlwend aus dem Hause und erblickte den Martin Salander.

„He," rief er, „da ist er ja wie gerufen, der alte Freund! Just diesen Augenblick war ich im Begriff, Dich auf dem Contor aufzusuchen! Wie gern würde ich Dich gleich hinauf führen, denn wir wohnen einstweilen in diesem Hause; aber meine Frauenzimmer befinden sich noch nicht im Stadium und würden schneuzen wie Katzen, wenn ich einen Herrn brächte!"

„Ei so!" sagte Salander, als er endlich zum Worte kam, „Du hast eine Wohnung bezogen und gedenkst also hier zu bleiben?"

„Es ist wohl möglich, daß wir wenigstens so lange bleiben, bis die Buben geschult sind. Denn das habe ich nun empfunden, daß ich sie hier in die Schulen schicken muß; sie sollen ja doch Schweizer bleiben. Wir sind einige Wochen herumgereist, auch am Genfersee; in Lausanne habe ich ein Privatinstitut gefunden, das mir sehr gefällt. Dort will ich sie für ein Jahr, oder je nachdem, unterbringen, und nachher sollen sie hier oder anderswo in der deutschen Schweiz eine gute Mittelschule, Gymnasium oder Realschule durchmachen."

„Was sollen sie denn werden?" fragte Salander.

„Mit meinem Willen jedenfalls nicht Kaufleute! Ich habe genug daran bekommen, sintemal nicht Jedem das Glück eines Martin Salander beschieden ist!"

Dieser nahm eine Redensart, die er auch schon von andern Schiefgelaufenen hören gelernt hatte, nicht übel; er lächelte gutmüthig:

„Also Studien nimmst Du in Aussicht für die Knaben?"

„Studien, hm! Ja und nein! Ich fürchte, die Bursche sind nicht so recht intelligent genug! Dennoch schwebt mir dunkel vor, als ob sie das Studium der Theologie bewältigen könnten!"

„Theologie? Das muß ja heut zu Tage gerade das Schwierigste sein, das die entgegengesetztesten Fähigkeiten erheischt!"

„Nicht so sehr, wie Du meinst!“ erwiderte Louis Wohlwend mit überlegenem Zwinkern seiner Augen. Da eigentlich Keiner wußte, wie es der Andere meinte oder meinen wollte, so ließen sie den Gegenstand fallen.

„Wo gehst Du hin?“ fragte Wohlwend.

„Auf das Büreau; ich habe meine Frau nach der Eisenbahn gebracht, sie ist für einige Tage verreist, und nachher bin ich ein wenig spazieren gegangen. Jetzt wird es wohl Zeit sein.“

„Ich begleite Dich noch eine Strecke! Apropos! Was sagst Du dazu, daß ich in Deinem Hause wohne?“

„In meinem Hause? Wo denn? Ich habe keines!“

„Wo ich vorhin heraus kam? Ich habe mit dem Eigenthümer über die jetzigen Bauverhältnisse gesprochen, und dabei natürlich erfahren, wo er das Geld her hat. Es ist also so gut Dein Haus, wie seines!“

„Ich sehe nicht wie! Auch wenn der Mann es müßte fahren lassen, so kämen Andere nach mir, denen es zufiele. Ich stehe sicher!“

„Wer kann das sagen? Wenn der Kaufwerth um ein Drittel oder Viertel sinkt, so wird das Haus Dein und ist dann erst preiswürdig!“

„Aber ist denn das Haus wirklich eines, worauf ich Geld habe? Wie heißt der Besitzer?“

„Wie, Du kennst Deine Häuser nicht? Martin, Du bist bei Gott großartig!“ Bei diesen Worten warf Wohlwend einen stechenden Blick auf den alten Freund, der zufällig einen halben Schritt voraus war und das böse Auge nicht fühlte.

Jener wußte wahrscheinlich selbst nicht, was die aufblitzende kleine Wuth erregte, ob Salander's Erwerbsglück oder die unbekümmerte Ruhe, welche er besaß. Während Jener schon mehr ausgekundschaftet, als er verrieth, wußte Dieser nicht einmal, wo die Häuser standen, die er belehnte, was wie eine persönliche Beleidigung auf ihn wirken mußte. That ihm Salander ja nicht die Ehre an, die Frage nach dem Namen des Hauseigenthümers zu wiederholen, die vorhin unbeantwortet geblieben.

Aber kaum hatte er den halben Schritt eingeholt, war die schlimme Anwandlung aus seinen Augen verschwunden, und er plauderte weiter.

„Alter Freund! Was ich sagen wollte: ich weiß nicht, wie ich zu Deiner Allergnädigsten stehe? Gern möcht' ich sie doch unter den nunmehrigen Verhältnissen begrüßen, zumal ich auch mit Damen behaftet bin, denen ein schicklicher Umgang Bedürfniß wäre. Sie sind durch den frühen Tod ihrer Mütter in der feineren Erziehung nicht gefördert worden, haben zwar durch fahrende, junge geistliche oder weltliche Lehrer Unterricht erhalten, wenn es sich fügte; das wollte aber nicht viel heißen, hätte auch nicht viel zu sagen, wenn sie als Ersatz mehr gesellschaftliches Geschick hätten, als sie sich in ihren heimathlichen Verhältnissen haben aneignen können — aber da hapert's eben, wie Du leicht bemerken magst, und aus diesem Grunde muß ich darauf sehen, sie bald in dies oder jenes Haus einzuführen, wo sie etwas lernen können, so das nöthigste —“

„Da klopfst Du an der unrechten Thüre,“ unterbrach ihn Salander, „meine Frau lebt ziemlich zurückgezogen und hält nicht einmal eine Stubenjungfer. Seit

vielen Jahren behelfen wir uns mit einer ältern Magd, Du kannst Dir also denken, daß wir kein Haus machen, wo für Damen etwas zu lernen ist."

„Laß das nur gut sein! Die gnädigste Frau ist mir nicht grün, ich weiß das wohl; allein darum hab' ich doch allen Respect vor ihr und schätze, daß sie für sich allein schon ein gutes Haus vorstellt — versteh' mich nur! Ich suche ja nicht Glanz und Geräusch für die armen Weibchen, sondern ein Vorbild ruhig edler Weiblichkeit in allem Thun und Lassen —"

„Da kommst Du bei der Marie schlecht an, wenn Du dergleichen vorbringst!" unterbrach Salander abermals den Aufdringlichen, „sie kann das Wort nicht ausstehen und hat es dem Redner jetzt noch nicht verziehen, der sie einst an der Hochzeit unserer Töchter vor allem Volk ein Muster edler Weiblichkeit genannt hat!"

„Ha, die famose Hochzeit!" rief Wohlwend, „davon hab' ich auf dem Borstenmarkt zu Budapest eine Zeitungsnotiz gelesen. Ich frühstückte ein Schweinshaxerl mit einem Seidel Erlauer, nahm ein Blatt in die Hand und las aufs Gerathewohl: „Den berühmten Hochzeiten zu Cana, des Camacho (welchen ich nicht kenne) u. s. w. wird man diejenige eines Herrn Martin Salander in der freien Schweiz anreihen müssen, welche derselbe bei der Verheirathung seiner zwei Töchter angestellt hat, und wobei nicht nur eine Menge Volkes bewirthet, sondern auch politische Schauspiele und Allegorien aufgeführt wurden, Alles unter freiem Himmel!" Davon mußt Du mir noch erzählen! Stelle Dir vor, wie es mich elektrisirt hat und wie mir trotz meines gebratenen Schweinshaxerls der Mund wässerte!"

„Ja, ein ander Mal!" sagte Salander, der roth und verlegen geworden und nach der Uhr sah, „jetzt muß ich doch ans Geschäft gehen, es ist bald neun Uhr!"

Wohlwend faßte ihn aber am Rockknopf:

„Noch ein Wort, alter Freund! Du bist also allein zu Hause? Wir haben uns noch gar nie recht ausgeplaudert, nimm vorlieb und iß heute mit uns, wenn Du nichts anderes vor hast! Wir sind freilich nur unvollkommen eingerichtet und ohne allen Luxus auch in der Küche — allein ich weiß, Du nimmst vorlieb! Wir müssen uns in den eigenen vier Wänden bewegen, wenn wir ungestört sein wollen. Du versprichst zu kommen, nicht wahr?"

Martin fühlte sich durch das neue Andrängen Wohlwend's nicht angenehm berührt und gedachte auch des Widerwillens der Frau Marie. Doch der Umstand, daß er sich vorgenommen hatte, auswärts zu speisen, und eine gewisse Neugierde, das Schönheitsbild nochmals zu erblicken, dessen Lob eine so liebliche Heiterkeit der Gattin erweckte, veränderten plötzlich seinen Sinn, oder verhüllten sein Bewußtsein mit einem aufsteigenden Nebelgewölk, und er sagte zu, worauf Wohlwend sich schleunig entfernte und Salander endlich die Stätte seiner Arbeit aufsuchte. Er blieb einige Stunden andauernd beschäftigt, auch nachdem seine Leute weggegangen, und übersah mit klarem Blicke die Geschäftslage nach allen Seiten. Wo sich eine Schwierigkeit zeigen wollte, rührte sie nicht von Selbsttäuschung oder bedachtlosem Verfahren her, und es ließ sich ihr mit ruhigem Gleichmuthe begegnen. In der Stille der Mittagsstunde warf er auch einen

prüfenden Blick in die Bücher, sowie auf die persönlichen Notizblätter über die wichtigeren Vorkommnisse im Allgemeinen, und nahm mit Befriedigung wahr, was er zwar wußte, daß der Gang seiner Handelsangelegenheiten keine verwegenen Sprünge machte, dagegen in gleichmäßigem Flusse sich gelassen vorwärts bewegte. Darin glaubte er dankbar ein ihm anhaftendes Glück zu erkennen, seit den früheren Unfällen nur auf redliche und zuverlässige Geschäftsfreunde zu stoßen, oder dieselben sogar anzuziehen, wenn er so eitel sein wollte, sich dessen zu rühmen.

Nun schnarrte die solide Uhr über dem Schreibtische, viertelte, schlug ein kräftiges Eins und erinnerte ihn daran, daß er dem Louis Wohlwend versprochen habe, bei ihm zu essen, und zugleich, daß dieser älteste Freund beinahe der einzige Mensch war, der ihm wiederholt Unglück gebracht hatte. Er erschrak förmlich, schloß die Aufzeichnungen wieder ein und besann sich schwankend, ob er nicht besser thäte, dem Gefühle seiner Marienfrau zu folgen, nicht hinzugehen und überhaupt mit dem wunderlichen Gesellen kurz abzubrechen. Als er jedoch bedachte, wie Wohlwend ja den guten Willen zeige und bereits bethätigt habe, das Vergangene freiwillig gut zu machen, dünkte es ihm doch unthunlich und grausam, den Mann so zu behandeln, jetzt, wo er sich aus den Wirrsalen eines vielleicht mehr thörichten als schlechten Lebens gerettet zu haben und zur Ruhe gekommen schien.

Damit erhob er sich von seinem Stuhle, suchte nach den Haar- und Kleiderbürsten seiner Angestellten, welche die Herren in einem Winkel aufbewahrten, wusch die Hände und machte sich schön, soweit es sein Alter erlaubte, da er mit Frauen zu Tisch sitzen sollte. Dann schellte er dem Gewerbeknecht, der im Hause wohnte, und befahl ihm, das Contor zu schließen, auch dem Buchhalter zu sagen, er würde vermuthlich diesen Nachmittag nicht mehr kommen.

Er stieg in dem bewußten Hause drei Treppen hoch, bis er die Wohnung fand, an deren Thüre eine Karte mit dem Namen L. Volvend-Glaviez befestigt war. Zeugte das hochgelegene Quartier von bescheidenem Auftreten, so verkündete die Karte, daß deren Inhaber schließlich in die Zunft Derjenigen eingetreten sei, die immer etwas an ihrem ehrlichen Namen herumzubasteln haben. Martin schüttelte den Kopf und zögerte, die Hand an der Klingel, ein letztes Mal. Er wird am Ende nichts weiter damit wollen, als ein wenig der Eitelkeit fröhnen, da er nun die Muße dazu hat! dachte er nach einigem Besinnen und zog die Glocke. —

Es dauerte ein kleines Weilchen, bis einer der Knaben öffnete und den Gast mit einem stummen Bückling einließ. Durch die offen stehende Thüre eines Zimmers sah man den gedeckten Tisch, an welchem das andere Söhnchen stand und die Mandeln zählte, die auf einem Teller lagen. Beide Knaben trugen Stiefeln, wie der Vater, und darüber lange Röcke von gelblicher Farbe, gleich Herrschaftsbedienten; in ähnlichem Geschmacke waren die Haare mit Pomade bestrichen und dicht an die Schläfen geklebt. So machten sie den Eindruck von Kindern, welche die Eltern nicht zu kleiden verstehen. Als weiter Niemand erschien, fragte Salander denjenigen, der ihm geöffnet, wie er heiße, denn er hatte es vergessen.

„Georg!“ erwiderte er, abermals mit einem Bückling, „und der dort ist der Louis!“

„Richtig! Nun, und wo ist Euer Papa?“

„Dort drin sitzt er!“ sagte Georg, auf eine andere Thüre weisend. Martin klopfte dran und es tönte herein.

„Ah! Der Freund Salander!“ rief Wohlwend, der an einem Tischchen in der Nähe des Fensters saß und schrieb, jetzt aber aufstand und ihm die Hand reichend entgegen trat, „sei willkommen bei uns!“

„Ich muß mich wegen des Verspätens entschuldigen,“ sagte Salander, „ich habe mich auf dem Contor ganz vergessen, bis es Eins schlug!“

„Hat gar nichts zu sagen! Du siehst, ich war auch beschäftigt, ich bin ein armer Teufel und habe stets mit dem Vermögen meiner Frau zu schaffen, es ist eine etwas schwierige Gegend dort hinten! Und meine Schwägerin hat zwar ihren eigenen Sachwalter, aber auch dem muß ich fortwährend auf die Finger sehen, ich habe eben seine letzte Abrechnung unter den Händen. Jetzt wollen wir aber sehen, wo die Frauenzimmer bleiben!“

Er packte einige Papiere zusammen, die auf dem Tischchen lagen, und verschloß sie in eine Commode.

„Schau' einmal dies Möbel, wie gut es gemalt ist!“ sagte er, „reines Tannenholz, und sieht aus wie Nußbaum! Wir sitzen nämlich ganz in gemiethetem Hausrath, Betten und Alles, bis das Provisorium entschieden ist. Auch das Essen haben wir heute vom Restaurant, haben zwar eine Köchin mitgebracht, die aber mit den hiesigen Einrichtungen noch nicht auszukommen versteht.“

Eine Thüre ging auf, durch welche Frau Alexandra Volvend-Glavicz eintrat. Sie ging in rauschender Seide daher und war ziemlich so groß, wie ihr Mann; dennoch schien sie ihm auf die Augen zu sehen, wie wenn sie sich scheute, etwas nicht gut zu machen. Das Gesicht war wohlgebildet, aber ausdruckslos und tiefer gefurcht, als den vielleicht bald vierzig Jahren angemessen war, die sie zählte.

„Siehst Du,“ wendete sich Wohlwend an sie, „hier heißt's nicht: Küß die Hand, meine Gnädigste! wenn ein Herr kommt! Die Hand gegeben und geschüttelt, damit Punctum!“

Salander erleichterte der guten Dame das Manöver, indem er es nach der soeben vernommenen Vorschrift ausführte und ihr aufrecht stehend die Hand bot.

„Guten Tag, Herr Staatsrath von Salander,“ sagte sie mit fast rauher Stimme, „es freut mich, wenn Sie mit unserm einfachen Tisch vorlieb nehmen wollen!“

Dabei machte sie statt seiner einen Bückling, genau wie vorhin ihr Sohn Georg.

„Nicht so!“ rief Wohlwend lachend, „Du darfst deswegen noch kein Compliment machen, wenn man Dir schon nicht die Hand küßt!“

Sie erröthete stark, weil sie trotz des Lachens den stechenden Blick auffing, den er zugleich damit abgab. Denn er war zornig über die offenbar eingelernte und verkehrt vorgebrachte Phrase ihrer Begrüßung. Zum Glück für sie, die furchtsam da stand, ging die Thüre wieder auf und ihre Halbschwester erschien,

Salander's Augen sogleich auf sich ziehend und festhaltend. Sie war jetzt wirklich eine schöne Erscheinung, eben so groß wie ihre Schwester, war sie wohl zwanzig Jahre jünger, und in dem weißen Kleide, das sie trug, von tadellosem Wuchse. Das Kleid war einfach gearbeitet, ohne alles Gebausche, indem der Hauptzierrath in einem ebenfalls weißen Spitzenkragen bestand, welcher die schönsten Schultern und Arme spärlich durchschimmern ließ, aber von ihnen um so schönere Falten erhielt. Einen feineren Glanz verlieh alledem die sanfte Schüchternheit, die darüber ausgegossen war und die bescheiden auftretende Gestalt in ihrem so stattlichen Wuchse in der That wie Mondlicht verklärte. Sie lächelte leicht, als sie Salander grüßte, aber mehr wie um Athem zu schöpfen, als um ihn oder irgend Jemand anzulächeln, und er verbeugte sich bei diesem Anlaß unfreiwillig, trotz seiner demokratischen Gesinnung, und nahm sogar die Hände hervor, die er auf dem Rücken gehalten hatte.

Jetzt kamen auch die Knaben gelaufen und zeigten an, daß die Suppe auf dem Tische stehe.

„So laßt uns gehen, eh' sie kalt wird!" mahnte Wohlwend. „Es ist das Einzige, was die Köchin heute geleistet hat, eine gut österreich-ungarische Suppen, eine Mehlspeis nicht zu vergessen! Herr Großrath, darf ich Dich bitten, meiner Frau den Arm zu bieten und voran zu gehen, links durch!"

Martin mußte sich zusammen nehmen, der Einladung rasch zu gehorchen. „Woher hat er nur diese verfluchten Künste?" dachte er, „hier wußte er den Teufel davon, so wenig als ich!"

Am Tische kam er heute natürlich neben die Frau zu sitzen, erhielt aber dafür die herrliche Myrrha von hellenischer Abkunft zum Gegenüber.

Zu seiner Verwunderung ergriff Louis Wohlwend sofort den Suppenlöffel und tauchte denselben in die Schüssel, nachdem die Köchin, auch eine merkwürdige Erscheinung, den Deckel weggenommen hatte.

„Das ist mein Amt!" sagte er zu Salander, der ihm zuschaute, „darf ich um die Teller bitten, wir wollen sie einfach weiter geben, da wir unser so wenig sind!"

Die Frau war sichtlich etwas beschämt, so regiert zu werden; allein er schöpfte einen Teller um den andern voll, indem er Jedem seinen Antheil an den guten Sachen herausfischte, die auf dem Grunde der Schüssel ruhten, und so gerechtes Maß übte, auch dafür sorgte, daß kein Teller im Herumreichen überschwappte.

Martin Salander befolgte in allen Lagen seines Lebens, wo eine Suppe vorkam, die Angewöhnung, ohne Verzug mit dem Genusse der derselben zu beginnen, sobald er sie im Teller hatte. Da nun das Schöpfen beendigt war, säumte er auch nicht länger, versenkte seinen Löffel in die Brühe und führte ihn zum Munde. Als er damit auf dem halben Wege angelangt war, und auf diesen Augenblick schien der Tischherr gewartet zu haben, sagte Wohlwend unversehens mit trockenem Tone:

„Georg, bete!"

Verblüfft hielt Martin Salander den Löffel schwebend in der Luft und schaute auf. Alle hielten die Hände gefaltet vor sich hin, während der Knabe

ein Tischgebet verrichtete. So blieb Jenem nichts anderes übrig, als seinen Löffel niedergehen zu lassen und die Hände wenigstens vor sich auf den Tisch zu legen. Zu einem geheuchelten Mitfalten fehlte es ihm doch an Unverfrorenheit. Inzwischen betrachtete er den Louis Wohlwend ganz unbefangen, wie er ernsthaft vor sich niederblickte und unter seinem tartarischen Schnurrbart die Lippen schloß, wie wenn er einen Schluck Wein auf der Zungenspitze hätte.

Als das Gebet zu Ende, wurde die Suppe ohne weiteres Hinderniß verzehrt, und da hierbei wenig gesprochen zu werden pflegt, fand Salander Zeit, über den Vorfall seine Gedanken zu machen. Daß in einer Familie mit Kindern das Tischgebet fortgeführt wird und auch Wohlwend, der die Sitte wahrscheinlich im Hause des Schwiegervaters vorfand, es that, fiel ihm nicht so auf, wie die unverkennbare Absicht, mit welcher er den arglosen Gast den Löffel hatte ergreifen lassen, eh' er den Befehl ertheilte. Martin schloß also hieraus, daß es auf ihn besonders gemünzt sein müsse, und indem er mit geheimem Ergötzen die alten Schnurren darin erkannte, wunderte er sich nur, zu was sie jetzt noch nöthig seien, und daß Wohlwend die beleidigende Form nicht selbst gefühlt habe. So lang er ihn kannte oder zu kennen glaubte, ahnte er doch nicht, daß der gute Freund allmälig auch von einer gewissen Bosheit gefüllt worden, welche ohne sein Wissen durchsickerte, wo er es am wenigsten wünschte, da der Zusammenhalt sich lockerte.

Wohlwend merkte übrigens, daß der Gast das Auftrittchen seiner neuesten Erfindung nicht ganz unempfindlich hinnahm und eröffnete daher das Tischgespräch folgendermaßen:

„Du bist vielleicht von unserem soeben geübten Brauche überrascht, alter Freund! Du weißt, ich war nie ein Kopfhänger, nie ein Frömmler und gedenke es niemals zu werden! Aber in diesen Zeitläuften und bei einem Leben, wie ich es führen mußte, immer auf der niedrigsten Gewinnsjagd umgetrieben und fruchtlos abgehetzt, da lernt man wieder mehr nach den alten Idealen der Menschheit ausschauen, um, wenn vielleicht nicht für sich, so doch für die Kinder etwas zu retten, woran sie sich halten können! Du verstehst!"

Salander bemerkte, daß die Frauen wie die Knaben den Sprecher aufmerksam ansahen und seine Worte, die ihnen neu und unverständlich waren, nach dem Ausdruck ihrer Mienen zu schließen, doch für etwas Großes und Weises hielten. Er wollte das Familienhaupt daher nicht einmal durch Stillschweigen im Stiche lassen.

„Du bist ja ganz in Deinem Recht!" entgegnete er. „Abgesehen von den Fragen häuslicher Andacht hielt ich stets dafür, daß man überhaupt Angesichts der Stellung, welche die christliche Religion in der Weltgeschichte wie im Leben der Gegenwart einnimmt, gar nicht ermächtigt sei, den Kindern deren Inhalt zu unterschlagen, wie er sich jeweilig für einmal darstellt. Man hat die Pflicht, ihnen das Entwickeln freier Ueberzeugung für das Alter der Mündigkeit offen zu halten; dazu müssen sie erfahren, was bis auf ihre Zeit bestanden hat, und müssen hören, was die Religion selbst von sich sagt, nicht was Andere von ihr aussagen."

Die Köchin, eine rundliche, von der Natur gebräunte Person in der Tracht einer slowakischen Bäuerin, trug nun zwei oder drei genügende Gerichte auf,

deren Anordnung von bescheidenem und verständigem Sinne Zeugniß gab, fern von aller Großthuerei. Auch der Wein, den Wohlwend einschenkte, war ein schmackhafter, jedoch keineswegs theurer Siebenbürgener, offen aus dem Fasse gezapft; feinere Flaschen standen nicht bereit.

„Diesen Wein hab' ich schon von Haus kommen lassen, trink' nur genug davon, er schmeckt immer besser und macht nichts!" fügte er bei.

Salander erstaunte beinah über das bürgerlich solide Wesen, welchem das Gebet vorausgegangen, während das Mitführen der fremden Dienerin im Nationalkostüm diesem Wesen wiederum einen fast vornehmen Anstrich verlieh.

Wohlwend setzte aber sein Gespräch fort.

„Du hast Dich sehr gut ausgedrückt in Deiner Weise, in Betreff der religiösen Kindererziehung! Ich möchte aber einen Schritt weiter gehen und sagen, haben wir's erst auf diesen Standpunkt gebracht, so wollen wir die idealere Anschauung auch für uns Alte beibehalten oder wieder aufnehmen, wir tragen ja nicht schwer daran!"

„Wenn ich nur wüßte, was er will!" dachte Salander, und verlor darüber einige Worte, fand sich aber ungefähr zurecht, als jener fortfuhr:

„Ja, Freund! Ich bin überzeugt, daß Ihr bei der Aufrichtung des unmittelbaren Volkswillens, die Ihr glorreich vollzoget, eine große Sache übersehen, so zu sagen rein vergessen habt! Die Religion habt Ihr links liegen lassen und die Kirche vor den Kopf gestoßen, statt die Geistlichkeit ins Interesse zu ziehen! Das wird sich rächen!"

„Wer hat denn der Religion oder vollends den Geistlichen etwas gethan?" fragte Salander, „ich wenigstens, der nicht dabei gewesen, weiß nichts davon!"

„Es ist genug gethan, wenn man thut, als ob sie nicht da wären, und es ist Sünd' und Schade um die Möglichkeit, den Gottesstaat der Neuzeit zu errichten!"

Salander rief lachend: „Den Gottesstaat der Neuzeit zu errichten? Du sprichst ja in Jamben! So wollen wir auch damit fortfahren! Weißt Du noch, wie Schiller's Don Carlos schließt? Nicht? „‚Cardinal, ich habe das Meinige gethan, thun Sie das Ihre!'" So wird das Stück immer wieder schließen!"

„Und ich werde nicht ruhen und meine Idee an den Mann zu bringen suchen!" entgegnete Wohlwend, für welchen Salander's Citat unbrauchbar war, da er den Don Carlos nie ausgelesen hatte. „Ich könnte viel Versäumtes nachholen und mich gegen den Lebensabend hin vielleicht dem Vaterlande noch nützlich machen!"

„Das wird ja immer merkwürdiger!" dachte Salander, „er kommt, eine theokratische Bewegung auf unsere Demokratie zu pfropfen, das hat natürlich gefehlt, deswegen haben wir sie ausgebaut! Aber die Narrheit, die er diesmal aushängt, ist ungleich großartiger, als die früheren Schnurren; hoffentlich ist es der Concurs, vor dem er diesmal flieht, nicht im selben Maße! Allein das ist's doch nicht, sonst würde er nicht alte Schulden bezahlen! Am Ende ist es der reine Uebermuth, da er nun versorgt ist; er will auch seine Rolle spielen, und weil ihm nichts anderes zur Hand liegt, hat er sich an irgend eine missionirende Secte angeschlossen und macht den Apostel!"

Wohlwend hielt indessen wirklich eine Art Predigt, welche Salander in seiner Zerstreutheit gar nicht vernahm. Das übrigens leere Wortgeräusch diente nur dazu, seine Aufmerksamkeit noch mehr einzuschläfern, und auch seine Gedanken verloren sich aus dem Gesichte, wie wenn ein Nebeldunst zwischen sie träte. Um zu wissen, wo er sich eigentlich befinde, blickte er auf und sah gegenüber das Antlitz der Fräulein Myrrha, deren elegisch bewimperte Augen ihn betrachteten und deren Lippen sich mit einem anmuthigen Lächeln öffneten, weil seine überraschten Züge ihren Ausdruck änderten. Da sein Glas leer stand, ergriff sie eine Flasche und füllte es, worauf er das Gefäß nahm und ihr ebenfalls einschenkte. Bei der Gelegenheit ließ er sein Glas mit dem ihrigen bescheiden zusammenklingen und trank auf ihre Gesundheit, wobei der Abglanz eines jungen Glücksgefühls über seine Gesichtshaut wallte und die Fältchen derselben sich gleich kleinen Schlänglein winden, strecken und krümmen ließ und beinahe den Eindruck gutmüthiger Thorheit hervorbrachte. Wohlwend bemerkte den Vorgang und hielt inne mit seiner Rede.

„Halt," sagte er, „wir müssen zum Anstoßen einen besseren Tropfen nehmen!"

Er ging hinaus und holte nun doch eine Flasche Tokayer herbei, dessen Gold den mäßigen Martin Salander mit wohliger Wärme durchströmte und in seinem Munde zu fröhlichen Worten wurde, wenn auch nicht zu Worten der Weisheit, denn er sprach für die schönen Ohren der Myrrha Glawicz, ohne zu wissen, was in dieselben einging oder ihnen gefallen konnte, und da sein eigenes Licht wie in einem Luftzuge flackerte, wurde auch der Zusammenhang und Sinn seines Redens nicht recht erkennbar.

Doch blieb es unbeachtet, weil durch das unverhoffte Ende von Wohlwend's Predigt und das heitere Wesen Salander's sich eine Art Munterkeit einstellte, und selbst die Knaben laut wurden. In solchem Tumültchen wandelte Martin plötzlich die Lust an, der Familie um der schönen Genossin willen auch eine Ehre anzuthun und sie zu einer Spazierfahrt einzuladen. Er nahm eine Karte aus dem Carnet und schrieb für den Fuhrherrn, dessen Kunde er in Fällen des Bedürfnisses war, die Bestellung eines guten Wagens darauf. Louis Wohlwend, angenehm berührt, erklärte feierlich, die Einladung anzunehmen, und sandte die Knaben mit der Karte weg, sie dem einen der Dienstmänner zu bringen, die an der nächsten Straßenecke standen.

In einer halben Stunde kam der Kutscher mit dem gut gehaltenen, offenen Wagen angefahren; nach einem weiteren halben Stündchen waren die Frauen bereit und stieg die Gesellschaft die drei Treppen mit großem Ansehen hinunter, und es fügte sich gut, daß der Hauseigenthümer, der in der That Salander's Schuldner war, unter der Hausthüre stand und diesen begrüßte; so konnte sich Wohlwend, heute vollends wie ein ungarischer Stuhlrichter dreinschauend, als Freund des Capitalisten und Kaufherrn brüsten und schwang wohlmögend sein Hütchen.

Die Damen hatten sich mit breiten Federhüten und bunten Ueberwürfen versehen. Myrrha trug einen solchen von rother Florseide über ihren weißen Staat. Die zwei Männer auf dem Rücksitze hatten den Knaben Louis zwischen

sich genommen, Georg saß neben dem Kutscher auf dem Bocke. Die Pferde waren für Miethrosse rasch genug und hübsch geschirrt, das ganze Fahrzeug mithin augenfällig beschaffen, und so fuhr Martin Salander darin harmlos durch einen guten Theil der Stadt, und Jedermann, der ihn erkannte, sah ihm nach, ohne daß er es gewahrte.

Auch den Herrn Möni Wighart sah er nicht, der mit seinem alten Stock unter dem Arme auf einem Platze stand, fast ebenso wenig gealtert oder beschädigt, als der Stock, und eben ein abgebranntes Cigarrenrestchen aus dem Meerschaumröhrchen blies, um einen frischen Stengel aufzustecken. Bei ihm weilte Martins alter Rechtsanwalt im Gespräche, sich einer ziemlichen Haarverdünnerung erfreuend, die ihm an dem warmen Tage zu statten kam; denn er hatte den Hut abgenommen, um den Scheitel zu lüften. Beide schauten dem Wagen nach.

„Da fährt ja Martin Salander, der sieht uns nicht einmal!" sagte Wighart, „was hat er wohl für ein Volk bei sich?"

Nachdem der Anwalt durch die Lorgnette die auf dem Rücksitze noch sichtbaren Herren erfaßt hatte, antwortete er:

„Das kann nur Einer sein — rathen Sie, wer?"

„Ich habe keine Ahnung! War vier Wochen im Bade und komme gestern Abends zurück!"

„Nun es ist kein Anderer, als der ehemalige Schadenmüller und Co., der Louis Wohlwend!"

„Was Sie sagen! Wie ist das möglich? Ich hätte gedacht, das wär' ein verkleideter Chinese mit Familie! Und seit wann ist der Kerl denn da?"

„Schon vor einiger Zeit kam Herr Salander zu mir und erzählte, wie er bei ihm erschienen sei und eine Abzahlung an den ersten Verlust, Sie wissen ja, von jener Jugendbürgschaft her, geleistet habe und sie jährlich fortsetzen wolle, und fragte, ob er ohne Gefährde darauf eingehen dürfe? Ich sagte, er solle nehmen, was er bekommen könne. Von der späteren größeren Geschichte sprach er ihn so gut wie frei. Ich konnte ihm keine Maßregeln anrathen, der Mann Wohlwend ist der alte Hexenmeister in Gestalt eines blöden Gehirnes. Er hat hier Niederlassung genommen, und als man ihm das Steuerformular schickte, brachte er sein ganzes Geschäft auf das Gemeindehaus und wies in aller Form nach, daß, was er besitze, Alles erheirathetes Weibergut sei, und erklärte, unweigerlich versteuern zu wollen, was nicht etwa in Ungarn liege und dort versteuert werde!"

„Und nun führt Salander ihn in der Kutsche spazieren?"

„Oder der Andere ihn, ich weiß es nicht! Aber ein schönes Stück Weiberfleisch saß in dem Wagen, so viel ich in der Geschwindigkeit bemerkte!" fügte der Anwalt hinzu, „ob am Ende der Satan auf diese Art Mäuse fangen will?"

„Da liegt keine Gefahr! Meister Martin hätte früher angefangen, wenn er über solche Steine stolpern wollte! Aber dennoch ist mir das Ereigniß, die Rückkunft des Schadenmüllers so bitter wie ein Gallapfel! Der verfluchte Kerl mit seinen Kalmückenschnäuzen! Salander's Oelgötz, wie er ihn einst nannte, steht wieder da! Es würde ihm freilich nicht schaden, wenn er nochmals eine

nicht allzu derbe Lection erhielte; schon wegen seiner ewigen Wühlhuberei verdiente er einen etwelchen Nasenstüber! Und dennoch gönn' ich es ihm nicht, er ist doch ein rechter Mensch!"

„Gewiß ist er's!" sagte der Anwalt und drückte dem Herrn Wighart, Abschied nehmend, die Hand.

Der also belobte Martin fuhr mit dem Hause Wohlwend-Glawicz nach einem etwa zwei Stunden entfernten, lustig gelegenen Erholungsorte, der wegen guter Bewirthung, schöner Aussicht und schattigen Gärten berühmt und viel besucht war. Dort verbrachten sie den Nachmittag mit Kaffeetrinken und Spazierengehen, wozu die reinlichen Wege eines nahen Tannenwaldes einluden. Dann und wann führte Salander die im grünen Helldunkel weiß leuchtende Gestalt der Myrrha daher, und wenn sie allein ging, sah er sie, von einzelnen Sonnenlichtern gestreift, mit einer angeborenen Anmuth sich bewegen, die ihr zu Gebote stand, sobald sie der angelernten Manieren einer mangelhaften Erziehung sich entledigen konnte.

Ein bekannter Künstler, dem Salander in einem solchen Augenblicke begegnete, stand bei ihm still, der schönen Person nachschauend, und fragte, was er da für eine Muse aufgegabelt habe?

„Nicht wahr, das ist ein hübsches Frauenzimmer?" sagte er mit angenommenem Gleichmuth.

„Das will ich meinen! Das sieht man nicht alle Tage! Sapperlot, sehen Sie, welch ein einfacher Rhythmus, ohne allen Aufwand, man weiß kaum, wo es steckt, Form und Bewegung in Eines gegossen! Wie edel das fließt, vom Nacken über Schultern und Arme auf den Rücken und von den Hüften herunter! Wo stammt die Dame her?"

„Sie kommt mit einer Familie aus Ungarn, ihre Mutter soll aber irgend von altem Griechenboden, aus Thessalien herstammen."

„Ganz glaublich! Und auch in diesem Falle noch eine Rarität! Viel Vergnügen, Herr Salander!"

Die Worte des Künstlers und Kenners bewirkten eine seltsame Aufregung im innern und äußern Martin; sie machten sein Herz klopfen und seine Augen glänzen, während sie zugleich seine Schritte lähmten, daß er sich auf eine im Gehölze befindliche Bank niederlassen mußte.

Welch eine Bestätigung seines Schönheitsgefühles! Wie wurde sein dunkler Trieb aufgehellt, noch eine Strecke Weges im Strahle echter Schönheit zu wandeln, und er ahnte nicht, wie echt theoretisch es war, durch Aussagen eines Andern, eines Kenners, sich bestärken zu lassen.

Er nahm sich aber zusammen, von Stimmen nahender Leute geweckt; es waren die Wohlwend'schen, die ihn aufsuchten. Mit verändertem Wesen, wie Einer, der einen Geist gesehen hat, voll inneren Staunens über den Reichthum des Lebens und zugleich in ernster Zurückhaltung befangen, schritt er mit ihnen nach dem Garten zurück, wo eine Abendcollation bestellt war. Dort verharrte er, wenig sprechend, an Myrrha's Seite, die er ungesucht gefunden, und überließ ihrem Schwager das Wort, der den Frauen und Knaben allerlei Unterricht er-

theilte und zuweilen unversehens den Freund Salander mit einem „Ist's nicht so?“ überraschte und ihn dabei aufmerksam betrachtete.

Unterdes sammelten sich noch andere Gäste, die zu Pferde oder im Wagen anlehrten und den schönen Abend noch rasch genießen wollten, darunter Leute, die dem Herrn Wohlwend nicht gefielen, weil es wahrscheinlich alte Gläubiger waren. Sie erkannten ihn zwar nicht, und wenn es auch geschehen wäre, so hätte es nichts zu sagen gehabt; denn es liefen manche Geschäftsleute herum, welche ein oder mehrere Male sich abgefunden, ohne deswegen belästigt zu werden. Allein es war ihm jetzt nicht angenehm, zumal er bemerkte, daß die Herren fleißig nach dem Fräulein Myrrha Glawicz zu blicken anfingen, und aus diesem gleichen Grunde war es auch Martin Salander recht, aufzubrechen. Sie ließen also einspannen und fuhren mit angehender Dämmerung ab.

Als sie die Stadt erreichten, war es Nacht. Martin brachte die Familie Wohlwend in ihre Straße und begab sich dann zu Fuß nach Hause, langsamen Schrittes, bald gesenkten Hauptes, bald nach den Gestirnen ausschauend, welche einzeln oder zu zweit hie und da in der Höhe über die Gassen zogen, ebenso säumig, wie der Mann in der Tiefe. Die alte treue Magdalene, die seiner geharrt, öffnete die Hausthüre, erfreut, daß der Herr kam, nachdem sie den ganzen Tag allein im Hause gewaltet.

„Habt Ihr auch ordentlich gelebt?“ fragte er; „ich will wetten, es war Euch Alles zu viel!“

„Mir? da kennen Sie mich schlecht, Herr Großrath! Ich habe gethan, was mich gut dünkte! Mittags hab' ich einen dicken Pfannkuchen und einen Salat gehabt wie ein Fuder Heu, mit heißem Speck angemacht, Herr Großrath! und Abends kochte ich eine Milchsuppe, wie meine selige Mutter sie machte, es ist lang her! mit Brot und Pfeffer drin! Dazwischen hab' ich alles Messing in der Küche geputzt und mir dazu extra einen Schoppen Wein im Keller geholt!“

„Ei, warum nicht gar!“

„Freilich, vom letztjährigen, der im Sommer gut für den Durst ist, wenn Sie ihn schon nur Purrligeiger nennen! Aber haben Sie denn auch zu Nacht gegessen, Herr Großrath? Soll ich Ihnen nicht Thee machen und etwas Kaltes dazu?“

„Gar nichts brauch' ich!“

„Nur der Sympathie wegen! Denn die Frau sitzt im Lautenspiel gewiß noch mit den Kindern zusammen und sie plaudern und thun sich gütlich! Die armen Kinder! Wie haben sie sich gebettet! Aber Jugend hat eben keine Tugend, und ich Esel mußte noch mithelfen! Glücklich, wer darüber hinaus ist, über das böse Wesen, und kein unruhiges Herz mehr hat!“

Martin Salander hörte nicht mehr und schickte die Magd zu Bett. Erst als sie aus dem Zimmer gegangen, hörte er nachträglich die Worte: „Glücklich, wer kein unruhiges Herz mehr hat,“ wie man öfter in der Zerstreutheit eine Rede vernimmt, die schon verklungen ist wie ein Ruf im Felde.

Aber er achtete nicht darauf, sondern ergriff das Licht und schritt in das

Schlafzimmer hinüber, wo es still war, wie in einer Gruft. Der Spiegel seiner Frau warf ihm den Schein der flackernden Kerze entgegen, welche theils von seinen starken Schritten, theils von einem leisen Luftzuge unruhig brannte. Salander stellte sich vor den Spiegel, und das Licht emporhaltend, begann er prüfend sich selbst zu beschauen; allein es beschlich ihn eine Scheu, es ward ihm zu Muth, als ob Marie Salander ihm mit ernsten Augen über die Schulter blickte und erblassend verschwände. Seine Aufregung verwünschend, ging er in das Besuchszimmer, wo ein großer wohlgeschliffener Spiegel hing, und stellte sich vor diesem auf.

Martin Salander war nie ein Liebhaber seines Gesichtes gewesen und bewunderte es im Spiegel so wenig, als in den Bildern, welche die Sitte der Zeit ihm abdrang. Er ging nun im fünfundfünfzigsten Lebensjahre; zwar nicht älter erscheinend, als die meisten seiner Altersgenossen, die sich leidlich erhalten, sah er doch keineswegs so jung aus, wie einer jener Glücklichen, die immer Zweiundvierziger bleiben; das noch volle und sogar buschige Haar, sonst blond, war so bezuckert, wie ein Aehrenfeld, auf das der späte Reif gefallen ist, ebenso der krause Bart, der überdies mehr als eine sehnige Furche an Hals und Unterkiefer verhüllen mochte, aus dem zu schließen, was im oberen Gesichte in milderen Falten zu Tage trat. Die geistige Jugend und gemüthliche Rüstigkeit, die trotzdem dasselbe Gesicht und dessen Augen belebten, konnte er selber nicht verstehen und anrechnen, und so fand er sich von dem nächtlichen Spiegelbild weder erbaut, noch aufgemuntert.

„Sei es!“ sagte er, indem er rasch den Leuchter wegstellte und sich in einen der Lehnstühle warf, „ich hab' das ja wissen können, und daß ich ein alter Gesell bin, gehört ja gerade zu der Frage, die mich bewegt! Noch muß ich wirken und schaffen, und noch brauch' ich einen Mund voll Frühlingsluft, welche das Herz erneuert! — Die gute Marie; von Untreue im banalen Sinn ist ja nicht die Rede! Bessere Leute, als ich, haben ihre Jahre mit der Frauenfreundschaft, Neigung, nenne man es Liebe, verschönt und erweitert, und hat sie nicht im Voraus schon gelacht, und wie lieblich gelacht, als ich zum ersten Mal von der schönen Myrrha erzählte? Die Myrrha! — Wird sie mich dulden können? fühlen können und wollen, was sie mir zu sein vermag? Hier ist ein Schicksal im Spiele, das so oder so vorübergehen wird! Es vernünftig zu lenken, ist meine Sache, es wird bald gethan sein, wenn es nicht ist, was ich wünsche — und wenn es ist, so soll der Pfad eben und sonnig bleiben und Niemand straucheln!“

Er verlor sich in süßen Träumen vom Genusse einer jugendlichen Neigung des seltenen Geschöpfes und von einem Verkehre, der ein erfreuliches Schauspiel für die Menschen darbieten würde, weit entfernt, Aergerniß zu erregen; und in unbestimmter Zukunft sah er Myrrha's Leben, befreit aus dem unheimlichen Verbande, in dem es jetzt gefangen war, wohlgeordnet dahin fließen an der Hand eines ihrer würdigen Mannes.

Nicht einen Augenblick fielen ihm seine unglücklichen Töchter ein, deren Liebesphantasie er so klar, wenn auch menschlich zu beurtheilen wußte, noch weniger der

Unterschied zwischen ihrem und seinem Alter und noch weniger derjenige zwischen ihrer damaligen Lage und der seinigen. Und noch weniger ahnte er, wie klar jetzt zu Tage trat, daß die guten Mädchen die Eigenschaft, solchen „fixen Ideen" anheimzufallen, von niemand Anderem, als von ihrem Vater ererbt hatten, und, welch' tragikomischen Anblick es bot, den armen Mann die Thatsache so sehr nachträglich nach rückwärts hin illustriren zu sehen!

Und weiter bedachte er keineswegs, wie solch ideales Liebesverhältniß eines weisen älteren Mannes als Hauptsache ein mit ungewöhnlichem Geiste begabtes weibliches Wesen voraussetzt, während er von Myrrha's innern Zuständen noch gar keinen Begriff hatte oder dieselben zusammenphantasirte. Und das war wieder um so bedenklicher, als es darauf hinauslief, es walte auch hierin eine Selbsttäuschung vor und die schöne Neigung beruhe lediglich auf einem sinnlichen Anreiz.

Alles das war dem guten Martin Salander in seiner jetzigen Seelenlage unbewußt, aber darum nichts destominder vorhanden in ihm wie außer ihm und drückte die Seele, wie wenn er an Alles dächte; denn sie war doch immer daheim, wie eine gut gewöhnte Hausfrau. Er fiel daher, als er um Mitternacht endlich das Lager suchte, in einen unerquicklichen Schlaf, in welchem die Seele unwirsch herumfuhr wie ein Poltergeist.

Dann erwachte er am Morgen mit schwerem Herzen, und als er den Druck verspürte und ihm ein tiefer Seufzer entfuhr, sagte er: „Aha, da haben wir's! Eine Leidenschaft! Eine Leidenschaft! Ach du lieber Gott! Wie hat das noch an mich kommen müssen!"

Und so hielt er den Humor des alten Gewissens für den Anbruch eines späten Liebesfrühlings und litt Liebesschmerzen, wie ein junger Mensch, doch mit dem Kummer eines bejahrten Vaters, der sich voll Sorgen für die Seinen niederlegt und mit Seufzen den Tag erwachen sieht.

Dazu ward er in kurzer Zeit mit Verwunderung inne, wie jung er sich vor diesem unglückseligen Abenteuer gefühlt, und wie er jetzt täglich an seine Jahre denken müsse, während er noch nie so nöthig hatte, sie zu vergessen, und zwar nicht allein wegen der unbequemen Leidenschaft, sondern auch wegen des allgemeinen Weltlaufes.

Der laufende Sommer wurde mit jeder Stunde geräuschvoller, so zu sagen üppiger durch eine ungeheure Zahl größerer und kleinerer Feste, Anlässe, Gesammtreisen, Vereinsausflüge und Begehungen aller Art bis in den Herbst hinein in allen Himmelsrichtungen; es war, als ob das ganze Volk wanderte, unter allen Vorwänden, Dorfschaften und städtische Nachbarschaften, Häuflein von Greisen, welche fünfzig, sechzig, siebzig Jahre alt geworden, und Hunderte von Kinderschulen mit flatternden Fähnchen, von denen zuweilen eine an der Sonne lagerte, bis die Vorsteher aus dem berühmten Bierhause kamen, in das sie geschwind untergetreten. Ein unkundiger Fremder hätte fragen können, wer eigentlich in diesem Lande im Sommer arbeite, außer etwa den Wirthsleuten, weil er nicht bedachte, daß ihrer noch genug da waren, die zu Hause blieben und etwas schafften, und daß auch von denen, die wanderten, manche vor und

nach genug thaten, um sich die Freude gönnen zu dürfen, wie denn auch immer neue Züge sich auf den Wegen kreuzten und bald wieder verschwanden.

Wenn man jedoch sich der Klagen über schlechte Zeiten und der stätig wachsenden Volksnoth erinnerte, so begriff auch der Einheimische nicht recht, wo sie Alle das Geld hernahmen, das sie verjubelten. Schaaren katholischer Wallfahrer, die zwischen den weltlichen Lustfahrern sich bewegten, konnten ihn aber belehren, daß früher noch mehr im Volke gewandert und geschmauf't wurde, und das gerade in Zeiten der Bedrängnis.

Martin Salander hatte zu besagter Fest- und Wanderfreude sonst redlich das Seinige beigetragen überall, wo irgend eine patriotische, volkserzieherische und fortschrittliche Idee hineingelegt werden konnte; dann begann der wachsende Strom ihn stutzig zu machen, und er mahnte zum Maßhalten. Jetzt, wo das Uebermaß im Lande rauschte, wendete sich sein Sinn wieder. Er wollte nicht auf der Seite des griesgrämigen Alters stehen, und, gestachelt von dem verliebten Jugendbedürfniß, begab er sich selbst in das Gedränge und war da oder dort hinter den wallenden Fahnen zu erblicken, mit einem Festzeichen im Knopfloch, seidener Armbinde oder mindestens mit einer Alpenrose auf dem Hut. Dergestalt glaubte er das Blühen des Vaterlandes in neuer Jugend zu genießen und räumte an den Festtafeln in Gedanken der Bringerin derselben einen Ehrenplatz neben sich ein, unbeschadet des täglichen Seufzers, mit dem er sich schlafen legte.

„Es ist doch ein wahres Wort," sagte er einst bei sich selber, „wenigstens für die ideale Liebe, jenes geflügelte: l'amour est le vrai recommenceur! Sie macht mir sogar die alte Republik wieder hüpfen wie ein Zicklein!"

Die Abendsonne, welche eben unter die betreffende Festhalle herein schien, spiegelte an der vergoldeten Innenwand eines großen Ehrenpokales, der vor ihm stand, mit rothem Weine frisch versehen, und der Goldschein leuchtete mit unbeschreiblichem Zauber in die durchsichtige Purpurfluth.

Martin heftete seine Augen auf das funkelnde Farbenbild, das, urplötzlich aus offenem Himmel gekommen, seine Gedanken zu besiegeln schien wie ein flammendes Siegelwachs. Ein röthlicher Schimmer aus dem Becher spazierte sogar über sein begeistertes Gesicht, was eine ihm gegenüber sitzende anmuthige Frau wahrnahm und es ihm sagte mit der Mahnung, er solle sich still halten, denn er sähe jetzt hübsch aus. Geschmeichelt hielt er ein Weilchen das Gesicht unbeweglich still, bis auf demselben der Abglanz zu flimmern begann, gleich dem Wein in dem Pocale. Denn es lief eine schwache Erschütterung durch den langen schmalen Tisch herauf, welche auch den Inhalt des Bechers bewegte.

Die Erschütterung rührte aber davon her, daß ein Festgenosse von zwei bürgerlich gekleideten Polizeibeamten unversehens aufgefordert wurde, sich zu erheben und mit ihnen hinauszugehen und sich dessen weigerte, so daß der leicht gezimmerte Tisch einen Stoß empfing, als sie Hand an den Mann legten und ihn zum Aufstehn zwangen. Erbleichend fügte er sich und folgte ihnen, nicht ohne mit niedergeschlagenen Blicken verschiedene Dekorationen, bestehend in Rosetten, Schleifen und silbernen oder vergoldeten Emblemen vom schwarzen Kleide zu nehmen, eins nach dem andern, so unbemerkt als möglich. Er war

nämlich nicht nur mit dem allgemeinen Festzeichen des Tages, sondern, da er im Verlaufe desselben mehrere Freundschaften geschlossen, mit den ausgetauschten besondern Vereinsorden geschmückt.

Nur wenige wurden auf den Vorgang aufmerksam; so auch Salander, an welchem der Mann mit seinen Begleitern vorbeimußte, und jener schauderte, als er wohl sah, wie der Unglückliche die Ehrenzeichen der Freude ablöste und verstohlen in die Tasche zu bringen suchte. Es dünkte ihn nicht weniger schrecklich, als wenn einem hohen Offizier vor der Regimentsfront Degen und Ehrenzeichen abgenommen werden.

Erst, als der Mann verschwunden war, verbreitete sich an den Tischen das Gerücht von der Ursache der Verhaftung. Er war ein wohlbekannter und beliebter Festbesucher und eines großen Vertrauens theilhafter Verwalter irgend einer der florirenden Unternehmungen, stets fröhlich und aufgeräumt, wo er hin kam, nur zuweilen, in letzter Zeit, mit einem gesummten Liedertriller einen aufsteigenden Seufzer abbrechend, oder mit den Fingern auf dem Tische trommelnd oder mit lautem Absetzen des Glases zerstreute Gedanken verhüllend. Solche Beobachtungen wurden nun mitgetheilt, nachdem man vernommen, daß während seiner Abwesenheit von Hause ein Wirrsal von Unterschleifen, in das er verflochten, entdeckt und gleichzeitig festgestellt worden sei, wie er bei Auswanderungsagenten sich nach Schiffsgelegenheiten erkundigt habe. In seinem Leichtsinn hatte er sich nicht versagen können, vor der Flucht noch schnell das Fest mitzumachen zur letzten schönen Erinnerung, da ja ein reinlicher Bürger auch das Unliebsame stets zu einem artigen Stammbuchverslein zu gestalten strebt.

Verstimmt verließ Salander das Fest und reiste stracks nach Münsterburg zurück. Nachdem er mit seiner Gattin das Abendbrot getheilt, nahm er eine Zeitung zur Hand, und das Erste, was er las, war die Nachricht von den zu Tage getretenen Unterschlagungen eines Beamten im Osten der Schweiz; im gleichen Blatte stand am Schlusse als Neuestes der kurze Bericht von der Flucht eines Cassiers im Westen.

„Was ist denn das für ein Unglückstag?" rief er kopfschüttelnd und erzählte, was er soeben an dem Feste selbst mit angesehen.

„Es ist zwar nicht eidgenössisch gedacht", sagte er; „aber ich bin doch froh, daß diese traurigen Sachen nicht in unserm Kanton vorgefallen sind!"

„Lies nur fertig!" versetzte Marie „auf dem Beiblatte steht noch etwas Schönes!"

Da las Martin richtig, daß ein Aktuarius Schimmel in Münsterburg in Folge einer Reihe von Veruntreuungen und Bestechlichkeiten, deren er verdächtig, am heutigen Tage verhaftet worden sei.

„Das fängt bei Gott an, einem an den Hals zu gehen, wie das Wasser!" sagte Salander, indem er die Zeitung wegwarf „diesem habe ich durch meine Fürsprache zu der Stelle verholfen. Ich hab' es zwar bereut, weil er sich sofort als ein großmäuliger und unverschämter Mensch aufführte und mit seinem Patriotismus prahlte; für unehrlich hielt ich ihn jedoch nicht. Jetzt erinnere ich mich, vernommen zu haben, wie es auffalle, daß er immer an den öffentlichen

Wirthstafeln speise, anstatt mit Weib und Kind zu Hause, wo es ihm zu schlecht sei! Da liegt der Lump!"

Auf diesen rauhen Windstoß blieb es den Rest der Woche hindurch still von so ärgerlichen Dingen; ein mit siebenhundert Franken verschwundener junger Mensch, der am Samstag noch vereinzelt durch die Abendzeitungen lief, wurde nicht beachtet. Desto heftiger brach das Unwetter gleich am nächsten Montag wieder los, nachdem durch die mißbräuchliche und unredliche Führung ihrer Leiter ein paar Geldgewerbe in's Schwanken gerathen waren und weite Kreise in Mitleidenschaft zogen. Lag hier die Ursache in der blinden Habsucht reicher Leute, welche ihren Ueberfluß der scheinbar glücklichen Hand solcher moralischen Tolpatsche zum Spielball überließen, so brauste am Dienstag ein Consortium abgeschiedener Seelen durch die Luft, welche als arme Erwerbsbeflissene aus den Kassen ihrer Vorgesetzten ein gut geregeltes Börsenspiel unterhalten. Am Mittwoch ritt auf der Unheilswolke ein alter Seckelmeister daher, der die Aufsichtsmänner alljährlich den gleichen Haufen zersägter und als Geldrollen verpackter Besenstiele überzählen ließ. Am Donnerstag kam ein Actienchef, der wöchentlich eine kleine Mappe auf den grünen Tisch und die Faust darauf legte mit den Worten: „Meine Herren, hier ist meine Ehre und jeder wünschbare Nachweis!" Die Beisitzer flatterten als angeschossene Enten hinterdrein, weil nie Einer gewagt hatte, die Mäppchen unter der Faust wegzuziehen oder auch nur ein „Erlauben Sie!" zu sagen, denn sie waren abergläubisch, und er streckte aus der Faust zwei Finger weit gespreizt hervor, so oft Einer Miene machte; sie glaubten, er könne hexen. Als er spurlos verschwand, blieb das Mäppchen auf dem Tisch zurück; es enthielt nichts, als eine hohe Säule von benannten Zahlen, welche der Reihe nach durchstrichen waren, mit schwarzer, blauer, rother Tinte, mit Blei- und Silberstift, je nach der Tageszeit und dem Orte des Unterganges. Am Freitag kam ein Gemeindefactotum, das den Ertrag eines schönen Lärchenwaldes in die Lotterien aller Länder gesandt bis auf ein Weniges, das er versoffen hatte. Am Samstag ertränkte sich ein Vormund über sieben reiche Waisen, die nun arm geworden. Am Sonntag war wieder Ruhetag.

Aber am Montag hub der Tanz von Neuem an, und so ging er viele Wochen fort, daß man die Mägde auf den Gassen, wenn sie des Morgens die Zeitungen holten und lasen, und die Männer beim Frühschoppen rufen hörte: „Sie haben wieder Einen! Wieder Einen!"

Durch das erwachte und wachsende Mißtrauen hervorgerufen, vermehrte sich der Untersuch und trieb namentlich ein kleines Heer mittlerer und kleiner Beamten ans Licht, welchen allen es unmöglich gewesen, anvertrautes Gut in Verwahrung zu halten, ohne sich daran zu vergreifen. Und die schlimme Krankheit durchzog das ganze Land, ohne Ansehen der Confessionen oder der Sprachgrenzen. Nur etwa im Gebirge, wo die Sitten einfacher geblieben und das baare Geld oder Geldwerth seltener, war nicht viel davon zu hören.

Unaufhörlich erstaunte und grübelte Martin Salander von Neuem und sann der Möglichkeit der traurigen Thatsache nach, daß die Uebel der Zeit nicht

an den Grenzen der Republik stehen blieben, deren geistigen und sittlichen Ausbau er so getreulich betreiben half. Das war ja doch etwas Anderes, als jene materiellen Verkehrsfragen, wegen deren er einst den Leuten die Wahrheit sagte.

Sein Herz wurde aufrichtig bekümmert, was ihm insofern zu statten kam, als er jetzt, wenn er sich schlafen legte, unter diesem Gemüthsdrucke hervor einen Seufzer that und der Frau den Grund sagen durfte, wenn sie darnach fragte. Die „schöne Leidenschaft" drückte im Geheimen freilich mit; doch wagte sie sich einstweilen nicht weiter hervor.

(Schluß folgt.)

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juni.

Der Gottesfrieden des Pfingstfestes ist durch eine erschütternde Katastrophe gestört worden. Am 14. Juni, dem zweiten Feiertage, verbreitete der Telegraph die Trauerkunde, daß am Abend vorher König Ludwig II. von Bayern und sein Arzt von Gudden im Starnberger See bei Schloß Berg todt aufgefunden wurden. Eine hochedle, ritterliche Natur ist mit Ludwig II. aus dem Leben geschieden, ein deutscher Mann im wahren Sinne des Wortes. Welcher Antheil dem nunmehr verstorbenen König von Bayern an der Aufrichtung des deutschen Reiches gebührt, wird allezeit in den Annalen der Weltgeschichte mit goldenen Buchstaben verzeichnet bleiben. Wie Ludwig II., ehe er von unheilbarer Krankheit ergriffen wurde, im entscheidenden Augenblicke mannhaft stets den richtigen Entschluß zu fassen wußte, wie seine Bundestreue, seine nie versagende deutsche Gesinnung, seine opferwillige Theilnahme für ideale Bestrebungen, seine Abneigung gegen jeden Zelotismus über alle Zweifel erhaben waren, wird nicht minder unauslöschlich in der Erinnerung der deutschen Nation haften. Der jetzt jäh hinweggeraffte König war aber insbesondere ein Fürst des Friedens, ein Förderer der Künste und Wissenschaften, wie nur selten einer auf dem Throne gesessen hat. Eine rührende Erscheinung, wird Ludwig II. auch die späteren Geschlechter durch sein tragisches Schicksal ergreifen; die menschlichen Schwächen, welche ihm eigenthümlich waren, werden weit zurückstehen hinter dem poetischen Zauber, welcher dann in der Phantasie der Nachkommen diesen künstlerisch angelegten, für alles Edle begeisterten Herrscher umgeben wird. Kaiser Wilhelm hat jedenfalls den Gefühlen der gesammten Nation Ausdruck geliehen, wenn er in seinem Beileidstelegramm an den Prinzen Luitpold, der nunmehr auch die Regentschaft für den ebenfalls unheilbar kranken König Otto übernommen hat, „seine tiefsinnigste Theilnahme bei diesen in so vielen Hinsichten erschütternden Ereignissen" ausspricht. Im Vertrauen auf Kaiser und Reich darf die Bevölkerung Bayerns trotz der jüngsten schweren Schicksalsschläge der Zukunft ohne Besorgnisse entgegensehen, zumal da die Charaktereigenschaften des Prinz-Regenten Luitpold dafür bürgen, daß die Regierung in Bayern in demselben Sinne der Treue gegen Kaiser und Reich, wie bisher, fortgeführt werden wird.

Das preußische Abgeordnetenhaus hat sich am 5. Juni vertagt, während die Berathungen des deutschen Reichstages über die Branntweinsteuer-Vorlage gewissermaßen „versumpft" sind, obgleich durch die Beschlüsse der Commission am 4. Juni das Schicksal dieser Vorlage thatsächlich entschieden worden ist. Die Commission hat zwar beschlossen, den Bericht, welcher dem Reichstage unterbreitet werden soll, am 22. Juni festzustellen; ein stichhaltiger Grund, das bereits vom Ausschusse über die Vorlage gefällte Todesurtheil noch vom Reichstage bestätigen zu lassen, ließe sich jedoch kaum anführen, wenn anders die Regierung nicht das Verlangen verspüren sollte, ausdrücklich constatirt zu sehen, daß die auf kirchenpolitischem Gebiete dem Vatican gemachten Zugeständnisse nicht hinreichten, den Widerstand der Centrumspartei in vollem Maße zu brechen, sowie dem Reiche ausgiebige neue Finanzquellen zu erschließen. Allerdings erklärten sich die Mitglieder des Centrums in ihrer überwiegenden Mehrheit bereit, eine Verbrauchssteuer von fünfundzwanzig Mark pro Hektoliter reinen Alkohols zu bewilligen. Der preußische Finanzminister von Scholz bezeichnete jedoch den Standpunkt dieser Partei als einen rein negativen, da sie jede Aus-

gestaltung des Gesetzes abgelehnt und durch ihr Verhalten dahingewirkt hätte, die ganze Vorlage zum Scheitern zu bringen. Mag immerhin die vom Centrum vorgeschlagene Verbrauchssteuer sowohl im Verhältnisse zu den Forderungen der Regierung als auch im Hinblicke auf die Fähigkeit des Branntweins „zu bluten", das heißt als eine ergiebige Einnahme zu dienen, allzu niedrig erscheinen, so ist doch das Verhalten der erwähnten Partei minder anfechtbar als dasjenige der conservativen Mitglieder der Commission, die in ihrem Gegenentwurfe zwar eine Verbrauchssteuer von achtzig Mark pro Hektoliter vorschlugen, daneben aber die „Contingentirung" in der Weise durchgeführt wissen wollten, daß der Verkaufspreis des Branntweins im Inlande durch Gesetz festgestellt, sowie zur Verwirklichung dieses Gedankens eine Zwangsgenossenschaft gebildet werden solle. Daß diesem, an erster Stelle agrarischen Sonderinteressen dienenden Antrage ein wenig rühmliches Schicksal zu Theil ward, kann nicht überraschen. Einer der Unterzeichner des Antrages äußerte dann in der Commissionssitzung vom 4. Juni, daß nun wohl überhaupt nichts mehr zu Stande kommen würde, weil in den eingebrachten Amendements die Interessen des Brennereibetriebs und der Landwirthschaft nicht ausreichend gewahrt seien. Für die Ergebnißlosigkeit der Branntweinsteuer-Vorlage ist jedenfalls auch die Regierung verantwortlich; zum mindesten hätte sie Bedenken tragen müssen, nach dem Fiasko des Monopols einen Entwurf einzubringen, für welchen sie nicht mit aller Entschiedenheit einzutreten entschlossen war. Deshalb wurde auch ursprünglich angenommen, daß Fürst Bismarck, der an den kirchenpolitischen Verhandlungen im preußischen Landtage sich so lebhaft betheiligt hatte, im Reichstage seinen Einfluß zu Gunsten der neuen Steuervorlage geltend machen werde; — eine Annahme, die sich zunächst als trügerisch erweisen sollte.

Wie in Deutschland um die Branntweinsteuer gekämpft wurde, bildete in Oesterreich-Ungarn das Petroleum den Gegenstand des Streites, und es gewann beinahe den Anschein, als ob eine Ministerkrisis unvermeidlich, die Ausgleichsverhandlungen zwischen Oesterreich und Ungarn ernstlich gefährdet seien. Während das letztere ein großes Interesse an einem niedrigen Eingangszolle auf Petroleum hat, weil das russische Erdöl gegenüber dem galizischen mancherlei Vorzüge aufweist, erachtete der österreichische Abgeordnete Sueß die Gelegenheit für günstig, die Polen von den übrigen Parteigruppen der Mehrheit loszusprengen, indem er die Erhöhung des Zolles für rohes Petroleum auf neun Gulden anstatt des bisherigen etwa anderthalb Gulden betragenden vorschlug. Die polnische Fraction begrüßte diesen Vorschlag zunächst um so freudiger, als die Ungarn mittelst eines sehr einfachen Verfahrens das aus Rußland unter dem niedrigen Zollsatze bezogene angeblich rohe Erdöl — dasselbe ist in Wirklichkeit bereits gereinigt und erhält nur das Aussehen von rohem, um die Zollbehörde irrezuführen — wieder umzugestalten wissen. Da andererseits die Regierung sich nicht verhehlte, daß die Ausgleichsverhandlungen scheitern würden, wenn die Polen, um die galizische Production zu schützen, an ihrer Forderung festhielten, drohte sie mit ihrem Rücktritte, und die Mehrheit der Polenfraction, welche das Ministerium Taaffe nicht gern aus dem Amte scheiden sehen möchte, ließ sich bereit finden, statt der Zollerhöhung auf neun Gulden nur eine solche auf zwei Gulden zu verlangen. Da die Magyaren aber sich immer mehr als die Herren der Situation fühlen, kann es nicht überraschen, daß dieselben auch diese bescheidene Erhöhung nur dann gewähren wollen, wenn ihnen eine Ermäßigung der Zölle für Textilwaaren zugestanden würde.

Sind diese Vorgänge bereits für die Beziehungen zwischen Cisleithanien und Transleithanien bezeichnend, so lassen die parlamentarischen und außerparlamentarischen Erörterungen über die Armee noch grellere Streiflichter auf die inneren Verhältnisse der habsburgischen Monarchie fallen. Man begreift sehr wohl den Unwillen, welcher in Oesterreich über die stets wachsende Siegesgewißheit der Ungarn herrscht, wenn man die aus den nichtigsten Ursachen gegen die österreichische Heeresverwaltung gerichteten Angriffe unbefangen prüft. Eine Ansprache, welche General Janski an die am Grabe des Generals Hentzi, des heldenmüthigen Vertheidigers der Ofener Festung, versammelten Officiere richtete, bot nicht allein Anlaß zu tumultuarischen Straßen-

scenen, sondern rief auch im ungarischen Abgeordnetenhause eine Interpellation des Deputirten Csanady hervor, welcher die Entfernung des Hentzi-Denkmals aus der Ofener Festung verlangte. Man kann dem ungarischen Ministerpräsidenten nur beipflichten, wenn er ein derartiges Ansinnen mit Entschiedenheit zurückwies und, an die Vorgänge in den Jahren 1848 und 1849 anknüpfend, erklärte: „Und schließlich, was bedeutet das Hentzi-Monument dort? Bedeutet es etwa die Schmach der damaligen ungarischen Waffen? Nein, es bedeutet, daß bei Eintritt eines gefährlichen Augenblicks im Leben der Nation, da diese und ihr Herrscher mit einander im Kriege standen, die Ofener Festung, trotzdem sie durch einen Mann vertheidigt wurde, der seine Pflichten bis zum Tode erfüllt hat, und dessen Andenken man dafür mit einer Denksäule würdigte, daß diese Festung trotz alledem und alledem durch die für ihre Freiheit kämpfende Nation eingenommen wurde. Ich möchte doch wissen, wo da die Schmach für die Nation ist? Nebenbei bemerke ich, daß, wer fremde civilisirte Länder besucht hat, dort die Denkmäler der verschiedenen Zeiten und der verschiedenen feindlichen Parteien antreffen konnte, selbst wenn später veränderte Zeiten kamen. Es ist nur die Art uncivilisirter Völker, solche Monumente zu zerstören." In derselben Sitzung vom 31. Mai wies Tisza die Interpellation des Grafen Apponyi zurück, welcher sich darüber beschwerte, daß Erzherzog Albrecht in seinem in Serajewo ausgebrachten Trinkspruche anstatt von der österreichisch-ungarischen von der österreichischen Armee, sowie vom Kaiser und nicht vom Kaiser und Könige gesprochen habe. Da Graf Apponyi seine Interpellation dahin formulirte, was der Ministerpräsident zu thun gedächte, damit die staatsrechtliche Stellung der gemeinsamen Armee als einer kaiserlich und königlich österreichisch-ungarischen Armee vor jeder Mißdeutung bewahrt würde, betonte Tisza, daß man die Aeußerungen von Männern, welche die wirkliche Leitung der Armee nicht in Händen halten, auch nicht als Aeußerungen der leitenden Kreise der Armee betrachten dürfe. Zum mindesten wäre es voreilig, von einer Gefahr zu sprechen, da man nicht voraussetzen könne und dürfe, daß derjenige, welcher nicht allein das Haupt der Armee, sondern auch dasjenige der Monarchie sei, anders denke als er sich aus Anlaß der Krönung verpflichtet habe.

Mag Tisza mit diesen Worten immerhin den „patriotischen" Gefühlen seiner Landsleute Rechnung getragen haben, so spiegeln dieselben doch auch eine gereizte Stimmung wider, die unter Anderem durch Aeußerungen des Grafen Belcredi im österreichischen Herrenhause bei Gelegenheit der Berathung des Landsturmgesetzes hervorgerufen worden war. Gerade im Hinblick auf die Vorgänge, die sich am Grabe des im Jahre 1849 bei der Vertheidigung der Festung von Ofen gefallenen Generals Hentzi abspielten, fühlte sich Graf Belcredi veranlaßt, die Armee als ein Bollwerk gegen äußere Feinde, sowie als werthvolle Pflegestätte des lebendigen Reichssinnes zu feiern. Graf Belcredi, dessen Activlegitimation zu einer derartigen Kundgebung mit Rücksicht auf seine politische Vergangenheit allerdings von der liberalen österreichischen Presse bestritten wird, fügte hinzu, es wäre die Ehrenpflicht eines jeden österreichischen Patrioten, nie zu vergessen, daß der Geist, welcher die Armee durchwehe, der Geist der gemeinsamen Ehre, jenem Bollwerke seinen Werth, dem Reichssinne seine befruchtende Kraft verleiht, und daß er es sei, „welcher in der treuen, pietätvollen Erinnerung des Opfertodes der Helden seinen edelsten Ausdruck finde". In Ungarn gelangte die überreizte öffentliche Meinung nicht bloß im Parlamente, sondern auch in der Presse und vor Allem in Straßenkundgebungen zum drastischen Ausdrucke. Der „Pester Lloyd" veröffentlichte unter Anderem einen heftigen Artikel gegen den Feldmarschall und Generalinspector der Armee, Erzherzog Albrecht, dessen Trinkspruch in Serajewo ganz und gar so geklungen haben soll, als ob die letzten vierzig Jahre österreichischer Geschichte für den Prinzen nicht vorhanden wären, „als existirte heute noch jene Armee, welcher dieser hohe Herr am 13. März 1848 zuerst den Befehl ertheilte, auf das Volk zu schießen." Allerdings sah sich der Verfasser dieses Artikels dann zu einem Widerruf seines Angriffes genöthigt, ohne daß jedoch eine andre Wirkung erzielt worden wäre, als daß die erbitterte öffentliche Meinung sich nunmehr in neuen tumul-

tuarischen Straßenscenen Luft machte. Letztere richteten sich auch gegen den General Janski, als der Urheber der „Hentzi-Affaire“ auf dem Ofener Militärkirchhofe plötzlich in Fünfkirchen eintraf, nachdem verlautet hatte, daß er auf drei Monate beurlaubt wäre. In Pest erfolgten ebenfalls Ruhestörungen, die zu einer neuen Interpellation im ungarischen Unterhause Anlaß boten. Wenn jedoch politische Schwarzseher die österreichisch-ungarische Monarchie bereits ernsthaft gefährdet glauben, so darf darauf hingewiesen werden, daß dieselbe bereits ganz andere Krisen überwunden hat. Sollten andererseits die jüngsten Vorgänge dahin führen, daß das Selbstgefühl der Magyaren einigermaßen gezügelt wird, so wäre das sicherlich ein erfreuliches Symptom, wie man es denn bereits seit geraumer Zeit in Oesterreich als eine Unbilligkeit empfunden hat, daß Ungarn, ohne den entsprechenden Antheil an den Staatslasten zu übernehmen, stets von Neuem seine angeblichen Rechte betont und geltend zu machen weiß. Das Handschreiben, welches der Kaiser von Oesterreich am 7. Juni an den Erzherzog Albrecht gerade im Hinblick auf dessen Reise nach Bosnien und der Herzegowina gerichtet hat, wird sicherlich auch in Ungarn seine Wirkung nicht verfehlen, wenn es in diesem Schreiben gegenüber den Bestrebungen, die Einheitlichkeit der Armee aufzuheben, heißt: „Die dortigen Truppen, in ihrer Zusammensetzung das ganze Heer repräsentirend, wirkten in würdigster Weise im Geiste der altbewährten Traditionen der Armee, welche unter allen Verhältnissen mit seltener Pflichttreue und Selbstverleugnung das Ansehen des Thrones und der Monarchie festhielt und auch in Zukunft ihrer hohen Bestimmung nachkommen wird.“

Die jüngsten Ruhestörungen in Ungarn, die einen nicht unbedenklichen Charakter annahmen, zeigten deutlich, wohin es führen muß, wenn den einzelnen Ländern einer Monarchie eine zu große Selbständigkeit eingeräumt wird. Gladstone hat sicherlich diese Gefahr nicht in ihrer ganzen Tragweite erkannt, als er seine Home-Rule-Bill im Unterhause einbrachte, deren zweite Lesung am 7. Juni mit einer Mehrheit von dreißig Stimmen, 341 gegen 311, abgelehnt worden ist. Mit Recht betonte Goschen, daß das Unterhaus bei aller Sympathie für die Irländer doch eine viel größere Sympathie für das vereinigte Königreich hegen müßte, daß die Interessen des letzteren unauflösbar mit der legislativen Einheit Englands und Irlands verbunden wären, und daß nicht gestattet werden dürfte, die in der Home-Rule-Bill vorgeschlagenen verhängnißvollen und unwiderruflichen Schritte zu thun, welche die englische Verfassung für immer verstümmeln würden. „Wir sind nur die lebenslänglichen Hüter dieser Verfassung,“ rief Goschen unter dem lebhaften Beifalle der Mehrheit, „und die Pflicht und Ehre des Hauses verlangen gebieterisch, daß es sein Mandat nicht mißbrauche.“ Gladstone ahnte wohl seine bevorstehende Niederlage, als er betonte, daß es sich bei der Abstimmung nicht um die Einzelheiten der Bill, sondern um das Princip derselben handle. Er fügte hinzu, daß die Umstände die Zurückziehung der Home-Rule-Bill verlangten, und daß es die Pflicht der Regierung sein würde, vor der Wiedereinbringung alle Amendements in Erwägung zu ziehen, welche der Wahrscheinlichkeit nach besser zum Ziele führen könnten. Gladstone, der auch als Redner keineswegs seinen guten Tag hatte, vermochte nicht ein einziges neues Argument für seinen Gesetzentwurf vorzubringen, man müßte denn etwa als ein solches den Hinweis gelten lassen, daß die Bill nichts Anderes bezwecke, als jene locale Selbständigkeit, welche in Oesterreich bestände. Der „große alte Mann“ hätte nun kaum ein unglücklicheres Beispiel anführen können, als diese locale Selbständigkeit, die sich gerade in den letzten Tagen so wenig bewährte, daß die Ruhestörungen in Ungarn von Pessimisten als das Vorspiel des Bürgerkrieges bezeichnet werden konnten. Die Tories im Vereine mit den von Lord Hartington und Chamberlain geführten Gruppen gaben dann auch durch ihre Abstimmung deutlich zu erkennen, daß sie nicht gewillt sind, die „Reichseinheit“ zu zerstören. Allerdings dürfen sich die Conservativen nicht verhehlen, daß die Home-Rule-Frage, nachdem sie einmal gestellt ist, stets von Neuem zur Erörterung gelangen wird, während andrerseits bezweifelt werden muß, daß die von Lord Salisbury vorgeschlagene „Lösung“, Irland zwanzig Jahre hindurch gewissermaßen einem Zwangs-

systeme zu unterwerfen und eine oder zwei Millionen Iren auf Staatskosten auswandern zu lassen, irgend welche Aussicht auf Erfolg hat. Gladstone ist überdies weit davon entfernt, die Grundidee seiner Home-Rule-Bill aufzugeben; vielmehr wird er von dem Unterhause an die Wähler appelliren. Vom constitutionellen Standpunkte aus erscheint die Auflösung des Parlaments durchaus unanfechtbar. Dem Einwande gegenüber, daß die Mehrheit, durch welche die Bill verworfen wurde, um so mehr eine erdrückende gewesen sei, als die in anderen Fragen wenig zuverlässigen Parnelliten mit der Minderheit stimmten, darf Gladstone sich darauf berufen, daß bei den Wahlen für das gegenwärtige Unterhaus die Home-Rule-Bill noch in keiner Weise in Betracht kam. Der bevorstehende Wahlkampf wird sich jedenfalls um so heftiger gestalten, als die verschiedenen Schattirungen der Liberalen sich unter einander befehden. Von besonderem Interesse ist die Stellung der Radicalen, welche bei den Wahlen auf die Unterstützung der Tories zählen dürfen, gerade wie in Frankreich ein Theil der Ultraradicalen mit den Monarchisten in der Angelegenheit der Prinzenausweisung dieselbe ablehnende Haltung beobachtet.

In keinem Staate Europa's ist in den letzten Wochen so viel über Prinzen und Thronprätendenten geschrieben, gesprochen und verhandelt worden, wie in dem republikanischen Frankreich. Liest man in den Pariser Blättern aller Parteischattirungen die ausführlichen Berichte über die Vorgänge im parlamentarischen Ausschusse, welcher mit der Prüfung der auf die Ausweisung der Prinzen bezügliche Vorlage beauftragt war, so könnte man zu der Ansicht gelangen, daß die Wiederherstellung der französischen Monarchie unmittelbar bevorstände. Freilich ist die „Prinzenfrage" jetzt nicht zum ersten Male aufgetaucht; vielmehr wurde sie bereits zu wiederholten Malen von den Republikanern, insbesondere nach den letzten allgemeinen Deputirtenwahlen, aufgeworfen, als die Orléanisten und Bonapartisten trotz der neueingeführten Listenabstimmung, durch welche doch gerade die monarchistischen Candidaten „weggefegt" werden sollten, in einer ganzen Reihe von Departements ihre republikanischen Mitbewerber aus dem Felde schlugen. Als damals aus Anlaß der Wahlprüfungen, bei denen die republikanische Kammermehrheit durch Ungültigkeitserklärungen monarchistischer Wahlen die angeblichen Intriguen der Orléanisten und Bonapartisten einigermaßen wettmachte, der royalistische Heißsporn de Lanjuinais prophezeite, daß es gelingen würde, Frankreich von der Republik zu befreien, wurde im republikanischen Feldlager bereits ein wahrer Sturm entfesselt. Es gelang jedoch, diesen Ansturm nochmals zurückzuweisen, und die Deputirtenkammer nahm am 4. März d. J. mit 353 gegen 112 Stimmen eine von dem Abgeordneten de Lanessan eingebrachte Tagesordnung an, durch welche dem Vertrauen auf die Entschiedenheit und die Wachsamkeit des Ministeriums, sowie der Ueberzeugung Ausdruck verliehen wurde, daß die Regierung gegen die Mitglieder der Familien, welche über Frankreich geherrscht haben, die durch das höhere Interesse der Republik nothwendig gemachten Maßregeln ergreifen werde.

Dieses „höhere Interesse der Republik" ist nun, wie versichert wird, in flagranter Weise dadurch verletzt worden, daß der Graf von Paris einige Tage vor der Vermählung seiner Tochter Amélie mit dem portugiesischen Kronprinzen, dem Herzoge von Braganza, in Paris eine Abschiedsfeier veranstaltete, die durch die Theilnahme zahlreicher monarchisch gesinnter Persönlichkeiten zu einer großartigen royalistischen Kundgebung geworden sein soll. Verschiedene Umstände wirkten mit, die Republikaner noch mehr gegen die Prinzen zu erbittern, so daß das Cabinet Freycinet genöthigt war, irgend etwas zu thun, wenn anders es nicht selbst vom politischen Schauplatze verschwinden wollte. Nicht darf übersehen werden, daß die Opportunisten, deren gegenwärtiger Führer Jules Ferry seiner Zeit wegen des unrühmlichen Verlaufes der Tongking-Expedition gestürzt wurde, eine Zeitlang in der „Prinzenfrage" endlich den Hebel gefunden zu haben glaubten, den Conseilpräsidenten de Freycinet zu beseitigen. Hieraus ergaben sich noch besondere Schwierigkeiten für die Lösung dieser Angelegenheit, welche im Hinblick auf die persönlichen Beziehungen der orléanistischen Prinzen zu fremden Dynastien nicht bloß die innere Politik Frankreichs berührt, sondern nach der Ansicht der monarchistischen Blätter

auch internationale Verwicklungen schaffen könnte. Insbesondere wird auf das Verhältniß der französischen Regierung zu der russischen hingewiesen, welchem in dem Schachspiele gewisser Zukunftspolitiker jenseits der Vogesen eine bedeutsame Rolle vorbehalten ist. In dieser Beziehung wird hervorgehoben, daß Kaiser Alexander III., der erst vor Kurzem die eigenthümliche Form der Abberufung des französischen Botschafters in Petersburg, Generals Appert, als eine persönliche Kränkung empfunden haben soll, in der Ausweisung der Prinzen einen neuen vollgültigen Beweis für den „revolutionären" Charakter der republikanischen Regierung erblicken müßte. Allerdings werden sich die französischen Republikaner durch solche Rücksichten kaum beeinflussen lassen. Abgesehen davon, daß Männer wie der Kammerpräsident Floquet, der vor Jahren den Kaiser Alexander II. während eines Aufenthaltes desselben in Paris bei einem Besuche des Justizpalastes mit dem Rufe: „Vive la Pologne!" begrüßte, jetzt das officielle Frankreich vertreten, verhehlen sich die Republikaner keineswegs, daß ein Bündniß zwischen den beiden Ländern erst dann möglich wäre, wenn die Bestrebungen der französischen Royalisten oder Imperialisten zum Ziele geführt hätten.

Immerhin erklärt sich die Zurückhaltung des Cabinets Freycinet gegenüber den allzu entschiedenen Forderungen unter Anderem auch durch Rücksichten auf das Ausland. Während daher ein nicht unbeträchtlicher Theil der Republikaner die Ausweisung sämmtlicher Mitglieder der Familien Orléans und Bonaparte verlangt und diese Bestimmung lediglich dadurch eingeschränkt wissen will, daß die Regierung ermächtigt werden soll, mit Ausnahme der Thronprätendenten und ihrer directen Erben, den anderen Prinzen den Aufenthalt in Frankreich zu gestatten, hat sich das Ministerium nur bereit erklärt, allenfalls einem Vermittlungsvorschlage des Abgeordneten Brousse zuzustimmen. Hiernach würde das Gebiet der Republik den Chefs der Familien, welche über Frankreich geherrscht haben, und ihren directen Erben nach dem Rechte der Erstgeburt untersagt sein; auch wäre die Regierung berechtigt, den übrigen Mitgliedern dieser Familien das französische Gebiet zu untersagen. Der wesentliche Unterschied zwischen den beiden Vorschlägen liegt vor Allem darin, daß nach dem weitergehenden Vorschlage grundsätzlich alle Prinzen ausgewiesen würden, während die Regierung von der Ermächtigung, gewissen Mitgliedern der früheren Herrscherfamilien den Aufenthalt zu gestatten, sicherlich keinen Gebrauch machen könnte, ohne sich den ganzen Groll eines nicht unbeträchtlichen Theils der republikanischen Partei zuzuziehen. Anders gestaltet sich die Lage des Ministeriums, wenn es nur verpflichtet ist, den Grafen von Paris und den „rothen Prinzen", sowie deren erstgeborene Söhne auszuweisen.

Von besonderem Interesse ist das Verhalten des Präsidenten der Republik in der „Prinzenfrage", zumal da früher versichert wurde, daß Jules Grévy jeder solchen Ausnahmemaßregel abgeneigt wäre. Ursprünglich ging denn auch der Vorschlag der Regierung dahin, die Ausweisung durch einen Ministerbeschluß, nicht aber durch ein Decret des Präsidenten der Republik anzuordnen. Bei der Erläuterung dieses Vorschlages im Ausschusse betonte Freycinet, daß auf diese Weise zunächst die Ministerverantwortlichkeit entschiedener zum Ausdrucke gelangen, dann aber dem Präsidenten Grévy die Verlegenheit erspart würde, Ausweisungsdecrete zu unterzeichnen, welche ihn in seinen Beziehungen zu den Regenten anderer Staaten stören könnten. Nachdem die Deputirtenkammer in der Sitzung vom 11. Juni mit 315 gegen 232 Stimmen den von der Regierung genehmigten Vermittlungsvorschlag des Abgeordneten Brousse angenommen hat, hängt die endgültige Entscheidung nunmehr vom Senate ab. Die am 15. Juni vollzogene Wahl des mit der Prüfung des Antrages Brousse betrauten Ausschusses ergab jedoch, daß von neun Mitgliedern nicht weniger als sechs der Ausweisung der Prinzen überhaupt feindselig sind. Obgleich dieses Stimmenverhältniß für die Entscheidung im Senate selbst nicht unbedingt maßgebend ist, muß das Cabinet Freycinet doch die Möglichkeit ins Auge fassen, daß die geplanten Ausnahmemaßregeln an dem Widerstande der einen parlamentarischen Körperschaft scheitern.

Literarische Rundschau.

Die Brüder Grimm.

(Neuere Publicationen.)

1. Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus. Herausgegeben von Eduard Ippel. Zweiter Band. Berlin, F. Dümmler. 1886.

2. Private und amtliche Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen. Eine Sammlung von Briefen und Actenstücken als Festschrift zum hundertsten Geburtstag Wilhelm Grimm's, den 24. Februar 1886, zusammengestellt und erläutert von E. Stengel. 2 Bde. Marburg, N. G. Elwert. 1886.

Bücher, die sich auf die Brüder Grimm beziehen, oder in denen vollends die Brüder Grimm selbst zu Worte kommen, bedürfen keiner Empfehlung. Es genügt zu melden, daß sie da sind: und der Antheil des Publicums ist ihnen gewiß.

Der Briefwechsel zwischen Jakob und Wilhelm Grimm, Dahlmann und Gervinus bildet ein schönes Denkmal jener Männer, deren Gleichen Deutschland nicht viele gehabt hat. Auf den ersten Band wurde schon früher in diesen Blättern hingewiesen; der vorliegende zweite beginnt mit dem Briefwechsel zwischen den Brüdern Grimm und Gervinus, und schließt mit dem Briefwechsel zwischen Gervinus und Dahlmann.

Aus dem gesammten reichen und mannigfaltig belehrenden Inhalt hebe ich eine einzige Stelle hervor, weil der warme Ton, in welchem Gervinus darin seinen Freund Jacob Grimm preist, jetzt als ein wundervoller Nachklang des vorigjährigen Festes zu dem vielstimmigen Accorde hinzutritt, in welchem das Lob des großen Mannes unter uns verkündet wurde.

Jakob Grimm hatte an Gervinus mit andern Abhandlungen seine Gratulationsschrift für Savigny geschickt, worin er zuvörderst seinen ersten Besuch bei Savigny, zugleich seinen ersten Griff nach den Minnesängern in Savigny's Bibliothek, und dann einen späteren Besuch, den ersten in Marburg, den zweiten in Berlin, den ersten bei dem Professor, den zweiten bei dem Minister, schildert: eine Schilderung, welche von jeher und mit Recht als eines der treuesten Selbstporträts gegolten hat.

Gervinus erwidert die Sendung mit folgenden Worten: „Unter den Aufsätzen, die Sie mir aufgesammelt haben, lieber Freund, muß Jeden, der wirklich Freundesgefühle für Sie hegt, Ihre Anrede an Savigny vor Allem fesseln. Sie wollen den alten Lehrer und Minister schildern, und Sie schildern sich selbst; in der ersten Scene den jungen Titanen, der schon den gewaltigen Gesichtskreis zieht, den der Mann und Greis durchreisen sollte; in der zweiten den fertigen Mann, der aus jenen Jugendjahren sich erhalten hat, was den Wenigsten beschieden ist, die schlichteste und reinste Natur und Unmittelbarkeit, der die Fratzen der Convenienz noch im hohen Alter, das bei Andern so leicht stumpf macht, nichts anhaben können. Wer Sie nie gesehen hat, muß Sie aus diesen paar meisterhaften Umrissen kennen lernen; und wer nie Ihre ungeheure Thätigkeit aus Ihren Werken erfahren hätte, müßte aus dem jungen Hercules, den Sie da zeichnen, auf die zwölf Arbeiten schließen, und aus der Klaue, die Sie nach den Minnesängern ausstrecken, herausmerken, daß Sie in diesem Reiche einmal der König und Löwe sein würden. Wie verräth Alles diese Würde, was Sie auch nur so gelegentlich wegschenken, ohne die Absicht, eine Ihrer königlichen und

verschwenderisch reichen Gaben auszutheilen. Ihnen kann man nicht nahen, ohne daß auf die leiseste Berührung nun die reichlichsten reifsten Früchte wie vom Baume fallen. Wenn man erst schütteln dürfte! und wie gesund ist all' das bei all' dieser Reife und Fülle! Bei andern Forschern der Sprache und des Alterthums geht so gewöhnlich in dem betrachteten Wort und Begriffe das Leben verloren, das uns Weltkindern doch immer das Eine scheint, das noth ist; wie anders ist das bei Ihnen, der Sie aus dem todten Worte das Leben erläutern und dadurch der Sprache auch für den Laien jene Fülle und Bedeutsamkeit geben, die sonst nur der Gewinn und Besitz der Gelehrten ist."

In dem ersten Bande der Ippel'schen Sammlung haben besonders die Briefe Wilhelm Grimm's aus der Zeit, da er nach Jakob's Vertreibung in Göttingen zurückgeblieben war, auf mich einen besondern Eindruck gemacht, wahrscheinlich aus demselben Grunde, aus dem sie andern Lesern mißfielen. Wilhelm Grimm hat eine eigenthümliche Art, Menschen in ihren kleinen Beziehungen charakteristisch darzustellen, welche den Stempel künstlerisch-humoristischen Behagens nirgends verleugnet. Wie sehr muß am Stofflichen haften, wer in den zierlichen komischen Lebensbildern, die Wilhelm Grimm entwirft, nur gewöhnlichen Klatsch erblicken kann!

Kein Zweifel, wenn Jakob Grimm der größere Gelehrte, so war Wilhelm Grimm der größere Schriftsteller, oder wenigstens derjenige, welcher die Mittel des Stils mit größerem künstlerischen Bewußtsein handhabte und dem zartere, intimere Mittel des Stils zu Gebote standen.

Auch die Stengel'sche Publication, welche die Beziehungen der Brüder Grimm zu Hessen urkundlich darlegt, wirft vorzugsweise auf Wilhelm Grimm neue Lichter. Seine Briefe an den Kasseler Prinzenerzieher und nachherigen Marburger Professor Suabedissen sind voll von interessanten Dingen, von behaglichem Geplauder und scharf bezeichnenden Bildern. Welche hübsche Selbstcharakteristik in folgenden Worten:

„Ich sehe am Schluß Ihres Briefes, daß Sie oder die Leute mir etwas Schalkhaftigkeit zuschreiben; das freut mich, denn ich bin diesen Sommer über oft wochenlang so seriös gewesen, daß ich selbst gezweifelt habe, ob ich noch Spaß verstände. Aber nennen Sie mir diesen Geist nicht einen zweifelhaften oder zweideutigen, denn so viel weiß ich (wenigstens aus meinem sonst wohl gebrechlichen Herzen), daß er nicht neben sich dem Mephistopheles, der lacht, weil er verneint, einen Stuhl setzt. In der Regel sind es auch nur Frauen, welche den Spaß nicht lieben, weil sie ihn nicht verstehen (obgleich sehr gut den Witz) und ihm dann gerne etwas anhängen, oder etwas anderes dahinter suchen, als unschuldige Lust."

An einer anderen Stelle bemerkt er: „Mir ist Alles, was ohne Ernst getrieben wird, allzeit von Grund der Seele zuwider gewesen, und doch, aus einer Caprice meiner Natur, habe ich allzeit Lust empfunden, das Ernsthafteste, was ich mir ausgedacht, in einem halben Scherz auszudrücken, so wie es mir immer vorkam, als müßte ich einem ernsten Gespräch durch eine scherzhafte Wendung hier und da, so zu sagen, Luft machen, damit es bestehen und fortdauern könne. Ich glaube, es war eine Art Angst, ich möchte bei dem bloßen Ernst die Herrschaft über die Sache verlieren und genöthigt werden, mich auf Discretion zu ergeben; und das wollte ich nicht. Ich weiß in der That nicht, ob ich diese Furcht loben oder tadeln soll, aber ich kann sie nicht los werden und muß meiner Natur nachgeben."

Einen schönen Beleg für den rührenden Optimismus, von dem Wilhelm Grimm beseelt war, gewährt eine Aeußerung, die nach einigen Klagen über körperliches Uebelbefinden diese Klagen halb zurücknimmt mit den Worten: „Was wollte man auch anfangen, wenn man ganz gesund und ungestört wäre; es ist doch kein Platz da, wo man vor Lust springen könnte."

Als Beiträge zur näheren Kenntniß Wilhelm Grimm's erschienen diese Briefe in einem besonders günstigen Augenblick: am 24. Februar haben wir seinen hundertsten Geburtstag gefeiert. Nur an wenigen Orten Deutschlands durch eine öffentliche Feier; denn das vorigjährige Fest des 4. Januars war von vornherein nicht als eine

Erinnerung nur an Jakob Grimm, sondern als ein Ehrentag der Brüder Grimm gedacht.

Aber es wäre eine dankbare Aufgabe, Wilhelm Grimm's Bild einmal für sich allein aufzustellen[1]) und den Bruder nur gelegentlich zur Vergleichung herbeizuziehen. Dem Interesse, welches die Nation an der deutschen Philologie nimmt, steht Wilhelm eigentlich näher, als Jakob. Was Jakob für die Grammatik, die Mythologie, die Rechtsalterthümer gethan, läßt sich nicht so leicht klar machen, als die wissenschaftlichen und literarischen Verdienste seines Bruders.

Wilhelm Grimm's Thätigkeit fällt großentheils in das Gebiet der deutschen Dichtungsgeschichte und der deutschen Dichtung selbst. Er hat die Grundlinien gezogen für eine Geschichte der altdeutschen Dichtung, so weit sie auf einheimischer Ueberlieferung beruht, mit andern Worten: für eine Geschichte der deutschen Heldensage. Er hat zahlreiche Beiträge geliefert für die Geschichte der deutschen Verstechnik, wenigstens für die Geschichte des Reims. Er hat wiederholt ganze mittelalterliche Stoffgruppen in ihrem Zusammenhang und in ihren verschiedenen Fassungen sorgfältig und eingehend erörtert. Er hat den Anfang gemacht zu einer Geschichte des Stils in der altdeutschen Erzählungskunst; und jedes Gedicht, das er, mit liebevollen Einleitungen versehen, herausgab, liefert einen Zug zu seinem eigenen Bilde. Die vergleichende Behandlung poetischer Stoffe, welche jetzt in so großem Umfange betrieben wird, zeichnet auch den dritten Band der „Märchen" aus, der ganz wesentlich Wilhelm Grimm's Arbeit ist. Aber auch die Märchen selbst in der Gestalt, in der wir sie jetzt lesen, sind sein Werk. Er hat ihnen die einheitliche Kunstform gegeben, ihren Stil festgestellt und durchgeführt. Der Meister der Stilbeobachtung bewährte sich in ihnen selbst als ein Meister des Stils.

In der ersten Sammlung von 1812 hatten die Grimm'schen Märchen noch etwas Fragmentarisches und Ungleiches gehabt. Es war dort der Versuch gemacht worden, die Ueberlieferung, d. h. die zufällige Gestalt, in welcher die Brüder das einzelne Märchen bei den Erzählern oder Erzählerinnen des Volkes gefunden hatten, mit der äußersten Treue festzuhalten, und daraus ergab sich, je nach der besonderen Art des Erzählers, ein abweichender Ton der verschiedenen Geschichten. Wilhelm Grimm schaffte diese unschönen Verschiedenheiten seit der Ausgabe von 1819 hinweg, ohne die Treue zu verletzen. Er setzte nur eine ideale Treue an die Stelle der buchstäblichen. Seine Erzählungsweise ist in jedem Worte echter Volkston. Er wendete keine Mittel an, als die er den volksthümlichen Erzählern ablernte. Aber er wendete sie als gebildeter Künstler an und machte sich frei von den einzelnen Ungeschicklichkeiten oder Trockenheiten der zufälligen ihm bekannt gewordenen letzten Quelle. Der Inhalt blieb selbstverständlich unberührt.

Wilhelm Grimm hat damit das einzige Kunstwerk von dauernder Fortwirkung geschaffen, das aus den Bestrebungen der Romantiker, die volksthümlichen Ueberlieferungen zu neuem Leben zu wecken, hervorging. Was Arnim und Brentano für die Lieder, Tieck und Andere für die Volksromane versuchten, das hat Wilhelm Grimm für die Märchen geleistet. Er hat dadurch dem ganzen Volke wiedergegeben, was auf den engen Kreis der unteren Stände eingeschränkt war. Deutsche Kinder aus allen Ständen haben an den Märchen gleichmäßig Antheil. Anspielungen auf die Märchen werden ebenso sicher verstanden, wie Anspielungen auf die Bibel; und wenn der Fanatismus der Unbildung diese Märchen ganz kürzlich ein „ekelhaftes Buch" zu nennen wagte, so wiederhole ich erst recht das Wort: die Grimm'schen Märchen sind eine Bibel der Kinderwelt. Wilhelm Scherer.

---

[1]) Wilhelm Grimm's „Kleinere Schriften" (bis jetzt drei Bände, Berlin 1881—1883) enthalten dazu reiches Material. Die Sammlung ist leider noch immer nicht abgeschlossen. Vielleicht daß ihre Vollendung Anlaß bietet, auf die oben bezeichnete Aufgabe zurückzukommen. Einstweilen sei auf meinen Artikel „Wilhelm Grimm" in der „Allgemeinen Deutschen Biographie" verwiesen.

Suphan's Herder-Ausgabe.

Herder's Sämmtliche Werke, herausgegeben von Bernhard Suphan. Band XXIII und Band XXV. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1885.

Man könnte sich versucht fühlen, die einzelnen Bände dieser ersten rationellen Herder-Ausgabe auf ihren Inhalt hin immer wieder wie Neuigkeiten oder als Neuigkeiten zu besprechen, so beinahe verschwunden waren diese Dinge und so überraschend modern wirken sie jetzt. Als Herder jung war, wurde die Sprache, die wir heute aus uralter Kenntniß schon in festem Besitze brauchen, frisch geschmiedet. In ihren damaligen Anfängen wird sie nie veralten. Das muthet uns Alles wie Früchte des letzten Jahres an.

Eine Anzeige hier, wie die Einzelnheiten sie verdienten, würde sich in Kurzem nicht geben lassen. Praktisch ist in solchen Fällen, Beliebiges herauszugreifen, an dem die Wichtigkeit des Uebrigen hervortritt. Nehmen wir was Herder in beiden obengenannten Bänden, zu sehr verschiedenen Epochen seiner Entwicklung also, über Shakespeare's Macbeth sagt und aus ihm mittheilt. Werder mißbilligt in seinem letzten, mit Recht als höchst erfreuliche jugendliche Aeußerung seines Verfassers zu bezeichnenden Buche über Macbeth verschiedene Uebersetzungen der berühmten Stelle des ersten Actes, wo Macbeth über die bevorstehende That philosophirt. Bei Tieck's wie bei Schiller's Uebersetzung wird dargelegt, wo der Fehler stecke. In jener heißt es: „Mein Traum, die bloße Mordthat des Gedankens — erschüttert so mein einzeln kleines Ich — Daß jede Lebenskraft erstickt in Ahnung — Und mir nichts ist als das Nichtseiende." Das soll Jemand verstehen! Schiller hat: „Dies Bild, die bloße Mordthat des Gehirns — Regt meine innre Welt so heftig auf — Daß jede andre Lebensarbeit ruht — Und mir nichts da ist als das Wesenlose." Werder bemängelt auch das mit Recht. Denn diese Sprache ist nicht die eines auf Mord sinnenden Kriegers, sondern eher die eines in philosophischen Erwägungen schwankenden Gelehrten. Herder dagegen schrieb: „Der Mord mir in Gedanken, der doch nur — Phantastisch ist, erschüttert mich, den Mann — So ganz, daß sein Vollbringen sich in bloße — Einbildungen verliert, und was nichts ist — Ist nichts." Da haben wir das, was Shakespeare's Macbeth durch die Stirne ging. Gildemeister, dessen Uebersetzung für Werder maßgebend war, hat übertragen: „Mein Gedanke, dessen Mord — nur erst — Einbildung ist, erschüttert so in mir — Das inn're Reich, daß alle Thätigkeit — In Grübelei erstickt wird, und nichts ist, — Als was nicht ist." Shakespeare sagt: My thought, whose murder yet is but fantastical, — Shakes so my single state of man, that function — Is smothered in surmise; and nothing is — But what is not. — Hat nicht Herder hier die Sprache Shakespeare's am treuesten nachgeahmt und den Gedanken am klarsten gegeben? Und wie vortrefflich ist Alles, was er über die Tragödie nnd über sie im Vergleiche mit Hamlet hier sagt!

Herder's Adrastea (deren erste Hälfte etwa Band XXIII füllt) war in Heyne's bis heute maßgebender Edition zerrissen worden. Freilich sind es die Expectorationen eines vereinsamenden gereizten Mannes, die wir an vielen Stellen hier empfangen. Auf wie viel historischen und ästhetischen Stoff aber, den Anfängen unseres Jahrhunderts geläufig, heute dagegen im Arbeitskreise nur der Wenigsten liegend, weist Herder uns hier hin, und in wie, wenn auch pathetischer, doch höchst inhaltreicher Sprache geschieht dies. Wir heute haben die historischen Gedanken des ausgehenden achtzehnten Jahrhunderts neu kennen zu lernen, in deren Mitte unsere Classiker standen. —

In Band XXV, der das enthält, was Herder für die Kenntniß der Volkspoesie gethan hat, erfüllt Redlich seinerseits die Mission eines Wiedererweckers. Ich habe nichts dagegen, daß man die alten Dinge in den alten Ausgaben lese, diese aber geben in einer Beziehung eine falsche Vorstellung des Buches. Sie tragen für den heutigen Anblick den falschen Schimmer einer gewissen Unfrische, erscheinen zu sehr als

aus dem Rauchfange der Zeit herabgenommen, um durch dies Aeußere irgendwie nicht doch beeinträchtigt zu werden. Und so haben neue, elegante Ausgaben auch für den sinnlichen Eindruck ihr Vorrecht, und die Weidmann'sche Buchhandlung hat im Interesse des weiteren Publicums gehandelt, wenn sie diesen die Volkslieder enthaltenden Band XXV zugleich als zweiten Band ihrer besonderen Ausgabe von „Herder's Ausgewählten Werken" erscheinen läßt. Diesem Bande XXV gegenüber stehen wir vor dem Ursprung aller deutschen Romantik, an der Quelle des später breit und mächtig fließenden Stromes. Sein Inhalt fällt in viel frühere Zeiten, als die der Adrastea waren. Wie bescheiden bietet Herder, Anfangs der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts, den Deutschen seine Reichthümer hier noch an, während in den Aufsätzen der Adrastea verhaltene Donner von öffentlicher Beredsamkeit liegen. Bleiben wir bei Shakespeare und vergleichen auch hier die in ihm mitgetheilten Fragmente aus Macbeth wieder mit den Resultaten der neuesten Uebersetzung. Der Schluß des großen Monologes vor dem Morde (2. Act, 1. Scene), wo Macbeth den Dolch vor sich schweben sieht und dann zum Morde hinein schleicht, lautet in Tycho Mommsen's, für Tieck's Arbeit, ganz neu eingefügter Uebersetzung: „Er lebt, dieweil ich drohe — Worte sind kalter Hauch für Thatenlohe — Ich geh' und 's ist gethan. Die Glocke ladet. — Hör' sie nicht, Duncan, es ist Todesläuten, — Das Himmel Dir und Hölle kann bedeuten." Höchst übersetzerhaft! Gildemeister, bei Werder, hat: „Ich drohe hier, indeß er Leben hat; — Zu sehr nur kühlt das Wort die Gluth der That. — Ich geh', dann ist's gethan. Die Glocke ruft mich. — Hör' sie nicht, Duncan! Denn es ist — Die Todtenglocke, die dich auf der Stelle — Zum Himmel fordert oder in die Hölle." Herder dagegen übersetzte (1773): „Dieweil' ich weile, lebt Er! — Ha Worte, kalter Hauch auf Thatengluth! — Ich geh und 's ist gethan! Das Läuten ruft uns. — Hör' es nicht, Duncan, denn die Glocke klingt, — Die dich zu Himmel oder Hölle bringt." Worte, wie sie ungesucht aus der Seele quellen. Wie trefflich onomato-poetisch, als drückten die gedehnten Diphthonge das Zögern aus: „Dieweil ich weile, lebt er!"

Alle von Herder hier gegebenen Bruchstücke aus Shakespeare sind von gleicher Güte. Beim Lesen möchte Einiges veraltet klingen, bei lautem Aussprechen aber zeigt sich die lebendige Sprache. Man vergleiche Herder S. 45, und Werder S. 147; wie Herder die Hexenscenen neu dichtet, kraftvoll, als ob es Paralipomena zu Goethe's Faust wären, während die heutige Uebersetzung, von hundertzehn Jahren später, sich zahm und gebildet anhört. Ich darf mich zu dieser Art von Kritik für befugt halten, da Werder Schiller gegenüber den gleichen Ton anschlägt.

Diese beiden neuesten Bände der Herder-Ausgabe werden, was die früheren von Stufe zu Stufe gethan, abermals dazu beitragen, Herder's Schriften in Deutschland neu bekannt zu machen und Haym's vorzüglichem Buche nun auch den greifbaren materiellen Hintergrund zu geben, dessen es für das volle Verständniß der Biographie bedurfte. B. K. F.

σχ. **Herder** nach seinem Leben und seinen Werken dargestellt von R. Haym. 2 Bände. Berlin, Rudolph Gärtner. 1880 und 1885.

Eine der besten Monographien ist nunmehr vollendet, welche das gesammte Gebiet der neueren deutschen Literaturgeschichte aufzuweisen hat. Haym's „Herder" kommt dem Interesse für den Gegenstand, welches sich jetzt so sichtlich steigert, in der denkbar vollkommensten Weise entgegen. Der Verfasser arbeitet aus dem gesammten gedruckten und handschriftlichen Material. Er zeichnet ein breites Lebensbild Herder's und seiner Freunde, unter denen manche Persönlichkeiten höchst eigenthümlicher Art wohl zum ersten Male einem größeren Publicum anschaulich gemacht werden. Er verfolgt Herder's Schriften bis in die Einzelheiten ihrer Entstehungsgeschichte hinein. Und er behandelt den reichen Stoff durchweg mit der sachlichen Durchdringung und formellen Herrschaft, welche die Lektüre nicht zu einer schweren Arbeit, sondern zu einem wahren Vergnügen macht. Sagen wir, er löse seine Aufgabe in der „denkbar vollkommensten" Weise, so wollen wir damit nicht ein ungemessenes Lob spenden, sondern vielmehr neben dem hohen Gelingen auch auf die Grenzen des Werkes hinweisen, welche demselben in der Natur der Sache gesteckt sind. Herder ist vor Allem ein höchst vielseitiger, nach allen Richtungen hin anregender Gelehrter: wer ihn vollkommen würdigen und darin nichts zu wünschen übrig lassen sollte, müßte so vielseitig sein, wie er selbst, und nicht bloß alle die Wissenschaften, in die Herder eingriff, sondern auch deren Geschichte beherrschen, wie es unsers Wissens — gegenwärtig Niemand im Stande ist. Haym hat vor allen Concurrenten die langjährige und fachmännische Vertrautheit mit philosophischen Problemen voraus; und durch eine gewiß nicht zufällige, sondern nothwendige Fügung trat er an Herder heran, indem er von der „romantischen Schule" kam, d. h. von derjenigen Gruppe deutscher Schriftsteller, welche am meisten die Herder'schen Anregungen benutzte und fortleitete und so für Herder's historische Würdigung am wichtigsten ist. Als der Höhepunkt des Werkes erscheinen uns aber die Erörterungen über Herder's Verhältniß zu Goethe. In Goethe findet Haym auch hauptsächlich den Maßstab für seinen Helden, dem er durchaus nicht mit kritiklosem Enthusiasmus, sondern im Gegentheil manchmal mit zu viel Kritik gegenüber steht.

σχ. **Das Bilderbuch aus meiner Knabenzeit.** Erinnerungen aus den Jahren 1786 bis 1804. Von Justinus Kerner. Zweiter, unveränderter Abdruck. Stuttgart, Carl Krabbe. 1886.

Das Buch gehört zu den anmuthigsten und unterhaltendsten deutschen Selbstbiographien, die es gibt. Die Persönlichkeit Justinus Kerner's tritt uns daraus vollständiger und lebendiger entgegen, als aus seinen Dichtungen. Und als echter Dichter hat er neben das Idyll seiner eigenen Jugendzeit die Geschichte seines Bruders Georg gestellt, die uns den stärksten welthistorischen Erschütterungen, den Schrecknissen der französischen Revolution, als Augenzeugen beiwohnen läßt. Leider hat Kerner sein Leben nur bis 1804 erzählt: die Fortsetzung muß man in dem liebenswürdigen Buche „Justinus Kerner's Jugendliebe und mein Vaterhaus" von Marie Niethammer, geb. Kerner, (Stuttgart 1877) suchen. Beide Schriften sind, dem Anscheine nach, nicht so allgemein bekannt geworden, wie sie verdienten. Wir heißen daher den neuen Abdruck der Autobiographie willkommen, bedauern aber, daß nicht wenigstens ein Inhaltsverzeichniß hinzugefügt wurde. Auch sonst hätte sich allerlei thun lassen, um dem Abdruck ein erhöhtes Interesse zu sichern. Bei den ältern Lesern bedarf Justinus Kerner freilich keiner Einführung; aber das jüngere Geschlecht wäre für manche Orientirung gewiß dankbar gewesen. Möge der hundertjährige Geburtstag das schon erbleichende Andenken des Dichters kräftig erfrischen!

σχ. **Plus ultra:** Schicksale eines deutschen Katholiken 1869—1882. Erzählt von Reinhold Baumstark. Zweite Auflage. Straßburg, Karl J. Trübner. 1885.

Das Buch ist in öffentlichen Blättern vielfach besprochen und bedarf daher kaum näherer Charakteristik. Die vorliegende neue Auflage zeigt, daß es nicht bloß Recensenten, sondern auch Leser gefunden hat; und in der That: es verdient und lohnt die Lectüre in vollem Maße. Ein deutscher Katholik erzählt seine Betheiligung am Kirchenstreit und an dessen Beilegung in Baden. Er führt den Beweis, daß man sehr wohl ein gläubiger Sohn der Kirche und zugleich ein glühender deutscher Patriot sein kann. Schon dieser Umstand allein würde seinem Werk als einem Beitrage zum kirchlichen Frieden die höchste Bedeutung sichern. Es ist aber auch (und dieser rein literarische Gesichtspunkt liegt uns hier näher) vortrefflich geschrieben: fesselnd erzählt und ein anziehendes Bild von der Individualität des Verfassers; keine Biographie und doch eine Selbstdarstellung, für welche man die volle Abrundung einer Biographie wünschen möchte. Um nur Eins zu berühren: wer die Schriften von Reinhold Baumstark's Vater kennt, dem tritt die Verwandtschaft zwischen Vater und Sohn sehr deutlich entgegen; er würde daher auch den Vater hier gern auftreten sehen und in seinem Verhältniß zum Sohn beobachten, worüber wir jetzt nur gelegentliche und flüchtige Andeutungen erhalten. Nach dieser Richtung hin möchten wir eine dritte Auflage gern als eine erweiterte begrüßen dürfen.

κλ. **Thomas Hodgkin,** Italy and her Invaders, 474—535, Vol. III The Ostrogothic Invasion. Vol. IV. The Imperial Restoration. 535—553. Oxford, Clarendon Press. 1885.

In zwei starken Bänden behandelt der Verfasser die Geschichte eines Zeitraumes von sechsundsiebzig Jahren, für dessen erste Hälfte die Quellen zudem nur spärlich fließen. Der Verfasser selbst sucht in der Vorrede diese Ausführlichkeit zu rechtfertigen; dennoch müssen wir sagen, daß das Werk weit über die Grenzen hinauswächst, welche ihm sein Titel zieht. Die Herrschaft Odovakar's, die Begründung und Zerstörung des Ostgothenreiches in Italien lassen sich freilich nicht darstellen ohne Rücksichtnahme auf die andern germanischen und vor Allem auf das byzantinische Reich. Aber der Verfasser be-

handelt diese Dinge mit solcher Ausführlichkeit, daß sein Werk zu einer allgemeinen Geschichte der bezeichneten Epoche anschwillt. Er neigt außerdem zu weitläufigen Excursen über Dinge — man vergleiche z. B. das Capitel über die Philosophie des Boëthius III, 517 ff. — die mit seinem eigentlichen Thema nur in sehr losem Zusammenhang stehen.

Aber fehlt gleich die richtige Begrenzung des Stoffes, so wird die Herrschaft über ihn sonst nirgends vermißt. Das Werk ruht auf selbständiger Durchforschung der Quellen und eingehender Berücksichtigung der modernen, namentlich der deutschen Literatur; der Verfasser rühmt selbst III, p. VII in warmen Worten die Verdienste Dahn's. Er hat sodann in Italien die Schauplätze der Kämpfe, welche er schildert, selbst untersucht und zur Geschichte des Gothenkrieges manchen werthvollen topographischen Beitrag geliefert. — Da ein näheres Eingehen auf den reichen Inhalt des umfangreichen Werkes an dieser Stelle nicht möglich ist, so soll wenigstens die äußere Uebersicht nach den Angaben des Verfassers hier folgen: III., Cap. I: ein Jahrhundert ostgothischer Geschichte (375—474). II. die Regierung Zeno's. III. Die beiden Theodoriche in Thracien. IV. Odovakar. V. Der Rugische Krieg. VI. Der Sturz Odovakar's. VII. König und Volk. VIII. Theodorich und sein Hof. IX. Theodorich's Beziehungen zu Gallien, X. zum Osten, XI. zur Kirche. XII. Boëthius und Symmachus. XIII. Die Thronbesteigung Athalarich's. XIV. Justinian. XV. Belisar. XVI. Falsche Maßregeln Amalasuntha's. IV. Cap. I. Das erste Kriegsjahr. II. Belisar in Karthago und Neapel. III. Vitiges' Erhebung. IV. Belisar in Rom. V. Beginn der Belagerung Roms. VI. Die Zerstörung der römischen Wasserleitungen. VII. Die gothische Bestürmung. VIII. Ausfälle der Römer. IX. Die Einschließung Roms. X. Entsetzung von Rimini. XI. Zwistigkeiten im kaiserlichen Lager. XII. Belagerung von Fiesole und Osimo. XIII. Der Fall Ravenna's. XIV. Die Verhältnisse in Konstantinopel. XV. Totila's Erhebung. XVI. Sanct Benedict. XVII. Belisar's Rückkehr. XVIII. Die zweite Belagerung von Rom. XIX. Verlust und XX. Wiedergewinnung Roms. XXI. Dritte Belagerung Roms. XXII. Germanus. XXIII. Vigilius. XXIV. Narses und Totila. XXV. Das Ende der Gothen.

Die Darstellung verräth durch ihre lebendige Frische überall, daß der Verfasser seinen Stoff nicht als todtes Object wissenschaftlicher Zergliederung, sondern mit persönlicher Theilnahme ansieht. Freilich verführt ihn diese zu einer etwas breiten und — wenigstens nach deutschen Anschauungen — zu malerischen Behandlungsweise. Ein deutscher Historiker, welcher z. B. die Sendung Theodorich's nach Konstantinopel in einem so blühenden Stil schildern wollte, wie es Hodgkin S. 17 (There came a day, bitter etc.) thut, würde allgemein den Vorwurf dilettantischer Schreibart erfahren. Doch mögen englische Leser hierin anders empfinden.

Besondere Erwähnung verdient die äußere Ausstattung, welche vornehme Eleganz zeigt. Einige gute Photographien von Bau- und Bildwerken schmücken das Werk, doch ohne ihm den Charakter der jetzt beliebten historischen Bilderbücher zu geben; außerdem bildet eine Reihe sorgfältiger Karten und Pläne eine werthvolle Beigabe.

oß. **Ludwig Börne** (1786—1837). Eine biographisch-literarische Studie zur Feier seines hundertjährigen Geburtstages. Von Conrad Alberti. Leipzig, Otto Wigand. 1886.

Eine Gelegenheitsschrift, welche das von Gutzkow und Reinganum gesammelte Material in flüssiger, wenn auch nicht eben eindringender Darstellung wiederholt.

Eine runde literarhistorische Charakteristik wird nicht erreicht, und wohl auch nicht erstrebt. Die Bemerkung, daß Börne die Schicksalstragöden Müllner und Houwald bekämpft habe, (S. 89) trifft nur zur Hälfte zu, nur gegen Houwald wendete sich Börne mit der ganzen Schärfe seines Geistes, Müllner läßt er gelten und nennt ihn unter den Gesetzgebern der dramatischen Theorien. Einige ungedruckte Kleinigkeiten sind am Schluß mitgetheilt, ihr Werth wird durch die Feierlichkeit, mit welcher der Verfasser erklärt, „kein Freund der Papierschnitzelliteratur und bornirter literarischer Philologie" zu sein, weder vermindert noch erhöht.

oß. **Haller's und Salis-Seewis' Werke. Geßner's Werke.** Auswahl. Herausgegeben von Prof. Dr. Ad. Frey (Kürschner's Deutsche National-Literatur, Bd. 41 und 43). Berlin und Stuttgart, W. Spemann.

Der Verfasser, dessen literarhistorische Thätigkeit zumeist seinen Schweizer Landsleuten zugewendet ist, führt in knappen, inhaltsreichen Einleitungen die Leser zu den Schriftstellern hin, deren Dichtungen er in guter Auswahl vorlegt. Ueber Haller hat er früher bereits ein zusammenhängendes Werk geliefert, über Geßner bereitet er eine größere Arbeit vor; so kann er mit genauer Sachkenntniß seine drei Lebensbilder entwerfen, er zeigt überall den Zusammenhang welcher die Einzelnen mit den großen geistigen Strömungen verknüpft und gibt eine Anzahl feiner literar-ästhetischer Beobachtungen. Bei der Schilderung Salomon Geßner's zeigt er auf die zierlich-humoristische Darstellung Gottfried Keller's in den „Züricher Novellen" hin und weiß auch sonst durch historische Parallelen seine Erzählung mannigfach zu erweitern und zu schmücken Eines interessanten Verbindungsgliedes hat er aber nicht Erwähnung gethan: wir meinen die Fäden, welche von Geßner's „Tod Abel's" zu den vielfachen Darstellungen des Brudermordes in der dramatischen Literatur hinüberlaufen und über Leisewitz und Klinger zuletzt bis zu Schiller gelangen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. Juni zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Anson. — The law and custom of the constitution. Part. I. Parliament. By Sir William R. Anson. Oxford, At the Clarendon Press. 1886.

Biedermann. — Philosophie des Geistes. Von Gustav Biedermann. Prag, F. Tempsky. Leipzig, G. Freytag. 1886.

Backhaus. — Schutt und Aufbau. Vier national-ökonomische Abhandlungen von Wilhelm Backhaus. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung, Gebhardt & Wilisch. 1886.

Borinski. — Die Poetik der Renaissance und die Anfänge der litterarischen Kritik in Deutschland. Von Dr. Karl Borinski. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. 1886.

Colling. — Lieder des Harfenknaben. Von J. P. Colling. Luxemburg, Peter Brück. 1886.

Degen. — Graf Ostnsky. Roman aus der Gesellschaft von Alexander von Degen. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1886.

Die deutsche Malerei der Gegenwart auf der Jubiläums-Ausstellung der Kgl. Academie der Künste zu Berlin 1886. Photogravure-Ausgabe mit begleitendem Text von Ludwig Pietsch. 1. Lfg. München, Franz Hanfstängl. 1886.

Die Nordseebäder auf Sylt, Westerland, Marienlust und Wenningstedt. Zweite Auflage. Westerland auf Sylt, Verlag der Bade-Direction.

Diederichs. — Unsere Selbst- und Schmelzlaute (auch die englischen) in neuem Lichte. Oder Dehnung und Brechung als solche und letztere als Verrätherin alltäglicher, vorzeitlicher und vorgeschichtlicher Wortwandlungen. Von August Diederichs. Strassburg, In Commission bei Karl J. Trübner. 1886.

Ducros. — Henri Heine et son temps. 1799—1827. Par Louis Ducros. Denxième édition. Paris, Firmin-Didot & Cie.

Dyes. — Die Krankheiten der Athmungsorgane und deren Heilung. Von Dr. Aug. Dyes. Berlin, A. Zimmer. 1886.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. II. Jahrgang. Band 21: Ihr ärgster Feind. Von Mrs. Alexander. Erster Band. Stuttgart, J. Engelhorn.

Erinnerungsblätter an Josef Victor von Scheffel. Zum Trauercommerse am 13. Mai 1886 herausgegeben von der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. Prag, Selbstverlag der Lese- und Redehalle der deutschen Studenten in Prag. 1886.

Falckenberg. — Geschichte der neueren Philosophie von Nikolaus von Rues bis zur Gegenwart. Im Grundriss dargestellt von Dr. Richard Falckenberg. Leipzig, Veit & Co. 1886.

Felix. — Der Einfluss der Sitten und Gebräuche auf die Entwicklung des Eigenthums. Von Ludwig Felix. Leipzig, Duncker & Humblot. 1886.

Felix. — Der Einfluss der Natur auf die Entwicklung des Eigenthums. Von Ludwig Felix. Leipzig, Duncker & Humblot. 1886.

Felix. — Moskau. Schauspiel in fünf Aufzügen von Gustav Felix. Berlin, L. Steinthal's Buchhandl. 1886.

Friedlor. — Der Liebe Fluch. Tragödie in fünf Acten von August von Friedlor. Berlin und Leipzig, Oscar Parrisius. 1886.

Friedrich der Große. Denkwürdigkeiten seines Lebens nach seinen Schriften, seinem Briefwechsel und den Berichten seiner Zeitgenossen. 2 Bde. Leipzig, Fr. W. Grunow. 1886.

Gothein. — Die Culturentwicklung Süd-Italiens in Einzel-Darstellungen von Eberhard Gothein. Breslau, Wilhelm Koebner. 1886.

Grabowsky. — Die Bestimmung des Menschen. Ein Mahnruf zur Wiedererweckung idealen Strebens. Von Norbert Grabowsky. Berlin, Carl Duncker's Verlag. 1886.

Grand-Carteret. — Raphaël et Gambrinus ou l'Art dans la Brasserie. Par John Grand-Carteret. Paris, Louis Westhauser. 1886.

Hardy. — The wind of destiny. By Arthur Sherburne Hardy. Poston and New-York, Houghton, Mifflin and Co. 1886.

Hardy. — The wind of destiny. By Arthur Sherburne Hardy. 2 vols. London, Macmillan and Co. 1886.

Heiberg. — Schriften. I. Bd.: Ernsthafte Geschichten. II. Bd.: Ausgetobt. III. Bd.: Die goldene Schlange. IV. Bd.: Novellen. V. Bd.: Novellen. Neue Folge. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1886.

Hörschelmann. — Kulturgeschichtlicher Cicerone für Italien-Reisende. Von E. von Hörschelmann. Erster Band: Das Zeitalter der Früh-Renaissance in Italien. Berlin, Friedrich Luckhardt. 1886.

Hübner. — Otto Hübner's Statistische Tafel aller Länder der Erde. 35. Auflage für 1886. Herausgegeben von Dr. Fr. von Juraschek. Frankfurt a. M., Wilhelm Rommel. 1886.

Irrgang. — Pelopidas. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Georg Irrgang. Leipzig, Oswald Mutze.

Kurtz. — Tierbeobachtung und Tierliebhaberei der alten Griechen. Vortrag von Eduard Kurtz. Leipzig, August Neumann's Verlag, Fr. Lucas. 1886.

Le canzoniere autographe de Petrarque. Communication faite à l'Academie des Inscriptions et Belles-Lettres. Par Pierre de Nolhac. Paris, C. Klincksieck. 1886.

Lord Byron's Marino Faliero. Für das Herzoglich Sachsen-Meiningen'sche Hoftheater übersetzt und bearbeitet von A. Fitger. Oldenburg, Schulze'sche Hofbuchhandlung. 1886.

Luckner. — Ich und Nicht-Ich. Von Mathilde Gräfin Luckner. Leipzig, Eugen Petersen. 1886.

Meyer's Konversations-Lexikon. Vierte Auflage. Vierter Band. China — Distanz. Mit 27 Illustrationsbeilagen und 208 Abbildungen im Text. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1886.

Michaelis. — Magen und Lunge in ihren eigenartigen Erkrankungen und gegenseitigen Beziehungen. In 85 Grundregeln nebst Tagesdiät von Dr. med. Michaelis. Die Pflege des erkrankten Magens. Theil III. Berlin, A. Zimmer.

Poll. — Allein. Von Carl Poll. Stuttgart, J. P. Metzler'sche Buchhandlung. 1886.

Reusch. — Aus deutschem Walde. Zwei Dichtungen von E. Reusch. Leipzig, Wilhelm Friedrich. 1886.

Rittershaus. — Buch der Leidenschaft. Von Emil Rittershaus. Zweite Auflage. Oldenburg, Schulze'sche Hof-Buchhandlung. (A. Schwartz.)

Rosengarten. — The German Soldier in the wars of the United States. By J. G. Rosengarten. Philadelphia. J. B. Lippincott-Company. 1886.

Roberts. — Unmusikalisch und Anderes von Alexander Baron von Roberts. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1886.

Ruff. — Illustrirtes Gesundheits-Lexicon. Ein populäres Handbuch zur Belehrung und Berathung für Jedermann in gesunden und kranken Tagen, mit besonderer Berücksichtigung der Gesundheitslehre und Krankenpflege in der Familie, Unterweisung zu den von Laien ausführbaren Hülfeleistungen, leichten Operationen, Behandlung von Verletzungen, Anlegen von Verbänden, Bandagen ꝛc., Bereitung von Hausmitteln und deren Anwendung ꝛc. bearbeitet von Dr. med. Josef Ruff. Mit 430 Abbildungen. Dritte Auflage. 1./2. Lfg. Straßburg, R. Schultz & Co. 1886.

Schiemann. — Historische Darstellungen und Archivalische Studien. Beiträge zur Baltischen Geschichte von Dr. Theodor Schiemann. Hamburg, Gebr. Behre. Mitau, E. Behre. 1886.

Stieler. — Aus Fremde und Heimat. Vermischte Aufsätze von K. Stieler. Stuttgart, Ad. Bonz & Co. 1886.

Stieler. — Durch Krieg zum Frieden. Stimmungsbilder aus den Jahren 1870—71 von Karl Stieler. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. Friedrich Ratzel. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1886.

Vischer. — Studien zur Kunstgeschichte von Robert Vischer. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. 1886.

Vrchlický. — Gedichte von Jaroslav Vrchlický. Autorisirte Uebersetzung von Edmund Grün. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe). 1886.

Zehender. — Literarische Abende für den Familienkreis. Biographische Vorträge über Dichter und Schriftsteller des neunzehnten Jahrhunderts begleitet von Proben aus ihren Werken. Von F. Zehender. II./III. Serie. Zürich, F. Schultheß. 1886.

Zeitschrift für die Geschichte der Juden in Deutschland. Herausgegeben von Professor Dr. Ludwig Geiger in Berlin. Band I. Heft 1. Braunschweig, C. A. Schwetschke & Sohn. 1886.

Zernin. — Erinnerungen an Dr. Josef Victor von Scheffel. Erlebtes und Erfahrenes von Gebhard Zernin. Darmstadt und Leipzig, Eduard Zernin. 1886.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: **Elwin Paetel** in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Leben.

Erzählung von **Marie von Olfers.**

Alt wie das Jahr,
Das immer neuen Lenz gebar.

Auf einem hohen Damm, welcher das Ufer eines breiten Stromes bildet, zwischen Haff und Meer, steht ein kleines Wirthshaus. Dichte Baumgruppen umgeben das zierliche Gebäude, reinliche weiße Wege bilden den Landungsplatz. Im Schilde führt es einen Seestern.

Früher gab es dort reges Leben, jedes Schiff, welches zur Stadt wollte, mußte hier seinen Lootsen erwarten. Unterdessen wurde im „Seestern" lustig geschmaucht, gespielt, getrunken. Fröhliche junge Wirthsleute verstanden, es Jedem behaglich zu machen. Nirgends gab es besseres Bier, besseren Branntwein und besseres Essen; manche Delicatesse, wie sie kein Feinschmecker verachtet, kam durch die Schiffahrt in dies bevorzugte Eckchen.

Aber Alles ändert sich auf Erden. Das lustige Pärchen wurde alt und die Welt ganz neu. Neu beleuchtet, neu befahren, neu genossen und bearbeitet. Aus der Stadt kamen Schlepper und schleppten die mächtigen Dampfer stolz an dem verlassenen Wirthshäuschen vorbei; was dahinter lag, versank in eine stille Wieseneinsamkeit, ohne Pfad, unterbrochen von Wasserläufen, welche zu einem schilfumstandenen See führten, der, von Wenigen gekannt, im Besitz schien von allerlei Gethier, Möven, wilden Enten, Seeschwalben, die dort nisteten, und mit lautem Gekreisch ungestört ihr Wesen trieben. Köstliche Wasserblumen, ein Urwald von Grün schloß ihn mit lebendiger Mauer ein.

Der alte Borsch genoß diese behagliche Stille nach bewegter Zeit; er hatte redlich gearbeitet und ihm genügte, was er erwarb. Aus dem jungen fröhlichen Menschen war ein zufriedener, freundlicher Greis geworden, dessen faltiges Gesicht, rosig wie ein gutbewahrter Winterapfel, die Quintessenz aller Jahreszeiten zu vereinigen schien. Mutter Bärbe, seine Frau, ein gutes Seitenstück zu ihm, nur daß sie rundlicher, weicher geblieben, nirgends Ecken, an denen man sich stoßen konnte, ihre Augen, Zwillingssterne der seinen, eben so licht und klar, als da sich diese glücklichen Seelen zum ersten Mal durch solche helle Fenster die Welt beguckt hatten. Natürlich gefiel sie ihnen.

Borsch war der Sohn eines Dorfschulmeisters aus Haffstrom, Fluß und Meer wurden seine Heimath. In einer Art Amphibienleben wuchs er auf, wußte schon als Knabe Bescheid mit dem ganzen Handwerkszeug der Schiffer und Fischer, während auf der anderen Seite der Vater ihn mit einer merkwürdigen Menge Gelehrsamkeit fütterte. Er schickte ihn in die Stadt. Ein großes Handlungshaus nahm ihn auf, freilich nur als Hausknecht. Seine Geschicklichkeit, seine Klugheit machten ihn aber bald zu einem Factotum, welches weit über diese Stellung hinaus ragte. Sie tauften ihn den Weltweisen und begriffen nicht, weshalb er bei solcher Begabung niedre Dienste that.

Er wußte es recht gut. In diesem Hause diente seine Bärbe als Magd, so paßten sie zu einander. Ehrgeizig war er nun einmal ebenso wenig als sie; sobald sie zu leben hatten, wollten sie sich heirathen, dann blieb ihm nur noch ein Wunsch: zurück in die Heimath, aus all' dem Getriebe und Gewirre zurück zu Haff und Meer. Ein stilles Leben wollte er führen zwischen Wiese und Wasser, über sich den blauen Himmel, oder auch den sturmbewegten, immer aber einen weiten Horizont und Arbeit in freier Luft. Sein Herr, der ihn liebte und verstand, schaffte ihm das Amt eines Wiesenwarts und Anzünders der Haffleuchte. Damit war die Wirthschaft des „Seesterns" verbunden. Wer das stille stetige Licht der Leuchte im Dunkel jeden Abend aufsteigen sah, ahnte oft nicht, unter welchen Stürmen es manches Mal erreicht wurde, in den Lenz- und Herbststorkanen, wo Scholle auf Scholle sich zu Eisbergen thürmt, oder keuchend hinabfährt mit dem wildgewordenen Strom, den neue Lebenskraft erfüllt.

Dort ward ihnen ein Sohn geboren, begabt wie der Vater, aber voller Ehrgeiz, nach Außen gewandt, entschlossen die Höhen zu nehmen, die der Alte verschmäht hatte. Alle Aussichten waren günstig. Auch er kam als Knabe in die Stadt, in dasselbe Handlungshaus, welches für Borsch so segensreich geworden. Schnell stieg er auf, ein Liebling des alternden Herrn, eigentlich ein Liebling Aller durch sein frisches keckes Wesen, sehr bald die Dienste verachtend, die sein Vater dort geleistet, den großen Herrn spielend, welche Rolle ihm merkwürdig gelang wie Alles, was er anfing.

Erst kamen glänzende Nachrichten; das Dorf fing an, stolz auf ihn zu sein, Mutter Barbe voran. Nur der alte Borsch ging kopfschüttelnd herum und wollte von all' der Herrlichkeit nicht viel hören. „Der Junge versteht nicht zu leben," sagte er, „das geht viel zu schnell."

Eine ganze Weile stieg der junge Mann wie ein Stern; dann kam der Fall, dem eine so finstere Nacht folgte, daß Keiner mehr wagte, seinen Namen vor den Eltern zu nennen. Man munkelte und klatschte im Dorf, nannte fehlende Summen, sprach von Spiel und liederlichem Leben; genau wußte Keiner, was in der Stadt vorgegangen, nur daß Abends spät im Beisein des alten Borsch Einer an der Kirchhofsmauer verscharrt sei.

„Gut, daß er todt ist, und daß nichts lebt, was an ihn erinnert," sagten die Leute.

Aber es lebte doch noch Etwas, und etwas recht Unbequemes, ein Jammerbild von Kind.

Die Mutter starb bei seiner Geburt, der Sohn empfahl es mit flehentlicher Bitte den alten Borschs.

„Ich hätte es gern mitgenommen in den Tod," schrieb er, „aber ich hatte nicht den Muth; habt Mitleid! Was kann es dafür, daß es lebt!"

Frau Barbe nahm das Päckchen in Windeln und säuberte und pflegte und fütterte so geduldig, daß sich zu Aller Erstaunen aus dem elenden Dingelchen ein wahrer Coloß von einem Jungen entfaltete, welchen die Alte, freilich unter vielem Stöhnen, selig herum schleppte und stolz zeigte.

„Wenn das unser Hannes gesehen hätte; ach, warum lebt er nicht!" Sie sagten es nicht laut, das war zu schmerzlich, aber desto öfter in ihrem Herzen.

Mit einem resoluten Blick nahm der kleine Kerl Platz in der Häuslichkeit, nahm ohne Bedenken den größten Raum ein, beanspruchte gleich einem Herrscher Sklavendienste. Selbst der verwöhnte alte Spitz gab freiwillig seine Rechte ab und fing an, ihm den Hof zu machen.

Die Nachbarn tauften ihn wegen dieser Vergötterung den Fetisch, obgleich er Johannes hieß, wie sein Vater, dem er auf ein Haar glich. Er lachte, sobald er die Augen aufthat; seine zottlige Flachsperrücke spottete mit ihrem Wachsthum jeder Ordnung, seine lebensfrohen Blicke erklärten die Welt für das schönste Luftrevier, in dem er entschlossen war, einen hervorragenden Platz einzunehmen.

Vater Borsch lächelte und freute sich über diese fragliche Existenz, welche mit solch einer Ueberfülle von Lebensmuth ausgestattet war.

„Recht so, mein Sohn," sagte er, „fang' die Geschichte tüchtig an, es gehört Muth dazu; besser als mancher Reiche bist Du am Ende daran, gesund an Leib und Seel' wie Wenige."

Vor jeder neuen Entwicklung ihres Lieblings standen sie entzückt; wie er anfing, mit den rosigen Fingerchen zu greifen, mit den blanken Zähnchen zu beißen.

„Als ob Sie das nicht oft genug gesehen hätten, Mutter Barbe," sagten die Leute.

„Leben bleibt ein heiliges Wunder," antwortete sie, „und wer seine Entfaltung sieht, muß immer wieder staunend davor stehen."

Eine neue Atmosphäre kam mit dem Kinde in ihr Haus. Selbst der alte Spitz wurde wieder jung, reckte seine rheumatischen Glieder und versuchte sich in Luftsprüngen. Die Wände hallten wider von Lachen und Jauchzen. Tausend vergessene Lustbarkeiten tauchten auf. Jede Jahreszeit wurde ausgenutzt. In dem Kleinen genossen die Alten ihre eigene Kindheit von Neuem, hatten eine Zukunft, ein Etwas, für das sie leben konnten, eingereiht in die ewige Kette, die sich die Hand gibt von Anbeginn der Welt bis zur Unendlichkeit, in eine Liebe, die Alles verbindet.

„Leben ist Segen!" sagte oft Vater Borsch.

Alljährlich, wenn das Heu geerntet wurde, kam der Inspector des Gutes, zu welchem der „Seestern" gehörte, über den Fluß mit seinen Leuten. Er aß und trank im Wirthshaus. Das war der Carneval des „Seesterns". Der Inspector erzählte von der Stadt, von all' den neuen Erfindungen. Das Interessanteste blieb den alten Leuten der Bericht über ihre neue Gutsherrschaft. Vor einem Jahr hatte es der Sohn von Borsch's erstem Herrn gekauft. Ein paar Jahre

jünger als der seine, hatte er ihn als Knaben gesehen, einen schönen, lustigen Jungen, den Kopf voller Tollheiten.

Heut', an einem heißen Sommertag, der in voller Glorie ausathmete, saßen die Alten mit dem jungen Mann plaudernd im Vorbau. Zu ihren Füßen der lichte Strom, bedeckt von Schiffen. Die schlanken Masten zeichneten sich scharf auf goldnem Grund und ihre Segel, sonnedurchglüht, schwebten sich spiegelnd über die klare Fluth, welche funkelte, als lägen Schätze in ihren dunklen Tiefen.

Die letzte Fuhre, hochbeladen mit duftigem Heu, setzte über, oben darauf lagen Mägde und Knechte, jauchzend, jubilirend, Viele bekränzt, Alle von den glänzenden Abendlichtern wie mit Kronen geschmückt.

„Welch' eine herrliche Ernte! Welch' ein Reichthum!" rief Vater Borsch.

„Leider nichts für den Besitzer," entgegnete der Inspector, „dem gehört nichts mehr davon. Der junge Herr wird wohl das Längste dort gewirthschaftet haben; Alles verpfändet, Alles verschuldet, morgen bricht die Geschichte zusammen, ein Wunder, daß sie bis heut' gehalten hat. Ich habe schon eine andere Stelle."

„Wie ist das möglich," rief Mutter Borsch erschreckt; „und das große Handlungshaus?"

„Fallirte. Dergleichen kommt oft über Nacht — ein böser Bankerott."

„Solch' eine solide Firma!" jammerte die Alte.

„Solide? Dies Wort paßte schon lange nicht mehr."

„Freilich, man munkelte allerlei; ich glaubte nur nicht, daß solch' ein Fall möglich wäre," meinte Vater Borsch.

„Wenn das die braven Eltern erlebt hätten," seufzte die Alte, bemüht, die dicke Person des Fetisch's vor einem Sturz in den Fluß zu bewahren, den er mit aller Gewalt seiner kleinen Fäuste durchsetzen wollte.

„Wenn sie lebten, wäre Alles anders gekommen," fiel Vater Borsch ein, „das größte Unglück war ihr Tod. Der Bursch kam zu früh an die Reihe; Jugend geht grausam leichtsinnig um mit dem eigenen Schicksal, verspielt's oft in einer Nacht."

„Viel länger hat es hier wirklich nicht vorgehalten; es ist Alles verloren. Nun, wie gewonnen, so zerronnen! Die Vermögen schießen auf als wären's Pilze, und vergehen auch wie solch' Zeug," bemerkte der Inspector.

„Dieser Reichthum war andrer Art!" rief der Alte; „Pfennig auf Pfennig ehrlich erworben. Ich weiß es, ich war dabei. Getheilt mit Denen, die halfen, eine Wohlthat für Alle, ein Schatz für die Armen, nie gegeizt, aber auch nie verthan."

„Zu Eurer Zeit mag es so ausgesehen haben, Vater Borsch, nachher ging's desto toller; man erzählt Wunder davon. Austern und Champagner wurden Hausmannskost. Die Welt meinte, der Sohn gäbe fröhlichere Feste, als der altmodische Knicker."

„Fröhlichere Feste!" sagte verächtlich der Alte; „ich habe keine Freude dort gesehn. Widerlich war's. Man machte die Nacht zum Tag, und was ehrbar ist zum Spott. Dennoch glaubt' ich, es würde länger halten, oder der junge Herr merken, wohin dies Leben führe."

„Das weiß er lange," schloß der Inspector, indem er den letzten Schluck

nahm. „Wohnhaus, Ländereien, die ganze Geschichte da drüben ist längst dem Pächter verfallen. Wir denken Alle, die Herrschaft wird mit sich auch ein Ende machen, denn es bleibt ihnen nichts als das nackte Leben."

„Nichts!" sagte der Alte, „ist das nichts? So lang' Leben ist, so lang' ist Hoffnung. Ein Leben aus tüchtigem Stamm kann immer wieder aufs Neue grünen; wer weiß, ob nicht in magerem Boden besser als im fetten. Hannes, thu' den Stein aus dem Mund! Willst Du ersticken? 's ist grad, als ob sich die ganze Menschheit nach dem Leben trachtet und ist doch ihr herrlichster Schatz."

„Wenige wissen, was es werth ist, und noch seltener versteht ihn Einer zu heben wie die Wirthe vom Seestern," rief ihnen der Inspector auf dem Heimweg zu; „diese Leute gewiß nicht, sie haben nicht einmal Lust dazu!"

Eh' man weiß, was Leben sei,
Ist das Leben halb vorbei.

Auf dem Schloß sah es traurig aus; düster blickte der vornehme Bau auf seine verwilderte Umgebung, als fühle er seine Entwürdigung. Neben dieser verwitterten Pracht machte sich eine spießbürgerliche Ausnutzung breit. Kartoffeln, Kohl verdrängten die Zierpflanzen der Terrassen, welche noch hier und da kränkliche Schößlinge blieben. Der adlige Besitz war in letzter Zeit aus einer Hand in die andere gegangen; Mancher hatte Summen hinein gesteckt, um dann im letzten Augenblick seinen Kopf aus der Schlinge zu ziehen und einem Andern Platz zu machen.

„Es liegt am Besitz!" sagten die Leute, aber der alte Borsch blieb dabei, „ich kenne das Gut, es liegt am Besitzer." Mit großer Besorgniß sah er den Sohn seines früheren Herrn dort einziehen.

„Der geht in sein Verderben, will ernten, ohne zu säen, macht tollkühne Kopfsprünge in seichtem Wasser. Was ist doch die Jugend für eine gefahrvolle Zeit! Wenn das Alter noch helfen könnte! Aber wir sehn sie ihr Leben ruiniren, und doch führt keine Straße von uns zu ihnen, erst am Ende begegnet man sich wieder."

Das junge Paar, welches seit einem Jahr dort wohnte, hatte eine lustige Existenz hinter sich.

Reich, gesund, schön, ohne viel lästige Gedanken und hinderndes Gewissen, waren sie, toll dahinstürmend auf einer abschüssigen Bahn anscheinend harmloser Vergnügungen, beim Ruin ihrer selbst und ihres Vermögens angekommen, Creaturen, denen nichts übrig zu bleiben schien, als sich von dem Fest, an dem sie keinen Theil mehr hatten, hinwegzuschleichen.

Renat war auch fest dazu entschlossen.

„Was kommt auf die Zeit an, in der man sein Leben genießt?" sagte er; „mag es kurz sein. Ein Narr, der die bittre Hefe auf dem Grund trinkt, wenn er es hindern kann."

Aber die Hefe kam doch schneller, als er gedacht hatte. Ernüchtert stand er vor dem Abgrund, kränklich, verwöhnt, unwissend. Wäre er ein schlechter Mensch gewesen, er hätte sicher Mittel und Wege gefunden, sich auf Kosten

Anderer zu retten. Das fiel ihm gar nicht ein; wie zwei Schmetterlinge, die der Frost überrascht, flatterten sie an gefrornen Scheiben — sie, die keinen scharfen Luftzug vertrugen, dem härtesten Sturme ausgesetzt. Es war eben das Ende — weshalb sich wehren? Sterben muß zuletzt Jeder, Einer früher, Einer später. Zum Glück gab es, durch den Fortschritt der Wissenschaft, eine Menge angenehmer Todesarten. Schnell war man darüber hinweg, es galt nur das Leben fortzuwerfen. Nicht das Aufhören schien ihnen zu fürchten; zu fürchten vielmehr ein Dasein, wie es sie jetzt erwartete, ein Leben gleich einem täglichen Sterben; voll von Entbehrung, Misère und Widerwärtigkeit.

Der gestrige Sonnenglanz hatte sich in einen bösen, gewitterschweren Tag verwandelt. Zerrissene Wolken jagten über den Himmel, bald in Regengüssen zur Erde stürzend, bald Schloßen schleudernd zwischen wilden Blitzen.

Renat stand am Fenster. Eine fahle Bläße lag auf seinem Gesicht; die Augen, welche seine Mutter einst Sterne genannt, waren erloschen. Träg, unempfindlich, überblickte er den rasenden Kampf der Natur. Hier und da stiegen am Horizont Feuer auf. Immer drohender tobte das Wetter, dem sich schon die Schatten des Abends zugesellten. Auf dem Hofe liefen die Leute angstvoll hin und her, zogen das Vieh aus den Hütten, jammerten um ihr gefährdetes Dasein und Besitzthum, schleppten bald dies, bald jenes heraus in athemloser Hast und Verwirrung. Schon zweimal hatte der Blitz in der Nähe gezündet, die alte Pappel, die wie ein Hüter am Thor stand, lohte auf. Grüne Zweige stürzten, die Scheuer brannte, aus Feuergarben sprühte das Korn in die schwarze Nacht empor.

Renat sah auf dies Treiben verächtlich herab. Es waren elende Leute darunter, krank, arm, und vertheidigten doch das jammervolle Dasein mit einem Löwenmuth. War doch der Tod solch' ein leichtes Heilmittel gegen die böse Krankheit, die Leben heißt!

In der Tiefe des Zimmers lag ausgestreckt auf einem Ruhebett Renat's junge Frau. Eine kindliche, zerbrechliche Gestalt, das Gesichtchen schneeweiß, in tiefen Höhlen fieberglühende Augen. Sie sah, ohne es zu hindern, wie ein winziger Seidenspitz mit prächtigem Behang den kostbaren Besatz ihres weichen Gewandes erbarmungslos zerraufte.

Verschwendung war ihr Gewohnheit. Trotz des Sommermonats brannte Feuer im Kamin. Alte Papiere, dampfend, schwehlend, die letzten Spuren ihrer verlorenen Existenz. Verlöscht sollte Alles sein. An den Rändern der sengenden Blätter liefen die letzten Funken; nun war Alles aus.

Mit schwacher Stimme hub die junge Frau an: „Ist wirklich kein Ausweg? Bleibt uns nichts Anderes übrig, Renat; nichts als der Tod? Es überlief mich schon als Kind, wenn ich ihn nur nennen hörte, und heute sollen wir unserem Leben selbst ein Ende machen . . ."

„Wenn man mit dem fertig ist, wovon man lebt, braucht man nicht viel mehr selbst dazu zu thun."

„Weshalb also eingreifen, Renat?"

„Um der Noth vorauszukommen, der Schande. Freilich," fuhr er höhnisch fort, „wir könnten betteln gehen. Ich bei meinen sogenannten Freunden, Du

bei Deinem Quälgeist von Tante; wins'le vor ihrer Thür um das Leben, aus dem ich Dich damals befreite."

„Du weißt, daß sie mich lieber todt sehen würde, als mich arm über ihre Schwelle lassen; Du warst kalt gegen sie; ihre Hoffnung, an unserm Glanz Theil zu nehmen, haben wir arg getäuscht. Ich wollte, ich hätte noch diese Zuflucht; ich möchte leben, Renat, in meinem Alter fängt man erst recht an."

„Undankbare! Hast Du nicht ein herrliches Leben mit mir genossen? Alle Freuden standen Dir offen."

„Es war zu viel auf einmal," sagte sie mit kränklichem Widerwillen; „man überißt sich an Süßigkeiten und berauscht sich an Champagner."

„Hast Du es anders gewollt? Hast Du Dich nicht leidenschaftlicher als ich auf die Vergnügen gestürzt, die Du jetzt verachtest?"

„Ich war so verhungert nach Freude. Aber Freude fand ich auch dort nicht. Ach, Renat, ich möchte noch einmal rechte echte Freude erleben, wie sie zum Beispiel ein Kind hat um Weihnachten; unschuldige Freude, die nicht zu diesem Elend führt — mich dünkt, es sei dasselbe, dem Du mich entrissen, nur in anderm Gewand."

Vor ihrer Seele tauchte ihre Kindheit auf — verwahrlost, herumgestoßen, eine Waise, deren sich die einzige Verwandte schämte. Dann wegen ihrer Schönheit zu einer Art Flitterglanz mit Lumpen erhoben, neben sich Gemeinheit und Laster. —

Renat hatte sie daraus erlöst, eh' diese schlimme Atmosphäre in ihre Seele gedrungen. Sie war ein gutes, leichtsinniges, lustiges Kind. Wie dankbar war sie ihm damals, wie schwärmerisch liebte sie ihn!

Eine Zeit berauschender Herrlichkeit kam, eine sehr kurze, denn ihre zarte Gesundheit machte es ihr bald unmöglich, diese Art Glück zu genießen. Schmerzen folgten jeder Lustbarkeit, jeder Freude; das Licht der Feste, die endlosen Mahle, der Lärm, der Putz — Alles wurde ihren kranken Nerven zur Qual.

Elend, verlassen lag sie Wochen und Wochen im dunklen Zimmer, der künstliche Schlaf ihrer Nächte voll angstvoller Träume, gefolgt von doppelter Erschöpfung.

„Wie kannst Du an solchem Dasein hängen?" fragte Renat; „Dir gerade müßte es eine Erlösung sein, es zu verlassen."

„Wenn nur die Pforte nicht so geheimnißvoll und dunkel wäre! Ich fürchte mich! Ich fürchte mehr als Alles neue Schmerzen — Schmerzen, die vielleicht nie aufhören. Wer weiß, ob sie nicht ewig fortdauern!"

„Thoren sagen es! Siehst Du nicht überall das Ende? Vernichtung, Verwesung; sehen wir nicht davon viel mehr, als von ewiger Fortdauer?"

„O Renat! Die Klügsten sind oft blind! Und dann — wenn sie uns hinderten! Denke an den jungen Mann in Monaco; er glaubte es listig gemacht zu haben, und welchem qualvollen Dasein wurde er wieder geweiht!"

„Auf eine Kugel würde ich mich nicht verlassen, die Hand zittert leicht, ich kenne bessere Wege."

„Gift?" fing sie angstvoll an.

„Nenne es Schlafmittel. Wie oft nahmst Du Morphium und schliefst bis

zum Morgen; nun, etwas mehr, und Du schläfst, um nicht wieder zu erwachen, ist das so schrecklich?"

„Könnt' ich Dir glauben!" sagte sie zweifelnd; „wie viel hast Du gelobt, und nun . . ."

„Im Leben ist Manches schwer zu halten, der Tod ist ein treuerer Freund."

„Ach," seufzte sie, „wären wir nur gesund, gewiß, wir könnten noch glücklich sein. Wie wenig wußte ich, daß Gesundheit unser größter Reichthum war. Nur ein einzig Mal frisch aufathmen, ahnungslos im Gefühl wonniger Lebenskraft! Noch einmal mich wohlig zum Schlafen legen in Freuden auf den kommenden Tag, ein einzig Mal lachen aus Uebermuth, aus reiner Lust am Dasein! Renat, ich glaube, dann hätte ich mehr Muth zum Sterben als jetzt; es ist so elend, ohne Glück in dies jämmerliche Grab zu kriechen."

„Wo wir stehn, frägt man nicht mehr nach Glück, nach Freude; übrigens eine Secunde, und der Glücklichste ist dem Unglücklichsten gleich. Wenn Du meiner Kunst nicht traust, soll Dussi voraus gehn, um Dir zu zeigen, wie sanft dieser Tod ist."

Er griff nach dem Hund, der sich angstvoll in ihre Falten flüchtete.

Sie deckte das Thier zitternd. „Das könntest Du? Solch ein frisches, kräftiges Leben vernichten? Dussi braucht nicht zu sterben. Dussi ist gesund, ist schön, der Pächter wird ihn nur zu gern behalten."

„Meinethalb; bleib' leben. Was mich trieb, war Mitleid. Ich bin entschlossen, ein Ende zu machen."

Er trat wieder an das Fenster. Draußen hatte die Verwirrung immer zugenommen; trotz aller Bemühungen der Leute griff das Feuer um sich, die Spritzen versagten; immer mehr Gebäude brannten. Als er noch so hinstarrte, ergriff das gefräßige Element ein neues Opfer. Der Funkenregen hatte das Schloßdach entzündet.

Züngelnd krochen die Flammen beutegierig durch Sparren und Holzwerk, verbanden und flohen sich, bis sie endlich in einem lohenden Gluthmeer zusammen flossen. Rauch füllte alle Räume, erstickender Qualm.

Die junge Frau fuhr entsetzt auf, hing sich an Renat. „Luft! Luft! Rette mich!"

Ihn selbst erfaßte eine wilde Lust, sich zu wehren; an sein Ohr drang immer von Neuem der Ruf: „Rette mich! Rette mich, ich will nicht sterben!"

Instinctiv suchte er den Ausgang mit ihr zu erreichen, floh über Trümmer durch Flammen und Rauch, hinter ihnen, vor ihnen stürzten die Balken. Der Tod sah hier anders aus, als er ihn ihr geschildert.

„Rette mich! Rette mich!" schrie sie, ihn fest umklammernd, „rette mich vor solchem Ende! Ich will nicht sterben."

Wer durch die Thore des Vergnügens zum Glück eingeht,
Kommt meist durch die Pforte des Schmerzes wieder heraus.

Es brannte die ganze Nacht. Erst am Morgen legten sich die Flammen. Schwarz und geborsten standen öde Mauern in der leuchtenden Sonne, die über ihnen aufging. Jeder hatte in dieser Zerstörung, so viel er konnte, von dem

Seinen geborgen. An die Herrschaft dachte Niemand. Herrschaft! Dies war keine. Hergelaufene Faullenzer, deren Hab' und Gut den Gläubigern gehörte, denen nichts blieb, auch ohne den Brand, als die Kleider, die sie auf dem Leibe hatten.

Für sie wäre es ein Glück gewesen, begraben unter den Trümmern zu liegen. Am Morgen wurde nach ihnen geforscht, gesucht, aber man fand keine Spur von ihnen. Der alte Borsch, der die Untersuchung leitete, ging betrübt umher. Als er den Feuerschein sah, war er mit dem Kahn herüber gekommen. Für seine Person machte der Wechsel des Besitzers keinen Unterschied, man konnte ihn nicht entbehren. Der Pächter hatte es ihm schon durch den Inspector sagen lassen.

Der alte Mann stand inmitten der Leute und erzählte von dem alten Handlungshaus, dessen Reichthümer ihm unerschöpflich geschienen und die der Sohn in so kurzer Frist zerstreut hatte — der Sohn, auf den sie lange gewartet, und der, als er ihnen endlich in später Stunde geschenkt wurde, den Reichen die Krone ihres Glücks dünkte.

„Seine Frau Mutter hätte den Burschen besser erziehen müssen," meinte die Pächterin, stolz auf ihre wohlgerathenen fünf Buben, die sie in militärischer Ordnung hielt; „aber dergleichen wird für etwas Apartes gehalten und wird es denn auch, nämlich etwas apart Schlechtes."

„Laßt gut sein, Frau Berner; einen Burschen erzieht das Leben — solch' ein Kind bekommt von vornherein eine falsche Ansicht von der Welt. Lohn ohne Verdienst, Rechte ohne Pflichten, Genuß ohne Arbeit."

„Nun, da wollte ich ihm doch die Augen öffnen!" rief die Pächterin.

„Ja, wenn das ginge; überall guckt der gleißende Boden hervor mit seinem verführerischen Gefunkel. Jeder zeigt unwillkürlich darauf, die Freunde, die Leute, die ganze Umgebung, überall Verlockung, überall Versuchung, geblendet, wer in die Nähe kommt. Auch waren die Eltern nicht mehr jung, als er in die wilden Jahre kam."

„Desto vernünftiger und strenger hätten sie sein müssen," dabei blieb Frau Berner.

Aber Vater Borsch meinte kopfschüttelnd: „Man wird kurzsichtig, denkt, das Alter könne nicht beurtheilen, was der Jugend frommt, hält wilde Schößlinge für Fruchtzweige."

„Die Heirath mit der leichtsinnigen kleinen Person vom Vorstadttheater hätten sie wenigstens nicht zugeben dürfen."

„Sie war noch nicht die Schlimmste, von Herzen freundlich, nur unvernünftig wie ein Kind."

„Kinder können den größten Schaden machen," schloß die Pächterin; „mir ist es ganz lieb, daß ich und mein Mann sie los sind."

Die junge Frau, von der sie sprachen, war bei ihrer Heirath das liebreizendste Menschenkind gewesen, das man sich denken konnte; kein Wunder, wenn ein Mann wie Renat die Hände nach ihr ausstreckte, um auch das noch zu besitzen, diese köstliche Blume, welche freilich zwischen argem Geröll stand. Als die rechtschaffenen Eltern davon hörten, waren sie die Ersten, die darauf bestanden, daß

die junge Braut auf das Ehrbarste in das Haus aufgenommen würde. Ehe sie aber Einfluß auf sie gewinnen konnten, starben Beide kurz nacheinander.

Nun kam das leichtsinnige Paar gleich in den Besitz eines mächtigen Vermögens.

Die kleine Schönheit, aufgewachsen bei einem alten Drachen von Tante, der sie ein Dorn im Auge war und die ihr jeden Bissen beneidete, den sie in den Mund steckte, wurde sofort berauscht von dem Zauber, welcher ihr die Pforten solcher Herrlichkeit öffnete. Renat entführte sie, noch eh' sie auf den Brettern erschienen war, für die sie ein bedenklicher Unternehmer eingefangen.

Schönheit ist ebenso gefährlich für die Jugend wie Reichthum.

Glücklicher Weise versetzte Renat seine junge Frau in etwas gesundere Luft. Eine Fluth ungeahnter Genüsse drang aber auch hier auf sie ein, überströmte sonnengleich ihre bis dahin graue Existenz, ohne ihr Herz zu füllen, welches eng blieb, dürftig im Reichthum, wie früher in der Armuth. Sie hatten keine Freunde gewonnen, keine Dankbaren gemacht. Einsam auf der Höhe waren sie, wie jetzt in der Erniedrigung, ohne mitfühlende Seele, ohne Aussicht auf Hilfe ohne Rettung.

Während sich die Gläubiger um das Letzte rauften, saßen die Beiden entfernt vom Schloß, am Rande des Waldes in einer Schlucht. Eisige Morgenluft drang scharfeinschneidend bis in ihr innerstes Mark. Die junge Frau zitterte und ihre Zähne klapperten vor Frost. In dem zerrissenen verfärbten Spitzengewand barg sie das arg verbrannte Hündchen, welches jammervoll winselte.

Vor ihr stand jetzt Renat, umsonst bemüht, sie weiter zu schleppen. „Komm, hier können wir nicht bleiben, es wird Tag."

„Ich kann nicht!" wiederholte sie immerfort kläglich.

„Du kannst nicht? Du konntest doch laufen, als die Flammen hinter uns waren und mein Arm verletzt durch das Feuer."

„Die Angst gab mir Kraft, die Furcht vor solch' einem gräßlichen Tod!"

„Tod ist Tod," sagte er finster; „ohne Dich hätten wir es jetzt überstanden."

„Zum Sterben ist immer noch Zeit, Renat."

„Wenn sie uns fänden! Hier habe ich nicht die Mittel, die ich droben hatte."

„Uns sucht Keiner!" antwortete sie trostlos, „uns vermißt Keiner, uns liebt Keiner. Nur Du, Dussi!" und sie schmeichelte dem Hund, der trotz all' seiner Leiden versuchte, ihre Hand zu lecken.

„Wenn Du ihn lieb hast, gib ihm den Rest, es wäre die größte Barmherzigkeit heut'; jetzt ist er uns gleich, elend, hilflos, widerwärtig."

„Wir lieben uns auf andere Art, Renat," seufzte sie; „wir bemitleiden uns, wir trösten uns. Wie wir uns in allem Schlechten freuten, als wir uns wiederfanden! Nicht wahr, Dussi? Ich möchte ihn gesund pflegen."

„Du!" antwortete er bitter, „und bist selbst krank."

„Wir möchten nur leben . . . leben," flüsterte sie.

„Wenn Du dies Weiterkriechen so nennst, Happy!" Der Name, den er ihr in glücklichen Zeiten gegeben, klang heute sonderbar.

„Es könnte doch wieder besser werden, Renat, wenn wir nur jetzt eine Zuflucht fänden."

„Ich weiß eine, ich werde Dich hinbringen. Die alten Wirthsleute im Seestern sind den Eltern Geld schuldig gewesen; eine schlimme Schuld, sie werden gern etwas abtragen. Warum sollst Du nicht leben, wenn Du mit solchem Schicksal zufrieden bist?"

„Es sollen gute Leute sein," entgegnete sie kleinlaut, „ich möchte zu ihnen. Wer weiß, wenn Du erst dort bist — —"

„Das ist meine Sache," entgegnete er verächtlich; „meinen Weg werd' ich allein besser finden als mit Dir. Du mußt ein paar Schritte machen, um den Fluß zu erreichen, eile Dich, eh' es Tag wird."

Sie versuchte aufzustehen, aber brach wieder hilflos zusammen. Das Hündchen umschnoberte klagend seine Herrin, mit einem Fußstoß brachte ihn Renat zum Schweigen. Lebenslust in diesen Jammerbildern, welch ein Hohn! Kalt und bleiern schimmerte der Fluß durch die Zweige. Ob er sie verließe? Mitleidige Menschen würden sie wohl finden, und wenn sie ihn aus dem Wasser zögen, sich der Armen annehmen.

Er beugte sich zu ihr nieder; ein wunderbares Gefühl wiederkehrender Liebe hielt ihn zurück. Wie verändert sie war! Alt, trotz ihrer Jugend, Keiner könnte sie jetzt reizend finden, aus den Grübchen wurden Falten, die Fülle der Haare hing stumpf und schwer, gleich einer Last um die hohlen Wangen.

Aus dem Wasser tauchte in Purpurstrahlen eine mächtige Sonne auf. Golden und freundlich weckte sie ringsherum die Welt — die große Hymne der Creatur auf ihr Dasein begann.

Renat konnte nicht mit einstimmen.

Er hätte sich verstecken mögen, wie die Voreltern nach dem Sündenfall im Paradies. Eine unbeschreibliche Sehnsucht nach Erlösung, nach dem Schönen, Edlen erfaßte ihn. Ihm schien, diese Reinigung läge für ihn im Tod.

Da knisterte das Nadelholz und der alte Borsch trat aus dem Dickicht. Renat kannte ihn, er war ab und zu im „Seestern" gewesen.

„Ich suchte Sie, gnädiger Herr," hub er an; „Gott sei Dank, daß ich Sie fand."

„Du kommst zu rechter Zeit, Borsch; wenn sie noch zu retten ist, hilf ihr. Sie ist krank."

„Ich sehe, gnädiger Herr; es soll Alles geschehen, auch Ihre Hand muß verbunden werden, meine Alte versteht sich darauf."

„Ich, Borsch, ich brauch' nichts mehr."

Als der Schiffer Happy empor richtete, schlug sie die Augen auf. „Renat!" war ihr erstes Wort.

„Geh'!" sagte er, „Du kommst in ein gutes Haus und wirst besser als bei mir aufgehoben sein."

Aber sie reckte ihre Arme nach ihm aus, umklammerte seine Hand und rief: „Du kommst mit! Ich habe nichts auf der Welt als Dich."

„Thut ihr doch die Liebe, gnädiger Herr!" sagte der Alte und richtete seine klaren himmelblauen Augen fest auf ihn; „im Unglück muß man zusammenhalten, und Sie wissen am besten, daß mein Haus Ihr Haus ist."

Borsch trug sie in das Boot, welches am Ufer schwankte, umspielt von glänzenden Sonnenwellen.

Renat folgte, nur das Hündchen stand winselnd am Lande; endlich entschloß es sich, in das Wasser zu springen, aber man sah bald, es würde nicht durchkommen.

„Rette es! Rette es!“ bat die junge Frau.

Der Alte ergriff das Thier am zottligen Fell und warf es in den Kahn. „So viel an mir ist,“ sagte er, „soll keine lebendige Creatur umsonst umkommen, und wär' es auch nur ein krüppeliger Hund.“

„Was nutzt es, wenn ein Krüppel lebt?“ bemerkte Renat.

„Was es nutzt, gnädiger Herr? Es ist mir nie recht klar geworden, was nützlich, was unnütz ist. Manches, was sehr nützlich schien, war's doch am End' nicht. Leben aber, gnädiger Herr, ist Gottes Hauch, ist Segen direct von oben her.“

„Segen oder Unsegen, wie man's nimmt, Borsch; es kann scharf wie Gift sein.“

„Gift ist auch Arznei; nur gegen den Tod ist kein Kraut gewachsen. Kommt er, wohl Dem, der seine Rechnung mit ihm gemacht hat.“

Immer schöner entfaltete sich der Morgen. Möven und Seeschwalben umflatterten sie, über ihnen zogen mit helltönendem Klingen die Zugvögel, sich badend in der wundervollen Meerluft. Hier und da streifte Einer mit dem Fittich das Wasser, daß es silbern aufspritzte. Die warme Sonne durchdrang wie ein Lebensstrom Alles, auch die starren Glieder der jungen Frau.

„Wie schön hier die Welt ist! Wie weit, wie klar!“ rief sie; „in meinem dunklen Zimmer hatte ich ganz vergessen, wie herrlich es draußen ist. Wer mit solchem Morgen wieder neu werden könnte!“

„Wenn auch nicht ganz neu,“ meinte der Schiffer, „einen frischen Anstrich gibt solch ein Tag dem ältesten Boot; das morsche Gefährt steuert mit vollen Segeln vorwärts; ich weiß das an meinen alten Knochen.“

„Wenn das Schiff aber leck ist,“ sagte Renat, „geht es doch auf den Grund.“

„Freilich, wenn man's nicht flickt. Zugestopft muß Manches werden im Leben. Wer aber sein Schiff und sein Leben lieb hat, bringt es wohl mit Gottes Hilfe immer noch einmal zurecht.“

Als sie am zierlichen Steg anlegten, stand Mutter Barbe vor ihnen. Sie hatte oft nach ihrem Alten ausgesehen und ihr ahnte, wen er mit sich führte. Sie hatten ja Alles mit einander abgesprochen.

„Was wir ihnen thun, das thun wir unserm Sohn,“ sagte er, und sie nickte. „Gott helfe uns.“

Das Erste, was der jungen Frau in die Augen fiel, war der Fetisch, der starr vor Erstaunen über diese fremden Eindringlinge seine großen blauen Augen so weit aufriß, daß es aussah, als könne er sie nie wieder schließen. Eine Krone goldener Butterblumen zierte sein strubweliges Haupt. Auf der blumenreichen Wiese sah er aus wie der Beherrscher dieses glücklichen Landstrichs. Happy streckte ihre Arme nach dem Kleinen aus. Ein Kind! Ein Kind! — Sie hatte Kinder sich so sehr gewünscht, wie man sich ein Spielzeug wünscht; hatte sie doch nie eine Puppe gehabt.

Frau Barbe mußte ihn zu ihr herauf heben. Hannes wehrte sich kräftig

gegen diesen expreßten Liebesgruß; aber als sie betrübt von ihm abließ, reichte er ihr lächelnd, zerdrückt und ohne Stiel freilich, die schönste seiner goldnen Blumen.

„Ist das nicht ein Glückszeichen, Renat?"

„Möge es Dir eins sein, Happy! Frauen und Kinder finden das Glück leichter als unser Eins."

Die Seele soll am Boden schweben,
Wie lange noch?
Und soll sich nicht ins Licht erheben,
Wie lange noch?

Mutter Borsch hatte den Beiden ihr bestes Stübchen eingeräumt, das, wo immer Alles bereit stand für ideale Gäste, die stets erwartet wurden, aber nie kamen.

Die junge Frau lag jetzt acht Tage dort; sie erholte sich sichtlich, wenn sie auch erst wenige Schritte machen konnte. Wie köstlich war das Gefühl der Genesung! Schattige Bäume dufteten, blüthebeladen; balsamische Seeluft strömte herein, sanft die weißen Vorhänge hebend, daß sie flatterten wie Segel. Dussi, geheilt und doppelt übermüthig, schnalzte und schlürfte und stöhnte vor Genußsucht bei seiner Milch.

„Ich glaube, ich könnte hier wieder gesund werden, Renat!"

„Ich hoffe es, Happy. Die guten Alten verstehen sich auf die Pflege, und für Dich thäten sie, wer weiß was."

„Für Dich noch mehr, Renat; auch Du wirst hier genesen."

„Ja," antwortete er, „für meine Krankheit gibt es hier auch Mittel."

„Andere? bessere?" fuhr sie fort, ihm fragend in die Augen blickend, „die das Leben bringen, nicht den Tod?"

„Mittel, die mir Ruhe geben, Happy; ob es das Leben kann, will ich versuchen."

Renat nahm den alten Schiffer bei Seite, gab ihm eine Vollmacht und bat ihn, so weit als möglich die Sache drüben zu ordnen. „Meine arme Frau," sagte er, „kann ich nur Eurer Liebe empfehlen; aber ich weiß, die reicht aus."

„Das klingt ja wie ein Testament, gnädiger Herr."

„Und wenn es eins wäre, Borsch, könnten Sie es mir verdenken?"

„Gnädiger Herr," entgegnete der alte Mann, „ich will Ihnen etwas beichten, was bis jetzt noch nie über meine Lippen kam. Sie wissen die schlimme Geschichte, damals mit meinem Hannes. Es hieß, er sei verunglückt; ich ließ die Leute dabei. Mein Sohn hat sich selbst das Leben genommen; er hat den göttlichen Funken in sich erstickt, weil es ihm unbequem war. Freilich Grund genug für Manchen, den es wohl brennen mag wie höllisch Feuer."

„War nicht sein Tod auch für Euch eine Erlösung? Was sollte daraus werden? Kummer und immer noch mehr Elend!"

„Mehr Elend! — das war unmöglich. Feig stahl er sich hinweg und ließ uns die Schande. Ihr großmüthiger Vater deckte das Deficit, den Flecken konnte er nicht decken; solche Flecken kann höchstens ein langes braves Leben ausmerzen."

„Ich denke der Tod noch besser; der sühnt Alles. Wie kann man solchen Unglücklichen zürnen! Sein Bild wird in der Erinnerung wieder klar und friedlich."

„Meinen Sie, junger Herr? Ich denke anders; es war im März, da zogen sie ihn heraus. Er hatte schon eine Weile im Wasser gelegen, als man ihn fand. Als Erkennungszeichen diente die Uhr, die wir mit so vielen Opfern gekauft, als er ein feiner Herr in der Stadt wurde; dann sollte ich sehn, ob er es wirklich wäre. Diese schlammige verwesende Masse mein Sohn, mein Hannes, den ich verlassen frisch, derb, rothwangig wie das Leben. Gnädiger Herr, Gott verzeih' mir die Sünde; ich wandte mich mit Ekel von meinem Kinde hinweg. Er bestahl nicht nur seinen Prinzipal, er bestahl auch mich, uns, stahl unser Mitleid, unsre Liebe; wenn ich an ihn denke, graut mir; vor meiner Seele steht er, ein Gegenstand der Verachtung, des Abscheus. Aber ich will nicht an ihn denken; er soll todt sein, wirklich todt, nicht wie die Geliebten, die wir lebendig im Herzen tragen, ob sie auch lange in der Erde liegen. Lassen Sie sich meinen Jungen eine Warnung sein, gnädiger Herr."

„Mich wird Niemand vermissen, Borsch, wie Ihr den Hannes vermißt; meine Frau ist weit besser daran ohne mich. Ich kann nicht ertragen, auf Gnade zu leben."

„Leben wir nicht Alle von der Gnade? Aber Sie haben ja ein Recht hier zu wohnen. Verzeihen Sie einem alten Mann, der Sie auf dem Arm getragen, wenn er Ihnen einen guten Rath geben möchte. Warten Sie, gnädiger Herr, das verworrenste Garn hat die Zeit oft entwirrt und die trübste Aussicht sich erhellt; haben wir aber den Faden selbst zerrissen, dann ist keine Sonne und kein Trost mehr auf Erden — ob drüben, wer weiß!"

„Du bist ein treuer Freund, Borsch; ich will es versuchen."

Bald kamen bessere Tage, in denen die junge Frau Stunden lang unten im Gärtchen saß, neben ihr Hannes, den Dussi mit eifersüchtigen Augen betrachtete. Es war eine Art Kampf um ihre Liebe, der ihr wohl that. Der Seidenspitz knurrte jedes Mal, wenn sie das Kind auf den Schoß nahm. In ihren glänzendsten Tagen hatte ihr keine Eroberung so viel Freude gemacht, als die dieses kleinen Wilden. Wie fest schlang er die dicken Aermchen um ihren Hals und küßte so kräftig, daß sie die blanken Zähnchen fühlte. Meist that er es nur, um Dussi zu ärgern; denn er war kein Freund von Zärtlichkeiten.

Um sie her blühte Alles, Geranien, Stechrosen, Sonnenblumen, ein fröhliches buntes Durcheinander. Dazwischen schwärmten farbige Schmetterlinge. Vom Hofthor tönte das Geschnatter des Geflügels, Scharen wilder und zahmer Enten plätscherten im Haff.

„Lustiger kann es doch nirgends sein," sagte sie, das jauchzende Kind in die Höhe hebend. „Was fehlt uns, Renat?"

„Dir wohl nichts, Happy; mir aber Alles — die Liebe zum Leben; ich kann und darf keine Freude mehr haben, nie und nirgends."

„Du bist krank, kränker als ich," flüsterte sie, ihn traurig anblickend; „was könnte Dich nur gesund machen!"

„Arbeit vielleicht, wenn ich sie bekäme."

Er kam immer seltner in das Gärtchen, wo die Zwei sich vergnügten; ruhelos trieb er sich umher. Immer drückender wurde ihm, der gewohnt war, mit vollen Händen auszustreuen, das Almosen der alten Leute; er nannte es nie anders und sah nur zu gut, wie schwer es ihnen wurde, die Kosten, die sie machten, aufzubringen. Die Wirthschaft des „Seesterns" brachte zu wenig; selten kamen Gäste, immer nur auf kurze Stunden.

Schon mehrmals war Renat, Arbeit suchend, in der Stadt gewesen; tiefe Demüthigungen hatte er erfahren. Thüren, die ihm sonst weit offen gestanden, schlossen sich. Bekannte aus guter Zeit kannten ihn nicht in der schlechten. Niemand brauchte ihn, Niemand wollte ihn. Er konnte es ihnen nicht einmal verdenken; wozu taugte er? Niedergeschlagen kehrte er zurück.

Das Geld zu diesen Fahrten mußte er vom alten Borsch erbitten; erst versuchte er zu gehen, aber es gelang nicht, auf halbem Wege blieb er liegen, mitleidige Fuhrleute brachten ihn nach Haus.

Elend kroch er eine Weile in den Straßen herum, in welchen er sonst so stolz gefahren. Wenn ihn die Wagen bespritzten, fühlte er jeden Fleck als Schande; scheu wich er den Frohen aus. Vor seinem Vaterhause stand er lange, sah stumpf und trostlos zu den Fenstern hinauf und faßte es kaum, daß er es wäre. Alles schien ihn zu stoßen, zu verletzen im fieberhaften Treiben der Großstadt. Sie liefen, Jeder nach seinem Ziel. Er wußte auch eins. Für ihn war kein Platz mehr auf diesem überfüllten, gedrängten Markt des Lebens, wo sie von früh an lauern, um sich bei erster Gelegenheit in die kleinste Lücke zu schieben.

An einem lichten Herbstabend kam er wieder von einer dieser jammervollen Wanderungen zurück. Zum letzten Mal. Es war genug. Er ging zu Fuß, nur für den Hinweg hatte das Geld gereicht. Sein schäbiger Rock, allem Wetter ausgesetzt, hielt grade noch zusammen; als ein Dorn ihm einen Riß machte, dachte er, auch das ist ein Zeichen.

Es war schon ganz dunkel geworden; der Weg führte beim Kirchhof vorbei, der nicht fern vom „Seestern" lag, seine Eltern waren dort begraben; sie hatten sich die Stelle selbst ausgesucht, als sie einmal draußen bei den alten Leuten gewesen. Der Friedhof lag schön und still; hoch auf grünem Abhang, mit dem Blick nach dem klaren Fluß. Renat stand lange und sah, wie mit lichtem Segel hier und da ein Boot dahin glitt, als wär' es eine Seele auf der Reise nach besseren Gefilden. Hier war seine Ruhestätte; sein Platz blieb frei, dicht neben Vater und Mutter.

„Ihr werdet mir nicht zürnen," dachte er, „daß ich mich zu Euch dränge vor der Zeit; ich komme heim; mein Weg war kürzer als der Eure, was thut's, ist nicht das Ende gleich? Werd' ich nicht neben Euch, unter der grünen Decke, eben so ruhig schlafen als Ihr, eben so süß?"

Das weiße Kreuz leuchtete im fahlen Lichte eines trüben Mondes. Er trat heran; da sah er einen Mann vor den Gräbern stehen, den Hut tief in das Gesicht gedrückt, die Hände ineinander gefaltet.

Bei dem Knistern der Blätter fuhr er schreckhaft zusammen, sah sich scheu um, und als er Renat's ansichtig wurde, tauchte er hastig in die Finsterniß der

Tannen und verschwand zwischen den Gebüschen, die den Abhang deckten; auf dem Hügel aber lag eine Rose.

Es war als ob sie reden könnte, sie sagte:

„Was willst du hier? Hier wirst du nicht schlafen wie diese, deren Leben Segen war, denen über den Tod hinaus Rosen blühn, von liebender dankbarer Hand gepflückt. Hier ist kein Platz für dich; deiner wartet eine ganz andere Stelle. Hinweg mit dir, und störe ihren heiligen Frieden nicht; mögen sie nie erfahren, wie du das Leben, das sie dir schenkten, gebraucht und geendet."

Die Stille dort oben bedrückte ihn, es war, als wäre die Natur mit denen unter den grünen Hügeln entschlafen, die Lichter der Stadt bildeten einen Glorienschein um sie her. Ruhe nach der Arbeit, wie er sie nicht fordern durfte, erfüllte die Stätte.

Sein Herz pochte wild, das Blut hämmerte gegen seine Schläfen, er floh wie gejagt; hier war kein Trost für ihn zu finden.

„Ich nehme Abschied," sagte er; „nicht neben Euch darf ich liegen, mögt Ihr schlafen ohne von mir zu träumen. Das ist der einzige Wunsch, den ich noch für Euch haben kann."

Als er spät nach Hause kam, fand er Happy, den Kopf auf dem Fensterbrett, eingeschlafen.

„Warum gingst Du nicht zu Bett?" frug er, „Du hast doch sonst nicht auf mich gewartet."

„Mir war so angst!" antwortete sie verstört, „Du nimmst mir die Ruhe mit hinweg."

„Es soll anders werden, Happy, habe nur Geduld."

Der Tod — das Leben nicht, ist leicht zu tragen.

Die junge Frau war jetzt kräftig genug, um kurze Gänge zu unternehmen. Manches Mal strichen sie am Ufer entlang oder gingen durch die grünen Wiesen zu ihrem Lieblingsplatz, dem verborgenen See. Sie war entschieden gesunder, obgleich noch immer wunderbare Krankheitserscheinungen eintraten, Ohnmachten, eine Melancholie, welche sie ihm näher brachte. Noch nie im Leben hatten sie sich so gut verstanden; in dem ersten Liebesrausch war es stürmisch und leidenschaftlich hergegangen, aber sie wußten oft kaum, ob es Glück zu nennen.

Sie standen heut am See; ein schmaler kleiner Kahn nahm Beide auf. Liebliche Abendsonne leuchtete ihnen, die Majestät ihrer Strahlen gedämpft und nicht mehr das Auge blendend, wie um Mittag. Wellen, die im Purpurglanz glühten, als wären sie mit Rosen gekrönt, schaukelten ihr Boot sanft. Stumm saßen Beide nebeneinander. Den Rand des Kahnes umstanden gelbe, weiße Wasserblumen, über deren Kelche im letzten Abendstrahl Tausende von Geschöpfen schwirrten, zirpten, raschelten; die ganze Luft erfüllt von lustigem, übermüthigem Gekreisch. Von fern und nah, von Hoch, aus der Tiefe, überall rief und antwortete sich wonnerfülltes Dasein. Happy saß den Kopf in die Hand gestützt.

„Wenn ich nur fassen könnte," sagte sie endlich, „warum Du hier nicht glücklich bist, Renat! Ich hatte gehofft, wir könnten jetzt von Neuem anfangen."

„Womit?“ frug er bitter, „was können und was sind wir, armselige Bettler, die man aus Gnade mit durchfüttert! Frauen dürfen hilflos sein. Für mich ist es eine Krankheit, an der ich sterben muß.“

Sie sah ihn rathlos an und verstummte.

Zwischen ihnen durch fuhren die Seeschwalben nach ihren Nestern, in denen die Kleinen schrien, immer goldner wurde der Glanz um sie her.

„Wie schön es hier ist und wir so elend,“ sagte sie mit einem tiefen Seufzer.

Er zog sie nah zu sich heran. „Du brauchst nicht elend zu bleiben, Happy, Deinen größten Reichthum, Gesundheit, Schönheit, wirst Du wiederbekommen, wenn ich nur erst fort bin, der schwarze Schatten, der sich an Deine Schritte hängt.“

„Im schwarzen Schatten bei Dir ist mir doch wohler als im Licht ohne Dich, Renat; wenn er nur nicht den Schrecken bärge, Du könntest Dir ein Leid anthun.“

„Ein Leid! Happy, nenne es eine Wohlthat. Wenn ich einmal nicht wieder heim komme, denke: er ist glücklich! er befreite sich!“

Sie schrie auf und umklammerte ihn. „Heimlich könntest Du es thun mich verlassen! Versprich mir, Renat, nie wirst Du diesen trostlosen Weg ohne mich gehen. Ich habe ein Recht an Deiner Seite zu bleiben. Stößest Du mich dort hinweg, bin ich elender als Du. Versprich es mir, Du nimmst mich mit.“

Er löste die Hände, sie abwehrend. „Früher sprachst Du anders; und jetzt, da Du ein glückliches Leben vor Dir siehst . . . .“

„Nicht ohne Dich,“ rief sie, sich wieder an ihn drängend.

„Nein,“ sagte er, „Du darfst diese Sünde nicht auch noch mit mir theilen. Ist es nicht genug, daß ich Dich bis an den Rand des Abgrunds führte? Geh', rette Dich; siehst Du nicht, wie schwarz und häßlich es ist? Warum drängst Du Dich jetzt mir nach; gingen doch in glücklichen Zeiten unsere Wege oft aus einander.“

„Weil ich Dich liebe,“ flüsterte sie, ihre Wange dicht an die seine legend; „weil meine Seele nur noch athmet in einem heißen Mitleidsgefühl für Dich, weil ich nur noch lebe in Deinem Leben. Es ist nicht wie damals, als Du mir den Tod geben wolltest; kannst Du Dich nicht retten, so sei barmherzig und laß uns wenigstens mit einander sterben.“

Ein wunderbares Gefühl durchzog sein krankes Herz, fast wie Frühlingshauch und dann wieder wie Frost im Mai. Sie lag fest an ihn gedrückt und sah hinauf zu dem blauen fleckenlosen Aether.

„Wenn Du nicht leben kannst,“ fing sie wieder an, „nimm mich mit, gleich heut'. Heut' fürcht' ich mich nicht; es muß gar nicht schwer sein, in diesem stillen Eckchen voll Sonnenschein mit einander unterzutauchen, alles Häßliche, Alles, was Du unrein nennst, hinwegzuspülen; Gott wird es uns verzeihn, weil wir so elend sind.“

Renat durchzuckte ein wilder Wunsch, es wahr zu machen. „Wenn ich sie mit hinab nähme,“ dachte er, „geschähe es aus heißester Liebe, weil ich sie so nur sicher weiß vor aller Noth, allem Jammer, den man Leben nennt, selbst

das glücklichste.“ Aber er rang sich los von ihr und flüsterte leidenschaftlich: „Versuche mich nicht.“

Sie beugte sich indessen verzweiflungsvoll über den Kahn und rief: „so gehe ich voran.“

Zitternd faßte er die Geliebte. „Nun denn, Happy, wir wollen zusammen bleiben! Unten werden wir seliger mit einander schlafen als je hier oben, als jene auf dem Kirchhof. Nicht wahr, Dich ruft auch diese unergründliche Tiefe; mich macht sie sinnlos, ist es doch, als ob in ihr ein goldner Schatz lockte. Wie warm die Sonne auf dem Wasser ruht, Alles Licht, Alles Glanz! Komm, eh' es verschwindet, eh' es dunkel wird.“

Er fühlte ihre lebenswarme Gestalt willenlos in seinem Arm.

„Thu' was Du willst mit mir, Renat.“

Er stand auf; er blickte wieder hinab und stockte. Warum zögerte er in den Tod zu gehn, der ihm eben noch als Seligkeit erschienen? Es durchrann ihn kalt, als wäre er bei einem Verbrechen.

„Jetzt nicht, Happy; ich könnte Dich nicht tödten, in diesem Sonnenlicht;“ ihn schauderte. — „Mir ist, als beginge ich einen Mord.“

„Ich bitte Dich ja darum, Renat; für mich ist es Gnade. Aber laß meinethalb die Sonne erst untergehn, ich fürchte mich auch im Dunkel nicht mehr.“

Das Gestirn versank, die Vögel schwiegen, nur die Käuzchen huben ihren Todtenschrei an. Weiße Nebelschleier sanken wie Leichentücher über Blumen und Grün. Gespenstisch blitzte hier und da das Wasser auf, als griffen Nixenhände nach ihnen; feuchter Thau tränkte Haare und Kleider. Es war die rechte Stunde für solche That. Aber er zögerte immer noch und ruderte nach der Planke, von der man ausfuhr; dort lag ein Strick, mit dem wollte er sich und sie zusammenbinden.

Sie war ganz verstummt, ein Zittern schüttelte ihren Körper; als er ihre Hand faßte, war sie kalt, als hätte der Tod sie berührt.

„Nein!“ schrie er, „ich kann Dich nicht mitnehmen; ich kann Dein Leben nicht vernichten. Laß ab von mir, schütze mich vor mir selber!“

„O Renat,“ schluchzte sie, „wenn ich das könnte!“

Er hob sie auf in seinen Armen, er trug sie an das Land und bedeckte sie mit Liebkosungen.

„Versprich mir eins, Renat,“ bat sie, „daß Du Dich nicht feig fortstehlen wirst, ohne Abschied . . nie . . nie, bei unserer Liebe versprich es. Du sollst keine Schuld haben, ich will mich nicht mehr Dir nachdrängen; wenn Du diesen schrecklichen Weg vorangehst, schleiche ich Dir nach, heimlich, ganz heimlich, Du wirst nichts davon spüren — erst wenn ich wieder bei Dir bin! Versprich es . . .“

Renat versprach es.

Wer weiß, woraus das Brünnlein quillt,
Daraus wir trinken werden.

Von nun an redeten sie kein Wort mehr über die Sache, es war wie ein stilles Uebereinkommen, daß sie nicht mehr berührt wurde; aber die junge Frau konnte kein Vertrauen gewinnen, daß er von seinem Vorhaben gelassen. Unruhig

strich er umher, sein Schlaf war nur Schein; ehe der Tag graute, verließ er sie oft, um manches Mal erst mit der Dunkelheit zurückzukehren. Eins tröstete sie: er würde sein Versprechen halten. Die stete Sorge um ihn schien auch ihrer Gesundheit zu schaden; traurig, gedrückt saß sie stundenlang am Fenster und dachte, es wäre doch am Ende besser, sie lägen drunten im See.

„Ich hätte nie geglaubt," meinte der alte Vorsch, „daß das Leben solche Kunst wäre; bei uns ging's ganz von selber. Bringt nicht jeder Tag seine natürliche Freude, wie der Baum die Frucht? Freilich, verschieden sieht sie oft aus — anders beim Kranken als Gesunden, anders beim trüben Wetter als beim hellen: immer aber steht doch die Sonne dahinter."

„Sie verstehen überhaupt nicht, sich zu freuen, die armen Leute," meinte Frau Barbe, „haben nie erfahren, was es heißt, hungern und dann satt werden, frieren und sich wärmen."

„Nun, das könnten sie jetzt leicht lernen."

„Sie werden noch viel mehr lernen, Vater, ich habe so meine Gedanken über die junge Frau; das arme Ding ist ganz verwahrlost, Niemand hat nach ihr gesehn. Ich denke, ihre ganze Krankheit hat eine sehr gesunde Ursache. Ich will sie nur nicht zu früh beunruhigen. Wo Keines einen Ausweg weiß, zeigt ihn Gott; das würde der Sache eine ganz andere Wendung geben. Eine Sorge wäre ihnen ganz gesund."

„Für den jungen Herrn doch nicht; wie soll er eine Familie ernähren?"

„Du sagst doch immer, Leben ist Segen."

„Du hast recht, Mutter; es wird schon auf irgend eine Weise Segen daraus kommen, sehn wir mit unsern kurzsichtigen Augen auch noch nicht, wie."

Hannes war oft droben bei der jungen Frau, sie liebte ihn so sehr. Er spielte dann still am Boden mit Muscheln und Steinchen; der wilde Junge wußte, daß man dort keinen Lärm machen durfte, dennoch war er gern dort, mit dem Instinct der Kinder, die genau wissen, wer sie liebt. Oft nahm sie ihn auch auf den Schoß und erzählte schöne Geschichten.

Heut hatte er sie schon ein paar Mal am Rocke gezupft, aber sie hörte nicht; sie saß in Gedanken verloren und räthselhafte Tropfen rannen über ihre Wangen. Sie erschien ihm heute fremd, ohne ihr liebliches Lächeln, fast hatte er Angst, scheu ließ er von ihr ab mit dem Vorsatz, fortzulaufen; aber die Thür war zu und er hatte sie noch nie selbst aufgemacht. So leicht gab Hannes aber nie seine Pläne auf; er sah sich nachdenklich im Zimmer um und entdeckte ein Bänkchen, welches ihm günstig schien; es heranschleppen und hinaufklettern war eins. Eine ganze Weile arbeitete er an der Thür; plötzlich gab sie nach und da die Stiege gleich dahinter kam, verlor er das Gleichgewicht und stürzte die ganze Treppe hinunter. Entsetzt fuhr die junge Frau auf; wie sie hinab kam, wußte sie nicht. Ein wüthendes Gebrüll schien ihr der schönste Wonnelaut; in ihren Armen heulte Hannes seinen Jammer aus.

„Wenn er sich todt gefallen hätte, Mutter Barbe, ich wär' in das Wasser gegangen."

„Das hätte uns etwas Rechtes geholfen! Geben Sie ihn mir, er ist zu schwer für Sie."

„Ach," antwortete sie, das strubwelige Haupt des Burschen streichelnd, „lassen Sie ihn mir noch ein Weilchen, es ist so süß, Einen zu trösten; Hannes läßt sich trösten, Renat nie."

„Für Männer ist das auch nichts, aber warten Sie nur, der liebe Gott wird Ihnen selbst ein Kindchen schenken."

„Mir!" schrie sie auf; „ich soll ein Kind haben!"

„Nun, zum Erschrecken ist das doch nicht; ist es nicht ein Glück?"

„Für mich wohl," stammelte sie unter Thränen, „aber für Renat eine neue Noth; o, ich habe nicht verdient, Leben zu geben, ich, die es gern leichtsinnig fortgeworfen hätte, nicht meines allein."

„Desto besser nehmen Sie es jetzt in Acht, gnädige Frau."

„Das will ich, Mutter Barbe; nur Renat, für den kann ich nichts mehr sein, eine neue Sorge wird er es nennen, ein neues Elend."

„Wer keine Freude mehr an seinem Kinde hat, dem ist nicht zu helfen. Warten Sie nur; wenn es erst da ist, muß es Freude sein. Ich weiß, was solch' ein kleines Leben bedeutet, schon im Keim. Herausgewachsen oft wie aus einem Grab und doch die helle Seligkeit. Ich hab's erfahren," schloß die Alte, indem sie ihren dicken Jungen an sich drückte, „nicht Hannes? ich kann mich trotz Allem und Allem nur freuen, daß Du da bist, nur freuen und Gott danken."

Die junge Frau nickte und faltete die Hände.

Von dem Tag an trachtete sie danach, wie sie etwas verdienen könne. Sie suchte Muscheln und Moos, und fügte mit vielem Geschmack allerlei Sächelchen zusammen; freilich unnütz, aber der neue Inspector des Guts, welcher wegen des zweiten Schnitts im „Seestern" wohnte, versprach sie mitzunehmen in die Stadt zum Verkauf. Zu ihrer größten Freude brachte er ihr gleich Tags darauf einige blanke Groschen mit.

Es war ein frischer hübscher Mensch, der großes Gefallen an der jungen Frau fand.

Happy dünkte sich im Besitz einer Goldader, sie sah sich schon reich und merkte nicht, wie traurig Renat sie ansah, wenn sie so eifrig in den jungen Mann hineinredete.

„Verkauft Ihr die Dinge wirklich so theuer?" frug einmal der Alte den Inspector.

Der wurde roth bis unter sein lichtes Haar. „Nun, wie man's nimmt; ich hätte nicht das Herz, dem armen Ding seine Freude zu verderben."

„Es wird ein schlechtes Ende nehmen," sagte Vater Borsch zu der Alten; „aus solchen schiefen Dingen entsteht meist Verwirrung. Wär' ihr nicht Trost so nothwendig, ich warnte den jungen ehrlichen Burschen; er meint es wirklich gut mit ihr. Renat sieht ihn mit neidischen Augen an."

„Freilich, das ist ein anderes Leben als das seine, frisch und verheißungsvoll wie ein Frühlingsmorgen."

„Er hat auch ein schönes Gütchen zu erwarten. Der Herr könnte auf traurige Gedanken kommen, wenn er sich mit dem vergleicht."

Du liegst wie die Knospe in Hüllen,
Wann wird sich mein Glück erfüllen?

Happy saß an ihrem Fensterchen und träumte; sie träumte jetzt oft lieblich. Der letzte Schein des Abendlichts streifte ihre rosige Wange. Bald lächelte sie, bald weinte sie. Vor ihr auf dem Tisch lag etwas Geld — Alles, was sie verdient hatte; sie zählte es Tags über mehrere Male. Viel für sie und doch bitter wenig.

In ihrer Seele tauchte, nach sturmdurchkämpfter Meerfahrt, ein stilles sonnendurchglühtes Eiland auf in fernen Welten, wo sie neu beginnen wollten, ein frisches Leben voll lieber Pflichten und Sorgen, viel Noth, viel Mühe, aber mitten inne dieser kleine Stern, der in ihre Nacht hineinleuchtete und Alles erhellte. Mit der Zeit würde ihn Renat auch sehn, jetzt noch nicht; eine Weile wollte sie noch sparen. Sie saß mit dem Rücken gegen die Thür und bemerkte nicht, daß er eintrat.

Er sah ihr eine Weile zu, wie sie das Geld zählte; sein hohlwangiges Gesicht, sein düstrer Anblick paßte nicht zu ihrer Freude. Seit einiger Zeit gingen ihre Wege wieder weit aus einander und sie verstanden sich nicht. Ihm war wie dem Bettler, der sein Letztes verliert; in seinen fieberhaften Gedanken stand immer zwischen ihm und ihr dieser frische fröhliche Mensch, als passe er weit besser für sie. Als er vortrat, suchte sie das Geld zu verbergen; aber er hielt ihre Hand fest. „Weshalb?" sagte er; „ich weiß, woher es kommt."

„Es ist ehrlich verdient," stammelte sie und das Blut schoß in ihre Wangen.

„Natürlich, Du meinst es. Geh auf sein Zimmer, da kannst Du sehn, wer Deine Arbeit bezahlt. Du glaubtest, ich sähe nichts! ich sah Alles, er liebt Dich!"

Sie schlug die Hände vor das Gesicht und weinte vor Zorn und Scham.

„Es ist auch kein Wunder, Happy; er hat recht und wenn Du frei wärst ...."

Sie umschlang ihn leidenschaftlich.

„Ich zweifle ja nicht an Dir, wie könnt' ich," flüsterte er; „aber ich müßte blind sein, wenn ich nicht sähe, daß er Deiner Liebe mehr werth ist als ich. Für jetzt darfst Du mit dieser Arbeit nicht fortfahren, Happy; ich ertrag es nicht. Es ist eben für uns zusammen kein Ausweg, keiner."

Jetzt konnte sie ihm ihre neue Sorge nicht sagen, es lag gewitterschwül zwischen ihnen, eine gelbe, Unheil verkündende Wand stieg drohend an der Seeseite empor.

„Es ist zum Ersticken hier," meinte er, „ich muß hinaus in das Freie."

Sie wollte folgen, aber er wehrte sie angstvoll ab.

„Das Gewitter kommt herab, mir wird das wohl thun, Dich könnte ich nicht schützen, Happy."

Schluchzend sank sie zusammen, als er die Thür schloß; ihr Stern erlosch, die liebliche Insel der Zukunft schien in neuem Elend unterzugehn.

Als der Himmel noch klar war, hatte Mutter Barbe den Fetisch an die Hand genommen und war fortgewandert.

Jeder wußte, wohin die Alte ging; sie wanderte mühsam über die Höhe nach dem Kirchhof, auf dem Renat's Eltern lagen. Sie ging auch immer hinein und legte Blumen darauf, zuerst aber saß sie lange vor der Kirchhofsmauer; sie wußte, dort mußte ihr Sohn, ihr Hannes liegen. Man fand die Stätte kaum,

kein Kreuz, der Hügel eingesunken, mit Unkraut überwuchert. Der Leute wegen wagte sie nicht, die Stelle zu schmücken, nicht, sie zu reinigen; besser, sein Andenken verwehte, Rinderheerden, allerlei Schritte gingen achtlos darüber, bald würde keine Spur mehr davon zu finden sein.

Desto fester trug die Mutter den Fleck in ihrem Herzen. Der kleine Hannes kannte ihn als seinen Lieblingsplatz; nirgends konnte man besser im Sande wühlen oder im Grase rollen, nirgends wuchsen süßere Beeren.

Mutter Barbe vergaß ihn dort oft, ließ ihn laufen wie er wollte; Schaden konnte er nicht nehmen.

Auch heut versank sie in schmerzliche Gedanken. Sie sah sich mit dem Tode ringend, als sie diesem Sohn das Leben gab; dann kam das wonnige Gefühl überstandener Noth, der Anblick ihres Kindes; wie sie sein Dasein empfanden, als sei der liebe Gott persönlich bei ihnen gewesen, sie und ihr glückseliger Mann. Wäre sie damals mit ihrem Knaben gestorben, viel Leid wäre ihnen erspart worden und doch ... wünschen konnte sie es noch immer nicht. Sie wog in Gedanken Qual und Seligkeit. Die Qual war lange Zeit schwerer gewesen, mit der Zeit aber hatte es gewechselt; wann, konnte sie nicht sagen. Sie lebte jetzt in der Erinnerung seiner glücklichen Kindheit, hörte ihn jubeln, sah ihn zu ihrer Freude wachsen und gedeihen. Nur das Ende, das schmachvolle Ende gab ihr immer wieder einen tödtlichen Stich in das Herz, als müsse es daran verbluten.

Hätte sie ihn in das Grab legen müssen, unschuldig, wie sie ihn empfangen, gestorben, wie es das Loos der Sterblichen ist, welch' ein Glück dagegen; oder hätte er gelebt, um seine Schuld zu büßen. Gottes Barmherzigkeit ist ja unerschöpflich. Sie nahm ihren Rosenkranz, betete um ein ewiges Leben, in welchem sie sich wiedersehen könnten und in dem auf irgend eine Art dieser elende Tod von ihm abgestreift würde.

Plötzlich kam der Kleine auf sie zugelaufen mit einem Freudenschrei; er hielt die Faust fest geschlossen um einen Schatz, den er offenbar eben gefunden. Als er endlich zu Athem kam und die rosige Hand öffnete, lag darin eine blanke Münze, bei deren Anblick Mutter Barbe fast erschrak. Ihre alten Finger zitterten, indem sie das Ding von allen Seiten betrachtete, während Hannes in höchster Angst, es könne ihm genommen werden, darnach griff. Er hatte es auf dem Grabe gefunden.

Solch einen Mariengroschen hatte sie einst ihrem Johannes geschenkt, hatte ihn dem Burschen wie ein Amulet um den Hals gehängt zum Schutz gegen alles Unheil, als er in die Stadt zog. Es existirten unzählige Mariengroschen, viele Mütter gaben sie ihren Kindern mit; aber daß er ihr gerade heute in die Hand fiel, war doch wie ein Gruß von ihm.

Sie hatte damals die Jahreszahl eingravieren lassen und ihren Namen Barbara.

Ihr Enkelkind kroch auf ihren Schoß, sie setzte die Hornbrille auf, nahm das Sacktüchelchen und rieb an dem Stück. Was wollte sie eigentlich, die Thörin? Aber als der Sand fort war, erschienen die Zeichen, die sie suchte, auf der Münze. Thränen hinderten ihren Blick; als sie wieder sehen konnte, glaubte sie erst, ihre Phantasie mache ihr etwas vor. Sie wischte und wischte,

immer deutlicher kam ihr Name hervor; sogar das Kordelchen sah aus, als wäre es das gleiche, sie hatte es damals selbst aus Seide geflochten.

Es war sonst kein großes Wunder, daß dies Ding gefunden wurde, wo sie ihn entlang getragen und eingescharrt. Sie küßte das heilige Bild mit zitternden Lippen. „Wo Du auch sei'st, Johannes," murmelte sie, „Gott segne Dich und erlöse Dich." Da fühlte sie sich plötzlich von starken Armen umschlossen, sie und das Kind — in wetterverblichner Seemannstracht stand der Verlorne vor ihr.

Sie schrie laut auf. „Mein Sohn! Mein Johannes!"

„Ja, Mutter, ich bin's, ich lebe; aber es darf es Keiner hier zu Lande wissen; man müßte mich greifen — ich bin ausgestoßen, habe kein Recht, mich unter anständige Leute zu drängen, für die bin ich todt. Für Dich aber, Mutter, konnte ich nicht anders; ich mußte Dich, das Kind sehen, Ihr werdet mir nicht gram sein, daß ich lebe, daß ich nicht sterben konnte."

„Gott sei Dank, daß Du lebst!" schluchzte sie.

„Ich treibe mich schon eine Weile hier herum, tagelang, ohne den Muth zu haben, näher zu gehen. Ich sagte mir, hierher kommt die Mutter doch wohl noch am ersten; ich gab dem Hannes die Münze, ich sah, wie Du sie küßtest, da gabst Du mir noch einmal das Leben."

Sie sagte nichts, sie lächelte unter Thränen. Ihr Sohn war vor ihr hin gekniet, sie streichelte ihm die braune Wange und schob den Hut herunter, um sein Gesicht besser zu sehen. Da quollen die hellen Haare hervor und mischten sich mit denen des Kindes.

„In kurzer Zeit," sagte er, „muß ich wieder fort; mein Schiff geht zurück, es liegt hier im Hafen. Ich bringe, was ich erspart habe; es ist noch nicht die volle Summe, aber decke damit, so viel Du kannst, von meiner bösen Schuld!"

Er zog ein Beutelchen hervor, in dem mehrere Goldstücke blitzten.

„Ich habe dafür gehungert und gedarbt, Mutter, es war mein bester, mein heiligster Schatz. Ich wollte nicht im Schlamme enden, wie der, der hier verscharrt liegt, ich wollte nicht sterben . . . nicht auf diese Weise sterben, ich wollte leben, Mutter!"

„Gott sei Dank, daß Du lebst!" wiederholte sie.

„Wir tranken und spielten jene Nacht bis zum Dämmerlicht, dann standen wir am Fluß — kein Ausweg! Schon waren wir entdeckt. Muth! sagte er und nannte mich einen Feigling, weil ich zurückwich; es war aber nicht Furcht vor dem Wasser, etwas Anderes stieß mich zurück. Kläglich elend war das Leben, welches mich erwartete, aber dann ein andrer Tod. Wenn ich fort sein werde, sag's dem Vater, bitte für mich. Wie viel Drangsal hab' ich durchgemacht, ein wahres Fegefeuer; aber jetzt weiß ich, was mich damals zurückstieß, jetzt erst weiß ich, was leben, was sterben heißt. Im Eis am Nordpol, in der Gluthhitze Afrika's, in der Schlacht, in Krankheit und Gefahr aller Art hab' ich oft den Tod vor Augen gehabt. Wie elend sah ich Viele umkommen; aber um sie leuchtete ewiges Licht. Nichts von dem Jammer, der mich anekelte, als sie meinen Gefährten aus dem Schlamm zogen. Ich sah ihn gedunsen mit verglasten Augen liegen. Die Uhr, die Ihr mir gabt, hatte er mir gestohlen; ich

dachte, sie werden meinen, ich war's und für die Eltern war es am besten. Es gibt einen Tod, der widert mich an, das ist Verwesung; und einen andern, der ist der Anfang zu einem neuen Leben. Mutter, den will ich suchen, für den will ich mein elendes Dasein ertragen."

Sie schlang ihre Arme fest um den Sohn, das Kind war stumm geworden. „Hannes," sagte sie, „es ist Dein Vater; Du hast Deinen Vater wieder. Komm' zum Seestern, Johannes, heut' Nacht, ich lasse Dich ein."

Ich sehe Blitze leuchten
Durch diese schwüle Luft,
Die wen'gen Tropfen feuchten
Des Herzens dürre Gruft.

Unterdeß war die Gewitterwand heraufgezogen, eine heulende Brandung ging ihr voran; sie warf den Gischt der Wellen weit über den Strand, was in ihr Bereich kam, mußte mit der wirbelnden Windsbraut in die Lüfte, grüne Blätter, herbstlich gelbe und rothe. Eine wunderliche Dunkelheit aus Staub und Dunst verfinsterte die Erde.

Glücklicher Weise war Mutter Barbe noch vor dem Bösesten nach Haus gekommen. Sie fand lustige Gesellschaft im „Seestern", ihrem Alten konnte sie kein Wort zuflüstern; ihr wurde schon Angst um den Sohn, verrathen durfte sie ihn doch nicht.

Am Abend, wenn sie allein im Dachkämmerchen wären, wollte sie erst reden. Wie sie sich darauf freute! wie er sich freuen würde! Wohl noch mehr, als da sie ihm den Sohn zum ersten Mal in den Arm gelegt.

Vater Borsch rannte fort, die Leuchte zu entzünden.

„Ueberlassen Sie das uns," rief ein junger Bursch; „das gibt heut' einen schönen Tanz draußen, mehr für die Jugend als für das Alter."

„Bleibe Jeder auf seinem Posten," entgegnete der Schiffer, indem er seinen Hut nahm.

„Heut'," sagte Mutter Barbe, „behielt ich Dich selbst gern zu Haus; denk', was Dein Leben uns werth ist."

„Leben," entgegnete er lächelnd, „hat alle Tage denselben Werth; man muß wissen, wofür man es einsetzt. Es ist mein Platz dort, und soll einer dabei zu Schaden kommen, muß ich es sein; das bestimmt übrigens nicht der Sturm, sondern ein Andrer droben."

Damit wanderte er zu seinem Boot. Er fand Renat am Steg beschäftigt, einen Kahn loszuketten.

„Mit dem laßt es heut' bleiben, gnädiger Herr, der taugt ja nichts mehr."

„Wenn man schwimmen kann, wie ich," antwortete der junge Mann, „hat es keine Gefahr; aber ich will es bleiben lassen, bis ein andres Boot nach Haus kommt."

Damit fuhr der Alte ab.

Renat strich rathlos am Ufer entlang, seine Gedanken verwirrten sich in diesem Kreise des Elends, der immer enger seine Seele umschloß, kein Entrinnen,

so viel er an den Ketten riß. Der Sturm that ihm wohl, nicht ohne Kampf wollte er untergehn. Drohend blickte er zum schwarzen Himmel auf; „den Ausgang," dachte er, „hat das Schicksal uns offen lassen müssen."

Ueber sich sah er das erleuchtete Fensterchen seiner Frau. „Zürne mir nicht, ich durfte es Dir nicht sagen, Dich nicht mitnehmen; Du konntest, Du mußtest leben."

Aber er schlich an der Stelle vorüber, wie ein Missethäter, weit hinaus wollte er mit dem Boot, wo Haff und Meer mündeten; dort würde schwerlich je eine Spur von ihm wiederzufinden sein.

Der Sturm tobte weiter. Mit Mühe löste er den morschen Kahn; vom alten Borsch war nichts mehr zu sehn.

Blitze umzuckten ihn und zeigten die verfaulten Bretter; desto besser, für ihn war es das rechte Fahrzeug, gingen die Planken auseinander, wollte er schwimmen bis ihn die Kraft verließ, hinaus in das Meer, so weit er kam.

Das Boot schoß dahin wie ein sich bäumendes Roß, bald auf dem Kamm, bald in der Tiefe der Wellen. Eine Art von wildem Todesmuth überkam ihn; aber die Ruder brachen und statt daß der Kahn in das Meer trieb, warf ihn der Sturm an das steinige Ufer. Knirschend fuhr er schon zum dritten Mal auf den Sand, mitten in Schlamm und Wasserpflanzen. So viel er sich mühte, er kam nicht los, zum Schwimmen war es kein Ort.

Grad als das morsche Boot wieder krachend auffuhr, zerriß das schwarze Gewölk; der Sturm legt sich, ein leuchtender Vollmond tritt hervor, hoch über den schäumenden Wellen erscheint das stetige Licht der Hafffleuchte.

An ihrem hölzernen Stamm lehnt der alte Fährmann; sein weißes Haar flattert im Wind, mit eisernem Griff faßt er den Kahn und zwingt Renat zu landen.

„Gott sei Dank, der sie hertrieb," sagte er, „er hat Sie nicht den Tod finden lassen, den Sie suchten und so lang es der alte Borsch hindern kann, sollen Sie ihn überhaupt nicht finden."

Zornig schüttelte Renat die nervige Faust ab, die ihn auf das Land zog. „Was geht es Dich an? Mit welchem Recht mischst Du Dich in meine Angelegenheiten? Mit welchem Recht?"

„O, gnädiger Herr, das fragen Sie! Mir ist als rette ich meinen Sohn; hätte Einer den Hannes gehalten, wie ich Sie halte, so stände es vielleicht besser um uns Alle. Leben ist ein Samenkorn, immer wieder kann es aufkeimen und ein ganzes Land befruchten."

„Die Erde hat mehr Samenkörner als sie braucht."

„Aber wem sein Eckchen Land dürr wird, der verschmachtet."

„Durch mich wird kein's mehr blühen, Borsch."

Der Alte sah ihn mit den blauen Augen an. „Warten Sie es ab, noch ein Weilchen, gnädiger Herr ... versprechen Sie, noch ein Weilchen."

„Ein Weilchen ist eine zweifelhafte Zeit, ich will ja sagen; aber wem das Leben zur Last ist, der wirft es doch endlich ab, ob er's auch mit Müh' und Noth noch ein Eckchen weiter schleppt."

Es war ganz still geworden; der Mond stand weithin strahlend inmitten

seiner Sternenschar. Drüben schimmerten röthlich und warm die Fenster der Heimath. Gleich Gespensterschiffen lagen die Fahrzeuge grau in grau auf der Fläche. Im Fahrwasser ruhten die weißen Möven auf dunklen Pfählen.

Sie stiegen Beide in das Boot des Schiffers; der Kahn glitt sanft dahin, die Ruder tropften diamantensprühend, wenn der Alte sie erhob. Nun waren sie an der Stelle, wo Haff und Meer ineinanderfließen.

Renat's Herz pochte wild; eine unbeschreibliche Angst ergriff ihn, eine körperliche Beklemmung, als müsse er seiner Seele den Kerker öffnen, an dessen Gitter sie sich wund stieß. Welche Seligkeit, aus den offenen Adern das tobende Blut ausströmen zu lassen, dieses Fieber zu kühlen in der eisigen Fluth!

Keinen Augenblick hat er seinen Vorsatz aufgegeben, in ihm lebt allein noch der Wunsch zu sterben und mit dem Rufe: „Gott helfe mir, ich kann nicht anders!" richtet er sich plötzlich hoch auf, breitet die Arme aus und stürzt in den Strom.

Die Wellen spritzen, der Kahn schwankt, wie der Blitz der alte Fährmann ihm nach, Renat fühlt sich gefaßt, eh' er gesunken ist. Er versucht sich zu befreien, er stößt den Alten von sich, ein grauses Ringen beginnt, bald über, bald unter den Wellen.

Sie sind Beide gute Schwimmer. Der Alte hält fest, er kann ihn nicht los werden, nicht abschütteln, er kann ihn nur mit sich in die Tiefe ziehen. Grimmig rüttelt er an der Fessel, sinnlos, als gälte es, sich zu retten.

Endlich fühlt er sich frei . . die Hand läßt los, der alte Mann sinkt.

Auf den Wassern zittern, wie gleißende Schlangen, silberne Mondstrahlen.

Renat schaudert; kalte klare Besinnung kehrt ihm zurück. Seine versinsterte Seele sieht nach langer Blindheit Licht, es dringt auf ihn ein, es überfluthet, es blendet ihn. Er fühlt es wie Schmerz. In wunderbarem Glanz steht plötzlich des Lebens Werth vor ihm. Ein schwaches, elendes Stückchen Dasein wie das des alten Mannes — und doch in ihm beschlossen das Glück, die Existenz dreier Menschen! Und dies Leben hat er gering geachtet, hat er vernichtet. Gebete, wie er sie nie gesprochen, steigen auf seine stummen Lippen, ein Schrei zu dem, dessen Hauch Leben ist. Vom Tode, den er heraufbeschworen, weht ihm eine eisige Luft der Verwesung entgegen; in seinen räthselhaften Tiefen birgt es nicht die Ruhe, die es verhieß, ein Ende aller Qual. Er kann nicht sterben. Er taucht, er sucht, er muß den Sinkenden retten. Eine ungeahnte Kraft durchströmt ihn.

Endlich findet er die Spur. Eilend zieht er den Bewußtlosen nach sich, wie sehnt er sich, den eisernen Griff von vorhin zu fühlen; aber willenlos hängt die Hand, sie hält ihn nicht mehr. Wie eine süße Hoffnung winkt das Lichtchen vom „Seestern". Ob er es erreichen wird? Ob er noch werth sei des Lebens, des Lebens, das er jetzt in sich pulsiren fühlt, wie eine ewige Kraft aus der Fülle des Göttlichen?

Wenn der alte Mann die Augen nicht wieder aufschlüge, was sollte aus ihm werden? Tausend Gedanken fuhren wie Schwerter durch seine Seele, in dem Einen gipfelnd, nie wollte er mehr den Tod suchen, sondern immer das Leben.

O Worte des ewigen Lebens!

In dem „Seestern" war bei diesem hellen Himmel Niemand mehr besorgt um den alten Schiffer.

Die junge Frau desto mehr wegen Renat's. Eine Weile wartete sie geduldig, dann aber erfaßte sie eine fieberhafte Angst. Es litt sie nicht länger droben in ihrem Zimmerchen, ihr war, als hörte sie ihn rufen.

Meist mied sie die Wirthsstube, wenn Gäste darin waren; heut' mußte sie hinab, manchmal kehrte er dort ein. Es ging an der Kammer vorbei, in der Hannes schlief; sie stand vor ihr ein Weilchen, die Hände ringend, wie im Gebet, dann schlich sie weiter.

Nun blickte sie durch das Fenster in die Wirthsstube. Wie lustig sie dort waren! Renat nicht unter ihnen; mit einem Seufzer wandte sie sich zum Strand, der in einer Fluth von Mondlicht vor ihr lag.

Ihr Auge strich sehnsüchtig darüber hin; da war ihr's, als sähe sie sich's auf der glatten Fläche regen — es kam näher, ein leerer Kahn trieb auf den Wellen. Wie ein Dolchstich durchzuckte sie jähe Angst. Wenn er es wäre! Wenn er heimlich sich dennoch fortgestohlen, ohne Abschied, hart, lieblos aus der Welt gegangen, sie in all dem Jammer allein, schutzlos zurücklassend! ... Dann wäre Alles aus, dann stirbt alle Freude, alle Hoffnung, alles Gefühl, selbst die Liebe zu dem keimenden Leben unter ihrem Herzen.

In dem Schrei „Renat!" tönt ihre Verzweiflung weit hinaus, immer lauter ruft sie. „Rettet, rettet!" schreit sie ohne Aufhören.

Aus der Schenke stürzen die Leute, sie lösen die Boote, eins ist schon auf dem Weg. Mutter Barbe murmelt händeringend: „Es wird zu spät sein, er suchte den Tod!" Vom Land aus kann man in diesem hellen Licht sehen, daß sie anlangen. Noch regt sich's, dann verdecken die Schiffer, was weiter geschieht.

Stumm landen sie. Einer wird herausgehoben. Mutter Barbe versagen die Glieder, sie muß sich am Steg halten. „Renat!" dieser Schrei klingt anders als der von vorhin; er heißt: „Gerettet!"

Aber der, dem diese Freude gilt, schreitet achtlos an ihr vorüber, schwer tropft das Wasser von seinen Kleidern. Sein Blick gilt allein der Last, die er trägt, die Matrosen unterstützen ihn.

Mutter Borsch weint nicht, schreit nicht, stumm ist sie voraus geeilt. Als die Leute kommen, ist alles bereit, das Lager, der Trank, der Bote zum Arzt. Keiner fragt, wie es zugegangen; dazu ist keine Zeit. Was helfen Worte!

Wie schlafend liegt der alte Seemann in den frischen Linnen, sogar seine rosigen Wangen hat er behalten.

Renat dagegen sieht aus wie der Tod; mit trostlosen Augen, tief in den Höhlen, starrt er auf diese geschlossenen Lider. Ihm ist, als ringe er mit einem Gerippe. Ein Dämon, der ihn tückisch zum Abgrund gelockt und ihn benutzt hat, um einen Andern hinabzustoßen.

„Erwache! erwache!" ruft seine Seele, „gieb mir einen Blick des Trostes, der Verzeihung!" Noch lebt er! hatte der Arzt gesagt: das klang wie eine Auferstehung.

Die Nacht war weit vorgerückt, sie waren jetzt allein bei dem Kranken,

Mutter Barbe, Happy und er. Zu thun blieb wenig. Die Alte ging unruhig umher, bald an das Fenster, bald versuchte sie dem Schlummernden etwas zuzuflüstern, aber er schlug die Augen nicht auf.

Da pochte es. Mutter Barbe trat auf Renat zu. „Es ist mein Sohn, gnädiger Herr, mein Hannes, er lebt; er glaubte den Vater zu finden. Sie werden ihn nicht verrathen. Sehen darf ihn hier Niemand ... Ach, lassen Sie uns allein, es wird ein trauriges Wiedersehen sein und ich war so glücklich!"

„Hannes darf mich nicht seh'n, Sie haben Recht," flüsterte Renat, „nicht den Preis wissen, um den ich gerettet wurde — theurer als mir kann er ihm zwar kaum erscheinen."

Er zog seine Frau mit hinauf in ihr Zimmerchen, es war ganz dunkel dort. Sie umschlang ihn fest; ihre Wange dicht an die seine lehnend, flüsterte sie ihm zu: „Und ich, Renat, kann in all dem Jammer die Freude nicht niederkämpfen, daß Du lebst. Ach, ich hätte Dir ja nicht einmal folgen, nicht einmal wünschen dürfen, bei Dir zu sein!" Schluchzend beichtete sie ihm, was ihr bevorstand. „Ich hätte weiter leben müssen in doppelter Noth mit der Sehnsucht nach Dir, mit dem Stachel Deines Verlassens im Herzen. Gott sei Dank, daß Du lebst!"

Er konnte noch nicht Amen dazu sagen, er seufzte tief und drückte sie fest an sich.

Unterdeß öffnete die Alte ihrem Sohn. Vor der Thür erfuhr er, was geschehen war; denn sie wußte es jetzt auch.

Mit dem Ruf: „Vater, Du stirbst und ich lebe!" sank er am Lager zusammen, die harte Hand mit Küssen bedeckend. Da war's, als habe sein Wort die Seele noch einmal zu den Freuden dieser Erde zurückgerufen.

Der Alte schlug seine klaren Augen weit auf und als er den Sohn erblickte, leuchtete eine Seligkeit in ihnen auf, die schon von drüben stammte.

„Du lebst! Mutter, unser Hannes lebt!" stammelte er.

Sie konnte nur stumm nicken.

„Und Renat?" frug er, während eine Wolke über seinen Blick ging und er sich mühsam aufrichtete.

„Lebt auch! Du hast ihn gerettet!"

Da legte er sich so recht behaglich wieder in die Kissen, lächelte und sagte: „Nun, da kann ich ja abkommen, meine Arbeit wäre gethan."

„Du wirst leben, Vater, erst recht leben!"

„Das hoff' ich, mein Sohn. Weine nicht, Mutter, haben wir uns nicht oft auf das ewige Leben gefreut? Für dieses hast Du *ihn* jetzt."

Sie breiteten vor ihm noch das Geld aus, das Hannes mitgebracht, erzählten, wie er es gewonnen, und wozu es bestimmt sei.

Er lächelte wieder und flüsterte kaum hörbar: „Hannes, Dir vertrau' ich Renat an; Du hast einen starken Lebensmuth. Du wirst ihm ans Land helfen, wenn die Wasser ihm an die Seele geh'n, in ein neues Land; rufe ihn mir, Mutter."

Als die beiden jungen Leute an seinem Bett knieten, fügte er Beider Hände ineinander. „Zwischen Euch," sagte er, „soll nun nicht mehr von Schuld die Rede sein, blickt vorwärts, nicht zurück; steuert fest auf Euer Ziel, ein neuer

Tag bricht für uns alle an, wenn es auch scheint, um mich Nacht zu werden. Legt mich in Gottes Namen schlafen .... Wonnig!" flüsterte er, sich lang ausstreckend, „es gibt ein Sterben, Renat, das ist Leben."

Hinaus in das neue Leben,
Auf brausender Meeresfluth,
Mag Hoffnung Geleit euch geben,
Und Liebe tragen den Muth.

In der ganzen Gegend gab es großes Trauern, als der „Seestern" in andre Hände überging. Renat mit seiner Frau, Johannes, Mutter Barbe und der Kleine fanden Platz auf dem nächsten Schiff, welches nach fernen Kolonien segelte. Das wiedergewonnene Geld deckte die nöthigsten Ausgaben.

An einem krystallhellen Morgen fuhr der mächtige Dampfer am kleinen Wirthshaus vorüber. Die alte Frau, das jauchzende Kind im Arm, wehte noch immer mit dem Tuch, als es schon lang nicht mehr zu sehen war. „Bald, bald," flüsterte sie, „ich komme bald." Happy schaute selig in die Ferne. Wie wunderbar reich sie sich dünkte und war doch arm wie zuvor, nur das nackte Leben gerettet. Nur das Leben! Mit dem Leben aber Alles. Wie ein kostbarer Schatz ruhte es in ihrem Herzen.

„O, Renat!" rief sie, „welch' ein Gut hätten wir fortgeworfen!"

Seitdem sind Jahre vergangen. Die Alte schläft in fremder Erde und träumt vom „Seestern", vom Kirchhof auf grüner Höhe. Renat hat mit Johannes' Hilfe für sich und die Seinen eine erträgliche Heimath geschaffen. Viel junges Leben ist um das neue Haus emporgeschossen, eine Schar kleiner und großer Schreier, dahinstürmend, watschelnd, kriechend, springend, commandirt vom Fetisch, der sich zu einer eigenartigen Sorte Kinderfrau herangebildet, sie in allerlei Unheil führend, aber auch immer wieder heraus, angebetet von Allen, besonders von Happy, dem seligen Mütterchen, welches inmitten aller Sorgen nie glücklicher ist, als wenn sie wieder eine neue kleine Existenz zu verpflegen hat.

Renat aber sagt jedes Mal, wenn ihm das Neugeborene auf den Arm gelegt wird: „Gott sei Dank! Leben ist Segen."

Die letzten Tage Friedrich's des Großen[1]).

Von

Reinhold Koser.

I.

Es war sehr stille geworden in Sanssouci seit den Tagen, da der jugendliche Sieger von Hohenfriedberg sein Hoflager dort auf der Terrasse aufgeschlagen hatte. Von den damaligen Mitbewohnern war keiner geblieben, und der gealterte Hausherr klagte: „Wir haben keine wirklichen Freunde, als unsere Altersgenossen." Die trautesten von den Jugendfreunden, von den Gefährten der schönen Rheinsberger Zeit, die Beiden zumal, welche dem Herzen Friedrich's am nächsten gestanden hatten, waren ihm schon nach Sanssouci nicht mehr gefolgt: Jordan und Keyserlingk waren beide gestorben, als ihr Gebieter 1745 in Schlesien und Böhmen die Heere Maria Theresia's bestand. In der folgenden Friedenszeit hielt der Tod noch reichere Ernte unter den alten Freunden, Duhan und Goltz, Rothenburg und Borcke raffte er fort, aber manch' anderes Gestirn stieg neu auf, und Voltaire's dreijähriger Besuch führte für die Tafelrunde von Sanssouci ihre glänzendsten Tage herbei. Nun kamen die sieben Jahre des Krieges, die den König, wie er geklagt hat, zum Greise gemacht haben. Als er müde und mürbe aus den Schlachten heimkehrte, suchte er, der den Staat von Grund aus aufrichten mußte, auch sein Heim, wie es eben ging, neu zu begründen. Eben damals, im Sommer nach dem Friedensschlusse, kam d'Alembert

[1]) Seit dem 9. Juli 1786 weilte der Cabinetsminister von Hertzberg als des Königs Gast zu Sanssouci. Seine im Geh. Staatsarchiv zu Berlin aufbewahrten Briefe an seinen Collegen im Auswärtigen Ministerium, Grafen Finckenstein, an die Gesandten von der Goltz in Paris und von Thulemeier im Haag, an die Prinzessin-Statthalterin der Niederlande, des Königs Nichte, ermöglichen es, den Verlauf der letzten Krankheit bis zum 17. August schrittweise zu verfolgen. Ich ergänze meine Mittheilungen aus dieser Quelle durch anderes Material, bekanntes und noch unbekanntes; so war mir im königl. Hausarchiv die Benutzung eines am 28. October 1786 niedergeschriebenen Aufsatzes des damals sechzehnjährigen Kronprinzen, nachmaligen Königs Friedrich Wilhelm III. gestattet: „Was sich am Sterbetage des Königes zugetragen hat als den 17ten August 1786".

nach Sanssouci. Der geistvolle Herausgeber der Encyklopädie ist seit dieser Begegnung bis an seinen Tod der wärmste, aufrichtigste Verehrer des preußischen Königs gewesen; denn unverlöschlich blieb ihm der Eindruck dessen, was er in Potsdam bewundernd geschaut: wie der gewaltige Kriegsmann, der Schrecken Europa's, gleichsam noch schweißtriefend nach dem übermenschlichen Ringen dieser blutigen Jahre, hier in der stillen Einsamkeit seines kleinen Schlosses wieder aufzuathmen begann. Geradezu enthusiastisch pries der französische Gelehrte die Lebensweise seines königlichen Gastfreundes, seine Ungezwungenheit im Verkehr, seinen Frohsinn, sein Urtheil über all die verschiedenartigen Gegenstände des Gesprächs, seine Pflichttreue und unermüdliche Arbeitskraft[1]). Aber d'Alembert scheute jeden Zwang, er hätte einen dauernden Aufenthalt in Preußen, zu welchem ihn der König dringend einlud, doch immer als Herrendienst betrachtet, und überdies störte die Verlängerung der Unterhaltung in Sanssouci bis in die Nacht hinein ihn allzusehr in seinen Lebensgewohnheiten.

Auch bei den älteren Freunden mußte der König jetzt mehr als früher mit ihren Eigenheiten, welche die Jahre schärfer ausprägten, rechnen. Algarotti, „der Schwan von Padua", kehrte überhaupt nicht wieder; die zitternde Schrift seiner Briefe zeigte, wie seine Kräfte abnahmen; schon 1764 errichtete Friedrich seinem früh dahingeschiedenen Freunde das Grabdenkmal mit der Inschrift: „Algarottus non omnis". Marquis d'Argens, der übermüthige Lebemann von ehedem, war ein launenhafter Hypochonder geworden und wußte sich in das erneute Zusammensein mit dem gleichfalls launenhaften Freunde nicht mehr lange zu schicken; er trennte sich von dem Könige, der ihn ungern wandern sah und beim Scheiden einen Beweis seines unveränderten Vertrauens gab; an der versprochenen Rückkehr nach Sanssouci hinderte den Marquis der Tod. Der burleske Pöllnitz, der Letzten einer aus der Jugendzeit, dem einst der Kronprinz Friedrich das Zeugniß „Divertissant beim Essen, nachher einsperren" ausgestellt hatte, starb 1775, „von Niemandem betrauert, als von seinen Gläubigern". Und als der König 1778 noch einmal gegen seine alten Gegner in das Feld ziehen mußte, starb daheim in Potsdam als ein Neunziger der Erbmarschall von Schottland, Lord George Keith, der Bruder des bei Hochkirch gefallenen Helden. Seit dreißig Jahren war der jakobitische Emigrant dem preußischen Könige im diplomatischen Dienst und in der Staatsverwaltung ein treuer Unterthan gewesen, zugleich aber ein bewährter Freund, seit 1764 der vertrauteste der Freunde, seit er das wohnliche Haus, das ihm Friedrich in unmittelbarer Nähe von Sanssouci einrichtete, bezogen hatte. Kein Schatten hat diese Freundschaft je getrübt, und als der Lord, vom Alter gelähmt, nicht mehr des Königs Gast sein konnte, da ging der König durch seinen Schloßgarten zu dem „Nachbar Ameise", um die Gesellschaft des Mannes nicht entbehren zu müssen, dem er schon 1753 geschrieben hatte, daß die Species der Leute von Verdienst, die zu-

[1]) D'Alembert's Briefe aus Potsdam, die einen durchaus intimen Charakter tragen, haben durch ihren Ton warmer Bewunderung, welche freilich zu der Auffassung der heutigen Franzosen nicht stimmt, dem Herausgeber (Revue Historique XXVI) Veranlassung gegeben, d'Alembert wegen dieses Mangels an Patriotismus förmlich zu entschuldigen.

gleich liebenswürdig seien, sich allerorten selten finde, und daß man sie festhalten müsse, wenn man sie einmal habe[1]).

Aus seinem letzten Kriege heimgekehrt, machte der König noch im Jahre 1779 die Bekanntschaft des achtundzwanzigjährigen Marchese Girolamo Lucchesini, der auf einer Reise durch Deutschland sich in Sanssouci vorstellen ließ. Bald kam der Marchese auf Friedrich's Aufforderung wieder, und zwar zu dauerndem Aufenthalte. Seit dem Mai 1780 verging kaum ein Tag, daß nicht der junge Italiener in seiner neuen Eigenschaft als Kammerherr dem Könige Gesellschaft geleistet hätte. Mit einem Landsmanne, dem etwas querköpfigen Grafen Pinto[2]), mit dem Oberstallmeister Graf Schwerin und dem Generallieutenant Graf Görtz bildete Lucchesini jetzt den Stamm der Tafelrunde von Sanssouci. Abends, gegen sechs oder sieben Uhr, erwartete der König seine Gesellschaft noch einmal, oft aber ließ er nur Lucchesini rufen; man unterhielt sich eine Stunde oder länger „encyklopädisch" über literarische, ästhetische, politische oder wirthschaftliche Fragen; gern auch erzählte der König von seinen Erlebnissen, seinen Schlachten und diplomatischen Schachzügen. Oder er zeigte, wenn er mit Lucchesini allein war, diesem seine Werke in Poesie und Prosa, gab sie ihm zu lesen oder las sie ihm vor. In freudiger Erregung verzeichnet Lucchesini nach einjährigem Aufenthalte in Potsdam am 9. Juli 1781 in seinem Tagebuche[3]) das große Ereigniß: „Durch ein äußerst glückliches Geschick ist es mir vergönnt gewesen, einen Abschnitt aus dem berühmten und noch niemals sichtbar gewordenen Werke des Königs ‚Mémoires pour servir à l'histoire de mon temps' vorlesen zu hören." Lästerzungen sagten von diesem letzten der literarischen Gesellschafter Friedrich's: „Er hat Esprit genug, um zu bewundern, und nicht genug, um ein Nebenbuhler zu sein." Unbefangenere Beobachter haben ihm das Zeugniß gegeben, er habe ohne die geringsten Schmeichelkünste es dadurch bei seinem Gebieter getroffen, daß er ihm aufmerksam zuhörte und bei seiner gründlichen Bildung stets Rede und Antwort zu stehen vermochte; durch seinen Geist wie durch seinen Charakter habe er sich nicht bloß dem Könige, sondern Jedermann empfohlen. Ein Zwischenfall, dessen das Tagebuch gedenkt, läßt ersehen, wie der junge Fremdling seine Stellung zu nehmen verstand. Nach einer Aeußerung über die italienischen Marquis, welche, schnell hingeworfen, von dem Könige nicht böse gemeint war, aber doch verletzen mußte, verstummte Lucchesini und brach während der ganzen Tafel sein Schweigen nicht. Als er Abends wieder erschien, „war der König comis, blandus, humanus; er sprach über die Unmöglichkeit, augenblickliche Einfälle zu unterdrücken".

Die Soupers, die zu Voltaire's Zeiten in Sanssouci die Tagesordnung schlossen und den Höhepunkt der Geselligkeit bezeichneten, fanden jetzt nicht mehr statt, denn der König hatte sich während des siebenjährigen Krieges der Abendmahlzeit entwöhnt. Abendtafel wurde nur noch angesagt, wenn Gäste, die

[1]) Politische Correspondenz Friedrich's des Großen IX, 446.

[2]) „Le brise-raison de Pinto", sagt der Fürst von Ligne, Mémoire sur Frédéric le Grand p. 45.

[3]) Gespräche Friedrich's des Großen mit H. de Catt und Marchese Lucchesini. Leipzig, 1885, S. 218.

besonders geehrt werden sollten, eingetroffen waren. So pflegten im Herbst die Schwestern des Königs, die Prinzessin Amalie und die Herzogin von Braunschweig, auf einige Zeit zu Besuch nach Potsdam zu kommen; der Bruder bewirthete sie im Neuen Palais und nahm dann selber dort Wohnung. Die Tischgespräche während dieser Tage waren, wie Luccheſini sich ausdrückt, „anderer Art und demnach wenig beachtenswerth". Der Besuch sonstiger fürstlicher Persönlichkeiten war dem Könige nur mit Unterschied willkommen; während einer Anwesenheit des Fürsten von Anhalt-Köthen sagte er zu seiner Umgebung, daß ihm dieser Gast recht langweilig sei. Es war derselbe Fürst, der bei einem früheren Besuche auf des Königs Frage nach der Seelenzahl des Reiches Köthen verlegen eingestanden hatte, daß er sich nie darnach erkundigt habe. Kein Wunder, daß Friedrich an solchen Landesvätern seinen Witz übte; eines Tages ließ er bei Tische sämmtliche deutsche Fürsten „Revue passiren, um sich lustig über sie zu machen". Dabei mußte es seine Umgebung sich gefallen lassen, daß er aus dem reichen Anekdotenschatze seines Gedächtnisses dieselben Mittheilungen wieder und wieder zum Besten gab, „besonders wenn Fremde hinzukamen, die noch nicht eingeweiht waren" — so berichtet des Königs Kämmerer und langjähriger Hausgenosse[1]), und Luccheſini's Tagebuch liefert in der That mehr als einen Beweis, daß Friedrich damals in seinen letzten Jahren noch immer die lustigen Histörchen erzählte, durch die er während des siebenjährigen Krieges seinen Vorleser Catt zum Lachen gebracht hatte.

Als der glänzende Fürst von Ligne, der österreichische General, welchen König Friedrich 1770 bei seiner mährischen Zusammenkunft mit dem Kaiser kennen gelernt hatte, nach Sanssouci kam, da zeigte sich „der alte Zauberer", wie Ligne ihn nennt, in unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit und jugendlicher Frische: „Der König übertraf thatsächlich sich selbst," schrieb Luccheſini in sein Tagebuch (11. Juli 1780), und der Gast war hingerissen von dem, was der König gesagt hatte, und fast noch mehr von der Art, wie er es gesagt: er adle Alles durch sein Gespräch, selbst das Geringfügigste; „alles das Prickelnde, was es da in bunter Abwechselung zu sagen gab, kam aus seinem Munde in einem überaus sanften Tonfall der Stimme, etwas leise, ganz ebenso ansprechend wie die Bewegungen seiner Lippen, auf denen eine unbeschreibliche Anmuth lag." Alle Porträts des Königs, meinte dieser Besucher, seien unähnlich; die Augen seien überall zu streng: „scharf und durchdringend, gewinnt dieses Auge doch sofort einen schönen, milden Ausdruck, wenn das Gespräch sich auf Züge der Hochherzigkeit oder warmer Empfindung lenkt."

Wollte der Hausherr den Besuch, den er sich geladen, verabschieden, so deutete er dies mit Vorliebe durch die Wendung an, er habe sagen hören, daß man abreisen wolle[2]).

Selbst wenn außer den drei oder vier ständigen Tischgenossen Niemand zur

---

[1]) Der Geheimrath Schöning (Friedrich II., über seine Person und sein Privatleben, Berlin 1808, S. 34).

[2]) Luccheſini S. 204, ein Zeugniß, wodurch dasjenige, was Carlyle (Buch 21, Cp. 8) aus mündlicher Tradition erzählt, eine authentische Bestätigung erhält.

Tafel gezogen wurde, pflegte die Unterhaltung höchst angeregt und munter zu sein: „Pranzo lieto“ bezeugt Lucchesini in seinem lakonischen Notizenstil oft genug, ohne daß doch das Tischgespräch inhaltlich immer Bemerkenswerthes gebracht hätte; er verzeichnet Mahlzeiten im kleinsten Kreise, die fünf bis sechs Stunden währten. Die Hauptkosten der Unterhaltung trug, wie sich versteht, der Wirth; oft riß er das Gespräch ausschließlich an sich, so daß manche seiner Tischreden zu gesprochenen Abhandlungen wurden, wie er andererseits seine ganze schriftstellerische Thätigkeit mit Tischgesprächen verglichen hat[1]), „wo man laut denkt, wo man spricht, ohne sich Zwang aufzuerlegen, und wo man es nicht übel nimmt, wenn man Widerspruch erfährt“. Diese Unterhaltung an der Tafel und in der abendlichen Plauderstunde war neben der immer wiederholten Lectüre der Alten und der Franzosen die einzige Zerstreuung, die der alte König in der Mußezeit noch aufsuchte. Auf sein Flötenspiel hatte er seit dem letzten Kriege verzichten müssen, denn der zahnlose Mund bot dem Instrument keinen Halt mehr. Gegen das Theater, auf das er einst so große Summen verwendet, zeigte er sich jetzt völlig gleichgültig, zum Theil, meinte man, aus Sparsamkeit. In seinen letzten Jahren sah ihn die Dienerschaft häufig mit den Tabatièren und Edelsteinen beschäftigt, deren er eine große Sammlung besaß; auch leisteten die historischen Windspiele allzeit freundliche Gesellschaft.

Der Außenwelt ward der König nur noch auf der jährlichen Rundreise durch die Provinzen, während der seltenen Besuche in der Hauptstadt und bei militärischen Schaustellungen sichtbar. Ein junger Hamburger, der 1783 der Musterung in Potsdam als Zuschauer beiwohnte, hat den überwältigenden Eindruck geschildert[2]), welchen der Anblick des Greises auf ihn machte, „dessen Name alles Denkwürdige eines halben Jahrhunderts bezeichnete und dessen Thaten, Leiden und Gefahren, dessen königliche und menschliche Worte, dessen angestrengte Arbeiten und heitere Tisch- und Abendgespräche überall, von meiner Kindheit an, ein unerschöpflicher Stoff der Unterhaltung gewesen waren“; tief ergriffen schaute der begeisterungsfrische Bürgersohn jetzt leibhaftig vor seinen Augen „die schon durch so viele Abbildungen bekannten Züge seines Gesichtes und den durchdringenden Blick“; aber die Erscheinung schien „kaum mehr der Gegenwart anzugehören, so sichtbar waren die Spuren der Hinfälligkeit in dem zusammengesunkenen Körper und der schlaffen Bewegung der Glieder.“ Ritt der König im Mai nach der großen Berliner Frühjahrsparade vom Tempelhofer Felde in die Stadt ein, dann war „das ganze Rondel und die Wilhelmsstraße gedrückt voll Menschen, alle Fenster voll, alle Häupter entblößt“; und doch, so sagt einer aus der Schar dieser ehrfurchtsvollen Tausende, „war nichts geschehen: nur ein dreiundsiebzigjähriger alter Mann, schlecht gekleidet, staubbedeckt, kehrte von seinem mühsamen Tagewerke zurück; aber jedermann wußte, daß dieser Alte auch für ihn arbeite, daß er sein ganzes Leben an diese Arbeit gesetzt und sie seit fünfundvierzig Jahren noch nicht einen Tag versäumt hatte.“ Ausländer, die in der preußischen Hauptstadt lebten, waren höchst überrascht, wenn der König aus

---

[1]) An Voltaire, 1. Mai 1760.

[2]) Piter Poel, in „Bilder aus vergangener Zeit“, Hamburg, 1884, S. 349.

Potsdam kam, und sie nun ihre kritischen, oppositionellen, absprechenden, schmähsüchtigen Berliner gar nicht wiedererkannten. „Sie können sich nicht vorstellen," schreibt einmal der englische Gesandte Elliot an einen seiner Verwandten in London, „wie das Volk sich freute, ihn zu Pferde zu sehen; alles Klubgeschwätz von einem Lande, das unter dem Gewicht seiner Lasten stöhnt, und von einer Nation, die mit einer Ruthe von Eisen beherrscht wird, verschwand vor dem aufrichtigen Zuruf aller Bevölkerungsschichten, die sich verbanden, ihre Begeisterung für ihren großen Monarchen zu bezeugen." Zu längerem Aufenthalt kam Friedrich das letzte Mal während des Carnevals von 1785 nach Berlin; da zeigte er sich der Menge noch, wie hergebracht, in der unförmlichen achtspännigen Staatskarosse, die vor einem halben Jahrhundert als eine Glanzleistung der Berliner Wagenbaukunst bewundert worden war, und wie damals in den ersten Regierungsjahren schritten in zwei Reihen die Läufer mit ihren Stäben, Schürzen und Federhüten voraus; aber ihre Gangart war nicht eben eine beschleunigte, denn es waren Invaliden aus dem siebenjährigen Kriege, die im wohlverdienten Ruhestande jetzt den Läuferdienst verrichteten, und der greise Siegesheld ließ aus Rücksicht auf die morschen Knochen dieser wackeren Veteranen seine altmodische Kutsche im feierlichsten Schritte sich fortbewegen.

II.

Bis in den Sommer von 1785 war die Gesundheit des Königs fest; selbst außerordentliche körperliche Anstrengungen griffen ihn nicht an. Am 13. Juni 1780 kam er von einer vierzehntägigen mühevollen Inspectionsreise um halb zehn Uhr früh nach Sanssouci zurück, nachdem er um drei Uhr von Küstrin abgefahren war, also vierzehn deutsche Meilen in sechs Stunden zurückgelegt hatte; er saß dann drei und eine halbe Stunde bei Tisch und war „frisch und guter Laune, als ob er noch nichts hinter sich hätte." Zu Neujahr 1785 wandte er sich zum ersten Male an den Professor Selle in Berlin, er klagte über Verdauungsbeschwerden und Koliken; im Frühjahr stellte sich die Gicht, ein alter Gast, wieder auf einige Zeit ein. Der seit vierzig Jahren regelmäßig gebrauchte Egerbrunnen war in diesem Juni von nachtheiliger Wirkung auf den Magen. Der Herbst brachte die verhängnißvolle Wendung. So schwach er sich fühlte, reiste der König nach Schlesien zu den militärischen Uebungen; in der Erfüllung seines Berufes als König-Connetable — so hat Friedrich selber sich genannt — hat er den Keim des Todes in sich aufgenommen. Nachdem er dem strömenden Regen des vorletzten Manövertages (24. August) sechs Stunden lang, ohne seinen Pelz anzulegen, getrotzt hatte, mußte er nach der Paradetafel fiebernd das Bett aufsuchen; gleichwohl erschien er am nächsten Tage wieder unter seinen Truppen. Es war auf dieser Reise, daß der König den Dank der armen Greifenberger, denen er ihre durch das Feuer zerstörten Häuser neu gebaut hatte, mit dem Worte ablehnte: „Dafür bin ich da." Vier Wochen später hatte er in Potsdam einen Schlaganfall; den dortigen Herbstübungen konnte er nicht beiwohnen. Der Winter im Potsdamer Stadtschloß verstrich traurig genug, die Symptome der Wassersucht zeigten sich immer deutlicher. Sobald die Witterung im April milder wurde, mußte ihm Nachmittags ein Sessel auf die Freitreppe des Schlosses

gesetzt werden, wo die warme Frühlingssonne ihn bestrahlte; „ich habe immer das Licht geliebt," hörte man ihn sagen.

Bald litt es ihn nicht mehr in der Stadt. Auf einem Umwege von mehreren Meilen ließ er sich am 17. April, nach einer Rundfahrt durch die Dörfer rings um den breiten Schwielowsee, nach Sanssouci bringen. Dort empfing er noch an demselben Tage den Grafen Mirabeau, den letzten vornehmen Fremden, der Audienz von ihm erhielt; denn dessen Landsmann, der Marquis Toulongeon, ein höherer Militär, der in diesem Sommer in Preußen längere Zeit sich aufhielt, sah seinen heißesten Wunsch, dem Könige vorgestellt zu werden, nicht erfüllt. Doch gelang es ihm, in den Garten von Sanssouci einzudringen, und aus der Ferne den siechen Helden auf der Terrasse zu erblicken, tief ergriffen von dem Bilde, das sich seinem Blicke bot[1]). So unbemerkt in die unmittelbare Nähe des Monarchen zu gelangen, war nicht eben schwer; denn nur für die Nacht zog ein Unterofficier mit sechs Grenadieren zur Wache in Sanssouci auf, bei Tage war der König ohne jede Bedeckung und duldete nicht einmal, daß die Thüren verschlossen wurden. Lucchesini war sehr erstaunt, als er eines Tages eine große Menge Landleute beim Schlosse traf, wohl an sechzig; sie wollten eine Bittschrift überreichen. Niemand hinderte sie, dem Schlosse zu nahen, kein Soldat war zugegen.

Der Kranke fand in Sanssouci für seine Leiden die Linderung, die er noch gehofft hatte, nicht. Auch der berühmte Arzt aus Hannover, der Hofrath von Zimmermann, welchen er im Juni berief, konnte ihm nicht helfen. Das Befinden war sehr wechselnd. Es galt als ein übles Zeichen, wenn man die Wagen mit den täglichen Gesellschaftern sofort wieder nach Potsdam zurückrollen sah; denn alsdann hatte der König die gemeinsame Tafel absagen müssen. Am 4. Juli ließ er sich noch einmal auf den Condé, seinen langen Schimmel, setzen und ritt drei Viertelstunden durch den Garten von Sanssouci, sogar im Galopp. Die Wirkung war eine sehr nachtheilige; der König kam ganz entkräftet zurück und mußte sich erbrechen. Am 10. sagte er dem Doctor Zimmermann, daß er ihn hier in Potsdam nicht aufhalten dürfe, um die Kranken in Hannover der ärztlichen Hilfe nicht länger zu berauben. Als Zimmermann sich am nächsten Morgen beurlaubte, zog der König seinen großen, weichen, abgetragenen Hut mit der vergilbten Feder und neigte „mit unbeschreiblicher Würde, Huld und Freundlichkeit" sein Haupt zum Scheidegruß: „Vergessen Sie den guten alten Mann nicht, den Sie hier gesehen haben."[2])

Der Minister von Hertzberg, der seit zwei Tagen in Sanssouci weilte, schrieb an diesem 11. Juli: „Ich habe den König in einem Zustande getroffen, der mir keine Hoffnung auf eine völlige Heilung eröffnet, sondern höchstens die Aussicht auf eine wochen- oder monatelange Verschleppung. Er steht dicht vor

[1]) J. Finot et R. Galmiche, Une mission militaire en Prusse. Paris 1881.

[2]) „Adieu, mon bon, mon cher Monsieur. Souvenez-vous du bon vieillard, que vous avez vu ici." Zimmermann an den Pfarrer Rengger, 28. October 1786 (Zimmermann's Briefe, herausgegeben von Rengger, Aarau 1830, S. 349). Diese Briefe geben den Inhalt der Gespräche ursprünglicher wieder, als die Ueberarbeitung in des Verfassers bekanntem Werk: „Ueber Friedrich den Großen und meine Unterredungen mit ihm" (1788).

der Wassersucht, wenn er sie nicht schon hat; die Beine und Schenkel sind stark geschwollen. Er hat auf den Arzt aus Hannover gerechnet, aber da ihm derselbe auch nichts verspricht als etwas Linderung und eine Gnadenfrist, so kehrt er zu seinen Berliner Aerzten zurück, die doch ganz derselben Ansicht sind."

Hertzberg, jetzt ein Sechziger, gehörte dem Ministerium, dessen zweiter Chef er seit 1763 war, bereits länger als vierzig Jahre an. Der König schätzte seine ungewöhnlichen Kenntnisse und seinen unermüdlichen Fleiß; aber Hertzberg empfand es schmerzlich, daß nicht er, sondern sein älterer College, Graf Finckenstein, der Mann des königlichen Vertrauens war, und daß der Monarch seine Entschlüsse überhaupt ohne den Beirath seiner Minister zu fassen pflegte, denen, wie einer der Staatsmänner Friedrich's geklagt hat, nur der Ruhm des Gehorsams blieb. Je öfter sich Hertzberg, mitunter nicht ohne verletzende Schärfe, mit seinen Entwürfen und Vorschlägen abgewiesen gesehen hatte, um so mehr setzte sich bei ihm die Ueberzeugung fest, daß er, hätte er nur in so manchem ungenutzt gebliebenen Augenblicke frei schalten dürfen, dem Könige seinem Herrn durch ein paar Striche seiner gewandten Feder reicheren Gewinn an Land und Leuten geschafft haben würde, als dieser je mit seinem Schwert für den Preis so vielen Blutes sich erstritten[1]). Für die Meisterschaft, mit der Friedrich noch jüngst, nach der Abwendung Rußlands von Preußen, seiner Politik durch den Bund mit den deutschen Fürsten eine neue Stütze gegeben, hatte Hertzberg schon deshalb nicht volles Verständniß, weil er gegen die Symptome der feindseligen Haltung Rußlands blind war. Augenblicklich lagen ihm die Zustände in Holland am meisten am Herzen, die Streitigkeiten zwischen der Patriotenpartei und dem mit der Nichte des Königs von Preußen, der Schwester des Thronfolgers, vermählten Erbstatthalter. Gern hätte er, selbst auf die Gefahr eines Bruches mit Frankreich, den König zu einer drohenden Haltung gegen die Patrioten bestimmt; aber den Antrag, den er jetzt während seines Besuches in Sanssouci schriftlich einreichte, wies der König schroff und schneidend zurück: er brauche nicht Hertzberg's Augen, um die Berichte seiner Gesandten zu lesen; das Uebel sehen, sei leicht, ihm Abhülfe schaffen, sei schwer[2]). Der so Abgefertigte klagte gegen seine Freunde (7. August), daß die Eifersucht, mit welcher der König alle Geschäfte ausschließlich sich vorbehalte, die guten Absichten der Vaterlandsfreunde hemme; ja nach seiner Auffassung war es gegenwärtig nur die Furcht der Franzosen vor dem preußischen Thronfolger, die sie von Insulten gegen den alten König noch zurückhielt. Hertzberg betrachtete sich fast als einen Märtyrer wegen seines jetzigen Potsdamer Aufenthaltes: auf eine Woche eingeladen, wurde er schon länger als einen Monat von Tag zu Tage festgehalten, ohne daß doch von Geschäften mit ihm geredet wurde. Der Prinz von Preußen war der Meinung, daß der König den Minister deshalb bei sich behalte, um ihm bei einer Verschlimmerung seines Zustandes noch ein politisches Vermächtniß anvertrauen zu können, daß er sich aber erst im letzten Augenblicke dazu entschießen werde[3]). Es war am 9. August, daß

[1]) Vgl. über Hertzberg den Essay von P. Bailleu in der historischen Zeitschrift Bd. 42.

[2]) Cabinetsschreiben an Hertzberg vom 5. August.

[3]) An Hertzberg, 9. Juli: „Je vous conseille de regarder ceci comme une campagne où il faut souffrir pour le bien général, et de prendre encore patience."

Friedrich den Minister zum ersten Mal unter vier Augen sprach und nun auch die Rede auf die Politik lenkte; er beauftragte Hertzberg, wie dieser es vorschlug, den Gesandten im Haag mit nachdrücklicheren Weisungen zu versehen. Hertzberg freute sich über diesen Entschluß als über einen persönlichen Erfolg, den man nur seiner Anwesenheit an Ort und Stelle verdanke; befriedigt war er noch keineswegs: „Aber man kann die Ordnung der Dinge nicht ändern," schreibt er am 10. vertraulich an den Gesandten im Haag, „man muß Zeit zu gewinnen suchen, bis die bekannte Revolution eintritt; der Prinz von Preußen weiß Alles, was ich thue, und billigt es."

Wie Hertzberg in der auswärtigen Politik den Meister meistern wollte, so hatte sich um den Prinzen Heinrich ein Kreis militärischer Frondeurs gesammelt, welche die Strategie des Prinzen hoch über die des Königs stellten und diesem seinen kriegerischen Ruhmeskranz gern zerpflückt hätten, und so ist auch Friedrich's Wirthschaftspolitik unmittelbar nach seinem Tode auf das leidenschaftlichste kritisirt worden von den Vertretern einer Richtung, welche den Merkantilismus, dem Friedrich huldigte, in seinen historischen Bedingungen nicht verstehen wollte, welche ihn, blind gegen seine positiven Leistungen, als ein absolut verwerfliches System bezeichnete. Unendlich oft ist Mirabeau's Verdammungsurtheil über Friedrich wiederholt worden, während die Thatsache gleichsam einer Entdeckung bedurft hat, daß ein Mann wie Büsch, zu jener Zeit Deutschlands erster staatswirthschaftlicher Schriftsteller und keineswegs ein befangener Merkantilist, die Grundgedanken des fridericianischen Wirthschaftsystems durchaus billigte, und daß überhaupt Friedrich mit diesem System seiner Zeit nichts aufgedrängt hat, was ihr fremd und unnatürlich erschienen wäre[1]). Der König selbst hat auf kein Gebiet seiner Regententhätigkeit mit größerer Befriedigung zurückgeblickt, als auf die Leistungen seiner inneren Politik. Der französische Akademiker Fontenelle hatte gesagt, daß jedes Lebensalter sein Kinderspielzeug habe: indem Friedrich seinen Correspondenten in Frankreich von seinen Rodungen und seinem Kampf mit Sumpf und Sand erzählt, von seinen Dorfgründungen und Fabrikanlagen, von der Mehrung des Viehstandes und der Bienenstöcke, von den Fortschritten des Seidenbaues, von den Vervollkommnungen im Hüttenwesen und von den Erträgen des Exporthandels, so setzt er hinzu: „das ist mein Kinderspielzeug im Greisenalter, denn diese Freuden kann der Geist, auch wenn die Einbildungskraft erloschen ist, noch immer kosten." Als junger Prinz hatte er 1731 diese wirthschaftlichen Aufgaben als eines Fürsten kaum würdig bezeichnet; jetzt nach fünfzig Jahren bewegten sich sogar seine Tischgespräche, an manchen Tagen fast ausschließlich, um ökonomische Fragen: da hatte er die Wirthschaftsstatistik nicht bloß seiner Monarchie, sondern aller europäischen Reiche im Kopfe.

Seine Minister waren auch hier nur die ausführenden Organe. Friedrich klagt in seinen Memoiren, daß in der obersten Verwaltungsbehörde der alte Stamm der Minister und Räthe während des siebenjährigen Krieges dahingestorben sei, daß es Mühe gekostet habe, junge Kräfte zum Ersatz zu finden. Die neu in das

[1]) Vgl. Schmoller, Studien über die wirthschaftliche Politik Friedrich's des Großen; Jahrbuch für Gesetzgebung, Verwaltung und Volkswissenschaft im Deutschen Reich. 1884, S. 9, 13.

Generaldirectorium eingetretenen Minister haben es sich gefallen lassen müssen, von dem alten Könige bisweilen gar schnöde als unerfahrene Jugend behandelt zu werden; es kommt vor, daß er auf einen ihrer Berichte eigenhändig die Bemerkung setzt: „Oh was hätten die Ministres nöhtig noch in der Schule zu gehen, da würde der Rector zeitvertreib haben“ [1]).

Außer Stande, in diesem Sommer von 1786 die Provinzen in Person zu besuchen, beschied der König einige seiner Minister und Räthe zu sich nach Sanssouci, um zum kommenden Jahre neue Entwürfe für die Landescultur mit ihnen festzustellen. Der letzte Gast, den er empfangen hat, war der Minister für Schlesien: aus Potsdam vom 5. August 1786 datirt Hoym's „Hauptbericht vom gegenwärtigen Zustand des Landes“ [2]). So blieb Schlesien, von jeher fester denn eine der anderen Provinzen ihm an das Herz gewachsen, der letzte Gegenstand seiner landesväterlichen Sorge. Wer vor dem Könige stand, dem fiel an seiner Rechten der große grüne Stein auf [3]), ihr einziger Schmuck, ein Schmuck von geringem Werth und großer Bedeutung. Wie die Dogen von Venedig durch das Symbol des Ringes sich der Adria vermählten „zum Zeichen wahrhafter und ewiger Herrschaft“, so trug Friedrich diesen goldnen Reif mit dem Chrysopas aus Schlesiens Bergen, ihn festzuhalten wie Schlesien selbst, das im Sturm geworbene, seine Siegesbraut, seine Jugendliebe.

Je kürzer die ihm zugemessene Frist wurde, um so rastloser spannte der König seine Thätigkeit an. Sonst waren die Cabinetssecretäre früh um 6 oder 7 Uhr angetreten; jetzt bestellte er sie bereits zu der vierten Morgenstunde. „Mein Zustand,“ erklärte er ihnen, „nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige; die Zeit, die ich noch habe, muß ich benutzen, sie gehört nicht mir, sondern dem Staate.“ Die Nächte spendeten ein immer geringeres Maß von Schlaf; das Lager aufzusuchen, verbot dem Kranken seine Athemnoth, er blieb in seinem Lehnsessel: „Ich stehe nie auf, denn ich gehe nie zu Bette“, sagte er zu Zimmermann bei der ersten Begrüßung. Eines Morgens — es war noch im Mai — sank einer der Cabinetsräthe inmitten der Arbeit vor den Augen des Königs vom Schlage getroffen zusammen, und kaum hatte man ihn hinweggetragen, so starb er; der König aber ließ einen anderen Secretär rufen und fuhr in seiner Arbeit fort [4]). So ging er auf in der Ausnützung des Augenblickes, ohne Reue um Zurückliegendes, ohne grübelnde Sorge wegen eines Zukünftigen. Im skeptischen Verzicht auf die Erforschung des Undurchdringlichen hatte er gelebt, so wollte er

---

[1]) Ein ander Mal stellt der König die hier in die Klippschule verwiesenen Excellenzen mit den verdorbenen Existenzen der Universität in gleiche Linie, wenn er ihre Finanzcontrole mit dem Donnerworte tadelt: „Da habe ich Keine Ministres dazu nöhtig und darf ich nuhr liderliche Studenten das Geldt anvertrauen.“ Beide Marginalien aus einem Actenband des Geh. Staatsarchivs.

[2]) Geh. St.-A. Die Bevölkerung Schlesiens hatte jetzt die Zahl 1,488,491 erreicht, und war seit 1770 um 158,283 Seelen gewachsen.

[3]) Vgl. Zimmermann Unterredungen, S. 42.

[4]) 29. Mai. Hertzberg meldet den Vorfall Tags darauf an Goltz nach Paris: „Cela s'appelle vivre, agir et mourir en grand homme.“

auch sterben, ohne im Thal des Todes Stützen zu beanspruchen, die er auf der Höhe des Lebenstages von sich gewiesen hatte. Er hat in diesen letzten Wochen geäußert, den Tod fürchte er nicht, nur ärgere er sich über den Tod und möchte ihn mit der Faust wegschlagen; aber in dieser letzten Schlacht konnte die alte Trutznatur den Sieg nicht mehr auf ihre Seite zwingen.

III.

Am 25. Juli glaubte Hertzberg wahrzunehmen, daß der König sich von Tag zu Tage erhole, aber gegen Ende des Monats zeigte sich eine neue Wendung zum Schlechteren, herbeigeführt durch Verdauungsbeschwerden. Am 30. Juli mußte der Vorleser in Voltaire's Geschichte Ludwig's XV. beim Jahre 1757 inne halten, weil die Schmerzen heute allzu gewaltsam auftraten; die Lectüre ist nach diesem Tage nicht wieder aufgenommen worden.

Erst am 3. August fühlte der Kranke sich wieder wohler und nahm nun Veranlassung, mit seinem Berliner Arzt Selle über die mögliche Dauer seiner Krankheit zu sprechen [1]). „Mit seiner gewohnten Furchtlosigkeit" verlangte er ein operatives Vorgehen durch Einschnitte an den Beinen, um das sich ansammelnde Wasser zu entfernen; der Arzt, der ein Hinzutreten des Brandes gefürchtet hatte, konnte sich zu diesem Eingreifen nicht entschließen. Am 4. August half die Natur sich selbst durch eine rosenartige Entzündung des linken Schienbeins, dessen in Blasen aufgeworfene Haut bald reichliche Feuchtigkeit absonderte. Tags darauf schreibt Hertzberg: „Der Zustand des Königs wechselt von heute auf morgen. Er hat die Wassersucht von den Füßen bis in den Leib. Er kurirt sich selbst und glaubt noch ein paar Jahre leben zu können; die Aerzte, die er von Zeit zu Zeit zu Rathe zieht, geben ihm allerhöchstens noch einige Monate, wenn ihn nicht ein Schlaganfall plötzlich hinwegnimmt." Friedrich verließ sich darauf, daß auch sein Vater nach Eintritt der Wassersucht noch fünf Jahre gelebt hatte.

Gerade in diesen Tagen, da die Auflösung des Königs schnelle Fortschritte machte, wurde in den Berliner Buchläden ein Pamphlet frei und öffentlich verkauft, voll der giftigsten und niedrigsten Schmähungen gegen Friedrich und seine Umgebung. Hertzberg wünschte das Verbot der Schrift; der König, dem dieselbe zugeschickt war, sagte: „Man muß das verachten" [2]).

Von jetzt ab lassen uns Hertzberg's Briefe an den Grafen Finckenstein fast Tag für Tag, bülletinartig, den Verlauf der Krankheit verfolgen. Am 7. August hören wir: „Der König hatte gestern große Hoffnung, weil der Wasserabfluß am Bein nur gering ist, aber heute fürchtet man wegen des Brandes". Eine Bitte des Prinzen Ferdinand, den königlichen Bruder besuchen zu dürfen, wurde dankend abgeschlagen. „Der König ist thatsächlich nicht im Stande einen Frem-

---

[1]) Hertzberg an Finckenstein, 4. August. — Selle, Krankheitsgeschichte Friedrich's II., Berlin 1786, S. 49.

[2]) Hertzberg an Goltz in Paris, 1. August: „Le Roi répondit qu'il falloit mépriser cela." Die Schrift führte den Titel: „Frédéric le Grand, contenant des anecdotes précieuses sur la vie du roi de Prusse régnant. Amsterdam 1785."

den zu sehen," schreibt Hertzberg am 8. August; „er kann sich nicht vom Stuhle rühren und man würde seine ganze Geschwulst wahrnehmen, wenn er sich nicht bis an die Brust mit Kissen verdeckte. In der abendlichen Gesprächsstunde war er gestern recht gesprächig und durchaus nicht in seinem Halbschlafe; aber er vermochte einen lauten Aufschrei des Schmerzes nicht zu unterdrücken, als der Diener sein Bein auf einen Pfühl legen mußte." Am 10. August bestätigte der Berichterstatter: „Das Befinden des Königs ist seit drei Tagen besser. Die Oeffnungen am Bein sondern eine große Menge ab; man sieht die Spuren vor seinem Sessel. Die Entzündung ist nicht bedeutend und nimmt nicht zu. Er sagt, daß er sich erleichtert fühlt. Ich weiß dies alles von dem Chirurgus Engel, der ihn jeden Morgen besucht und alsdann zu mir kommt. Engel findet seinen Zustand keineswegs verzweifelt, aber er glaubt ein Zunehmen des Marasmus, schnelle Abmagerung des Gesichts und der Hände wahrzunehmen. Der König sieht uns jeden Abend zwei Stunden, spricht viel, zumal von der Küche, für die er mit großem Interesse seine Anordnungen vertheilt, und ißt reichlichst. Die Schlafsucht hat seit acht Tagen aufgehört; von Zeit zu Zeit hustet er sehr stark, aber nicht so heftig wie früher. Im Ganzen scheint es, daß seine kräftige Constitution ihm hilft und seine Tage verlängert, und daß das angesammelte Wasser sich ohne die Hilfe der ärztlichen Kunst seinen Ausweg bahnt."

Eben jetzt (9. August) erlag dem Leiden, an dem der König krankte, der alte General von Scheelen; Friedrich sagte zu seinen Gesellschaftern, er habe einen guten Officier verloren; dem Nachfolger des Verstorbenen aber ertheilte er, wie Hertzberg schreibt, „vortreffliche Lehren": er forderte ihn auf, das Beispiel Scheelen's in der Pünktlichkeit des Dienstes zu befolgen, aber nicht in der übertriebenen Strenge.

Es ward dem greisen Monarchen sauer, in dem beklagenswerthen Zustande des Dahinsiechens noch seines königlichen Amtes im vollen Maße zu warten. „Er thut seine ganze Arbeit," schreibt Hertzberg (10. August), „aber doch mit Widerstreben, mit Eile und indem er sich dazu zwingt, sodaß er nicht Alles mit voller Aufmerksamkeit liest." Doch war es ein Zeichen neuer Lebenslust, daß der König die ganze Woche hindurch, seit dem 4. August, seine kleine Gesellschaft wieder zwei Mal am Tage, Morgens um elf Uhr und Abends um sechs Uhr um sich versammelte; am 12. August äußerte er, er fühle sich wie neugeboren, sank aber bald darauf wieder in seinen Schlummer. In der Nacht traten, wie die Aerzte bei dem guten Appetit es längst gefürchtet hatten, Verdauungsbeschwerden mit Fiebererscheinungen ein; immerhin zeigte sich der König am Morgen munter, wies dem Chirurgus die Abnahme der Geschwulst am Leib und am Beine und war auch gegen Mittag beim Empfange recht gesprächig; er erzählte Hertzberg den ganzen Inhalt der aus Wien eingelaufenen Depeschen. Die drei Adjutanten, die er zur Theilnahme an den schlesischen Manövern abordnete — der Soldatenwitz hatte die nicht überall gern gesehenen Obersten Hanstein und Prittwitz und den Hauptmann Rüchel die heiligen drei Könige getauft — versah er mündlich mit den eingehendsten Anweisungen. Aber Tags darauf, am 14. August, mußte Hertzberg berichten: „Der Zustand des Königs scheint sich seit gestern zu ver-

ändern. Schon um sieben Uhr schlief er in unserer Gegenwart ein, um acht schickte er uns fort. Er hat dann von zehn Uhr bis heute früh um zehn geschlafen und alle Secretäre und Officiere warten lassen. Der Chirurgus sagte mir, daß keine Veränderung zu bemerken sei, nur sei er sehr still und schlafsüchtig. Um elf Uhr hat er endlich den Stadtcommandanten und dann auch die Secretäre vorgelassen, hat die Depeschen aus London, Paris, aus dem Haag aufmerksam gelesen und Herrn Laspeyres kurze Antworten dictirt." Zur Conversation wurden Hertzberg und die anderen Cavaliere nicht befohlen.

Am 15. August war das Fieber geschwunden, dem Chirurgen schien der Zustand wieder ebenso befriedigend wie am vorgestrigen Tage; auch war der König schon um fünf Uhr wach und begann sofort mit den Cabinetssecretären zu arbeiten. Wenigstens theilweise können wir übersehen, welche Angelegenheiten ihn an diesem Morgen, dem letzten, an dem er sein Tagewerk zu erledigen vermochte, beschäftigten; denn noch liegt das große Buch mit dem Auszuge aus den eingelaufenen Gesuchen vor, wie ihn die Cabinetssecretäre Tag für Tag vorlegten und welchem sie alsdann die mündlichen Entscheidungen, die Stichworte für die von ihnen zu entwerfenden Antworten, an den Rand setzten. Auch heute, wie gewöhnlich, eine Fülle von Anliegen mannigfaltigster Art, weil jeder dem Könige mit seinem Anliegen nahen darf. Ein hallischer Professor überreicht eine Abhandlung über den tartarischen Maulbeerbaum an der Wolga, der gegen das Klima widerstandsfähiger ist, als der gewöhnliche weiße Maulbeerbaum und sich deshalb zur Einführung im Preußischen eignen würde: „wäre ganz gut", befiehlt der König ihm zu antworten. Ein verabschiedeter Hauptmann bittet um Aushilfe für sein Gut nach einem Brandschaden; indeß: „Man kann ihm nichts geben". Ein Franzose in Hamburg behauptet von zwei für die Oeffentlichkeit nicht geeigneten Satiren aus des Königs Feder Abschriften zu besitzen, für die er tausend Friedrichsdor bekommen könne; er bietet loyal diese Manuscripte zum Kauf an, wird sich aber sehr verrechnet haben: „Er ist ein Windbeutel, man muß ihm nicht antworten". Auch auf das Gesuch einer adeligen Wittwe, die für ihren ältesten Sohn um Versetzung von seinem Garnisonregiment zu einem Feldregiment, also einer vornehmeren Truppe, bittet, verfügt der König: „Keine Antwort". Dem Grenzpostmeister in Memel, der ausführlich über die Anstalten zu der Reise der Kaiserin Katharina nach Cherson und die Vorbereitungen zum Empfang Potemkin's in Narva berichtet, wird ein anerkennendes „Ist gut" zur Antwort. Ein Kaufmann aus Leipzig möchte sich in Halle niederlassen und bittet um einen Freipaß für seine genau specificirten Effecten; der König ist mißtrauisch: „Wenn er keine Contrebande einbringen will, kann er kommen, aber das Zeug und Porzellan gehet nicht an". Zwei französische Officiere halten um die Erlaubniß an, der Revue in Schlesien beizuwohnen: „Das gehet an". Eine Reihe anderer Eingaben, von Gemeinden und einzelnen Personen, werden den zuständigen Kammern, Regierungen oder Ministerien zum Bericht oder zur Entscheidung zugewiesen. Der Cabinetssecretär für die auswärtigen Expeditionen ist heute schnell abgefertigt, da nur eine Depesche des Vertreters in Petersburg, des Legationsrathes Hüttel, vorliegt; der König dictirt eine kurze Antwort, das

letzte politische Schriftstück, unter welches er seinen Namen gesetzt hat[1]). „Man gewahrt die Schwäche Seiner Majestät an den gestrigen Unterschriften", schreibt Graf Finckenstein Tags darauf an Hertzberg; in der That, der Namenszug Federic in dem letzten uns vorliegenden Cabinetsschreiben ist so unsicher gekritzelt, daß die einzelnen Charaktere sich in einander geschoben haben.

Mittwoch den 16. August[2]) erschienen die Secretäre, die Adjutanten, der Stadtcommandant früh zu der einem Jeden vorgeschriebenen Zeit; auch heute, wie am vorigen Montag, mußten sie warten. Die Stunden vergingen, endlich erhielt der General von Rohdich den Befehl einzutreten. Der König hatte sich in einem klaren Augenblicke seiner erinnert, er wollte ihm die Parole geben, er fand seine Sprache nicht; er sah Rohdich mit einem klagenden Blicke an, das Haupt sank seitwärts in die Polster des Stuhles zurück, der alte General war zu Thränen gerührt und zog sein Tuch vor die Augen, der König schlummerte wieder. Die Truppen, die vor dem Thore exercirten, erwarteten jeden Augenblick die Nachricht von seinem Abscheiden zu erhalten[3]).

Um drei Uhr Nachmittags kam Selle, den ein Eilbote des Prinzen von Preußen aus Berlin geholt hatte. Das Bewußtsein war jetzt etwas lichter, der König erkannte die Umstehenden, aber er erinnerte sich nicht mehr der heute noch nicht erledigten Regierungsgeschäfte. Sein Gesicht war leicht geröthet, die Augen hatten ihr altes Feuer noch nicht ganz verloren, und die Füße vermochten im Verlauf dieses Abends noch einige Schritte zu machen. Ein sanfter Schlummer brachte gegen sieben Uhr gelinden Schweiß, aber die Beine bis zum Knie begannen zu erkalten. Seit neun Uhr lag ein kurzer Husten auf der Brust, von lauten Röcheltönen unterbrochen; dazwischen noch einige Worte, einige Geberden. Als die Wanduhr über seinem Haupte elf schlägt, horcht der König auf und fragt: „Was ist die Glocke? — Um vier Uhr will ich aufstehen." Das Bewußtsein ist ihm noch nicht ganz geschwunden; er fragt nach seinem Windspiel und befiehlt,

---

[1]) „Je suis tout-à-fait de votre sentiment que l'Impératrice ne s'empressera pas d'entamer la guerre avec les Turcs, et que les deux cours impériales n'ont rien moins qu'une confiance aveugle, l'une envers l'autre. Du reste, vous vous amusez et vous entendez trop sur l'affaire des favoris. Cela n'en vaut pas la peine, quand une fois, surtout, on sait qu'il n'est rien du tout." Geh. Staatsarchiv; ebendaselbst das Buch mit den Extracten der Cabinetsräthe.

[2]) Vgl. Selle a. a. O.; Kletschke, Letzte Stunden und Leichenbegängniß Friedrich's II., Potsdam 1786; Jahrbuch der preußisch-brandenb. Staatengeschichte, Theil VII., 1796.

[3]) Die Aufzeichnung des Prinzen Friedrich Wilhelm über die Vorgänge dieses Tages beginnt: „Den Tag zuvor als den 16ten war Löhnungstag, hinfolglich ging die Garnison vor dem Thore wie gewohnlich exercieren. Der Major v. Bischoffwerder kam an mich heran geritten und benachrichtigte mir von den gefärlichen Gesundheits Umständen des Königs, die in der That sehr mißlich waren, denn man vermuthete gar schon die Nachricht des Todes wärend dem Exercieren ... Die gantze übrige Zeit des Tages war sehr unruhig. Der G.L. v. Rodich brachte die Parole überaus spät herein mit der Nachricht daß der König beständig in einem Schlummer läge und keinen Menschen mehr kenne. Der Laufer der diesen Tag die Aufwartung im Sans-souci hatte, bat die gewöhnlichen Gäste, so draußen zu speisen pflegten, diese gingen in des Königs Zimmer ohne daß er sie erkannte. Die Geheimräthe blieben auch bis gegen Abend daraußen, aber ohne abgefertigt zu werden, dieses thaten auch die meisten Gäste, so in Sans-souci gespeist hatten ... Den Abend waren wir wie gewöhnlich bei der jetzigen Königin im Palais, natürlich war das gantze Gespräch auf den König gewandt."

das fröstelnde Thier mit einem Kissen zuzudecken. Er wehrte nicht, als sein Kammerhusar, der den fort und fort in eine gepreßte Stellung Zusammensinkenden fast alle zwei Minuten aufrichten mußte, endlich neben dem Stuhle sich auf das Knie ließ, ihn umschlang und mit beiden Händen stützte; also verharrte der treue Diener noch an drei Stunden. Nach einem neuen heftigen Hustenanfalle, der den Schleim löste, seufzte der Sterbende: „Wir sind über den Berg, es wird sich besser gehen" (la montagne est passée, nous irons mieux). Eine Stunde nach Mitternacht trat der Arzt aus dem Nebenzimmer, wo er mit anderen Hausgenossen weilte, noch einmal heran; der Puls zitterte und wich zurück, das Auge war matt und feucht. Der Husten ward seltener und schwächer, das Röcheln stärker. Zwanzig Minuten nach Zwei, ein leises Zucken des Mundes, der Tod war gekommen.

Als der junge Prinz Friedrich Wilhelm, der nunmehrige Kronprinz, am Morgen nach Sanssouci kam, sah er den Todten im Concertsaal auf seinem Feldbette liegen: „einen kleinen Hutkopf auf dem Kopfe, der mit einer Serviette um das Kinn bevestigt war; ferner hatte er einen alten blauen seidenen Mantel um, unter welchen er noch ein Pelzhemde anhatte. Seine Füße und Beine waren mit großen Gichtstiefeln bekleidet. Zwey Läufer oder Lakayen standen dabey, um mit einem grünen Zweige die Fliegen vom Gesichte abzuhalten." Der Prinz fährt in seiner Schilderung fort: „Zum Ruhm aller Lakayen und Pagen muß ich sagen, daß wahre Betrübniß auf ihren Gesichtern zu sehn war, und daß man sehn konnte, wie sehr sie ihren König betrauerten."

Und wenn nun seine Officiere an die Bahre herantraten und seine Grenadiere, da gemahnte es sie ernst und weihevoll an die großen Zeiten der gemeinsamen Kämpfe: also in seinen Mantel eingehüllt hatte er im Felde auf seinem Strohlager mitten unter ihnen geruht, wie im Sommer 1761 Nacht für Nacht im Lager von Bunzelwitz. Und die hellen Thränen rannen über ihr Antlitz [1]). Dem einen aber von den Getreuen ging der Wunsch in Erfüllung, den er damals aussprach, seinem großen König alsbald „als Arrièregarde" folgen zu dürfen [2]).

Den Thronerben, König Friedrich Wilhelm II., hatte Hertzberg zu der Leiche geführt [3]). Die große „Revolution", auf die Hertzberg gewartet hatte, war da. Die Männer, die jetzt an der Bahre des großen Königs standen, der Nachfolger

---

[1]) Der junge Prinz schreibt: „Viele derer Officiers, so den hochseligen König sahen, kamen mit Thränen in den Augen heraus, besonders die alten, so sich seiner Großen Thaten erinnerten, und der Schlachten, so sie unter seinem Befehl hatten gewinnen helfen." Am 18. kamen auch die Gemeinen, Kränze auf die Bahre zu legen.

[2]) General von Lentulus; er starb am 26. December 1786.

[3]) Hertzberg schrieb am 19. August an Thulemeier im Haag: „Vous verrez par l'ordre circulaire d'aujourd'hui et encore un peu davantage par la gazette ci-jointe, quand et de quelle manière le feu Roi est mort et le nouveau Roi a succédé. J'ai été témoin et principal acteur de cette grande scène. J'ai fermé les yeux au défunt grand Roi, et j'ai appelé quelques minutes après son successeur au trône. J'ai aussi expédié tous ses premiers ordres dans ma chambre. En y passant de la chambre funéraire, il m'a donné le cordon (de l'aigle noir), en me disant que c'étoit la première marque de reconnoissance qu'il me pouvoit donner et que j'avois méritée plus tôt."

und seine Berather, legten voll Selbstvertrauen die Frage sich nicht vor, ob ihre Kräfte hinreichen würden, die gewaltige Arbeit des hundertarmigen Titanen fortzuführen; genug, daß die Gegenwart jetzt ihnen gehörte. „Das Uebel zu sehen ist leicht, ihm abzuhelfen ist schwer", das Wort des Abscheidenden, durch welches die politische Afterweisheit des Erben sich verletzt fühlte, sollte bald eine traurige Bestätigung erfahren. Voll und ganz, unbefangener als die krittelnden Epigonen, hat erst die Generation das Verdienst Friedrich's anerkennen und an seiner Größe sich freuen können, welche die endliche Fortführung und Vollendung seines Werkes geschaut hat. Noch vor einem Menschenalter konnte einem preußischen Staatsmann von angeblich befreundeter Seite der wohlwollende Rath ertheilt werden, Preußen möge „der Erbschaft Friedrich's des Großen entsagen"[1]). Seitdem hat ein Wiedereinlenken in die Bahnen Friedrich's den einst unausgekämpften Kampf seiner Entscheidung entgegengeführt und dadurch zugleich die Vergrabung der alten Zwiste ermöglicht. Die deutschen Stämme aber, welche heute das Band des Reichs verknüpft, sie hatten sich schon einmal, vor hundert Jahren, am Abend von Friedrich's sturmerfülltem Leben, manch altes Vorurtheil opfernd, zu gegenseitigem Schutze friedlich mit Preußen geeint: so wird auch heute Alldeutschland sich mit Preußen verbinden wollen, den hundertjährigen Todestag des großen preußischen Königs zu feiern.

---

[1]) Publicationen aus den Preußischen Staatsarchiven XXIII, 58.

Römisches in Deutschland[1]).

Von

E. Hübner.

Es ist ein berechtigter Zug der neueren Geschichtsforschung, daß sie die Folge der Ereignisse und das Wesen der handelnden Personen nur dann sich wirklich anzueignen und lebendig darzustellen vermag, wenn sie neben und zu allem Uebrigen für die Erkenntniß Nothwendigen auch den Boden genau kennt, auf welchem die Geschichte geschah. Aus der topographischen Grundlegung, aus der genauen Kenntniß und der durch sorgfältige Studien erworbenen Anschauung von Land und Leuten zieht das geschichtliche Wissen immer neue Antäuskräfte. Darin liegt der große Unterschied zwischen den Reisen in „der alten Welt", auf historischem Boden, und den Entdeckungsfahrten in geschichtslose Erdtheile. Die unzusammenhängenden Einzelnheiten einer noch so trümmerhaften Ueberlieferung gewinnen Einheit und Gestalt, sobald man ernstlich versucht, sie in dem Rahmen ihrer geographischen Umgebung zu verstehen. Während die jüngste unter den wissenschaftlichen Disciplinen, welche das älteste Problem der Philosophie, das Sein der Dinge außer uns, unserm Erkennen vermittelt, die Schöpfung d'Anville's, Alexander von Humboldt's, Karl Ritter's, die wissenschaftliche Erdkunde, seit lange beides umfaßt, die mathematisch-physische Grundlage der Geographie — Astronomie, Geodäsie, Geologie, Paläontologie und so weiter — und die anthropologisch-ethnographische Betrachtung des Menschen auf unserem Planeten, hat die historische Wissenschaft erst begonnen, aus den Theilen der Geographie, welche man die Länder- und Ortskunde im engeren Sinne nennt, aus der Chorographie und Topographie, die ganze Fülle der Ernte einzuheimsen, die ihr aus diesen Disciplinen zuwächst.

Längst ist von allen den Forschern, welche den zerstreuten und lückenhaften Nachrichten über das orientalische, das griechische und römische Alterthum Leben zu geben bestrebt sind, anerkannt, welch eine gewaltige Unterstützung der Erkenntniß aus der genauen Erforschung der Gegenden erwächst, in welchen die

[1]) Vgl. „Deutsche Rundschau", Juli 1879, Band XX, S. 116—131.

Staaten jener Epochen der Geschichte entstanden, sich ausbildeten und wieder untergingen.

Nicht aus den Königs- oder Beamtenreihen und den Kriegen, aus den Parteikämpfen und den Verfassungsstreitigkeiten allein läßt sich ein Bild von dem Leben der alten Völker gewinnen. Wir wollen beides, „Land und Leute", kennen lernen, das Land, in dem gewohnt und um das gekämpft worden ist, die Leute, die beherrscht, von denen gestritten und gehandelt wurde. Für einen großen Theil des Orients und besonders für die classischen Länder, Griechenland und Italien, ist diese von Niebuhr zuerst besonders betonte Forderung durch eine Reihe von großen Werken und durch unausgesetzte Forschungen erfüllt oder ihrer Erfüllung nahe gebracht worden. Italien schickt sich soeben an, durch Theilung der Arbeit eine umfassende Darstellung der italischen Topographie in Angriff zu nehmen. Für die Länder des Westens dagegen ist von dieser Art wenig den heutigen Anforderungen Genügendes vorhanden. Frankreich hat noch keinen würdigen Nachfolger d'Anville's für das gesammte Gebiet der historischen Geographie gefunden, obgleich es an zahlreichen Vorarbeiten dafür nicht mangelt. Für England liegt eine Fülle von zerstreutem Material für die verschiedenen Epochen seines geschichtlichen Lebens vor, und neuerdings sind mehrere kurze, populär gehaltene Schriften erschienen, welche die geographische Kunde des keltischen, des römischen, des sächsischen Englands u. s. w., so weit sie ermittelt ist, in weitere Kreise zu tragen bestimmt sind. Für die Länder des Westens, Spanien und Portugal, wie für die des Ostens von Europa haben wir erst mehr oder weniger unvollkommene Anfänge solcher Studien zu verzeichnen.

Wie steht es damit für Deutschland? speciell für seine älteste Geschichte? Ich verkenne nicht, daß besonders für die politische Geographie der späteren Perioden unserer Geschichte durch zahlreiche Einzelschriften und durch manche zusammenfassende Uebersicht in den umfangreicheren geschichtlichen und geographischen Darstellungen, an denen kein Mangel ist, sowie durch kartographische Hilfsmittel viel geschehen ist, um uns eine Vorstellung von dem wechselnden Territorialbestand der einzelnen Landschaften, von den Städten und Burgen, den wirthschaftlichen Verhältnissen des Landes u. s. w. zu geben. Aber für das, was man „die alte Geographie" Germaniens nennt, sind Mannert's und Ukert's Handbücher (1820 und 1843) mit ihren schlechten Karten veraltet und durch keine neueren und besseren ersetzt, die Menge der seit den letzten vierzig Jahren gemachten Beobachtungen noch nirgends zusammengefaßt worden. Auch die neuesten und eingehendsten Darstellungen der deutschen „Urzeit" und „Vorzeit" verkennen das Bedürfniß nach einer sicheren geographischen Grundlage keineswegs. Ebenso setzen manche jüngst erschienene Arbeiten über die römischen Provinzen, über die Verbreitung der lateinischen Sprache, überall Vertrautheit mit der römischen Geographie voraus. Des berufensten Meisters Werk über unsere älteste Geschichte, Müllenhoff's „deutsche Alterthumskunde", die zwar ein Torso geblieben ist, aber sich noch zu einem Ganzen gestalten lassen wird, ruht auf der sichersten Beherrschung gerade dieses Wissensgebietes, und die „deutsche Geschichte" von Nitzsch, der, wie wenig Andere, voll des lebendigsten Verständnisses für Land und Leute seine Aufgabe gefaßt hatte, schenkt trotz der Schranken des akademischen

Lehrvortrages, in denen sie sich bewegt, doch überall auch dieser Seite die gebührende Aufmerksamkeit. Aber beide Werke verfolgen doch, soweit sie vorliegen, ganz andere Ziele. Den großen Sammlungen der lateinischen Inschriften (denen der griechischen leider nicht) sind durchgehends genaue Karten beigegeben, auf welchen nicht bloß alle sonstther bekannten antiken Oertlichkeiten sich verzeichnet finden, sondern auch jeder moderne Ort, an dem eine Inschrift zum Vorschein gekommen ist, so daß diese sorgfältigen Specialkarten alle, selbst die in den größeren Kartenwerken gegebenen, wie im Maßstab, so auch in der Fülle der Nachweisungen weit übertreffen und fast den Charakter archäologischer Fundkarten annehmen. Doch sind darauf diejenigen Oertlichkeiten nicht berücksichtigt, welche nur schriftlose Ueberreste ergeben haben (und deren sind gerade in Deutschland sehr viele); wogegen die römischen Straßenzüge, wenigstens so weit sie für das Verständniß der erhaltenen Meilensteine in Betracht kommen, eingetragen sind. Leider aber sind diejenigen Sammlungen, welche die inschriftlichen Denkmäler Galliens und der beiden germanischen Provinzen umfassen sollen, noch nicht erschienen und bis zu ihrem Erscheinen wird noch manches Jahr hingehen. Nur für die österreichischen und bayerischen Lande, für das römische Pannonien, für Rätien und Noricum, liegen die Sammlungen mit ihren Karten bereits vor. Für das eigentliche Germanien, unsere Rheinlande, Hessen-Nassau, Rheinbayern, Baden, Württemberg muß man sich einstweilen noch mit älteren unvollkommenen Karten behelfen und das Material für die Anschauung von den Grundlagen des römischen Lebens in jenen Gegenden aus allen möglichen gelehrten Ecken und Winkeln sich zusammensuchen. Eine Ergänzung, aber keinen Ersatz, bieten die von der deutschen anthropologischen Gesellschaft in Angriff genommenen Karten der prähistorischen Funde, insofern sie die Fundorte von vorrömischen Alterthümern verzeichnen. Aber von einer den heutigen Anforderungen entsprechenden kartographischen Aufnahme des einst römischen Theiles von Deutschland, wie sie für Frankreich die große durch Napoleon III. veranlaßte topographische Karte von Gallien bis auf die römische Eroberung bietet, sind wir noch weit entfernt.

Cäsar vielleicht schon und sicher nach ihm Augustus hatten, wie bekannt, den Gedanken gefaßt, das nördliche Deutschland bis zur Nordsee und zur Elbe, das südliche bis nach Böhmen und Ungarn und weiterhin alles Land bis zum schwarzen Meer dem römischen Reich einzuverleiben, so daß der ganze Lauf der großen Ströme des Nordostens und Nordwestens, der Donau und des Rheins, römisch werde. Aber schon um die Mitte des ersten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung sind diese hochfliegenden Pläne endgültig aufgegeben worden. Im Westen begnügte man sich etwa von Coblenz abwärts mit der Rheingrenze, im Osten etwa von der Drawemündung an mit der der Donau. Unter Trajan erst trat dort das neu eroberte Dacien nördlich von der Donau zum Reiche und blieb dabei bis gegen Ende des dritten Jahrhunderts. Zwischen Donau und Rhein aber, etwa von Regensburg an westlich, in Bayern, Württemberg, Baden und Rheinhessen bis zum Main, von da nördlich bis zur Lahn und etwas weiter, wenig unterhalb Coblenz, da wo die Rheingrenze beginnt, war das Land jenseits der großen Ströme doch schon so weit von den römischen Truppen occupirt und von

einer seßhaften Bevölkerung bewohnt, die sich des römischen Schutzes freute, daß diese reichen Fluren und Höhen nicht wohl aufgegeben werden konnten. So schritten denn in der zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts die tüchtigen flavischen Kaiser, Vespasian und seine Söhne Titus und Domitian, nachher ihnen folgend die großen Herrscher des zweiten Jahrhunderts, Trajan und Hadrian, dazu, dies weite Gebiet, dem natürliche Grenzen gegen das Barbarenland fehlten, durch eine künstlich befestigte Grenze abzuschließen. Acht Jahre sind es her, daß ich den Versuch gemacht habe, den Lesern dieser Blätter eine Vorstellung von jener Grenzbefestigung, dem römischen Grenzwall in Deutschland, zu geben[1]). Die damals von mir und vielen Anderen ausgesprochene Mahnung, daß es hohe Zeit sei, den Spuren des gewaltigen Römerwerkes nachzugehen und sie in Beschreibung und Aufzeichnung zu fixiren, ehe die fortschreitende Cultur sie gänzlich verwischt haben wird, ist nicht auf unfruchtbaren Boden gefallen. Fleißige Hände und Füße haben sich seitdem fast überall in jenen Gegenden unseres Vaterlandes geregt, um dem Lauf der Befestigungslinien, den Castellen und Wachtthürmen nachzuspüren, die schon verschwundenen Erinnerungen daran aus Aufzeichnungen verschiedenster Art, Urkunden und Flurbüchern, sowie aus den alten Gemarkungsgrenzen hervorzusuchen, die an den einzelnen Orten gefundenen Denkmäler, von den großen Steinaltären mit Inschriften an bis zur unscheinbarsten Thonlampe herab, vor Allem die Münzen und Ziegel, zu sammeln, zu verzeichnen und zu deuten. Neben zahlreichen größeren und kleineren Monographieen aller Art, Mittheilungen von neuen Funden, polemischen Erörterungen (denn worüber würde in Deutschland nicht gestritten und gescholten?) ist ein größeres Werk erschienen, das für einen großen und wichtigen Abschnitt des Grenzwalls, die Strecke von der Wetterau durch den Taunus bis zur Lahn und dem Rhein, eine bis zu einem gewissen Grade abschließende Darstellung gibt, mit ausführlichen kartographischen Beilagen, das Buch des Herrn von Cohausen. So dankenswerth in vielem Betracht diese Arbeit ist, so bietet doch auch sie noch nicht eine völlig befriedigende Lösung der Fragen über die Entstehung des ganzen Befestigungswerkes und seiner einzelnen Theile, über seine allmälige Erweiterung und seinen Untergang. Für die südlicheren Theile des Grenzwalles fehlt es noch an einer ähnlichen Arbeit. Aber eine ganze Anzahl von geschichtlichen Werken, Darstellungen der deutschen und der römischen Geschichte, des Kriegswesens, der Verwaltung, hat von den Ergebnissen der verschiedenen Arbeiten über den Grenzwall, einschließlich des letztgenannten größeren Werkes, inzwischen Act genommen und sie zu verwerthen gesucht. Es ist nicht meine Absicht, die Leser dieser Blätter in das Detail der noch fortwährend im Fluß begriffenen Untersuchungen und Schilderungen des Grenzwalles einzuführen[2]). Es ist jetzt nicht mehr nöthig, das Interesse für den Gegenstand überhaupt erst zu wecken; wohl aber ist die Frage danach berechtigt, wodurch sich denn diese künstliche Abschließung

[1]) Man vergl. den oben angeführten Artikel, „Deutsche Rundschau", Band XX, S. 116 ff.

[2]) Eine eingehende Besprechung derselben, mit ausführlichen bibliographischen Nachweisungen, welche die erreichten Ziele und die noch vorhandenen Lücken klar legt und den weiteren Forschungen die Wege zu zeigen sucht, hat das LXXX. Heft der „Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande" zu Bonn gebracht.

der römischen Provinz gegen das freie Germanien erklärt, was sie überhaupt bezweckte, wie geartet die Cultur war, die sie gegen das Ausland abschloß. Eine kurze Darstellung der Ueberreste der römischen Herrschaft in Deutschland, die sich darauf beschränkt, auf die sichtbarsten Spuren hinzuweisen, welche diese Epoche unserer Geschichte zurückgelassen hat, wird auf Theilnahme und Verständniß bei allen denjenigen rechnen dürfen, denen unserer Heimath Vergangenheit und ihre Erkenntniß am Herzen liegt.

Man liest wohl die Namen der römischen Städte in Deutschland und prägt sich auch ihre Lage auf der Karte ein; man betrachtet flüchtig die in den verschiedenen localen Sammlungen aufgespeicherten Reste des römischen Lebens, Sculpturen, Steinschriften, Mosaikfußböden, Waffen und Geräthe aller Art, und findet sie mit wenigen Ausnahmen dürftig und gering im Vergleich mit den Schätzen der antiken Kunst, welche die Museen der großen europäischen Hauptstädte bergen. Sehr wenige gelangen zu den in Feld und Wald zerstreuten Resten der römischen Cultur, zu den Villen und Grabmälern, wie z. B. zu dem großen von Igel bei Trier, und ähnlichen. Wie wenige vermögen sich deutlich Rechenschaft zu geben von dem, was einst römisch war bei uns und von dem Stempel, den es dem deutschen Wesen in gewissen Beziehungen zu seiner Zeit aufgedrückt hat! Erst die gesteigerte Cultur der letzten Jahrhunderte hat allmälig Alles verwischt, was von solchen Resten der römischen Zeit einst vorhanden war und sich an vielen Orten mit überraschender Zähigkeit erhalten hatte. Es ist begreiflich, daß unsere Geschichtschreiber über die Epoche der römischen Herrschaft in Deutschland, über welche die schriftlichen Quellen so dürftig fließen, meist in summarischen Uebersichten hinweggehen. Auch mag das gesteigerte Vaterlandsgefühl, ein gewisser patriotischer Abscheu gegen alles Wälsche zuweilen dazu beigetragen haben, daß ein genaueres Eingehen auf die Zeit der römischen Fremdschaft vermieden wurde. Wie weit und wie lange sich römische Bauten, besonders Mauern und Thore der einst von den Römern befestigten Städte, erhalten haben, wie oft diese Städte in ihrer Anlage, in den Straßenzügen und in den Brücken, in der Lage ihrer Kirchen, unmittelbare Zeugnisse der römischen Gründung bieten, wird kaum nebenher erwähnt. Wie lange die römischen Straßen überhaupt die einzigen waren, auf denen sich Kriegszüge und Handelsverkehr, die Romfahrten der Könige wie die Frachten der „Italienerwaaren" bewegten, ist meines Wissens nirgends im Zusammenhang untersucht worden. Für die Zeiten der Karolinger, ja noch für die der sächsischen und fränkischen Kaiser bis zu den Staufern herab bilden die römischen Bauten, welche den Stürmen der Völkerwanderungen wie den späteren Kriegen gewiß in erheblicher Anzahl getrotzt hatten, den nothwendigen Hintergrund der Ereignisse. Das heilige römische Reich deutscher Nation knüpft auch äußerlich unmittelbar an die römische Cultur an, deren Spuren es überall vorfand. Nur darf man freilich nicht, wie eine Zeit lang der übertriebene Eifer localer Gelehrter zu thun pflegte, in jedem fremdklingenden Namen einen römischen, in jeder Bodenerhöhung ein römisches Lager, in jedem Thurm mit Bossenquadern einen römischen Festungsthurm sehen. Aber wohl lohnt es sich der Mühe, das, was wirklich römisch war oder ist, zu erkennen und aufzusuchen.

I.

Es ist nicht meine Absicht, die jetzt zu Oesterreich gehörigen Provinzen Mösien (die Balkanländer von den Donaumündungen bis Belgrad), Pannonien (Slavonien und Ungarn westlich vom Donaulauf bis über Wien hinaus) und Noricum (die Steiermark und das Erzherzogthum Oesterreich nebst dem Salzkammergut) in den Kreis dieser Betrachtungen zu ziehen, obgleich die beiden letztgenannten einst ausschließlich von germanischen Stämmen bewohnt wurden. Die ganze Donaugrenze von Troësmis (dem rumänischen Iglitza) an mit ihren großen Castellen in Mösien, wie Durostorum (Silistria), Oescus (Gigen), Ratiaria (Artscher), Drobetae (Turnu Severinului), Viminacium (Kostolatz), liegt uns zu fern und ist zu wenig bekannt, als daß sich davon verständlich in Kürze reden ließe. Und doch kann die Fortsetzung dieser Postenkette in Pannonien und Noricum mit Aquincum (Altofen bei Budapest), Brigetio (Komorn gegenüber), Carnuntum (Petronell zwischen Preßburg und Wien), Lauriacum (Lorch an der Donau), nur im Zusammenhang mit jener richtig gefaßt, können die dahinter liegenden Landschaften und ihre Denkmäler nur vereint betrachtet werden. Für die österreichischen Lande liegt mancherlei anziehendes Material vor, aber ich verzichte hier auf seine Verwerthung und beginne meine Betrachtung an der Grenze Bayerns und des deutschen Reichs[1]).

Noch heute bildet der Lauf des Inn etwa von Kufstein nordwärts bis Passau die Grenze zwischen Oesterreich und Bayern, wie er einst die römische Provinz Noricum von Rätien trennte. Passau, das schöne Donau-Coblenz, Castra Batava, oder Batava schlechthin, das Lager einer Cohorte von Batavern, das ihm den Namen gab, an der Mündung des Inn, mit dem ihm gegenüber auf demselben Ufer der Donau, aber auf dem anderen des Inn liegenden Boiodurum, von den keltischen Boiern gegründet, dessen Name noch in der Beiderwiese und dem Beiderbach fortlebt, bildete, das war längst bekannt, die Grenzstation zwischen den beiden Provinzen. Erst in allerneuester Zeit aber ist es den mit musterhafter Geduld und Umsicht geführten Nachforschungen gelungen, beides, sowohl das römische Castell am linken, wie die altbefestigte Stadt am rechten Innufer, welche später zugleich Zollstation war, mit hinreichender Sicherheit aus den im Boden selbst erhaltenen Resten nachzuweisen.

Den Fluß aufwärts zwischen Passau und Regensburg sind neben kleineren, vielleicht von den Römern nie befestigten Plätzen, in denen die einheimische Bevölkerung saß, noch zwei römische Castelle nachgewiesen, Künzing, römisch Quintanae, und Straubing, römisch Sorviodurum. Regensburg selbst, Castra Regina, an der Mündung des Regenflusses in die Donau, dem es seinen Namen verdankt, ist eines der großen Lager einer Legion gewesen; in den kleineren Castellen lagen nur wenig zahlreiche Abtheilungen der Hilfsvölker zu Fuß oder zu Roß. In Regensburg ist der Umfang der alten Befestigung ziemlich vollständig er-

[1]) Eine sehr anschauliche Karte Germaniens und der unteren Donauländer zur Römerzeit gibt Prof. G. Droysen's „Allgemeiner historischer Handatlas" (Bielefeld und Leipzig, 1885), Tafel 17.

mittelt worden; beträchtliche Reste zweier der römischen Thore mit doppelter Durchfahrt, Steine des dorischen Gesimses und Säulenschäfte, ein Fragment der großen Inschrift über dem Eingang, welche eine Wiederherstellung des Bauwerks unter Kaiser Commodus erwähnt, sind zum Vorschein gekommen.

Etwas oberhalb von Regensburg, bei Kelheim am Einfluß der Altmühl in die Donau, beginnt, wie mit Sicherheit festgestellt ist, der rätische Grenzwall, der im Allgemeinen parallel mit der Donau auf ihrem rechten Ufer bis etwa zur württembergischen Grenze bei Lorch an der Rems läuft. Die Donau selbst war also hier, seit der Grenzwall bestand, nicht mehr die Grenze gegen das Barbarenland. Dennoch läßt eine Reihe von römischen Castellen am rechten Ufer des Stroms fast bis zu seinem Ursprung aufwärts erkennen, daß er einst auch in seinem obern Lauf die Reichsgrenze bildete. Von diesen Castellen sind erst wenige ihrer Lage nach genau ermittelt: Eining am Einfluß des Abensflusses ist römisch Abusina, Pföring vielleicht Celeusum; die übrigen vermuthet man mit Grund bei Manching, Neuburg, Günzburg. Aber auch weiter hinauf, Ulm gegenüber und bei Mengen, Mößkirch, Tuttlingen fehlt es nicht an Spuren römischer Niederlassungen, die alle noch der genaueren Untersuchung harren.

Zwischen der Donau und dem Grenzwall zieht sich eine andere Reihe von Castellen hin, Irnsing, Kösching, Pfünz an der Altmühl, dann nach einer längeren Unterbrechung, für welche noch alle Anhaltspunkte fehlen, ein zweites Irnsing südlich vom Heselberg bei Gunzenhausen; endlich Oettingen, Bopfingen, Aalen und Gmünd. Diese Castelle sind wahrscheinlich meist älter als der Grenzwall selbst und bildeten später, durch Straßen mit ihm in unmittelbare Verbindung gesetzt, die starken Replis der Grenzbefestigung. An allen diesen Orten ist der geduldigen und methodischen Forschung, welche den alten Ueberlieferungen nachgeht, die Flurbücher vergleicht, die Bodengestaltung zu deuten versteht und die gelegentlichen Mittheilungen alter Leute von gelehrter Schulweisheit unterscheidet, ein Ergebniß so gut wie gesichert. Freilich darf man nicht erwarten, Perlen der antiken Kunst zu finden; aber die gleichmäßigen und deshalb so sicheren Anzeichen der Castellanlage, Thore und Wachtthürme, pflegen fast nirgends gänzlich zu fehlen. Den bescheidenen Ertrag localer Ausgrabungen bilden zwar nicht Priamos' oder Agamemnon's Schätze oder ein Nibelungenhort; aber die unscheinbaren Ziegel und Töpferscherben mit ihren Stempeln, die Münzen, die Reste von Waffen und Geräthen, hier und da als hochwillkommene Beute ein Inschriftstein, geben die unverächtliche Gewißheit, daß man wieder ein Stück römisches Leben auf deutschem Boden mehr gefunden hat.

Es ist nicht unmöglich, daß, ehe mit der Anlage des Walls eine feste Grenze gegen das Barbarenland geschaffen worden war, noch weiter nördlich über dieselbe hinaus eine römische Postenkette vorgeschoben, dann aber wieder aufgegeben worden ist; einzelne Reste von anscheinend römischen Verschanzungen sind auch nördlich vom Grenzwall gefunden worden.

Erst wann die durch Straßen aus dem Hinterland nach vorn und untereinander verbundenen Castelle das Land gesichert hatten, konnte sich das provinzielle Leben ungestört entwickeln. Als Drusus die Vindeliker unterwarf, hat er bereits den alten Hauptort der keltischen Licatier, wohl der Vorgänger der Vindeliker,

am Lech (Lica) zu einem römischen Castell und zum Wohnplatz der ersten römischen Bürger in der neuen Provinz gemacht und ihm den Namen Augusta Vindelicum gegeben. Erst unter Claudius wurde die erste römische Alpenstraße vom Po zur Donau, d. h. von Verona über den Brenner nach Innsbruck und Partenkirchen bis Augsburg und weiter bis gegen Donauwörth vollendet; Colonie im staatlichen Sinn wurde Augsburg erst unter Hadrian, mit dem Namen Colonia Aelia Augusta. Als eine der ersten größeren römischen Städte auf deutschem Boden und als Hauptstadt der Provinz Rätien ist Augsburg, wie bekannt, bis in das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert hinein das eigentliche Thor von Italien, leider aber nicht zugleich die Hauptstadt von Bayern geblieben. Die älteste gedruckte Sammlung römischer Alterthümer, d. h. von Sculpturen und architektonischen Fragmenten und Inschriftsteinen, ist die auf Kaiser Max' Befehl von Konrad Peutinger herausgegebene, zuerst gedruckt in Augsburg durch Erhard Ratold im Jahr 1508, dann wieder mit einigen Zusätzen in Mainz bei Johann Schöffer im Jahr 1520. Manche der hier von einem mir nicht bekannten Meister kräftig und charakteristisch gezeichneten und in Holz geschnittenen Abbildungen von Alterthümern sind von allen spätern Sammlern wiederholt worden, da die Originale inzwischen verloren gingen. Durch die gelehrten Augsburger Peutinger und Welser veranlaßt und durch den fürstlichen Reichthum Raimund Fugger's unterstützt, erschien die erste gedruckte Sammlung lateinischer Inschriften und Alterthümer des ganzen römischen Reichs in geographischer Anordnung, meist aus den Handschriften der italienischen Sammler geschöpft; sie ist durch die Ingolstädter Professoren Petrus Apianus und Bartholomäus Amantius zum Druck gebracht (in Ingolstadt 1534) und mit den trefflichen Holzschnitten Ostendorffer's geziert. Augsburg ist der erste Mittelpunkt des römischen Lebens geworden in den reichen Thälern und Ebenen, in die der römische Eroberer aus den rauhen Alpenhöhen herabgestiegen war. Aber eine hervorragende militärische Bedeutung scheint die Stadt am Lech nicht gehabt zu haben. Auffällig ist unter ihren inschriftlichen Denkmälern, besonders im Gegensatz zu denen von Mainz, das Zurücktreten von Soldatengrabsteinen; das bürgerliche und besonders das kaufmännische Element wiegt vor. Was von Ueberresten der römischen Zeit erhalten geblieben ist, bewahrt das Maximilians-Museum der Stadt. Aber es fehlt noch an einem ausreichenden Situationsplan des römischen Augsburg und seiner Vorstädte. Sollte die schöne und reiche Stadt, welche neuerdings für die Erhaltung ihrer geschichtlichen Denkmäler aus späterer Zeit so opferwillig eingetreten ist, nicht auch ihrer Gründungszeit einiges Interesse entgegenbringen?

Wer die Mühe nicht scheut, auch den zerstreuten und entlegenen Resten der römischen Zeit nachzugehen, der findet ihrer noch an manchen Orten in den Niederungen des Inn, der Isar, des Lech und der Iller, wie im Oberland der rätischen Alpen. Chieming am schönen Chiemsee, schon zum römischen Noricum gehörig, ist der Sitz der alten Cultusstätte eines keltischen Gottes Bedaius und führte danach seinen Namen. Bei Rosenheim, dem römischen Innsbruck (Pons Aeni), in Epfach (Abudiacum), in Kempten (Cambodunum), in Kellmünz (Caelimontium), in Wilten beim heutigen Innsbruck (Veldidena), in Matrei (Ma-

treia) und Sterzing (Vipitenum) an der Brennerstraße, in Chur (Curia), Marienfeld (Magia) und Feldkirch (Clunia) im oberen Rheinthal, endlich in Bregenz (Brigantium) und Eschenz (Tasgaetium), um nur einige der wichtigeren zu nennen, sind an Stelle altkeltischer Niederlassungen, wie die Namen zeigen, römische Stationen getreten. In Kempten und Bregenz sind neuerdings die Reste der römischen Marktanlagen gefunden worden. Das Münchener Antiquarium, theilweise auch das bayrische Nationalmuseum (kleinere Sammlungen sind in Landshut, Straubing und Kempten) bilden eine Art von Mittelpunkt für die im Lande gefundenen römischen Alterthümer, über die es an beschreibenden, aber wenig lesbaren Werken nicht mangelt. Auch eine ethnographisch-historische Schilderung des alten Rätiens ist von einem patriotischen Geschichtsforscher in Chur versucht worden; doch fehlen ihr ausreichende Pläne und Abbildungen, ohne welche Bücher der Art jetzt überhaupt nicht mehr herausgegeben werden sollten. Ein solches Werk, aus der gemeinsamen Arbeit der competentesten Kenner hervorgegangen, aber einheitlich nach Plan und Ausführung, ohne ermüdende Gelehrsamkeit und überflüssige Kleinigkeitskrämerei, wie sie den antiquarischen Untersuchungen leider noch vielfach anhaftet, künstlerisch ausgestattet und daher wohl nicht ohne Aufwand aus öffentlichen Mitteln herzustellen, dürfte für das römische Bayern wie für die nachher zu besprechenden übrigen Gegenden Deutschlands einem wirklichen Bedürfniß entsprechen.

II.

Bei Lorch im Remsthal verläßt der Grenzwall plötzlich die bis dahin eingehaltene der Donau parallele ostwestliche Richtung, um sich fast im rechten Winkel nach Nordnordwest zu wenden und bei Miltenberg den Main zu erreichen. Diese wohlberechnete Frontveränderung beruht darauf, daß nun nicht mehr die Donau, sondern der Rhein von Basel abwärts, die alte Grenze Galliens, durch vorgeschobene Parallelen die Basis zur Offensive gegen das Barbarenland bildet. Immer deutlicher stellt sich heraus, daß der Grenzwall selbst auch hier nur den gewissermaßen erzwungenen Abschluß bildet für eine Periode von Unternehmungen, welche schrittweis nach Osten, wie von der Donau aus nach Norden, die römischen Waffen tragen sollten. Nachdem der Schwarzwald überschritten war, bildete der Neckar, dessen Quellen ja denen der Donau nicht fern liegen, etwa von Rottweil bis Gundelsheim, die erste Parallele. Der Kaiser, welcher zuerst den Gedanken faßte oder sich von seinen dort commandirenden Officieren unterbreiten ließ, das seit den Heerzügen des Arioviſt von Galliern bewohnte Land, das nur den Zehnten zahlte, dem Reiche förmlich einzuverleiben, Vespasian, scheint in der That zuerst bei den „flavischen Altären" in Rottweil und weiter in Rottenburg (Sumelocenna), Cannstadt (Clarenna) und Wimpfen Castelle mit festen Garnisonen angelegt und durch eine Straße unter einander verbunden zu haben. Das Stück zwischen Neckar und Main schützte eine Kette von kleineren Castellen in den östlichen Theilen des Odenwaldes, dem Lauf der Mümling folgend. Von Miltenberg bis etwa gegenüber der Kinzigmündung bildete dann der Main mit einer Reihe sein linkes Ufer begleitender Castelle den Grenzschutz. Dies steht im Allgemeinen fest; doch sind wir nicht sicher, ob nicht vielleicht noch andere

Parallelen zwischen Rhein und Neckar und weiter zwischen Rhein und Odenwald und zwischen Odenwald und Main vorhanden waren. Aber weit entfernt noch sind wir davon, die Neckar-Mümlinglinie im Einzelnen und ihre Castelle nach Lage und Umfang genauer zu kennen. Nur in Rottenburg am Neckar sind vor Kurzem die ersten Ausgrabungen gemacht worden und haben die Lage des Castells auf der Altstadt am rechten und der bürgerlichen Niederlassung am linken Neckarufer (bei der den alten Namen bewahrenden Sülchenkapelle) festgestellt. Die Reihe der großen Castelle, welche das linke Ufer des Rheins von seinem Austritt aus dem Bodensee bei dem vorhin erwähnten Tasgaetium (Eschenz, zwischen Constanz und Schafhausen) begleiten, sind vergleichsweise genauer bekannt. Winterthur (Vitodurum), Windisch (Vindonissa), das alte Hauptquartier einer der seit Augustus in Gallien stehenden Legionen, Avenches (Aventicum), Augst bei Basel (Augusta Rauricorum) sind, Dank den rührigen Schweizer Gelehrten, theilweis schon durch Ausgrabungen erforscht worden. Auch die Rheinfestungen im Elsaß, Straßburg (Argentorate), neuerdings von einem deutschen Ingenieurofficier sorgfältig aufgenommen, nachher Brumat (Broecomagus), Rheinzabern (Tabernae Rhenanae), Speier (Noviomagus), Worms (Borbetomagus) und zwischen ihm und Mainz noch Oppenheim (Bauconica), sind, wenn auch kaum durch eigentliche Nachforschungen, so doch durch zufällige Funde in ihrer Lage identificirt. Dasselbe gilt von einigen der Hauptorte Badens in römischer Zeit, vor Allem von Baden selbst, der Colonia Aurelia Aquensis, von Heidelberg und Ladenburg (Lupodunum); obgleich auch hier noch so gut wie Alles zu thun bleibt. In allen diesen Orten hatte sich, so viel erkennt man schon jetzt, die römische Durchschnittscultur im ersten und zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung bereits mehr oder weniger festgesetzt und ausgebreitet. Anders sah es in dem östlichen Württemberg und in Rheinhessen aus. Nicht der natürlichen Gestaltung des Landes und den gewiesenen Wegen des Anbaus in Thälern und Ebenen folgend, sondern ausschließlich aus strategischen Gründen trennt hier der Grenzwall das von den Römern occupirte Land von dem der freien Germanen in früher fast unglaublich scheinender, aber thatsächlich festgestellter schnurgerader Linie vom Haaghof westlich von Pfahlbronn, wenig nördlich von Lorch an der Rems, bis nach Miltenberg am Main, einer Strecke von etwa 120 Kilometern, vielleicht, wie man annimmt, nach dem südlich liegenden und weithin sichtbaren Hohenstaufen orientirt.

Wann immer diese letzte Begrenzung des römischen Gebietes ausgeführt worden ist — wir können es noch nicht genau angeben, auf alle Fälle geschah es nicht vor dem Anfang oder der Mitte des zweiten Jahrhunderts, unter Trajan oder Hadrian —, die römischen Niederlassungen längst derselben behielten lange sicherlich einen rein militärischen Charakter. Wie die Linie des Walls über Berg und Thal, durch Wald und Sumpf zieht, ohne Rücksicht auf Terrainschwierigkeiten, so sind auch die unmittelbar hinter und an ihr liegenden Castelle in fast gleichen Abständen und annähernd gleicher Größe angelegt worden, ohne Rücksicht auf etwa früher vorhandene Niederlassungen der einheimischen Bevölkerung, deren es kaum gegeben zu haben scheint. Welzheim, Murrhardt, Mainhardt, Oehringen, Jagsthausen, Osterburken, Walldürn und die Altstadt bei Miltenberg am Main sind die hauptsächlichsten derselben. Nur bei dem Castell von Oehringen

haben sich bis jetzt die Reste einer etwas ausgedehnteren, immer aber nicht großen, bürgerlichen Niederlassung gefunden; sie hieß, wohl dem Kaiser Marcus Aurelius zu Ehren, Vicus Aurelius; und daraus ist der Name Oehringen hervorgegangen. Den an künstlerischem Werth geringen, im Ganzen aber doch nicht unerheblichen Ertrag an Alterthümern aus den nur erst zum Theil aufgegrabenen und genauer durchforschten römischen Ortschaften Württembergs bewahrt das Stuttgarter Antiquarium, Einiges aus den nördlichen Gebieten das des Grafen Erbach zu Erbach im Odenwald, und das Darmstädter Museum. Es ist klar, daß erst vom Ende etwa des zweiten Jahrhunderts an und in der ersten Hälfte des dritten diese Gegenden etwas von wirklicher römischer Cultur erlangt hatten, das sie dann gegen die in der zweiten Hälfte des dritten Jahrhunderts schon beginnenden Raubzüge der Alemannen und Franken nicht lange zu halten vermochten. Hätte hier, wie in der Nordschweiz und im Elsaß, die einst zu Gallien gehörten, eine um ein bis zwei Jahrhunderte ältere Cultur ihre Wurzeln geschlagen, so würde sie der barbarischen Ueberfluthung vermuthlich längeren und zäheren Widerstand entgegengesetzt haben. Württembergische, badische und hessische Gelehrte, Architecten, Ingenieure und Alterthumsfreunde haben vieles Nützliche gesammelt, beobachtet und verzeichnet, aus dessen Vereinigung sich ein annähernd richtiges Bild von dem Zustand jener Gegenden während der Dauer der römischen Herrschaft gewinnen läßt. Allein noch muß der Spaten oftmals angesetzt und vieles Vergessene an das Licht gezogen werden, ehe dies Bild auch weiteren Kreisen in klaren Umrissen und ausreichender Genauigkeit gezeigt werden kann. In Baden hat wie auch anderswo eine Zeit lang romantische Ueberschätzung der römischen Reste, gestützt auf dilettantische Unkenntniß und etymologisches Spiel mit den Ortsnamen, geherrscht. Gegen solches Uebermaß hilft nur die rücksichtslose Aufdeckung des Thatsächlichen; und sie hat schon vielfach ihren Dienst gethan. Statt des bis in unsere Tage selbst von angesehenen und geistreichen Gelehrten noch nicht aufgegebenen Etymologisirens und willkürlichen Deutens der Ortsnamen wäre es wohl angezeigt, einmal die wirklich und unzweifelhaft aus römischen hervorgegangenen deutschen Ortsnamen zusammenzustellen und mit Rücksicht auf ihre in den verschiedenen Gegenden und unter dem Einfluß verschiedener Dialekte verschiedenartige Abwandelung zu untersuchen. In Bayern ist neulich damit ein kleiner Anfang gemacht worden; schon die in diesem Aufsatz zusammengestellten Parallelen werden dem aufmerksamen Leser durch mannigfach übereinstimmende Endungen (wie die auf -ing und -ingen) und Bildungen (mit Burg) aufgefallen sein.

III.

Vom Thal der Kinzig an bis Mainz fiel dem Main die Rolle zu, welche weiter südlich der obere Donaulauf hatte; er bildete wohl, wie es die Flüsse überall in unbekannten Ländern thun, die erste natürliche Straße, um von Mainz aus nach Osten vorzudringen. Allein früh hat der reiche Südabhang des Taunus, der die Römer an manche Gegenden in ihrer italischen Heimath erinnert haben wird, römische Kaufleute und Ansiedler gelockt, trotz der Gefahr, die von dem kriegsgewaltigen Volke der Chatten drohte, in jenen schönen Thälern und Höhen

festen Fuß zu fassen. Einzelne Stämme, wie der der Mattiaker, sind früh unterworfen worden. Schon Drusus hat das erste größere römische Castell in ihrem Gebiet, „am Taunus" angelegt; es scheint den keltischen Namen, der dies bedeutet, Artaunum, geführt zu haben, wahrscheinlich ist es der heutige Flecken Heddernheim an der Nidda, nördlich von Frankfurt, das, wie sein Name zeigt, erst in fränkischer Zeit an seine Stelle trat und der Hauptort jener Gegenden neben Mainz wurde. Mainz aber war von jeher die bedeutendste Stadt nicht bloß im römischen Deutschland, sondern es scheint, daß sie es bald an Glanz und Macht mit der alten Hauptstadt der drei gallischen Provinzen Lyon (Lugudunum) aufnehmen konnte; Augsburg hat sich, wie schon gesagt, nie mit ihm messen können. Wie Lyon am Zusammenfluß der Rhone und der Saone, so war Mainz an dem des Rheins und des Mains von Kelten gegründet worden, wie sein Name Mogontiacum zeigt, der an die Namen keltischer Götter (Mogon und Mogontia) anklingt. Die unvergleichliche Lage an zwei schiffbaren Strömen veranlaßte wahrscheinlich schon den Drusus hier das erste stehende Winterlager für seine Legionen anzulegen, zum Theil mit Benutzung des hoch gelegenen Platzes, auf dem die alte Keltenstadt lag, dem heutigen Kästrich. Am andern Ufer des damals gewiß noch breiteren und gewaltigeren Stroms, als er es jetzt ist, wird wohl nur eine kleinere Verschanzung zum Schutz der Landungsstelle für Fähren angelegt worden sein. Eine stehende Brücke über den reißenden Fluß gab es damals nicht; Schiffbrücken aber mögen für Kriegszwecke öfter aufgefahren worden sein. Erst gegen Ende des ersten Jahrhunderts, als inzwischen die Occupation des Taunuslandes jenseit des Rheins Fortschritte gemacht hatte und römische Straßen angelegt wurden, die nach Wiesbaden und Heddernheim und weiter über Homburg und Friedberg bis hinauf nach Butzbach führten, wird man in Friedenszeiten dazu haben schreiten können, aus mächtigen Eichenpfählen mit eisernen Schuhen die Pfeiler im tiefen Bett des Stroms zwischen Mainz und Kastel einzurammen. Es ist möglich, daß schon derselbe Kaiser, welcher aller Wahrscheinlichkeit nach, wie wir sahen, das Zehentland im Süden jenseit des Rheines zum Reiche schlug und durch die Neckarlinie schützte, oder aber einer seiner Nachfolger, vielleicht Domitian oder Trajan, der Urheber war des einheitlichen Gedankens, welcher zur Ummauerung des für eine Legion eingerichteten Castells von Mainz, zu der Anlage der festen, auf steinernen Pfeilern ruhenden Mainzer Rheinbrücke und des festen Brückenkopfes zu Kastel, dem Castellum Mattiacum, endlich auch zur Fortsetzung des Grenzwalls durch den Taunus geführt hat. Aber schon vorher war Mainz eine bedeutende Stadt, in der trotz ihres vorwiegend kriegerischen Charakters auch Handel und Verkehr blühten. In Mainz ist eines der letzten wirklich gelehrten Bücher des römischen Alterthums, des Censorinus Schrift über die Geburtstagsfeier im Jahr 238 geschrieben worden. In demselben Jahr 1520, in welchem die zweite Ausgabe von Peutinger's römischen Denkmälern von Augsburg erschien, ist in Mainz die zweitälteste Sammlung lateinischer Inschriften, die überhaupt vorhanden, Huttich's „Collectaneen der Alterthümer in und um Mainz", bei Johann Schöffer daselbst gedruckt und fünf Jahr später zum zweiten Mal herausgegeben worden. Wer von des römischen Reiches Herrlichkeit im deutschen Lande einen Begriff haben will und aus Denkmälern Geschichte zu lernen weiß, der

muß das römisch-germanische Centralmuseum in Mainz in der bischöflichen Residenz aufsuchen. Da stehen in langen Reihen die zwar nicht von griechischen und italischen Künstlern, aber doch von theilweis recht geschickten Arbeitern gemeißelten Grabmonumente der römischen Legionare und der Soldaten aus den verschiedenen Abtheilungen der Hilfsvölker; sorgfältig, oft in Lebensgröße ausgeführte Porträts, in denen aber mehr Gewicht gelegt ist auf die treue Wiedergabe der Tracht und Bewaffnung, als auf Schönheit und individuellen Ausdruck. Einige davon sind auch nach Wiesbaden gekommen; von wenigen, und nicht von den besten, sind Abgüsse im Museum zu Berlin. Es fehlt auch nicht an Denkmälern nicht militärischer Personen: die Gilde der Rheinschiffer (wie in Lyon die der Schiffer des Rhodanus und Arar), die Hirten der großen Grundbesitzer und allerlei Private sind in oft rohen, aber charakteristischen Darstellungen vertreten. Unvergleichlich ist der Reichthum an Waffen und Geräth aller Art, bis auf die sorgfältig gearbeiteten Lederschuhe herab, die, vielfach im Flußbett des Rheins, zum Vorschein gekommen und in den langen Glaskästen zierlich aufgereiht liegen. Der Vorstand dieses ersten und bedeutendsten aller Museen römischer Alterthümer in Deutschland hat es bekanntlich in der virtuosen Nachbildung der antiken Stücke in bemalten Abgüssen zu solcher Vollkommenheit gebracht, daß die in vielen Sammlungen vorhandenen Copien von den Originalen fast nicht zu unterscheiden sind und jene für die Anschauung vollständig ersetzen. Schöne Abbildungen eines Theils der Mainzer Kriegerdenkmäler enthält Lindenschmit's, des Directors der Sammlung, Werk über die Alterthümer unserer heidnischen Vorzeit; allein sie stehen da zusammen mit vielem anderen Ungleichartigen und sind im Ganzen wenig bekannt. Die kleineren, aber auch nicht unbedeutenden Sammlungen in Wiesbaden, Darmstadt, Worms, Speier, Mannheim, das Saalburgmuseum in Homburg, ergänzen diese Eindrücke. Weniger gut ist für die baulichen Reste des römischen Mainz gesorgt worden. Es gibt noch keine Aufnahme der im Boden und in den Kellern der Häuser zerstreuten Fundamente der Mauern und Thore des Castells auf dem Kästrich. Noch wissen wir nicht, ob die römische Brücke, deren Pfeilerreste, ein altbekanntes Hinderniß der Schiffahrt, vor Kurzem erst gänzlich beseitigt worden sind und dabei werthvolle Ausbeute an Funden aller Art ergeben haben, in der Achse des Mainzer Castells, sowie des von Kastel liegt, wie wahrscheinlich ist. Noch ist unbekannt, ob neben dem seit dem Ende des ersten Jahrhunderts ummauerten Lagerplatz der einen Legion die Lager der anfänglich hier vereinten zwei oder mehr Legionen mit ihren Auxilien nachweisbar sind. In verschiedenen Gegenden der unteren Stadt, wo der Grund zu Neubauten ausgehoben wird, kommen Reste der römischen Gebäude, tektonische Fragmente u. s. w. zu Tage. Man kennt den alten Begräbnißplatz der Garnison (bei Zahlbach), und ein bedeutsames Wahrzeichen seines Alterthums besitzt Mainz in dem Eigelstein. Jetzt nur ein formloser Kern von felsenhartem Gußwerk ohne einen einzigen der Quadern, mit denen er einst bekleidet war und von denen sich, wie die alten Abbildungen zeigen, bis in das vorige Jahrhundert noch beträchtliche Reste erhalten hatten, ist er in der That, wie die ununterbrochene Ueberlieferung seit der karolingischen Zeit beweist, für das Grabdenkmal zu halten, das dem Drusus, nach seinem zwischen Saale und Rhein erfolgten Tod, in dem

Winterlager der Legionen bei Mainz errichtet und mit den Zeichen seiner Siege geschmückt wurde: ein Kenotaph, denn der Leichnam selbst oder vielmehr seine Asche wurde im Mausoleum des Augustus auf dem Marsfelde in Rom beigesetzt. Vor dem „Drususmal" in Mainz oder dem Trusileh der Urkunden, wurde alljährlich eine Leichenparade, die militärische Gedächtnißfeier für den gefallenen Führer, gehalten; ein wohlberechneter und gewiß auf die Germanen weithin wirkender Act der römischen Politik. Vielleicht stand auch in Mainz der dem Germanicus nach seinem Tode „am Ufer des Rheins" errichtete Ehrenbogen.

Die Bedeutung von Mainz erklärt es, daß man dies große Ausfallsthor für die germanischen Feldzüge mit einem geschützten Vorterrain versah, in welchem bald eine friedliche Bevölkerung unter dem Schutze der mächtigen Festung sich ausbreitete. Von Großkrotzenburg (dem Crucenburg, Kreuzburg, der karolingischen Urkunden) am Main an, etwas südlich von der Kinzigmündung, ist in der Wetterau wieder ein fast schnurgerades Stück des Grenzwalls angelegt worden, wohl von demselben Kaiser, der Mainz befestigte, Domitian oder Trajan, das zuerst in südnördlicher Richtung die Thäler der Nidder, der Nidda, der Horloff, der Wetter, der Ufe einschließend, und dann von der Arnsburg ab sich nach Westen wendend auf die Höhe des Taunus, parallel mit dem Lauf des Mains und des Rheins von Mainz bis Bingen, dann wieder nordwestlich in einer nahen Parallele zum Rheinlauf von Bingen bis Andernach zieht. Dieses bisher bekannteste Stück des Grenzwalls mit seinen zahlreichen großen Castellen, unter denen die Saalburg nördlich von Homburg das bekannteste ist, und den kleineren Befestigungswerken und Wachtthürmen ist nicht minder rücksichtslos über Thal und Höhen geführt, nur nicht so geradlinig wie das württembergische Stück — was die Natur des Höhenzuges hinlänglich erklärt —, und umschließt den schönsten Theil des Rheinlands mit seinen zahlreichen Mineralquellen, die alle den Römern bekannt waren und theilweis, wie die Wiesbadener, den Grund zu bedeutenden römischen Niederlassungen gelegt haben, mit jenen köstlichen Weinlagen und einem gewiß auch damals schon, trotz der größeren Ausdehnung von Wald und Sumpf, verhältnißmäßig günstigen, von dem italischen nicht allzu verschiedenen Klima. Kein Wunder daher, daß hier die altbegründete Cultur auch noch lange nach dem Fall des römischen Reiches in merklichem Gegensatz zum ganzen übrigen Deutschland sich erhalten und bis auf unsere Tage dem Leben ihren Stempel aufgedrückt hat. Die Bedeutung des Sprengels, den der erste Kirchenfürst Deutschlands regierte, und seine Rolle in Deutschland sind ja bekannt genug. Aber wie es in den Castellen und Städten am linken Rheinufer in römischer Zeit aussah, in Bingen (Bingium) und dem dahinter liegenden Castell an der Nahe, der Heidenmauer bei Kreuznach, aus welcher eine Anzahl schöner, den Mainzern ähnlicher Kriegergrabsteine hervorgegangen ist, in Oberwesel (Vosolvia), Boppart (Baudobriga), in dem Castell und der Zollstation, die auf dem Platz der Castorkirche in Coblenz (ad Confluentes) mit seiner römischen Brücke über die Mosel lagen (seine Lage wurde schon oft mit der Passau's verglichen), und in Andernach (Antunnacum) — ich nenne nur die wichtigsten Orte —, das zu ermitteln fehlt es nicht an mannigfachem Material. Aber auch für diese Gegenden gehören genaue Aufnahmen, sorgfältige Ermittelungen des Verschwundenen,

zuverlässige Beschreibungen zu den Ausnahmen. Unterhalb Andernach, zwischen Schloß Rheineck und Niederbreisig, am Vinxtbach, endet die obengenannte Provinz und die Mainzer Erzdiöcese; gerade gegenüber am anderen Ufer des Flusses, bei Rheinbrohl, in der Niederung „im Maar", endet der germanische Grenzwall. Dies ist ein wichtiges Ergebniß der von Ingenieurofficieren ausgeführten sorgfältigen Untersuchungen des Terrains. Seit Domitian's Regierung war weniger aus strategischen als aus politischen Gründen der bis dahin einheitliche Oberbefehl über die römischen Heere am oberen und unteren Rhein in die getrennte Verwaltung zweier verschiedener Provinzen, des oberen und des unteren Germaniens, getheilt worden. Es schien bedenklich, den Befehl über die größte mobile Truppenmacht, welche das Reich damals vereint aufstellen konnte, acht Legionen mit den ihnen an Zahl fast gleichkommenden Hilfsvölkern zu Fuß und besonders zu Pferd, im Ganzen über sechzigtausend Mann, zugleich mit der Verfügung über die große Kriegskasse und die daselbst deponirten Spargelder der Truppen in einer Hand zu lassen. Die Truppenzahl wurde dem damals befriedeten Zustand der Provinzen entsprechend vermindert und ihre Dislocirung verändert; der kaiserliche Oberbefehlshaber in Mainz gab das Commando über die Hälfte derselben dem zu Köln residirenden des unteren Germaniens ab. Obergermanien, das außer dem linken Rheinufer auch einen beträchtlichen Theil Galliens, die Gebiete der Helvetier, Sequaner und Lingonen vom Nordufer des Genfer Sees an (die Freigrafschaft mit Besançon und Langny), den Elsaß und die Pfalz, auf dem rechten das ganze vom Grenzwall umschlossene Gebiet vom Thal der Rems in Württemberg bis zur Mitte etwa zwischen denen der Lahn und der Sieg in unseren Rheinlanden umfaßte, hat Jahrhunderte lang diese künstlich geschaffene Abgeschlossenheit in den Verkehrswegen und den politischen Beziehungen, in manchen Gewohnheiten und Bräuchen, theilweis in den Dialekten bewahrt. Eine Schilderung dieser wichtigen Provinz des Reiches, ihrer Städte und Begräbnißplätze, ihrer Straßen, mit ihren Brücken und Fähren, der zahlreichen über das Land zerstreuten Villen und Gehöfte, auf Grund sorgfältiger, kartographischer Aufnahmen und einer erschöpfenden Sammlung aller inschriftlichen und anderen Reste des römischen Lebens —: welch' eine Grundlage würde sie bieten für das tiefere Verständniß aller der geschichtlichen Vorgänge, der territorialen Veränderungen und gesellschaftlichen Wandlungen, die sich seit dem Ende der römischen Herrschaft auf diesem Stück Erde vollzogen haben!

IV.

Das spätere Niedergermanien, d. h. das östliche Vorland des belgischen Galliens bis zum Rhein, vom Vinxtbach abwärts bis an seine Mündung, war Anfangs, wie wir sahen, nicht dazu bestimmt, am Rhein seine Grenze zu finden. Zwar hatte Drusus wie am oberen Rhein so auch den Fluß abwärts an den passendsten Stellen, an hohen, das Ufer beherrschenden Punkten und da, wo von Alters her die germanischen Stämme über den Strom zu setzen pflegten, mit Erdwällen befestigte Lagerplätze angelegt, die vielfach den Kern der später ummauerten Castelle gebildet haben werden. Schon Agrippa hatte den rechtsrheinischen Ubiern Wohnsitze in der Provinz am linken Ufer, ihren alten

Stammsitzen gegenüber, gegeben; Drusus befestigte den Platz und machte ihn zum Mittelpunkt des provinzialen Cultus für die Germanen, wie es Lyon für die Gallier war. Aber alle diese Castelle auf dem linken Ufer hatten den Zweck, den Rhein zur geeigneten Basis für die Offensive gegen die freien Germanen auf dem rechten zu machen; der Gedanke des Augustus war ja, das Reich im Norden bis an die Nordsee und die Elbe auszudehnen. Eine beträchtliche Anzahl von Straßen führte von Trier, Reims, Maestricht her auf den Rhein zu, und fast überall sind an den Uebergangsstellen Reste von Ueberbrückungen des Stroms, vorübergehender und dauernder, gefunden worden. Gewiß verfuhren die römischen Feldherren bei ihrem Vordringen nach Osten mit der bekannten traditionellen Vorsicht der römischen Kriegführung. Wir wissen, daß die Nachfolger des Drusus, Tiberius und nachher Germanicus, Grenzwälle auf dem rechten Rheinufer anlegten; gewiß stützten sich alle Feldzüge nach Norden und Osten hin, die glücklichen wie die unglücklichen, auf diese Befestigungslinien und führten sie weiter. Aber es ist bekannt, daß diese Politik der Eroberung nicht sowohl in Folge der noch so bedeutenden Niederlagen, wie der des Lollius und des Varus, sondern vielmehr aus Sparsamkeit aufgegeben wurde. Unter der Regierung des Claudius schon erging der Befehl, die sämmtlichen rechtsrheinischen festen Plätze aufzugeben und ihre Besatzungen auf das linke Ufer zurückzuziehen. Doch wäre es wunderbar, wenn von den fortificatorischen Anlagen auf dem rechten Ufer, den trockenen Parallelen zur nassen Rheingrenze, die es hier so gut wie am Oberrhein und an der Donau gegeben hat, nicht noch Spuren im Boden sich erhalten haben sollten. Freilich sind sie nicht in den Zusammenhang einer befestigten Grenzlinie gebracht, ausgebaut und mit Castellen und Wachtthürmen besetzt worden. Auch hat sich in den etwa sechzig Jahren vom Tod des Drusus bis auf Claudius hinter ihnen keine seßhafte römische Bevölkerung gebildet, deren Spuren in Städten und Villen sich erhalten konnten, wie dies in Rätien und am Oberrhein der Fall ist. Allein aus dem Mangel solcher Reste auf dem rechten Ufer des Niederrheins folgt noch keineswegs, daß es daselbst in der Zeit bis auf Claudius neben und unter dem Schutz der befestigten Plätze überhaupt römische Niederlassungen nicht gegeben habe. In den weiten Gefilden der Lahn, Sieg, Ruhr, Lippe und Issel kann noch Vieles im Boden stecken, was die römischen Ansiedler des ersten Jahrhunderts dort zurückgelassen haben mögen. An einer Statistik der Funde von Alterthümern, insbesondere von Münzen fehlt es noch durchaus. Wie wichtig eine solche ist, hat sich jüngst erst wieder gezeigt, als man auf die übrigens seit langer Zeit bekannten und schon seit dem siebzehnten Jahrhundert gemachten Münzfunde im Venner Moor bei Barenau aufmerksam wurde. Die dort gefundenen Münzen zeigen, daß hier und nicht an allen den andern dafür in Vorschlag gebrachten Plätzen die Varusschlacht geschlagen worden ist. Vielleicht gelingt es auf diesem Wege auch noch einmal den Ort der Niederlage des Lollius zu bestimmen. Die dem Vernehmen nach in Vorbereitung begriffenen prähistorischen Fundkarten werden für solche Untersuchungen, welche noch viel geduldigen Fleiß erfordern, eine Grundlage bieten.

Anderer Art und im Ganzen leichter zu lösen sind die Aufgaben, welche

die Erforschung des linksrheinischen Gebietes, des späteren Niedergermaniens und der angrenzenden Theile von Gallien, stellt. Die jetzt wieder zu Deutschland gehörigen Gebiete des römischen Galliens, das obere Moselthal mit Metz, ferner Trier und das untere Moselthal haben in römischer Zeit eine eigenartige, reich entwickelte und von der Obergermaniens vielfach verschiedene Cultur besessen. Mit der besonderen Bevorzugung, welche der Kaiser Claudius seiner gallischen Heimath zu Theil werden ließ — er hatte zufällig in Lyon das Licht der Welt erblickt, wo sein Vater Drusus sich gern aufhielt — hängt es wohl zusammen, daß wie Köln so auch Trier von ihm zur Colonie erhoben und, wie ich glaube, mit gewaltigen Mauern und Thoren befestigt wurde. Die Porta nigra, das Wahrzeichen Triers, ein stark befestigter, aber nicht minder reich ausgeschmückter (und deshalb vielleicht nie ganz vollendeter) Thorbau, dessen solide Pracht nur mit den großen Bauten des ersten Jahrhunderts in Parallele gestellt werden kann, wird so lange mit den älteren Gelehrten für einen Theil dieser ersten und nachher nie wiederholten Befestigung der Stadt angesehen werden dürfen, als nicht sein späterer Ursprung durch unwiderlegliche Beweise dargethan ist. Von den Bauten dieser ersten Glanzzeit des römischen Triers ist es begreiflicher Weise noch nicht gelungen, sichere Reste nachzuweisen (obgleich sie nicht fehlen werden); die erhaltenen Bauten, die Thermen, die Basilika, die Fundamente des Doms, das Amphitheater, die großen Mosaikfußböden scheinen späteren Epochen anzugehören. Wo schriftliche Zeugnisse durchaus fehlen, ist nur von sorgfältiger Untersuchung aller erhaltenen Reste und genauer Vergleichung derselben mit erhaltenen und sicher datierten Bauten an anderen Orten, womöglich in denselben Gegenden — also z. B. mit denen von Lyon, Reims, Köln —, nachher erst mit den italienischen, die Aufklärung der Baugeschichte Triers zu erwarten. Die Aufgabe ist in gute Hände gelegt und wird mit der Zeit soweit gelöst werden, als es möglich ist. Daß Trier im dritten Jahrhundert vorübergehend der Sitz eines eigenen gallischen Kaiserthums werden und in den nachfolgenden Jahrhunderten am längsten dem Ansturm der Alemannen und Franken Widerstand leisten konnte, verdankt es sicherlich mit der soliden Gründung seiner Mauern und Thore. Es ist natürlich, daß aus der letzten Periode seiner Blüthe, der der christlichen Zeit, die inschriftlichen und anderen Denkmäler Triers, welche jetzt das Provinzialmuseum vereinigt, überwiegen; doch fehlt es auch keineswegs an Resten älterer Zeit. Von der reichen Cultur, die sich besonders durch den Handel mit dem Moselwein und mit Wollenwaaren, einem der Hauptproducte Galliens, unter dem Schutze Triers im ganzen Moselthal etwa vom Ende des ersten und dem Anfang des zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung an entwickelt und bis in das vierte und fünfte Jahrhundert in ihrer Höhe erhalten hatte, geben die reichen Grabmonumente Zeugniß, wie z. B. das Igeler, über welches der Name Goethe's auch für weitere Kreise einen Schimmer des Ruhms verbreitet hat. Es ist oft abgebildet worden und durch kleine farbige Nachbildungen in Gips ziemlich bekannt; aber die eigenthümliche Mischung von mythologischen Allegorien (die Spitze krönt der vom Adler zum Himmel getragene Ganymed) und Darstellungen des täglichen Lebens und Handelsverkehrs, welche die zahlreichen Reliefs desselben enthalten, zusammen mit der etwas barocken architekto-

nischen Anlage ist aus den meist zu kleinen Abbildungen (auch den photographischen) nicht recht zu erkennen, zumal das Denkmal gelitten hat und durch ungeschickte Restaurationen entstellt ist. Auch steht dieses Denkmal keineswegs allein; im oberen Moselthal sind noch eine Reihe von Grabsäulen, mit Reiterfiguren gekrönt, gefunden worden, die eine sonderbare Mischung römischer und gallischer Religionsvorstellungen zeigen. Die Museen von Trier, Metz und Luxemburg lehren, daß die wohlhabenderen Bewohner jener Gegenden mit einer selbst in Italien seltenen und wohl mittelbar auf griechische Vorbilder zurückzuführenden Freude an der Kunst, sich und die Ihrigen auf den Grabsteinen darstellen zu lassen liebten, in der Tracht des Lebens, von den Werkzeugen und Gegenständen ihrer gewerblichen Thätigkeit umgeben; so daß aus diesen noch nirgends gesammelten und durch gute Abbildungen zugänglich gemachten Denkmälern ein ungemein deutliches und vollständiges Bild vom Leben jener Leute und ihren häuslichen Umgebungen gewonnen werden kann. Grabdenkmäler mit Sculpturenschmuck waren in so großer Zahl in jenen Gegenden vorhanden, daß in den Zeiten des Verfalls ihre Quadern trotz des reichen Schmuckes, den sie zeigten, in großen Mengen als Material zum Anschütten an die hölzernen Brückenpfeiler der Moselbrücken bei Coblenz und zu Mauerbauten, wie in Neumagen, verwendet worden sind. Aus Neumagen besonders sind in den letzten acht Jahren so zahlreiche und bedeutende Fragmente römischer Reliefsculpturen zu Tage gefördert worden, daß man den Fund seiner Auffindung wegen und wegen seiner Massenhaftigkeit mit dem der Reliefs des großen pergamenischen Zeusaltars vergleichen konnte. Als Beweis für die höhere Bildung kann angeführt werden, daß daselbst, ebenso wie in Köln, große Mosaiken gefunden worden sind, auf denen mit den Musen alle berühmten griechischen und römischen Dichter (mit beigeschriebenen Namen) gesehen und täglich betreten wurden.

Verschiedene Straßen, deren Richtung und Stationen mit Hilfe der römischen Itinerarien, der wenigen vorhandenen römischen Meilensteine und vor Allem aus den im Boden streckenweis ganz deutlich erhaltenen Spuren nachgewiesen werden können, führten von Trier nach Andernach, nach Bonn und nach Köln. In Andernach, das noch zur oberen Provinz gehörte, wie wir sahen, sind die Fundamente der römischen Mauern und Thore unter den mittelalterlichen erhalten. Die Musenstadt am Rhein, die ja ihren antiken Namen (Bonna) behalten hat, liegt unmittelbar neben einem großen römischen Castell, dessen Grundmauern (im Norden der heutigen Stadt, unweit des sogenannten Schänzchens) wiedergefunden worden sind; unterhalb derselben, am Rheinufer, hat man die Reste einer römischen Rheinbrücke aufgedeckt. Die beiden Alterthümersammlungen in Bonn, die der Universität und die des rheinischen Alterthumsvereins, bergen werthvolle Reste der römischen Zeit, nicht bloß aus Bonn, sondern auch aus einer Anzahl anderer römischer Niederlassungen am Niederrhein; darunter das Brustbild eines Centurionen, der in der Varusschlacht gefallen war; seine Gebeine wurden nachher von seinen Dienern in Xanten beigesetzt. Noch an zwei Stellen des Rheinufers unterhalb Bonn, bei Wesseling, zwischen Bonn und Köln, und bei Worringen unterhalb Köln glaubt man ebenfalls Ueberreste von Brückenpfeilern gefunden zu haben, die zu römischen Rheinbrücken gehört haben sollen.

Es sind das, wie bemerkt, fast alles Stellen, an denen, wie in Köln selbst, verschiedene von Westen kommende Straßenzüge auf den Rhein stoßen; eine enge Verbindung beider Ufer, sei es durch feste oder Schiffbrücken, sei es durch Fähren, ist danach, wenigstens für die erste Hälfte des ersten Jahrhunderts, unzweifelhaft.

Das heilige Köln, wahrscheinlich schon seit Drusus Lagerplatz zweier, nachher wohl bloß einer Legion, seit dem Jahre 50 Veteranencolonie und zu Ehren der dort geborenen Gemahlin des Claudius, der jüngeren Agrippina, der Enkelin des Agrippa und Tochter des Germanicus, benannt, besaß seit jener Zeit eine feste Ummauerung, deren Umfang mit größerer Genauigkeit festzustellen erst die jüngst erfolgte Niederlegung der Festungswerke Veranlassung gegeben hat. Es scheint danach an Ausdehnung Mainz ungefähr gleich, etwas kleiner als Trier gewesen zu sein; der Glanz der drei großen geistlichen Fürstenhöfe datirt, trotz aller Zerstörungen und Veränderungen der späteren Jahrhunderte, aus römischer Zeit. So früh wie in Augsburg und Mainz sind jedoch weder in Trier noch in Köln die römischen Alterthümer gesammelt und beschrieben worden. Erst später sind mannigfache Spuren, erhaltene Fundamente und aus Urkunden geschöpfte Beweise, zur Feststellung der Lage der Tempel, des Capitols, der Profanbauten verwendet worden. Die zahlreichen inschriftlichen Denkmäler, darunter die Reste einheimischer Töpfereien, haben unter Anderem die Namen einer der Vorstädte und verschiedener Oertlichkeiten in der Stadt kennen gelehrt. Im Erdgeschoß des städtischen Museums (Wallraf-Richartz) sind die römischen Alterthümer, soweit es der schon nicht mehr ausreichende Raum gestattet, vereinigt. Eine ganze Reihe von Privatsammlungen enthält Gläser, Gefäße, Erzgeräthe, Schmuck in zum Theil sehr schönen Exemplaren (Einiges davon ist im Berliner Museum); die erste große Localsammlung aus neuerer Zeit, die der verstorbenen Frau Sibylla Mertens-Schafhausen, reich an merkwürdigem Kleingeräth (bleiernen Verkaufsmarken und dergleichen), ist leider vor Jahren nach Rom gekommen. Alle Elemente zu einer würdigen Veröffentlichung über das römische Köln sind vorhanden. Hoffen wir, daß die reiche Stadt neben den Aufgaben für ihre spätere Geschichte, die sie zu lösen unternommen hat, auch der das Alterthum betreffenden nicht vergißt. Noch ist es nur dem Fachmann möglich, sich aus den zerstreuten Materialien ein annäherndes Bild von der Römerstadt Köln zu machen.

Wie bei Mainz, so birgt auch bei Köln das Bett des Rheins die Reste der Pfeiler, auf welchen eine römische Brücke nach Deutz ruhte. Leider hat die leidige Noth, das Bett des Flusses für die Schiffahrt frei zu halten, hier noch nicht, wie in Mainz, zur Aufräumung der Pfeilerreste geführt. Sie mögen noch manches werthvolle geschichtliche Denkmal in sich schließen. Daß es einmal gelingen wird, festzustellen, worüber seit langer Zeit gestritten wird, ob Cäsar seine erste Brücke über den Rhein, nachdem er die Eburonen unterworfen hatte, hier, die zweite bei Bonn geschlagen hat, oder die eine bei Bonn, die andere bei Andernach, oder sonstwo, ist freilich sehr zweifelhaft. Fast zufällig, durch Garnisonbauten veranlaßt, ist man vor fünf Jahren dazu gelangt, die römische Ummauerung von Deutz mit ihren vier Thoren und achtzehn großen Thürmen theilweis wieder aufzudecken. Etwa um dieselbe Zeit, wie Mainz und Kastel,

scheinen auch Köln und Deutz durch eine feste Brücke verbunden worden zu sein. Deutz, an der Stelle einer altkeltischen Niederlassung liegend, wie der keltische Name Divitium zeigt, ist bis in das späte Alterthum ein Platz von hervorragender Wichtigkeit, ein Bollwerk der römischen Macht im Norden geblieben. Aus seiner Besatzung sind zahlreiche Abtheilungen des römischen Heeres hervorgegangen und nach dem Gebrauch der nachdiocletianischen Heeresverfassung nach dieser ihrer Herkunft benannt worden. Deutz ist gewissermaßen der letzte Rest der über den Rhein hinaus weisenden römischen Politik, ein Zeichen, daß nur gezwungen und ungern die Eroberung des freien Germaniens aufgegeben worden ist.

Neben Bonn, Köln und Deutz hat es noch eine nicht unbeträchtliche Zahl römischer Städte von einiger Bedeutung am Niederrhein gegeben. Ich nenne im Süden beginnend Beda (Bitburg), Marcomagus (Marmagen), Belgica (Billig), Tolbiacum (Zülpich), Marcodurum (Düren), Blariacum (Blerich), die alle ihren römischen Namen bis heute erhalten haben. Einige zeigen im Namen zugleich das Datum und die Veranlassung ihrer Entstehung, wie Juliacum (Jülich), Tiberiacum (Zieverich), Gründungen des Cäsar oder Augustus und des Tiberius. Dicht ist die Kette der Castelle am rechten Rheinufer von Köln abwärts bis zur Mündung: Durnomagus (Dormagen), Buruncum (Bürgel), Novaesium (Neuß), Gelduba (Gellep), Asciburgium (Asberg), Noviomagus (Nymwegen). Wie sich diese Städte unter einander verhielten, welchen Umfang sie hatten, welche Truppentheile in ihnen lagen (was für die Bestimmung des Alters und der Dauer ihrer Bedeutung wichtig ist), alles das ist noch so gut wie gänzlich unbekannt und kann doch durch beharrliches Nachforschen, vor Allem durch Ausgrabungen recht wohl einigermaßen ermittelt werden. Nur ein Castell am Niederrhein, das bedeutendste der rheinischen Castelle überhaupt nach Mainz und Köln, das „alte Lager" der Legionen, die Castra Vetera, Xanten, der Lippemündung gegenüber, etwa unserer Festung Wesel an strategischer Bedeutung vergleichbar, ist jüngst etwas genauer bekannt geworden. Zwei Castelle, das „alte Lager" der Legion seit Augustus' Zeit, und das neue, das Lager einer von Trajan hierhergelegten, sind hier noch deutlich zu unterscheiden. Neben den großen Militärbauten scheinen auch bürgerliche von ziemlichem Umfang vorhanden gewesen zu sein. Gewaltige, eisenbeschuhte Eichenpfähle der Brücke, die auch hier einst, wie in Köln und Mainz, wenigstens zu Kriegszwecken geschlagen worden war, sind noch erhalten. In Aachen (den Aquae Calidae, deren Thermen den Galliern und Römern so bekannt waren, wie die von Wiesbaden und Baden-Baden) und in Nymwegen (Noviomagus) stehn die Kaiserpfalzen auf römischen Fundamenten. In den alten brandenburgischen Ländern Jülich und Cleve, in dem reichen Herzogthum Geldern hat neben der wehrhaften Mannschaft der Bataver, die den Kern der römischen Hilfsvölker in Britannien und später in vielen anderen Provinzen bildeten, eine dichte bürgerliche Bevölkerung gesessen. Der berechnete Schutz, welchen die Pflege der alten Götter des Landes unter römischer Herrschaft fand, wird neben dem Kriegsdienst und den Steuern nicht wenig dazu beigetragen haben, daß römisches Leben auf deutschem Boden feste Wurzeln schlug. Diese Gegenden sind die eigentliche Heimath des keltisch-germanischen Mutter- und Matronencultus. Jede Landschaft, jedes Thal und jeder Berg und Rain hatte

seine nach dem Ort benannten Mütter, deren traditionelle Dreizahl zur analogen Vereinigung auch der fremden Götter auf den in ganz Gallien und Deutschland häufigen, anderswo aber fast gänzlich fehlenden Drei- und Viergötteraltären geführt zu haben scheint. Jupiter, Juno, Mars oder Minerva oder beliebige andere Götter erscheinen auf den drei oder vier Seiten der Altäre in Hochrelief, meist in Nischen, dargestellt und in den Weihinschriften verehrt; die drei Matronen werden meist in einer Gruppe sitzend dargestellt.

Den natürlichen Schluß unserer Uebersicht über das römische Germanien bilden die Niederlande. Auch unter den fetten Wiesen jener weiten Niederungen, an den Rhein- und Waalmündungen, sind die Fundamente römischer Castelle verstreut und versunken. In Cattwijk aan Zee, in Roomburg, Voorburg, Doomburg, deren Namen auf römische Burgen weisen, in Utrecht (Traiectus), dem alten Rheinübergang, in Vechten (Fectio) und dem schon genannten Nymwegen sind Inschriftsteine und alle übrigen Zeugen römischen Lebens, besonders viel Ziegel mit allerlei lateinischen Schreibereien darauf, gefunden worden und werden in den Museen in Leiden, Utrecht, Nymwegen und in manchen Privatsammlungen aufbewahrt. Hier muß früh friedlicher Verkehr zwischen den römischen Besatzungen, den Veteranenansiedlungen und der einheimischen Bevölkerung stattgefunden haben. In Massen dienten die zahlreichen Stämme der Bataver, Canninefaten und belgischen Tungrer im römischen Heer. In ihren fernen Garnisonplätzen in Northumberland und Schottland bewahrten sie den Cult ihrer einheimischen Gottheiten. Vor Kurzem in jenen Gegenden gemachte merkwürdige Funde haben gelehrt, daß noch im dritten Jahrhundert dort neben den niederen Göttern einzelner Gaue auch der große Gott des Heerbanns und des Gerichtstags, Mars Thingsus, und seine die Versammlungen entbietenden Dienerinnen unter römischem Schutze bei den Volksgenossen der Tuihanten (aus der holländischen Landschaft Twente) Verehrung fanden.

V.

Die Aufgabe, eine genaue und wohlbegründete Kenntniß des römischen Deutschlands zu gewinnen, deren Bedeutung nur engherzige Beschränktheit oder falscher Nationalitätsdünkel verkennen kann, ist einzig unter verständnißvoller Theilnahme der weitesten Kreise aller Gebildeten zu lösen. Nur wenn außer bei der geringen Zahl von zünftigen Gelehrten und der wenig größeren der Sammler und Liebhaber von Alterthümern die Wichtigkeit und Nützlichkeit der darauf gerichteten Untersuchungen in Stadt und Land, in den Kreisen des großen Grundbesitzes, bei der Geistlichkeit beider Confessionen, unter den Officieren (besonders des Generalstabs und der technischen Waffen), den Lehrern der gelehrten und der Gemeindeschulen, den Magistraten, Gemeindevertretungen und Ortsvorständen, endlich bei den intelligenten Bürgern und Bauern Anerkennung findet, wird es ausführbar sein, das allernächste Bedürfniß zu befriedigen, die einfachste Vorbedingung zu erfüllen, ohne welche die künftige Lösung der Aufgabe nicht möglich ist. Es handelt sich vor allen Dingen darum, das noch Vorhandene von sichtbaren Ueberresten der römischen Zeit zu erhalten und zu schützen und das noch in der Erde Vergrabene an das Licht zu fördern. Dazu gehört mehr noch als

Geld, ohne das es freilich auch nicht thunlich ist, das Interesse daran. Ist dies erst einmal geweckt, so werden sich auch die im einzelnen Fall selten unerschwinglichen Mittel finden, um nach und nach, mit weiser Sparsamkeit, aber ohne falsche Engherzigkeit den bezeichneten Aufgaben zu genügen. Ich habe dabei in erster Linie natürlich nur die größeren und wohlhabenderen Gemeinden im Sinn, deren Säckel ja oft für gemeinnützige Zwecke sich privater Zuwendungen zu erfreuen hat. Für die kleineren Gemeinden wie für die über weitere Gebiete sich erstreckenden Aufgaben wird freilich der Staat eintreten müssen. Aber selbst ein durch Staatshilfe ermöglichtes Eintreten in die Arbeit verspricht keinen rechten Erfolg, wenn nicht durch einsichtige Kenner der einzelnen Oertlichkeiten unternommene Vorarbeiten vorliegen. Nur jahrelange geduldige Beobachtung, völlige durch Heimathsangehörigkeit begründete Vertrautheit mit Land und Leuten verbürgen die Richtigkeit und Vollständigkeit des Materials, aus welchem dann in zusammenfassender Bearbeitung historische Ergebnisse gewonnen werden können. Geistliche und Lehrer sind von Alters her die geborenen Träger der Heimathskunde; in Regensburg und Mainz, in Augsburg und sonst in Bayern und Württemberg, in Frankfurt und in Hanau und an vielen anderen Orten wird Mitgliedern der einen oder der anderen dieser Berufsklassen so ziemlich Alles verdankt, was wir bis jetzt wissen. Dies ist ein Gebiet, auf welchem sich die beiden leider vielfach so schroff einander gegenüberstehenden herrschenden Confessionen die Hand reichen können zu gemeinsamer nützlicher Thätigkeit. Auch den protestantischen Geistlichen wird geschichtlicher Sinn und Neigung zu antiquarischen Untersuchungen überall wohl anstehen; ihnen würde es besonders obliegen, den kritischen Maßstab freier Forschung da, wo es nöthig ist, zur Anwendung zu bringen. Der Fortschritt der Zeit hat aber hier bei uns wie in anderen Ländern noch andere Berufsklassen oft zufällig in nahe Berührung mit der Vergangenheit gebracht. Straßen- und Eisenbahnbauten sind vielfach die nächste Veranlassung zu archäologischen Funden geworden und haben den dabei betheiligten Technikern, Baumeistern und Ingenieuren, trotz der meist auf modernstem naturwissenschaftlichen Boden ruhenden Bildung derselben, Bewunderung abgenöthigt vor der Solidität und Zweckmäßigkeit römischer Anlagen. So sind sie durch ihre Geschicklichkeit im topographischen Aufnehmen und Zeichnen häufig die zuverlässigsten Führer für die gelehrte Verwerthung der Funde und Ausgrabungen geworden. Endlich hat die geschichtliche Kriegswissenschaft ein erhebliches Interesse daran, nicht bloß die Thatsachen der Ueberlieferung, sondern auch das Terrain der Schlachten und Belagerungen, der Befestigungsanlagen und Brücken genau zu kennen. In den Officieren begrüßen wir äußerst werthvolle Bundesgenossen unserer Studien, die nicht bloß in Italien, in Griechenland und in Asien, sondern auch in der Heimath der Topographie die wichtigsten Dienste geleistet haben und noch leisten werden. Es ist nicht ganz leicht, über alle die mannigfaltigen Beiträge, die von so verschiedenen Seiten her der Forschung zufließen, Buch und Rechnung zu führen und ihren auf oft entgegengesetzten Grundlagen beruhenden Verdiensten und Fehlern gerecht zu werden. Oft wirken die hohlen Phrasen des Localpatriotismus mit ihren Uebertreibungen irreführend. Ueber selbstbewußten Hochmuth und kleinlichen Undank Solcher, die nur der

Besichtigung an Ort und Stelle ein Urtheil zugestehn, wie über die gutgemeinten Phantasieen Solcher, die bei einer einzelnen Streitfrage erst das Material der Ueberlieferung überhaupt kennen lernen und schnell fertig darauf die weitgehendsten Combinationen bauen, muß stillschweigend zur Tagesordnung übergegangen werden. Aber die unvermeidlichen Irrwege und Umwege hindern doch nicht, daß wir uns dem Ziele langsam, doch stetig nähern. Es ist kein Grund zur Klage da. Nach langem Schlummer sind in den zehn letzten Jahren besonders die auf den römischen Grenzwall sich richtenden Studien zu neuem Leben erwacht. Für die anderen Gebiete und Aufgaben haben sie nie ganz geruht; aber Regierungen und Gemeinden, Vereine und Private haben hier und da einen neuen Anlauf genommen.

Keineswegs soll verlangt werden, daß jeder unschöne, den Verkehr erheblich hindernde und leicht zu beseitigende Ueberrest des Alterthums, des römischen wie des späteren, unter allen Umständen erhalten werde. Aber verlangt kann werden, daß ehe er beseitigt wird, eine genaue Aufnahme seiner Lage gemacht und photographische oder andere ausreichende Abbildungen seiner äußeren Beschaffenheit in genügender Größe und Zahl angefertigt werden, die, in dem zuständigen Archiv niedergelegt, den Nachkommen und der wissenschaftlichen Forschung das Denkmal bewahren. Für die durch Ausgrabungen bloßgelegten Fundamente von Castellen, Mauern, Brückenpfeilern u. s. w. ist mit vollem Recht dieselbe Regel aufgestellt worden: nach der Ausgrabung sofort Aufnahme und Zeichnung, dann, wenn nöthig oder unvermeidlich, Zuschüttung. Das Aufgegrabene offen und unbeschützt liegen lassen, ist der sicherste Weg zu seinem baldigen völligen Verschwinden. Für die Erhaltung, Verwaltung und Vermehrung von Sammlungen empfiehlt es sich, da nicht Alles gekauft werden kann, das leihweise Niederlegen von Fundstücken aus privatem Besitz oder die zeitweilige Ueberweisung zur öffentlichen Ausstellung zu befördern. Dabei mögen die Namen der Geber oder Darleiher deutlich an den Gegenständen angebracht werden. Wie nöthig und nützlich eine kurze Bezeichnung der Gegenstände selbst ist, und zwar auf daran befestigten Tafeln (nicht bloß in den Katalogen, die Niemand liest), habe ich früher schon hervorgehoben; nicht ohne einigen, aber noch nicht mit hinreichendem Erfolg. Es sind in den letzten Jahren in allen diesen Dingen unleugbar große Fortschritte gemacht worden. Wir haben musterhaft eingerichtete und verwaltete Provinzialsammlungen, wie das schon erwähnte Mainzer Centralmuseum und das Nürnberger germanische. Fast ist jetzt für die sogenannten prähistorischen Alterthümer und die anthropologischen Fundstücke besser gesorgt, wie für die viel Raum brauchenden, oft ungefügen Inschriftsteine und architektonischen Fragmente. Aber Vieles bleibt noch zu thun, Manches können wir vom Ausland lernen. Auf diese Einzelnheiten soll hier nicht näher eingegangen werden. Wenn es gelingt, das Interesse an dem „römischen Deutschland" im Großen und Ganzen neu zu beleben, so ist der Zweck dieser Zeilen erfüllt.

Joseph Victor von Scheffel.

Von

Otto Brahm.

Noch sehe ich ihn vor mir, den festen, stämmigen Mann, wie er über den Kurplatz von Kissingen schreitet, mit sicherm, gravitätischem Schritt. Nicht wie ein Poet, wie ein behäbiger Gutsherr ist er anzuschauen, mit seiner bequemen Joppe, seinem guten Knotenstock. Seine Rede klingt ruhig, und die breiten allemannischen Laute kommen gemächlich, vorsichtig aus seinem Munde. Ein breiter Calabreser beschattet das Gesicht, und was der freiläßt, sucht noch die große goldene Brille zu verdecken. Kommt man aber diesem Gesicht dennoch näher, so findet man unendlich feinere Züge, als der Habitus des Mannes erwarten ließ, und selbst Spuren einer eleganteren Vergangenheit lassen sich entdecken: der graue Schnurrbart und Knebelbart ist gut gepflegt, das Haupthaar mitten durch gescheitelt, mit einer Sicherheit, die sich nicht von kurzer Hand erwirbt. Das Beste in dem Gesicht aber sind die Augen, diese schönen braunen Augen, die so klug ausblicken, so anmuthig leuchten können: aus ihnen guckt der Schalk hervor, wie sorgsam auch er sich verbergen möchte.

Was sich so in unmittelbarer Gegenwart wahrnehmen ließ, bestätigt die Lebensgeschichte und die Dichtung Scheffel's. Aus einer vornehmen Bürgerfamilie war er hervorgegangen: sein Hauswesen, sagt Berthold Auerbach, als er des Freundes „homerische" Gastlichkeit pries, ist eben das eines reichen, altangesessenen Mannes. Durch seine Herkunft war Scheffel's Lebensstellung bereits befestigt, er brauchte sie nicht, wie etwa Auerbach, durch die Poesie erst zu erringen. Daher die Ruhe und die Gemächlichkeit seines Schaffens, daher auch die Unbekümmertheit eines dichtenden Liebhabers, der sich nicht, wie der Literat von Fach, um die Gesetze der Kunst planmäßig müht. Auf der andern Seite reichte aber Scheffel's Familie noch in eine rusticale Vergangenheit zurück, sein Urgroßvater war ein schwäbischer Bauer gewesen, auch die näheren Vorfahren lebten in kleinen Orten am Neckar und im Kinzigthal[1]); und diese allemannische Vergangenheit kam in Scheffel, je länger je mehr, zum Durchbruch, in seiner Gestalt, die „wie für den Harnisch gebildet" war, nach Auerbach's treffendem Wort, in seiner Lebensführung, in dem Kern seines Dichtens und Seins.

Noch keine drei Worte hatte ich mit Scheffel gesprochen, als dieser Zug auch

[1]) Vgl. die Aufsätze von Johannes Prölß in der Frankfurter Zeitung, 27.—29. Mai.

schon zur Erscheinung kam. Die Rede war von einem literarischen Freunde, dessen Production eifrig, allzu eifrig fortschritt. Er sollte es machen, wie ich, sprach Scheffel: Kohl pflanzen und seinen Acker bauen. Ich bin ein Landmann geworden, und habe keinen andern Ehrgeiz, als den: ein freier Mann auf freiem Grund zu sein. Gern und oft verweilte er in solchen Gesprächen, berichtete von seiner Besitzung draußen am Fuße des Hohentwiels, auf der in den Untersee vorspringenden Landzunge der Mettnau, von ländlicher Freude und Verdruß. Denn auch an Verdruß fehlte es dem Gutsherrn nicht, und hier ist es bezeichnend für den thatkräftigen Mann, mit welcher Energie und zähem Rechtssinn er in einem Streit verharrte, der zwischen ihm und den Fischern der Insel Reichenau ausgebrochen war: allemannischer Eigensinn, den der Dichter oft und mit sympathischer Antheilnahme geschildert, stürmte gegen ihn an, aber auch ihn hatte die Hartnäckigkeit des Allemannen in Besitz genommen und Trotz auf alte Privilegien mußte mit einem unbeugsamen, naiven Rechtsgefühl streiten, das zur Selbsthilfe am liebsten griff. Zwischen Dichten und Sein war bei Scheffel kein Bruch, was der Poet dargestellt hatte, das erlebte nun der Mensch; und es ist eine seltsame Fügung, daß seine Gegner von jener selben Reichenauer Insel kommen mußten, auf der einst die Gegner Ekkehard's stolz und übermüthig gesessen hatten.

Die allemannische Natur lebte so tief in Scheffel, daß sie auch in kleinen Zügen unvermerkt sich aussprach, z. B. in der Art seiner Unterhaltung. Ein Gespräch mit ihm zu führen, oder vielmehr ihn im Gespräch zu führen, war nicht leicht, er blieb hartnäckig bei demjenigen, was ihm vorschwebte und steuerte langsam, mit Würde und Bequemlichkeit auf seinen Gegenstand zu, weder eintretende Pausen, noch ein weitläufiges Ausgreifen scheuend. Erst wenn er in die Mitte der Sache eintrat, überwand er diese spröde Schwerfälligkeit, er wurde warm und ein ganz Anderer schien nun sich aus der Verhüllung loszulösen: ein Poet, ein Humorist.

Je länger, je mehr ist in Scheffel die „Landskraft" zum Durchbruch gelangt, sagte ich. Sie war ihm von der Seite des Vaters überkommen; und seine Entwicklung kann darin an die Goethe's erinnern, daß gerade in reiferen Jahren des Vaters Erbtheil stärker sich bezeugt: der Jüngling war das Kind der Mutter; die Frohnatur und die Lust zu fabuliren hat sie ihm geschenkt. Sie war selbst eine dilettirende Poetin, in ihrem kleinen Kreise geschätzt und wohl auch ein wenig, als eifrige Vorleserin, gefürchtet: in ihren Taschen, berichtet uns ein alter Freund des Hauses, rauschte es stets bedrohlich von Papier. Ein Lustspiel von ihr, „Lorle und Dorle", in schwäbischer Mundart abgefaßt, ist auf das Karlsruher Hoftheater in den fünfziger Jahren gelangt, zur selben Zeit, als in dem Sohne der „Trompeter von Säkkingen" keimte. Das Erbtheil der Mutter hat Scheffel dankbar erkannt und einst das Geständniß gethan: „Wenn Sie meine dichterische Art begreifen wollen, dann müssen Sie den Grund nicht in meinem Leben suchen — das ist sehr einfach verlaufen. Es kam Alles von Innen heraus. Meine Mutter hätten Sie kennen müssen; was ich Poetisches in mir habe, das habe ich von ihr[1])."

[1]) Vgl. Erinnerungen an Dr. Joseph Victor von Scheffel. Erlebtes und Erfahrenes von Gebhard Zernin. Darmstadt und Leipzig, Eduard Zernin. 1886. S. 9.

„Es kam Alles von Innen heraus." Der dichterischen Anschauung sind Wendungen dieser Art gemäß; aber die literarische Betrachtung vermag nicht, bei ihnen zu verharren, und es treibt sie fort, die Einwirkung der Zeit und der Menschen, Erlerntes und Erlebtes festzustellen. Auch der Dichter, dessen Tod wir beklagen, war, er vor Vielen, das Kind seines Volkes, seiner Epoche; und indem wir seinem Werden mit liebendem Eifer nachspüren und den Gang noch einmal durchlaufen, den ein Liebling der Deutschen geschritten, ehren wir den Geschiedenen, nach unserer Art.

I.

Scheffel ist den 16. Februar 1826 in Karlsruhe geboren worden, wo sein Vater Ingenieur und Hauptmann à la suite war. Die Familie zählte zur besten Gesellschaft der Hauptstadt und ein lebhafter Verkehr erfüllte das Elternhaus Scheffel's: aber der Knabe, ein Freund der Einsamkeit schon in jungen Tagen, zog sich gern auf ein entferntes Dachstübchen zurück, von dessen Fenstern er auf die prächtigen Eichen des Hardtwaldes blicken konnte. Seines dichterischen Talents war er noch ungewiß, wie lebhaft auch die Mutter, von ihren eigenen Versuchen erfüllt, ihn anspornen mochte: und wenn der eifrige Lyceumsschüler Aufgaben der deutschen Verskunst zu lösen hatte, so eilte er wohl, um Hilfe bittend, zur schriftgewandten Mutter. Wie aber auch in ernsten Sorgen die Mutter dem Sohne zur Seite stand, wie treu und innig er für sie empfand, können die Verse in der „Mär vom Rockertweibchen" [1]) lehren, wo der Dichter, mit einem Herzenstone, der den innern Antheil nicht verleugnet, seine Heldin vor das Grab ihrer armen Mutter führt:

Was bleibt dem armen Kind, wenn es gebeugt
Im tiefen Schmerz aufjammert, Besseres,
Als betend an der Mutter Grab zu gehen?
In stillem Zwiespruch mit dem treuen Herz,
Das uns verstand und das uns noch versteht,
Thaut milder Trost wie Balsam auf die Wunden,
Die Grausamkeit und Hohn des Lebens schlägt.
Wir athmen heil vom Druck der ird'schen Schwere,
Und Heimweh überkommt uns nach dem Frieden,
Den Jene schlafen, die der Erdschoß birgt.

Und als die schweren Leiden ihn erfaßten, deren Ende nur der Tod bringen sollte, warf er sich einst in quälender Pein zum Boden nieder und rief schmerzbewegt: „Mutter, hole Dein Kind, ich bin ganz verlassen [2])!"

Scheffel's Neigung war auf die bildende Kunst gerichtet, aber seinem Vorsatz, Maler zu werden, trat der Wille des Vaters entgegen, der auf eine bürgerliche Laufbahn hinwies. So ward das Studium der Rechte unfroh ergriffen und in München, Berlin, Heidelberg absolvirt. Das Jahr 1848 traf Scheffel am Abschluß der Universitätsjahre, aber an der badischen Bewegung betheiligte er sich nicht; nur eine kurze Reise mit dem „Reichscommissär" Welcker ward nach Schleswig-Holstein unternommen und brachte unerfreuliche

[1]) Vgl. „Deutsche Rundschau", 1875, Bd. III, S. 323 ff.
[2]) Vgl. Karl Bartsch in der „Allgemeinen Zeitung", Nr. 126 u. 127.

Eindrücke, welche in der folgenden Reactionszeit sich verstärkten. Scheffel trat in die juristische Carrière ein, zuerst in Heidelberg; 1850 aber wurde er als „Dienstrevisor" nach Säkkingen versetzt. Und hier war es, wo ein neues Wollen sich in ihm regte, verworren noch und seiner selbst ungewiß; hier empfing er die entscheidenden Eindrücke, aus denen sein „Trompeter" werden sollte. Rückblickend auf diese Zeit, hat Scheffel das Geständniß gemacht: „Nach Naturanlage und Neigung hätte ich ein Maler werden sollen, Erziehung und Verhältnisse wendeten zum Dienst der Justiz, die unerfüllte Sehnsucht nach der bildenden Kunst und die Oede eines mechanischen Berufes rief in ihrem Zusammenwirken die Poesie wach, das Anschauen und zum Theil das Selbsterleben der vielen schiefen und curiosen Verhältnisse im öffentlichen Leben, an denen seit 1848 unser Vaterland so reich ist, gaben dieser Poesie eine ironische Beimischung, und meine Komik ist oft nur die umgekehrte Form innerer Melancholie."

Wir besitzen einen interessanten Aufsatz Scheffel's aus diesen Jahren, in welchem wesentliche Elemente für seine nachfolgende Dichtung beisammenliegen: „Aus dem Hauensteiner Schwarzwald" ist er betitelt[1]) und schildert in flüssiger, an humoristischen Wendungen reicher Darstellung die Besonderheit einer Schwarzwälder Gemeinde, welche, nach Scheffel's eigenem Wort, als „noch nicht untergegangene Geschichte deutschen Volksthums in die Gegenwart herüberragt." In seiner Amtspraxis hatte er diese Hauensteiner Bauern, als unermüdliche Processirer und „Streitpeterles" kennen gelernt oder er hatte sie am Feste des heiligen Fridolin, auf dem Platz vor der Stiftskirche zu Säkkingen, wandeln gesehen, „große, gedrungene Leute, reine Allemannen", die ihm als „Freunde Hebels", seines großen poetischen Landsmannes, wie um ihrer farbigen Eigenart willen gleich interessant erschienen. Mit dem Auge des Malers schildert er ihre durch Jahrhunderte bewahrte Kleidung und folgt ihnen aus der Stadt in ihre Heimath wißbegierig nach, hinauf in die Albgau, wo auf Sprache und Sitte und Lebensgewohnheit noch der „Rost der Vergangenheit haftet und an das Gepräge mittelalterlicher Symbolik." Er erforscht ihre Sagen, von dem Meisenharter Waldgeist, der trotz des Zweifels schnöder Rationalisten seine nächtliche Existenz im Willaringer Forst behauptet, er berichtet von dem „Hauensteiner Rummel" des 18. Jahrhunderts, der für die „alten Rechte und Privilegy" gegen Oesterreich sich erhob. Die stumpfe Hartnäckigkeit, mit der diese Bauern dem modernen Recht gegenüber stehen, mußte Scheffel oft im Amt erfahren; nun ging er ihrem Empfinden bis an die Quelle nach und erkannte, wie dieses ganze römische Recht, dem er selbst so wenig Freude abgewann, auch jenen ein Todtes, Unverstandenes sein mußte; wie fremdes Recht das einheimische verdrängt hatte, künstliches an die Stelle natürlicher, volksthümlicher Entwicklung verderblich getreten war: „denn damals, als der Bauersmann sein hergebrachtes Recht sich selbst wies, als statt Aktenstöße lebendige Symbole ihm das Recht in einer Sprache, die er verstand, einprägten, als statt „in qualmenden Schreibstuben" unter freiem Himmel getagt wurde, war der bäuerliche Proceßkrämer eine Unmöglichkeit und Jakob Grimm's Klagen über die Verdumpfung des Bauermanns

[1]) Vgl. Morgenblatt für gebildete Leser, von 1853, Nr. 14—18.

den vielen tausend Paragraphen der modernen Legislation gegenüber fanden hier einen thatsächlichen Beleg." Das Citat zeigt, daß Scheffel von seinen juristischen Studien aus den nämlichen Pfad genommen hatte, wie einst Jakob Grimm selbst: und wenn er in Berlin an den Hörsälen der Grimm und Lachmann achtlos vorübergegangen war, so fand er nun den Weg zu den deutschen Rechtsalterthümern, von diesen aber den Weg zum Studium der deutschen Vergangenheit überhaupt: und dieses Studium ward ihm sogleich ein lebendig Erschautes, im Anblick jenes „noch nicht untergegangenen deutschen Volksthums", das in seine Gegenwart hinüberragte.

Die Anschauungen, welche Scheffel so gewonnen hatte, mußten mit Nothwendigkeit aus dem Amt herausdrängen: nach harten Kämpfen mit den Seinen nahm er, im Mai 1852, seinen Abschied und ging nach Italien. Seine Absicht war, sich zum Landschaftsmaler auszubilden.

II.

So, im schlichten Leinwandröcklein,
Große Mappe unterm Arme,
Schmuck und flott als Landschaftszeichner,
Sahen mich Albano's Berge,
Sah mich das Sabinerland.

Ein Porträt Scheffel's aus Rom, welches Eduard von Engerth gezeichnet hatte, trägt diese Verse des Dichters; es stellt uns seine erste italienische Zeit lebhaft vor Augen, eine Zeit, die reich war an neuen Eindrücken, an fröhlichen Plänen von wiedererwachter Lebenslust, aber auch an schweren inneren Kämpfen. Den ganzen Sommer hindurch, zeichnend und studirend, mühte sich Scheffel im Albanergebirge um die Kunst; aber den gealterten Lehrling floh die spröde und kein Erfolg belohnte sein Ringen. Solche Prüfungszeit hatte, ein Jahrzehnt früher, auch ein anderer Landschaftsmaler und werdender Dichter durchzukämpfen gehabt: Gottfried Keller. Endlich war man bereits nach Rom zurückgekehrt und in den lustigen Carneval von 1853 hinübergelangt, machte Scheffel der quälenden Ungewißheit ein Ende: er verschwand ganz plötzlich aus der Stadt, und fuhr südwärts nach Sorrent, nach Capri. Und schon am 1. Mai, bei herandringendem Frühling, konnte er seinen „Trompeter" mit einem poetischen Vorwort abschließen und ihn, in der „Rosa magra" von Sorrent, einem jungen poetischen Freunde „frischgedichtet zum Besten geben": es war Paul Heyse, der ihn als Gegengabe die „Arrabbiata" sehen ließ, „kaum noch von der Tinte trocken". Ein Vierteljahrhundert später hat Heyse, an derselben Stelle verweilend, dem Freunde einen Gruß über Meer und Land gesendet und die Erinnerung an die alte Zeit ihm heraufgerufen:

Welche Nächte! Welche Wonnen!
Ueber allen Zauber Jugend!
Weit hinaus im Glanz verduftend
Schwamm das Meer; die eigne Zukunft
Schien uns wie ein Wundereiland,
Fern emporgetaucht, zu grüßen,
Und wir standen, starrten, staunten ...

Als Scheffel seinen Bericht von dem „Hauensteiner Rummel" gab, meinte er, daß hier Stoff und Gestalten zu dem „immer noch ungeschriebenen echten

Bauernroman" bereitet seien; er aber, als er nun zur Production fortgetrieben ward, ging an jenem Stoff doch vorüber. Seine Kunst war nicht gestimmt, an der Schilderung moderner historischer Conflicte sich zu entzünden, in die deutsche Vergangenheit strebte sie zurück und unbefangen verschob darum der Dichter die Rebellion der Hauensteiner, der sein Interesse immer noch gehörte, aus dem 18. Jahrhundert in das 17., in die Zeit nach dem dreißigjährigen Kriege. Und auch hier war es nicht die Darstellung der geschichtlichen Zustände, auf die er zustrebte —, der freie poetische Sang lockte ihn und seinen Sinn hielt die rührende Geschichte treuer Neigung gefangen, die er vom Oberrhein herübergebracht hatte, über die Alpen hinweg, ins südliche Land. „Hier ruht Herr Wernher Kirchhofer, der einstmals ein Trumpetter war und seine Eheliebste, Maria Ursule, geb. Freiin von Schönau", las Scheffel auf einem alten Grabstein in Säkkingen und getroffen von der seltsamen Meldung, reizte es den Poeten an, dem Schicksale nachzugehen, das hier seinen Abschluß gefunden. Den Trompeter rückte er sich selber nahe, indem er ihn zu einem gewesenen Juristen und Heidelberger machte; und die drei wichtigsten Stationen seines Lebensweges: Heidelberg, Säkkingen, Rom ließ er ihn beschreiten. So wuchsen ihm, — „gleich dem Krystalle, der aus dunstig feinen Luftgebilden niederschlägt und strahlend anschließt" — die Gestalten seines Liedes; und wenn wir nun die Klagen Werner's vernehmen, über das Römische Recht, das wie ein Mühlstein ihm im Magen liegt, wenn wir hören, wie er für die deutsche Erde auch des eigenen Rechtes Blume verlangt; wenn wir den Fridolinstag mit ihm feiern, ihn vom Waldgeist Meisenhart geneckt finden und seinen Kampf mit den Hauensteiner Aufrührern beobachten; wenn wir endlich Werner in den römischen Carneval geleiten und die Lösung all seiner Bedrängniß auf südlicher Erde erleben, — so haben wir die Elemente dieser ganzen Darstellung bei Scheffel selber Schritt für Schritt entstehen sehen.

Der Gehalt des Gedichts war hiermit gegeben; aber noch nicht sein Stil, der nach einem besonderen Vorbild ausschaut: nach Heinrich Heine. Ohne „Atta Troll" kein „Trompeter von Säkkingen": das hat Scheffel, in der Sicherheit der Selbsterkenntniß, die ihn auszeichnet, voll empfunden[1]). War er auch sonst lernfroh in die romantische Schule gegangen und hatte der Duft der blauen Blume auch ihn berückt, so hielt Heine, der Lyriker, und Heine, der Humorist, seine Neigung vor den andern gefangen, und die besondere Form der Scheffel'schen Laune ward bestimmt durch die spielende Ironie des Vorgängers. Nur daß das grundgermanische Temperament Scheffel's die Art Heine's bald in ein neues Gebiet übertrug, und dem alten deutschen Trink- und Zechhumor nie vernommene Töne abgewann; bis er dann, zum „Ekkehard" fortschreitend, sich immer sicherer von dem Vorbild freimachte.

Nicht nur das Maß des „Atta Troll", den vierfüßigen Trochäus, hat Scheffel's „Trompeter" übernommen und den leichtgebauten Vers Heine's noch ins Saloppe gesteigert; nicht nur der Ton Heine'scher Ironie klingt durch, in dem Stoßseufzer etwa: „Und ich kenn' den König Salom' Und die schlechten

[1]) Nach Berthold Auerbach's Zeugniß, in den Briefen an seinen Freund Jakob Auerbach, II, 34.

deutschen Dichter", oder in der zersetzenden Pointe des ernst begonnenen Liedes vom Nemi-See:

Der Ahorn und der Spielmann
Sind zwei verrückte Leut',
Sonst gingen Beide hinüber
Und tränken sich gescheidt;

— auch eine Hauptfigur ist aus „Atta Troll" und der romantischen Schule entlaufen: Hiddigeigei, der Kater. Tieck's gestiefelter Kater ist der Ahnherr dieser philosophischen Katergeneration: darum bezeugt Hiddigeigei dem Ahnherrn seinen Respect und spricht in Tieck's Worten von der Katerliebe, die „nächtlich süß in Tönen denkt". Bestimmter haben E. T. A. Hoffmann's Kater Murr und der verzauberte Kater in „Atta Troll" auf Scheffel's „selbstbewußte epische Charakterkatze" hinübergewirkt: Hiddigeigei's Weltanschauung sieht im Mittelpunkt der Dinge zwei alte Katzen, gleichwie Atta Troll (mit einer wenig verhehlten, ironischen Spitze) den Eisbären zum Herrn des Universums machte; und Hiddigeigei's Liebe denkt zugleich in Heine'schen Tönen, wenn sie etwa fragt:

Warum, wie festgenagelt
Muß im Tag ich sechzehn Stunden
Zum Balcon hinüber schielen,
Nach der blonden Apollonia,
Nach der schwarzen Jüdin Rahel? ...

Beobachtungen von solcher Art können dem Wesen der Dichtung nichts entziehen, denn dieses Wesen ruht zuletzt doch in dem Temperament ihres Autors: „rothwangig, ein Schwarzwaldkind", trat sie vor die Deutschen von 1854 und durch dreißig Jahre ist ihre Wirkung die gleiche geblieben. Die Zeit der amaranthenen Bässe ist vorüber, aber noch immer empfinden wir dankbar den Hauch fröhlicher Gesundheit, der von diesem Werk ausgeht: und die kritischen Bedenken, über den lockern Bau des Ganzen und den kümmerlichen Abschluß durch einen Papst ex machina, will er verjagen. Es war eine glückliche Fügung, die Scheffel vor das Grab des Säkkinger Trompeters führte: die Zuversicht kecker Jugend gewann sich in ihm das Symbol und hell tönte ihr schmetternder Sang durch eine trübe Zeit:

Frisches Herz und frisches Wagen
Kennt kein Grübeln, kennt kein Zagen
Und dem Muth'gen hilft das Glück.

Empfindung, nicht Empfindelei, reines, starkes Gefühl spricht in diesen Versen, diesen Liedern, und mit sanfter Mahnung an junge Zeit tönt es uns durch die Seele: „Altheidelberg, du feine."

III.

Die freudige Stimmung, welche Scheffel, seines Berufs gewiß, aus Italien zurückbrachte, erhielt sich ihm diesseits der Alpen. Sein gutes Glück führte ihn nach Heidelberg, und abermals trat er in eine lebhaft angeregte Geselligkeit ein. Seine Poesie brauchte die Gelegenheit, um geweckt zu werden: und wie ihm erst in den Albanerbergen, in dem heiteren Zusammenleben mit strebenden Künstlern, nach eigenem Geständniß, die „poetische Ader aufgegangen", so fand er nun in dem Cirkel des „Engeren" die Anregung zu neuem Dichten. Hier thronte Ludwig Häusser, der Historiker, als Stifter und Präside: er gab an jedem Aschermittwoch

den Bericht über die epochemachenden Ereignisse des Jahres, vertheilte den „Meidinger Orden“ an die Erzähler alter Schwänke und erlebte mit den Seinen eine zweite akademische Jugend. In diesen Jahren sind die besten der Lieder entstanden, welche Scheffel dann 1867 im „Gaudeamus“ vereinigt hat; den Weg in die studentischen Kreise und selbst ins Commersbuch hatten sie aber schon gefunden, ehe der Dichter sie, als eine besondere literarische Gabe, dem deutschen Publicum darbot. Vielleicht hätte er ihnen besser diese Form vorenthalten, auf die schöne Gefahr hin, seinen Namen, wie es dem Dichter des Volksliedes geschieht, vergessen zu sehen: die Masse ist hier der Feind des Einzelnen und nicht zu jeder Zeit, in jeder Laune, läßt sich die Sammlung genießen. Dem deutschen Studententhum können aber so völlig originelle Klänge, wie „Im Schwarzen Wallfisch zu Ascalon“ oder die Lieder vom Rodenstein nicht wieder verloren gehen: die „große Vergangenheit des Trinkens“, mit Scheffel zu reden, hat in ihnen lebendigst erschaute Gestalt gewonnen.

Deutlich nehmen wir die Fäden wahr, welche diese Lieder und den „Trompeter“ mit einander verbinden. In Perkeo's Philosophie, wie sie uns Werner entwickelt, steckt schon der Keim zu dem ganzen Gaudeamuscyclus; und der groteske Humor, der etwa das „gediegene Institut des deutschen Hausknechts“ pries, findet nun in dem Hausknecht aus Nubierland sein fröhliches Pendant. Am auffallendsten aber ist, hier wie dort, der Zug zur Travestie: das Hohe und das Niedere, das Pathetische und das Prosaische wird in seltsamen Contrast gestellt. Um die Kasse des heiligen Fridolin, meldet z. B. der „Trompeter“, „war es wirklich äußerst schmal bestellt“; und der „Gaudeamus“ macht gar jenen edlen Pumpus von Perusia, in feierlichen Trimetern, zum Erfinder der nach ihm benannten Finanzoperation. Gern wird an classische Dichtungen angeknüpft, mit Blumauerischem Scherze: Goethe's Wort „Sehe Jeder, wie er's treibe“, parodirt Hiddigeigei, und der mahnenden Gattin erwidert der hartnäckige Zecher nach Schiller: „Theures Weib, gebiete deinen Thränen“; der Rodensteiner fragt mit Leonore „Bist untreu oder todt“, und das Horn des Nachtwächters gar bläst eine „wundersame gewaltige Melodei“.

Irrig aber wäre, zu glauben, daß in diesen Stimmungen, zu irgend einer Zeit, des Dichters geistiges Wollen beschlossen war. Wie er schon als Student für beides, Arbeit und Genuß, seine „feste Zeit“ gehabt hatte, so ging hier neben den Gaudeamus-Liedern ein erneutes eindringendes Studium der alten deutschen Literatur her; und es entstand die Nachdichtung des lateinischen Walthari-Liedes, wie es Ekkehard der Erste aufgezeichnet. Ekkehard der Aeltere aber führte auf Ekkehard den Jüngeren; und so wurde, gerade ein Jahr nach dem „Trompeter“, der Plan zu Scheffel's bedeutendster Dichtung gefaßt.

IV.

Doch nimmer blüht mir auf den alten Pfaden
Die Stimmung, die ins Leben einst dich rief:
O Jugendthorheit, Himmel voll von Geigen,
Warum so bald umwölkt von grauem Schweigen?

Scheffel schrieb die Worte nieder, als er den „Trompeter“ zum zweiten Mal in die Welt entließ: er hätte sie auch als Motto über den „Ekkehard“ setzen

können. Ein tiefer Ernst wohnt im Mittelpunkt dieser Dichtung, und zu dem fröhlichen Wagemuth des Fahrenden aus der Pfalz tritt in Contrast die melancholische Gestalt des allemannischen Mönches.

Den Gegensatz zu erklären, schlagen wir zuerst die Quelle des Dichters auf. Allein sie gewährt nicht, was wir suchen: sie zeigt Ekkehard als Lehrer der Hadawiga auf Hohentwiel und im Streit mit Reichenauer Mönchen, von einer tieferen Beziehung aber zwischen der Schülerin und dem Meister weiß sie nichts; und sie entläßt Ekkehard, mit der gewichtigen Empfehlung der Herrin, an den kaiserlichen Hof, zu aufsteigendem Lebenslauf. Nicht aus den alten Sanct Gallischen Klostergeschichten also fließt der Kern dieser Dichtung; und der starke subjective Zug, der durch sie hindurch geht, würde auf ein Erlebniß des Poeten mit Sicherheit zurückweisen, auch wenn uns nicht (durch mündliche Ueberlieferung) solches Erlebniß ausdrücklich bezeugt wäre. So nahe die Gestalt des „Trompeters" ihrem Dichter stand, so nahe steht ihm nun der Ekkehard. In sich selber trug er die Verschlossenheit Ekkehard's, die Unweltläufigkeit vor den Schwankungen weiblicher Laune; und wie sein Held hatte er, in jenen Heidelberger Tagen, keimende Neigung unwissend verscheucht, und der entflohenen zu spät, fruchtlos nachgesetzt. Wie sein Held hatte er dann, auf den Höhen der heimischen Berge, die klärenden Wonnen der Einsamkeit erfahren, hatte altes Leid bezwungen im Gedicht, und ein Genesener kehrte er zu den Menschen zurück. Wie nahe aber der Dichter Ekkehard's Gestalt an sich heranrückte, bis zuletzt, mag, an einem einzelnen Zuge, sein Gedicht „Abschied vom Wildkirchli" zeigen: im Roman, als Ekkehard, des Gewesenen ledig, vom Wildkirchlein sich scheidet, thut er einen Jodelruf, schier wie ein „Gaisbub", Scheffel aber singt im Gedicht von sich selber:

Er schleppte auf den Berg hinauf
Viel alte Sorg' und Qual;
Als wie ein Gaisbub jodelnd fährt
Er fröhlich jetzt zu Thal.

Die unmittelbare Wirkung, welche der Roman ausübt, erklärt sich von hier aus: er ist keine beliebig ergriffene, archäologische Geschichte, vielmehr durch tiefinnere Beziehungen an das persönlichste Empfinden des Dichters angeknüpft.

Im „Trompeter" hatte dieser subjective, lyrische Zug noch überwogen und die Schilderung der historisch gegebenen Zustände war davor zurückgetreten; im „Ekkehard" ist er nur der starke Unterstrom, und voller Nachdruck liegt auf der objectiven Darstellung. Nicht als ob der Dichter, mit seiner Person, künstlerisch zurückträte: als ein souveräner Humorist nimmt er sich die Freiheit, in die ein Jahrtausend alte Geschichte zu jeder Zeit hineinzublicken, und oft und oft setzt er vom Standpunkt des modernen Bewußtseins das Damals und das Jetzt in Beziehung. Aber diese Arabesken, wenn sie einer strengeren Kunstform auch widersprechen, nehmen der inneren Wahrheit der Schilderung nichts: alles ist angeschaut und vor dem Auge eines Dichters ist lebendig geworden, was ein Forscher gefunden hat. Denn dies ist der Punkt, wo Scheffel's Produktion stets eingesetzt hat: aus der fragmentarischen Erkenntniß des Gelehrten treibt es ihn fort zu dem vollen Wissen des Dichters und mit Freidank spricht er von sich: „Mein Herz im Traume Wunder sieht, das nie geschah und nimmer geschieht." Wo

andere nur einen Grabstein fanden, da las er, von diesen dürren zwei Zeilen, die Geschichte des Säkkinger Trompeters ab; und aus den „Monumenta Germaniae“ wuchsen ihm die kraftvollen Figuren des „Ekkehard“ empor, weil es in ihm nicht nach theoretischer Betrachtung verlangte, sondern nach Gestalten. Ein Selbstbekenntniß Scheffel's spricht hier deutlicher als alles; es lautet: „Wenn ich mich in die alten Urkunden vertiefte, fragte ich nicht, in welche Rubrik ist das und das einzureihen, sondern: wer sind die Menschen gewesen, die dies so geordnet, und was hat sie dazu getrieben? Wie haben sie ausgesehen, wie ist ihr Denken und Fühlen, ihr Reden und Zusammenleben gewesen? Und ich konnte nicht ruhen, bis ich ein lebendiges Bild von ihnen in der Seele hatte“ ...

Scheffel war 29 Jahre alt, als der „Ekkehard“ erschien; und man hätte glauben mögen, hier an der Schwelle einer reichen, glänzenden Production zu stehen. Allein so stürmisch der Eintritt Scheffel's in die Poesie gewesen war, so bedächtig ward nun sein Schritt; nur in großen Zwischenräumen folgten sich die Werke des Dichters und zuletzt verstummte er fast völlig. In den dreißig Jahren, von „Ekkehard“ bis zu seinem Tode, hat er im Wesentlichen nur die zwei kleinen Novellen „Hugideo“ und „Juniperus“, den Liedercyklus „Frau Aventiure“ und die „Bergpsalmen“ veröffentlicht: alle miteinander kommen sie dem einen „Ekkehard“ an äußerem Umfang nicht gleich, und auch ihr innerer Gehalt erreicht nicht die Vorgänger. Mancherlei Ursachen kommen zusammen, dies Stocken zu erklären. Der Nothwendigkeit, aus äußeren Rücksichten zu schaffen, war Scheffel überhoben. Starke innere Krisen, der Tod einer geliebten Schwester, ein heftiges Nervenleiden, die Trennung seiner kaum geschlossenen Ehe, hemmten jede Production. Zuerst und zuletzt aber: der ursprüngliche Trieb zur dichterischen Thätigkeit hatte sich in jenen ersten Schöpfungen schon genug gethan; sich zu forciren, war Scheffel nicht angethan und die Anregung glücklicher Gelegenheit, welche „Trompeter“, „Gaudeamus“ und „Ekkehard“ hatte entstehen helfen, blieb dem Dichter aus. Gelegenheitsgedichte, im wörtlichen Sinne, zu schaffen, hat er aber bis an sein Ende nicht aufgehört; und noch im letzten, schmerzensreichen Lebensjahre hat er, in der Heidelberger Hymne, seine herzliche Theilnahme für das große Jubelfest der Ruperto-Carolina bezeugt. Den verehrten Mann in jenen festlichen Tagen mit sich zu sehen, ist den zu Heidelberg versammelten jungen und alten Studenten nicht vergönnt worden; aber *seine* Lieder werden sie geleiten und von Aller Lippen wird der Sang tönen, mit dem er von uns geschieden:

Und Heil der Stadt, wo Schöpfungsprach'
Mit Weisheit im Vereine;
Ein brausend Hoch sei dir gebracht:
Alt Heidelberg, du feine.

Grübeleien eines Malers über seine Kunst[1]).

Von

Otto Knille.

I.

Jedes Volk und jedes Zeitalter pflegt und verwerthet seine Vorstellungen im Herkommen. In der Kunstübung setzt das Herkömmliche eine stillschweigende Uebereinkunft voraus, demgemäß das schaffende Individuum sich einen gewissen Ideengehalt und Formenschatz auferlegen läßt und dafür ein Stück seiner persönlichen Freiheit opfert.

Das Conventionelle hat für uns den Beigeschmack der ermüdenden Wiederholung, dem Einsichtigen aber erscheint es gerade so nothwendig, wie die Sitte überhaupt, und die Kunstthätigkeit eines Volkes würde, ohne im Herkömmlichen geregelt zu sein, nicht einer gebildeten Sprache gleichen, sondern einem Kauderwelsch von unzusammenhängenden Bauten.

Freilich bemißt sich die Originalität eines Künstlers wesentlich nach dem Grade seiner Selbständigkeit der Convention gegenüber; aber wir dürfen dabei nicht übersehen, daß Originale Ausnahmen sind, und daß den Mittelmäßigen im Herkömmlichen ein gemeinsamer Schatz zu Gebote steht, welcher, in den Maler- und Bildhauerschulen genossenschaftlich und unter Leitung von Meistern bewahrt, den Einzelnen in den Stand setzt, die Kosten seines Producirens zum großen Theile aus dem Schulgute zu bestreiten.

So zweckmäßig und besonders so bequem dies Verfahren nun auch sein mag, die Persönlichkeit im Künstler, die seine treibende Kraft ist, wird immer auf sich selbst gestellt sein wollen und zu einer unmittelbaren Auseinandersetzung

---

[1]) Wir benutzen gern die sich uns bietende Gelegenheit, während der Dauer der Berliner Jubiläums-Kunstausstellung, auf die wir noch eingehender zurückkommen werden, den obigen Artikel zu publiciren, in welchem ein angesehener Berliner Maler sich über seine Kunst ausspricht; da wir das Princip haben, lebendig und geistvoll geschriebenen Aufsätzen, die von competenter Seite kommen, den Zutritt zu dieser Zeitschrift zu gewähren, auch wenn sie nicht durchaus mit unseren Anschauungen übereinstimmen.

Die Red. der „Deutschen Rundschau".

mit der Natur hindrängen. Alle großen Geistesthaten waren eine Auflehnung des Individuums gegen die Norm. Stets wiederholt sich derselbe Proceß: das individuell Erkämpfte wird allmälig Gemeingut, die Gewohnheit zieht ihre Schleier darüber, die Convention ist da und erhält sich Jahrhunderte hindurch, bis sie endlich altersschwach zusammensinkt und auf ihren Trümmern junge Kräfte ein neues Reich von Vorstellungen gründen.

Es würde mich zu weit führen, wollte ich dieses mit Beispielen aus der Kunstgeschichte belegen; möge es genügen, wenn ich hier nur an die gewaltige That Giotto's, an das Vorgehen Donatello's und Masaccio's, an viele Niederländer, aber auch an gewisse „ungebundene Geister" der Neuzeit erinnere.

Jedes junge Volk tritt mit Verbildlichung seiner religiösen Vorstellungen in die Kunstgeschichte ein. Wir gewahren, wie das ungeschulte Gestaltungsvermögen sogleich für das Uebersinnliche verwendet wird. Die ersten Götter- — sagen wir Götzen-Bilder — sind bereits geschnitzt, bevor nur ein Strich nach dem Leben gezeichnet worden ist[1]). Es hat das Tasten des primitiven Menschen nach dem Göttlichen etwas wahrhaft Großartiges und zugleich Rührendes, wie wenn ein Kind nach der Sonne greift. In diesem traumseligen Phantasieleben pflegt ein Volk Jahrhunderte, vermag es Jahrtausende befangen zu bleiben. Nach und nach bildet es sich einen hieratischen Stil und arbeitet in den Schranken desselben. Unzweifelhaft hat die Kunst eines solchen Entwicklungsweges bedurft. Denn ihre zarten Keime würden im Drange barbarischer Nothstände alsbald niedergetreten worden sein, wenn sie selbst nicht zu Anfang in eine höhere Region hinauf gerettet worden wäre. Aber: „So lange der Mensch seinen Inhalt in die Wolken stellt", sagt Vischer, „wird seine Subjectivität nicht frei". Durch die Geschichte der Kunst, insbesondere der christlichen, zieht sich ein Kampf um Wiedergewinnung der Menschenrechte. Alle Erhebungen gegen die Gebundenheit im Dienste der Religion sind aus diesem Freiheitsdrange hervorgegangen und wir können bei aufmerksamer Betrachtung bis weit in das Mittelalter hinauf die Minengänge verfolgen, mit welchen die „Realisten" den scheinbar unerschütterlichen Bau erhabener Vorstellungen in rastlos stiller Arbeit unterhöhlt haben. Nicht durch eine große Explosion, sondern nach und nach ist die Herrlichkeit zusammengesunken.

Wir müssen dieses demokratischen Zuges eingedenk sein, um eine entscheidende Frage beantworten zu können, nämlich:

Welchen Zusammenhang hat die Malerei der Gegenwart mit der vergangenen aufrecht zu erhalten, oder, präciser ge-

[1]) Diese These steht freilich im Widerspruch mit den unlängst in Frankreich und der Schweiz gemachten Funden aus dem Zeitalter des Mammuth. Da sieht man ganz naturalistische Thierzeichnungen auf Rennthierknochen eingravirt, u. A. einen elegant gezeichneten trinkenden Hirsch im Profil. Mir scheint, jeder Künstler muß angesichts dieser Proben zu der Ueberzeugung gelangen, daß hier — allen Versicherungen der Gewährsmänner zum Trotz — eine Mystification obgewaltet hat. Wäre dies aber nicht der Fall, dann freilich würde meine — und ich glaube die allgemeine — Ansicht über die Genesis der Kunst zu corrigiren sein.

sagt, in wieweit sollen wir ferner unser Schaffen durch die classische Kunst und die der Renaissance beeinflussen lassen?

Möge der Erörterung dieser Frage ein kunstgeschichtlicher Ueberblick vorausgehen.

Die Kunst der Griechen ist zwar gleich der anderer Völker des Alterthums, wie der Aegypter, Assyrer, Perser, für den Dienst der Götter eingesetzt worden, hat es dabei aber vermocht, ein freies Schönheitsideal zu gewinnen, welches fortan als einziger und höchster Maßstab für ihre Götterbildung verwendet werden konnte. Den griechischen Künstlern fiel es nicht ein, daß ihr Zeus, ihr Apoll etwas anderes sein könnte, als eine potenzirte, sinnlich harmonische Menschenerscheinung. Zum Superlativ des Gottes dient ihnen der Comparativ des Heros als Stufenleiter. Das Bestreben der übrigen Culturvölker, einen übermenschlichen Gott zu bilden, endet mit dem Zerrbild, mit der Fratze. Dagegen war der hellenische Gott um so erhabener, je menschlicher — im höchsten Sinne — er erschien.

Erst die christliche Kunst, indem sie den Geist als das Ewig-Göttliche dem Körper als dem Vergänglich-Irdischen gegenüberstellte, hat eine Schönheit trotz der Sinne zu gewinnen gesucht, eine Schönheit, die in dem Triumph des Inhalts über seine Hülle bestehen sollte. Die letztere war als solche den römischen Christen künstlerisch werthlos: der gute Hirt in den Katakomben ist nichts als ein Symbol. Auch die byzantinischen Heiligen sind menschlich so leblos wie Kartenkönige. Gerade das Lebendige in der Gestalt ward ja als die zu ertödtende Sinnlichkeit angesehen und hatte zum Preise Gottes gleich der Kerze auf dem Altare zu verbrennen.

Beim Beginn des zweiten Jahrtausends war die bildende Kunst kaum mehr, als eine Mumie, und es kann Giotto's Auferweckung von den Todten nicht hoch genug gepriesen werden. Dieser gewaltige Mann hat zuerst wieder lebendige Menschen und sogar in dramatischer Bewegung geschaffen, alle zwar noch dem Himmel verschrieben und ohne weltbürgerliches Selbstgefühl, aber sie athmen doch und athmen Andacht, Freude, oder Rührung. Im Byzantinismus hatte das Christenthum mit dem ererbten Formenschatz der alten Welt abgewirthschaftet; erst im neuen Jahrtausend beginnt eine lebendige christliche Kunst, und damit die allmälige Zurückeroberung des Menschen aus dem Himmel.

Zuerst geschah dies unbewußt. Weder Giotto noch seine Schule, noch die sienesische dachten an eine Auflehnung gegen das herkömmliche Andachtsverhältniß, aber der erste große Schritt war gethan: der Mensch war im Bilde wieder Herr seiner Sinne geworden, in so tiefer Abhängigkeit er daselbst auch noch von der thronenden Gottheit erhalten wurde. Es ist besonders das Verdienst der Sienesen, den Ausdruck Gottvaters, Christi und Maria's aus typischer Starrheit erweicht und ihm eine weiche Empfindung verliehen zu haben — im Grunde ja schon eine Vermenschlichung.

Wie viel Arbeit ist nöthig gewesen, um allmälig den inneren Widerspruch auszugleichen, in welchen die bildende Kunst durch die christliche Lehre versetzt worden war! Wir können es noch als eine Gunst des Schicksals ansehen, daß

die letztere nicht lediglich auf ihrem judaischen Untergrunde von Kunsthaß aufgebaut, vielmehr nach ihrer Verkündigung genöthigt worden ist, mit der Culturerbschaft der alten Welt zu rechnen, welche wesentlich eine künstlerische war: aus sich heraus würde jene kaum eine bildliche Veranschaulichung ihres ethischen Inhalts zu Stande gebracht haben. Wie denn auch der Protestantismus des Bildwerks kaum bedarf und zur Noth mit kahlen Wänden auskommt.

Unter diesen Verhältnissen nahm der junge christliche Cultus keinen Anstand, sich sofort mit der vorgefundenen antiken Kunstform zu schmücken. Von einem Schaffen aus eigenen Quellen konnte keine Rede sein, wo es sich nur um die mehr oder weniger geschickte Verwendung übernommenen Materials handelte. Aus den ersten sechshundert Jahren christlicher Kunst sind nur geringe Spuren einer bescheidenen originalen Naturempfindung zu erkennen. Es scheint, das römisch-Antike sollte durch das Christenthum erst formell aufgebraucht werden, ehe sich diesem letzteren der Geist der Antike im Hellenenthum (durch die Renaissance) wieder erschloß.

Jener so lange vermißte Sinn für Naturwahrheit offenbart sich zuerst in den Werken Giotto's, und auf ihm beruht wesentlich deren Mächtigkeit. Aber, so bahnbrechend Giotto vorgegangen ist, es wird doch nur langsam lebendig in dem Walde von alten festgewurzelten Typen. Die Schule von Siena war es, welche — bei aller sentimentalen Verhimmelung — einen freudigen Ausdruck, liebliche Gesichter hervorzubringen wußte, die sich gleich Schneeglöckchen aus eisiger Winterdecke emporzudrängen zu wollen scheinen. Vor Allen aber gelangten die toskanischen Meister dahin, im Andachtsbilde den herkömmlichen Goldgrund durch einen irdisch blauen Himmel, durch Landschaft und Architektur zu ersetzen und eine santa conversazione herzustellen, welchem sogar manchmal der Donator knieend beiwohnen darf. Mehr und mehr vermögen es Maler und Bildhauer, in die Madonna ein menschlich-mütterliches Motiv hineinzulegen und die Heiligen daran Theil nehmen zu lassen.

Wenn solche weltlichen Züge schon allmälig im Andachtsbilde zur Erscheinung kommen konnten, so war dies im religiösen Geschichtsbilde noch leichter möglich. Masaccio, Benozzo Gozzoli, Dom. Ghirlandajo führen uns bereits Zeitgemälde vor, bei denen der religiöse Bezug oft kaum noch durch mehr, als durch den Titel festgehalten wird. Ebenso machten es Carpaccio in Venedig und, wofern er nicht antikisirte, Mantegna in Padua. Unter den Bildhauern erwies sich Donatello als schneidigster und rücksichtslosester Wahrheitskämpfer.

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts sehen wir die Kunst des blühenden und bürgerstolzen Florenz nahe der vollen Verweltlichung, nahe derjenigen Stufe, welche später die Holländer mit ihrer auf den Protestantismus gestützten Consequenz erreichen sollten und zwar unter Preisgebung der Sculptur und gänzlicher Abwendung von der katholischen Idealkunst. Diese, die italienische, aber stand und fiel mit dem Papstthum. Wohl hatte in Italien der materialistische Geist des Quattrocento bis zu einem gewissen Grade der Entkirchlichung der bildenden Kunst Vorschub geleistet: zu einer vollen Befreiung der letzteren würden tiefe sittliche Impulse nothwendig gewesen sein, gleich denjenigen, welche in Deutschland die Reformation haben vollbringen lassen. Deren aber ermangelte es.

Andererseits hatte damals das Papstthum — bei kluger Verwerthung jenes Materialismus — die Höhe seines äußeren Glanzes erreicht, und Julius II. und Leo X., die ihrer Bildung nach halbe Heiden waren, vermochten von ihrer strahlenden Priesterburg herab der Kunst eine Fülle von Stoff zu bieten, welche weit über den Kreis des alten Dogma's hinausging. Die griechischen Götter wohnten bei ihnen im Vatican zu Gaste und mischten sich dort ganz zwanglos unter die hochheilige Gesellschaft — ein grandios frivoles Spiel fast zu derselben Zeit, wo die Hammerschläge Martin Luther's an die Thür der Wittenberger Schloßkirche erdröhnten.

Der nunmehr künstlerisch verwendbare Stoffreichthum aber war ein *dreifacher*. Zuerst bestand er in der alten *kirchlichen Anschauungswelt*, als zweites bot sich der *Olymp* mit seiner schönen Menschlichkeit, als drittes war das Gebiet einer von den Florentinern längst ausgebeuteten lebensvoll blühenden *Wirklichkeit* vorhanden. Alles kam darauf an, ob jetzt Männer erschienen, deren Kraft groß genug war, um *diese drei Elemente zur Einheit zu verbinden*. Und in der That, eine wunderbare Fügung hat der Welt fast zu derselben Zeit Lionardo, Rafael und Michelangelo geschenkt, Genies, welche die Fähigkeit besaßen, gewissermaßen die Summe zu ziehen aus Allem, was das Mittelalter an Vorstellung und Gestaltung zusammengehäuft hatte und zwar geläutert im Geist der Renaissance und auf der Basis eindringenden Naturstudiums. Wir stehen hiermit vor dem glänzendsten Capitel der Kunstgeschichte, dessen Hauptschauplatz Rom ist. Es scheint, als habe das sterbende Mittelalter in den Schöpfungen jener drei Heroen noch ein letztes Triumphfest feiern wollen.

Ich muß es mir versagen, auf dieser sonnigen Höhe betrachtend zu weilen. Nur des eigenthümlichsten Seitenzweigs der italienischen Malerei: der venezianischen, glaube ich mit wenigen Worten gedenken zu müssen.[1]) Diese Schule hat zwar seit Titian die Ergebnisse der florentinischen und römischen Blüthezeit, deren große Anschauung und Formenvollendung mannigfach zu verwerthen verstanden und kann deshalb in ihrer zweiten Hälfte auch wohl eine eklektische genannt werden. Aber das Schwergewicht des Colorismus hat doch die venezianischen Meister veranlaßt, mit der schönen Wirklichkeit in lebhafterer Beziehung zu bleiben, als dies z. B. bei den Bolognesen der Fall gewesen ist. Ungeachtet dessen ist die Schule Venedigs nicht zu einer ausgesprochenen Verweltlichung gelangt, obgleich solches der Eigenthümlichkeit der Lagunenstadt wohl entsprochen haben würde. Sogar in diesem, ihrem Centrum fernen Winkel hat die Kirche es verstanden, Malerei und Bildhauerei an sich gefesselt zu halten. Weitaus die meisten Werke Titian's, Tintoretto's und Veronese's sind religiösen Inhalts, ja selbst die Tiepolo's, trotz ihrer übermüthigen Weltlichkeit. So ist auch die venezianische Schule, obschon sie in ihren malerischen Mitteln die Freiheit der niederländischen erreicht hat, wie alle übrigen italienischen Schulen eine gegenständlich gebundene und in der Hauptsache *idealistische* geblieben. Nirgends

[1]) Es bedarf wohl nicht der Entschuldigung, daß ich in meiner summari'schen Skizze die anderen oberitalienischen Schulen gleichwie die umbrische ꝛc. ganz unberücksichtigt gelassen habe.

jenseits der Alpen hat es so wie in Holland gelingen wollen, das Porträt zum Ausgangspunkt einer individuell freien Zeit- und Sittenmalerei zu nehmen, vielmehr ist dort dem Bildniß — bei allen glänzenden Resultaten — ein maßgebender Einfluß niemals zuerkannt worden.[1])

Ehe ich nun meine Leser bitte, von jener leuchtenden Höhe der Renaissance mit mir den Anfangs noch hell beschienenen Niedergang bis hinunter zur Gegenwart anzutreten, sei mir noch eine Schlußbemerkung erlaubt.

Die Früh-Renaissance hatte bis hart an die Profanmalerei geführt, aber die Bewegung dahin ist bei aller Energie doch eine vereinzelte geblieben und von einer großen Zahl hervorragender Künstler, wie Signorelli, Andrea del Sarto, Fra Bartolomeo nicht mitgemacht worden, auch von Lionardo nicht. Rafael, ohnehin in einer frommen Schule vorgebildet, und ebenso Michelangelo würden sich, selbst wenn sie in Florenz geblieben wären, schwerlich den dort nach Wirklichkeit strebenden Meistern angeschlossen haben; die Aufgaben, welche ihnen in Rom zu Theil wurden, schlossen in jedem Falle eine andere Lösung, als solche im hohen Stile aus. Was in diesem geschaffen worden ist, muß uns zwar zu bewunderungswürdig scheinen, um ein Bedauern darüber empfinden zu können, daß es so kommen sollte; trotzdem dürfen wir unumwunden aussprechen: der rasche nach Rafael's und Michelangelo's eingetretene Verfall hat hauptsächlich darin seinen Grund, daß die Fühlung mit der schneidigen Kunst des Quattrocento, in welcher alle Meister der Blüthezeit gewurzelt hatten, verloren gegangen war. Guido Reni, Domenichino, die Caracci u. s. w. zeigen sich wohl noch bestrebt, jene Dreiheit eklektisch festzuhalten, aber der beste Theil dieser letzteren, der Naturſinn, begann schon in ihnen, zugleich mit dem Lebensnerv des italienischen Volkes, zu verkümmern. Das Ende war — Conventionalismus, in welchen sogar die leidenschaftlichen Gegner der Eklektiker, die neapolitanischen Naturalisten, alsbald zurücksanken.

Um die Mitte des 17. Jahrhunderts liegt der Vorort der Malerei im katholischen Brabant und im protestantischen Holland. In Antwerpen war es dem feurigen Rubens noch einmal vergönnt, einen großen Inhalt in große Formen zu fassen, jedoch nur ihm und theilweise dem van Dyk. In Holland aber gelangte zur vollen Reife, was die alten Florentiner berührt hatten: es erblühte dort eine von ererbten kirchlichen Vorstellungen befreite, auf Individualismus fußende neue Malkunst. Das einzige Land, wo die grande peinture noch rationell, schulmäßig und nicht mit akademischer Lahmheit wie überall sonst gepflegt wurde, war schließlich Frankreich.

---

[1]) Meines Wissens ist in Italien nur ein einziges Mal ein Werk höchster Vergeistigung auf der Grundlage eines Bildnisses geschaffen: ich meine den Christus in Titian's „Zinsgroschen". Unzweifelhaft hat dazu ein Venezianer gesessen und die Individualität des Unbekannten ist nicht ganz verwischt worden. Ich glaube, hierin liegt zum Theil der Zauber dieser Physiognomie. Alle übrigen Meister ohne Ausnahme haben in ihren Darstellungen Christi dessen typische Züge zwar aus der Tiefe des Gemüths durchgeistigt, den Ausdruck derselben aber bei dem Streben nach Verklärung durchgängig menſchlich indifferent gelassen. Von dem Titian'schen Christus allein kann man sagen: voilà un homme! Kein Fühlender wird ohne tiefe Erregung in dieses wahrſcheinliche Menschenantlitz blicken, welches doch nur wie ein Gefäß göttlicher Liebe erscheint.

Was wir in Deutschland aus dem ersten Jahrtausend n. Chr. an Malerei besitzen, ist ohne Ursprünglichkeit und dem byzantinischen Typus nachgebildet. Aber schon vor der gothischen Blüthezeit sind die ersten Spuren nationaler Eigenart zu erkennen und vom 15. Jahrhundert an finden wir in den Schulen von Köln, Westphalen, Flandern und Oberdeutschland einen selbständig germanischen Stil entwickelt.

Vergleichen wir diesen mit dem italienischen, so fallen uns erhebliche Unterschiede auf. Die deutsche Malerei des Mittelalters ist zwar durchaus transcendental gesinnt, gelangt aber nicht, gleich der italienischen, zu einem — so zu sagen — flüssigen Ideal, sondern verharrt, subjectiv befangen, in bürgerlicher Zuständlichkeit. Ihr ist jene ungezwungene Grazie versagt geblieben, welche in der Kunst genau sowie im socialen Leben als das Ergebniß höchster Bildung angesehen wird. Insbesondere der Affect geht im Kunstwerk nur dann voll und ganz auf, wenn derselbe zuvor im Schönen gewissermaßen gelöst worden ist. In den altdeutschen Gemälden zeigt sich die Bewegung meist um so hölzerner und unfreier, je erregter der dargestellte Vorgang sein soll und zugleich pflegt darin der Gesichtsausdruck bei aller Ehrlichkeit und Innigkeit ein angefrorener zu bleiben.

Der zweite Unterschied besteht in einem die deutsche Kunst vielfach durchdringenden Zuge von Phantastik[1]). Nordische Völker bei ihrem trüben Himmelslicht haben ein minder helles Anschauungsleben, als romanische, sie lieben es, in der Phantasie zu grübeln und zu spinnen: köstliche Gewebe für die Poesie, auch für die Musik eine unendliche Welt, aber im Grunde Schleier für die bildende Kunst. Die Malerei mit ihren, wenn ich mich so ausdrücken darf, offenen Poren ist besonders empfindlich für Gedankenspiel; dasselbe scheint in den Gemälden unserer Vorfahren, in deren verzwickten Formen, in Brüchen und Winkeln schrullenhaft zu nisten. Ich brauche hier wohl kaum auf den großen Albrecht Dürer zu verweisen. Unseren Vorfahren war offenbar ihr religiöser Vorstellungskreis, zumal im beschränkten Rahmen des Tafelbildes, zu enge, um innerhalb desselben alle Einfälle los zu werden. Zum Erzählen in epischer Weise, wie dies im glücklichen Italien auf großen Wandflächen geschehen konnte, bot sich ihnen kaum Gelegenheit. Die eingeengte Phantasie suchte nur zeitweise eine Expansion in grellen Todtentänzen oder innerhalb der Tafelbilder in sonderbaren landschaftlichen Hintergründen, fabelhaften Felsen, Burgen und dergleichen. Im figürlichen Theile des Kirchengemäldes ließ sich wenig fabuliren.

Wenn man dieses ins Auge faßt, versteht man die Lust der alten Meister an Holzschnitt, Kupferstich und Radirung. Noch heute illustrirt kein Volk mit solchem Eifer, wie das deutsche, nur daß in der Jetztzeit die Zeichner mehr als ehemals in den Dienst des Textes getreten sind — genau entsprechend der Suprematie, welche das gedruckte Wort über das Bild gewonnen hat.

Die Spannung im deutschen Volksgemüthe entlud sich durch die Reformation und deren Abwendung vom anschaulich-katholischen Himmel in einer der Kunst fast feindlichen Weise. Als diese sich dahin gedrängt sah, mehr und mehr auf

---

[1]) Ich bitte, dieses Wort nicht im Sinne von „Phantasterei" zu nehmen, es soll damit nur die rege Phantasiethätigkeit unseres Volkes bezeichnet sein.

andachtsvolle Versenkung zu verzichten, mit dem Strome zu schwimmen, polemisch zu werden und Leid und Lust einer stürmisch bewegten Zeit mitzumachen, bot sich im Messer des Holzschneiders und im Grabstichel das richtige Handwerkszeug.

Für die protestantische Hälfte unseres in Glaubenszwiespalt zerrissenen Vaterlandes mochte ein derartiges Verhältniß genügen, die katholisch gebliebene aber mußte fortan ihr Heil in Italien ersehnen, wo dazumal die schwer bekämpfte Kirche ihre Kräfte, also auch ihre künstlerischen, neu zusammenzufassen begann. Es war jetzt ein weites Thor offen, durch welches die Renaissance von Süden her zu uns einströmen konnte, und in der That, beide Schwesterkünste, die Baukunst, wie auch Bildhauerei, ergaben sich ihr und schmückten sich mit ihrem glänzenden Kleide, ohne jedoch das eigene gothische Unterkleid ganz abzustreifen. Mit der Malerei aber ging es nicht so glatt. Nicht wegen deren Hartköpfigkeit. Diese war bereits gebrochen, und jene Zeit vorüber, wo mit festen Wurzeln, Macht gegen Macht, deutsche Malerei neben italienischer gestanden hatte, wo es zwischen Dürer und Rafael bei einem Achtungsaustausch von Zeichnungen verblieben war. Sie scheint die Spannkraft nicht mehr besessen zu haben, welcher es bedurft hätte, um den tiefgehenden, aus Italien kommenden Anstoß auszuhalten. Architektur und Sculptur sind eben von rauherer Constitution. Und dieser Anstoß geschah inmitten kirchlicher und socialer Wirren auf einem aufgewühlten Culturboden. Kein Wunder, daß unter solchen Umständen die sensibelste und zugleich in schweren Zeitläufen entbehrlichste der drei Künste ihren Halt nicht behaupten konnte. — Unser armes Volk trieb seinem schrecklichsten Erlebniß, dem dreißigjährigen Greuelkriege, unaufhaltsam zu. —

Im Jahre 1648 gab es in Deutschland keinen Maler mehr, welcher vermocht hätte, ein Bild vom westphälischen Friedensschluß herzustellen: der Niederländer G. Terburg mußte damit beauftragt werden. Das Kunstleben war zertreten wie unsere Saaten, verödet und heruntergekommen wie unsere Städte Nur mittelmäßige Hofmalerei und zwar eine fast ohne Ausnahme fremdländische wurde noch gepflegt. Schule gab es nicht mehr. Einsam erhob sich aus jener sterilen Zeit Schlüter, der Plastiker.

Das 18. Jahrhundert war nicht fruchtbarer. Zur Zeit Friedrich's des Großen verstand man unter Malerei oder Bildhauerei lediglich französische. Die Denner, die Chodowiecki, die R. Mengs waren keine Lichter, um ein Jahrhundert zu erleuchten. Endlich geschah, der literarischen folgend, unsere künstlerische Wiederaufrichtung.

Will man das Eigenthümliche der classischen Kunst mit wenigen Worten bezeichnen, so kann man sagen: sie sucht das Generelle im Individuellen. Das Individuelle, um als solches kenntlich zu sein, bedarf der Differenz vom Normalen und diese kann nur im Anormalen, d. i. einseitig Entwickelten oder Schadhaften liegen. Ausscheidung des letzteren war also Vorbedingung, sobald die Kunst es unternahm, im Organisch-Vollkommenen das Schöne zu erfassen, was für sie genau derselbe Gewinn ist, wie der des Gattungsbegriffs für die Wissenschaft.

Hatte der hellenische Bildhauer eine Jünglingsgestalt geschaffen, herrlich wie die eines Lieblings der Götter, so wurde eine solche Form nationales Gemeingut und auf die harmloseste Weise ausgebeutet. Wiederholung mustergültiger

Originale galt nicht als Makel, sondern als ehrenvoller Schönheitsdienst und übrigens zeigen uns unzählige derartige Wiederholungen, wie entfernt sich dabei die Plastiker von stumpfer Nachahmung zu halten wußten[1]). Die Griechen in ihrem Streben nach dem Mustergültigen ließen viele Bewegungsmotive der menschlichen Gestalt unbenützt, welche sicher unseren heutigen Individualisten besonders reizvoll geschienen haben würden; Motive aber, die ihrem Gattungsideal entsprachen, hielten sie mit Zähigkeit fest. Man denke hier nur an das bis zur Monotonie verwendete „Stand- und Spielbein“ [2]).

Die plastische Darstellung des Weibes bewegte sich in besonders engen Grenzen, denn nur innerhalb dieser konnte nach hellenischer Ansicht die Grazie einen ungetrübten Ausdruck finden. Fast sämmtliche antike Frauengestalten, wenigstens die unbekleideten, zeigen geschlossene Oberschenkel und einen sanft gebogenen, niemals durchgebogenen Rücken[3]).

Der Grieche verleugnet auch bei der drapirten Bildnißstatue, soweit diese den reifen Mann darstellt, sein Streben nach dem Generellen nicht. Die berühmte Figur des Sophokles gibt weniger diesen selbst, als den Dichter und Weisen überhaupt. Erst mit dem Niedergang des Volkes beginnt das Individuelle stärker hervorgehoben zu werden. Als Beispiel diene die Statue des Demosthenes, mit der sophokleischen verglichen.

Was wir das Seelische nennen, kam nur schwach zum Ausdruck. Dem Kopf wird nur der Werth beigelegt, welcher ihm als anatomischer Bruchtheil des ganzen Körpers gebührt. Die Stirn, wo die hohen Gedanken thronen, bleibt niedrig; das Geistige wird nicht ohne das Schöne, das Schöne nicht ohne das Jugendliche gedacht: dieses aber bedingt volles Haar. Ueber die Kugelstirn der mittelalterlichen Madonna würden Hellenen gelacht haben.

Die classische Kunst war conventionell, wie es jede Volkssprache ist. Der Plastiker reproducirte ein edles Original durchaus so unbefangen, wie er eine schöne Strophe Homer's oder Pindar's recitirte. Einmüthig folgten die grie-

---

[1]) Mit unserer heutigen gerühmten Originalität ist es dagegen gar nicht so weit her. Wir ahmen nach, wie je zuvor, nur versteckter und uneingestandenerer Weise. Erfindung, Technik, Tonstimmung — Alles guckt Einer dem Andern ab. Wer seinem kritischen Sinn eine kleine Labung bereiten will, der trete nur auf der Ausstellung an die Bilder mit der Frage heran: auf was und auf wen ist jedes derselben abgezogen?

[2]) Unserer männlichen Jugend — wenigstens in Deutschland — wird das „Spielbein“ durch den Unterofficier gründlich ausgetrieben, und dafür pflegt die Uebung gleichmäßig auf beiden Beinen zu stehn, bei ihr das ganze Leben lang vorzuhalten. Erfreuliche Strammigkeit, erkauft durch unerfreuliche Steifheit. Unsere Maler und Bildhauer wissen, wie schwer den Modellen, sobald sie gedient haben, die Position „Stillgestanden“ abzugewöhnen ist.

[3]) Der Kunst des Mittelalters war diese feine und keusche Auffassung bereits abhanden gekommen. Das „edle Fräulein“ streckt — allerdings mit der unschuldigsten Miene — den Leib vor und hält den Oberkörper zurück geneigt, welche Stellung Jahrhunderte lang für weiblichanmuthig gegolten hat und auch im Tanz beibehalten wurde, so daß dieser, wenn auch nicht eben graziös, doch zurückhaltend und gemessen blieb. Erst die Neuzeit hat es im Ballet und bei dessen Tendenz, die Extremitäten möglichst von einander zu entfernen, zu einer förmlichen Verhöhnung des einfachsten Schicklichkeitsgefühls gebracht. Wie ohnmächtig erweist sich doch unter Umständen die christliche Moral als Regulator des Anstandes! Die Griechen verwendeten dazu ihren unermüdlich gepflegten Schönheitssinn — freilich: dafür blieben sie arme Heiden!

chischen Künstler der ausgefahrenen Heerstraße und keiner zeigt uns die Eigenschaft eines „Durchgängers" nach modernem Begriff.

Trotz allem Verharren in der Norm, die übrigens, weil auf gesunder sinnlich-bildnerischer Grundlage ruhend, und von Sentimentalität ungetrübt, kaum je zur Phrase ward, würde aber wohl schon im Alterthum eine jener Auflehnungen des Individualismus wie im Mittelalter erfolgt sein, wenn nicht zuvor die alte Welt, ethisch gänzlich zerrüttet, in Trümmer gesunken wäre.

Der volle Protest des Individuums gegen die Convention in der Kunst sollte erst mit dem Protestantismus zum Austrag kommen. Wie dieser letztere historisch den Katholicismus zur Voraussetzung hat, so bedingt der moderne Realismus das Vorhandensein einer Idealkunst, deren Rückschlag er ist. Ob ihm je gelingen wird, seinen Gegensatz zu überwinden und ohne ihn und auf sich allein gestellt lebensfähig zu bleiben — darüber können erst unsere Nachkommen die Entscheidung erwarten. —

Winckelmann in Rom, David in Paris haben ihren Landsleuten das classische Ideal neu erschlossen[1]). Ein unendliches Sehnen ergriff die jungen deutschen Maler, und es begannen jene Pilgerreisen nach der ewigen Stadt, welche bis auf den heutigen Tag als obligatorisch für die volle künstlerische Bildung angesehen zu werden pflegen.

Die Gelehrten in ihrer Schilderung dieser friedlichen Invasion sind voll Lobes über den heiligen Eifer, mit welchem dort die künstlerische Wiedertaufe am reinen Quell der Schönheit vollzogen wurde und heben darüber kaum genügend hervor, daß zu einem so anspruchsvollen Act wohl die geistige, nicht aber die kunsttechnische Reife der Täuflinge im Verhältniß gestanden hat. Unsere braven Jünglinge, uneingedenk des Goethe'schen Wortes: „Was Du ererbt von Deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", schwangen sich übereifrig auf eine Höhe des Kunstvermögens, welche ungestraft nur in langsamen und mühevollen Etappen zu erreichen ist, oder, um es bildlich auszudrücken, sie hielten es für verdienstlicher, statt vorerst den bescheidenen Apfel am eigenen Baume zu ziehen, eine goldene Frucht vom fremden zu pflücken und sich auf den Teller zu legen. In ihrer literarischen Voreingenommenheit brachten sie bereits eine ausgesprochene Liebe für Stoffe aus der griechischen Mythologie mit und am meisten der Erste unter ihnen, Carstens. Ein volles Verständniß für die einseitige Art dieses übrigens hochernsthaften Mannes gewinnt man nur durch die Erwägung, daß alles unserer Phantasie aus dem classischen Alterthum bildlich Zugeführte lediglich plastischer Art ist, und daß die lange Gewohnheit, mit marmornen Vorbildern zu verkehren, dahin führen mußte, den Begriff des Fleckenlos-Weißen mit dem des Classisch-Schönen zusammenfallen zu lassen, eine Vorstellung, die bis vor fünfundzwanzig Jahren auf architektonischem Gebiete und namentlich bei der Ausschmückung unserer Wohnräume die herrschende geblieben ist und so-

[1]) Nicht unbezeichnend scheint mir, daß dies für die Deutschen durch einen Gelehrten, für die Franzosen durch einen Künstler geschah.

gar noch bis heute beim obligatorisch weißen Berliner Kachelofen aufrecht erhalten wird.

Nun hat die Neuzeit zwar dem Hellenenthum seine Farbigkeit als sein natürliches Recht wiedergegeben[1]), jedoch wesentlich nur mittels der Reflexion: die griechische Malerei ist und bleibt zu Grunde gegangen, bietet uns keine Vorbilder mehr und statt derer müssen wir uns ferner mit marmornen (und zum Theil bronzenen) behelfen.

Deshalb befindet sich der Bildhauer in Rom offenbar in günstigerer Lage als der Maler, sofern letzterer dort classische Muster sucht. Während es eine Reihe von alten und neuen Malerschulen gibt, von welchen keine als ausschließlich mustergültig anzusehen ist, gibt es nur *eine* maßgebende Sculptur, die *hellenische*. Durch die Renaissance ist sie uns erschlossen worden. Sämmtliche seitdem geschaffene Bildhauerwerke können als mehr oder weniger hellenisirend gelten, und das Bemühen, eine beschränkt deutsche, d. h. gothisirende Sculptur wieder aufleben zu lassen, wird stets erfolglos bleiben, deshalb, weil fortan nicht mehr Umhüllung und Gemüthsausdruck, sondern allein die schön bewegte menschliche Gestalt für die Plastik das Entscheidende sein kann.

Die Geschichte unserer edlen, in ihrer Gebundenheit an den schweren Stoff so harmonischen Schwesterkunst, erhaben über Stimmungen und Täuschungen, ist eine wohlthuend einfache. Als ihre Domäne gilt die nackte Schönheit, welche im Stande sein muß, auch die Draperie zu durchleuchten. Selbst in der modernen Porträtstatue, ob mit dem bürgerlichen oder dem Soldatenrock bekleidet, steckt doch immer der wiedergewonnene Grieche. Darum erblicken alle Bildhauer ihr Mekka in Rom, und es ist undenkbar, daß sie von dort verwirrt oder verirrt heimkehren. Aber in dem einen Punkte theilen sie das Geschick der Maler: beiden sollte Italien — wenige Ausnahmen abgerechnet — mehr ein Ort der Läuterung als des Schaffens sein. Unbestreitbar sind fast sämmtliche hervorragenden Werke der Geschwisterkünste, soweit sie von Nicht-Italienern herrühren, daheim auf vaterländischem Boden entstanden.

Um nun auf Carstens zurückzukommen, so dürfen wir wohl annehmen, daß derselbe den Mangel an malerischen Vorbildern für seinen Classicismus kaum gefühlt habe. Vielmehr mag ihm dies Verhältniß als eine Art von Entschuldigung willkommen gewesen sein, wenn er die Schatten seiner Heroen möglichst wenig greifbar — im Umriß — auf dem Papiere erscheinen ließ. Die Fügung hat es nun einmal gewollt, daß, trotz malerischer Bestrebungen Wächters und des trefflichen Schick, Carstens der Vater einer neueren, noch nie dagewesenen *Cartonkunst* werden sollte, welche mehr als ein Lustrum hindurch in der ernsthaftesten Weise von hochbegabten deutschen Malern geübt worden ist. Ehe ich mich mit dem Verlauf dieser kunstgeschichtlichen Episode weiter beschäftige, muß ich jedoch etliche allgemeine Bemerkungen vorausschicken.

Der nächste sichtbare Endzweck malerischer Thätigkeit ist, auf der Fläche zu täuschen. Ein Entwurf im Umriß zur Bestimmung der Raumgrenzen des

---

[1]) Ich erkenne das unumwunden an, ohne damit Partei für die modernen Polychromisten zu ergreifen.

Motivs und eine Skizze für Licht- bezw. Farbengrenzen pflegen als Vorarbeit im kleinen Maßstabe hergestellt zu werden. Alsdann beginnt der Maler auf dem Originale die Form aus dem Contour heraus zu modelliren, das Ganze im Helldunkel zusammenzufassen und auf der so gewonnenen Basis mit der Farbe einzusetzen. Erst innerhalb der „Tonwerthe" kommt die eigentlich malerische Gesinnung zu ihrem Ausdruck. Für die alten Meister, der italienischen und flandrischen Blüthezeit wenigstens, war solches ganz selbstverständlich. Es wurde von ihnen kaum je ein Gemälde geschaffen, ohne daß Klarheit darüber geherrscht hätte, welcher Theil sich in demselben hell, welcher dunkel abheben, wo die dominirende Lichtmasse sitzen müsse u. s. w.

Durch das Helldunkel wird hauptsächlich die harmonische Wirkung eines Bildes bestimmt und es ist darum von geringer Bedeutung, ob in dem letztern z. B. eine oder die andere Figur in rother oder blauer Kleidung erscheint, vorausgesetzt, daß deren „valeur" richtig sei.

Michelangelo erhob sicher nicht den Anspruch, als Colorist zu gelten; aber seine Gemälde sind darum doch eminent malerisch und zwar wegen des in ihnen herrschenden Tongefühls, über welches man die Farben als etwas Nebensächliches vergißt, um dafür ganz von der Wucht der Gestaltung ergriffen zu werden. Die sixtinische Madonna von Rafael verdankt, abgesehen vom Aufbau und Ausdruck, ihre Wirkung nicht dem im Bilde verwendeten — nach meinem Geschmack sehr unsympathischen — Farbenbouquet, sondern der Geschlossenheit und Majestät ihres Helldunkels. Alle Meister der Renaissance pflegten die Farbenharmonie der Lichtharmonie unterzuordnen, mit Ausnahme der Venezianer, welche deshalb als Coloristen im eigentlichen Sinne zu bezeichnen sind. Wenn Titian bei Verwerthung der vier Factoren: Zeichnung, Modellirung, Helldunkel und Farbe den Factor der Zeichnung, oder, sagen wir, die Composition auf die Höhe der anderen hätte stellen können, man würde wohl berechtigt sein, dessen Werke für die vollendetsten, weil erschöpfendsten der Malerei überhaupt zu erklären.

Sämmtliche alten Meister hatten das Bestreben, durch Licht und Schatten auf der Fläche eine plastische Wirkung hervorzubringen, und es fiel z. B. Rafael nicht ein, den Stil allein in der Linie zu suchen; er spannte seinen Gottvater in der Vision des Ezechiel nicht in den harten Contour, um diesen anzutuschen, sondern ließ die Gestalt rund und malerisch auf leuchtender Wolke schweben.

Unseren Vorfahren war der Carton — in den seltenen Fällen, wo sie überhaupt einen zeichneten — Mittel, nicht Zweck. Ganz anders aber verfuhren die Cornelianer, wenn ich der Kürze wegen diesen Gattungsnamen brauchen darf. Sie sämmtlich, von Carstens an, dachten als Zeichner und hielten ihre Hauptaufgabe mit dem Umriß für gelöst, da sie der Meinung waren, daß der Kunstgehalt lediglich im Compositionellen liege und alles Weitere etwas verhältnißmäßig Unwesentliches sei[1]). So ward die Grundlage einer Sache für die Sache selbst gegeben, und das Schlimme ist, daß diese Grundlage gewöhnlich bei ihnen

[1]) Unter Allen, welche seit Carstens diesen bedenklichen Weg verfolgt haben, ist Genelli wohl der einseitigste gewesen.

nicht einmal derartig war, um darauf weiter bauen zu können. Denn die Harmonie der Linie, auf welche es in allen stilistischen Compositionen ankommt, begründet nicht mit Sicherheit eine Harmonie der Wirkung, ja steht zu der letzteren sehr oft im Gegensatz. Meine Kunstgenossen wissen — was freilich dem Laien schwer verständlich zu machen ist — daß von einer schönen Liniencomposition manchmal drei Viertel beseitigt werden muß, damit der Rest sich zu einem Bilde brauchbar erweise. Ein großer Theil derselben pflegt an das Ornamental-Wohlgefällige, ja an das Kalligraphische zu streifen, und dieses hat nur so lange Berechtigung und wird nur so lange vom Beschauer für richtig angenommen, als es in Linie und Andeutung verharrt. Viele Unmöglichkeiten aber treten sofort zu Tage, wo es gilt, eine andeutende Modellirung gewissermaßen zu Fleisch und Blut werden und die Probe der Wahrscheinlichkeit antreten zu lassen.

Ich bin ein Verehrer der Zeichenkunst, betrachte sie aber als einen Nebenzweig der Malerei und halte es für verhängnißvoll, wenn die Führerschaft der letzteren, zumal in einer Entwicklungsperiode, von Zeichnern übernommen wird. So ist es aber unzweifelhaft zu Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland geschehen, mit dem Anspruch, daß die Composition bei Aufgaben der Monumentalmalerei als die Lösung überhaupt hinzustellen sei.

Freilich liegt im Umriß ein großer Zauber, wie in jeder andeutenden Lösung, indem er den Beschauer anregt, die leeren Stellen des umschriebenen Gegenstandes mit der eigenen Vorstellung auszufüllen. Dagegen kann das fertige Bild als eine verdichtete Thatsache gelten, welche zwar den tiefsten Eindruck auf den Anschauenden hervorzubringen vermag, ihn aber des Reizes einer interpretirenden Mitarbeit im Wesentlichen enthebt. Der Linienstil erscheint als eine Welt für sich und als durchaus dem malerischen Stil fremd. Seine Welt ist das weiße Papier, und auf diesem bewegen sich die abgezogenen Gestalten. Er ist der bequemste von allen, weil er mit dürftigen Naturstudien auskommt und die Gefahren vermeidet, welche dem Maler drohen, so lange er sich beflissen zeigt, bis zur äußersten plastischen Vollendung seine ursprüngliche Intention festzuhalten.

Ich habe vorhin angeführt, in wie einseitiger Art unsere Classiker dahin gelangt sind, im Farblosen die reine Schönheit zu sehen. Auch die Nazarener gewöhnten sich, das Weiße mit der reinen Frömmigkeit zu identificiren. Je bläsſer, desto frommer, desto mehr dem Lamm Gottes ähnlich. Sauberer Umriß bedeutet unbeflecktes Herz. Man sehnt sich in Overbeck'schen Zeichnungen oder Aquarellen vergeblich nach einem schwarzen Barte, einem dunklen Gewande, oder nur nach einem markigen Umriß.

Der Holzschnitt ist das wahre Feld für die selbständige Composition, und kein Mensch würde das Bedürfniß fühlen, Dürer's „Leben der Maria" oder Rethel's „Todtentanz" auf die Wand gemalt zu sehen.

Die vorangegangenen Bemerkungen über unsere Carton-Aera schienen mir nöthig, bevor ich es unternahm, in Kürze deren Verlauf und Ende zu schildern. Ich weiß, daß ihr viele Kunstgelehrte noch heute nachtrauern, ich weiß aber auch, daß dieselbe fast von der gesammten modernen Malerwelt als ein Irrweg

angesehen wird, insofern der letzte Zweck: Schaffung einer jung-deutschen Malerei, durch sie nicht erreicht werden konnte. —

Im zweiten Decennium unseres Jahrhunderts fand sich eine zahlreichere und geschlossenere Gruppe von deutschen Malern in Rom vereinigt: Overbeck, Veit, Schadow, Schnorr, Koch u. A., über alle hinausragend — Cornelius. Ihre Vorbildung war anderer Art als bei Carstens, Wächter und Schick, und zwar im Gegensatz zum Classicismus — von Schwärmerei für das Mittelalter durchtränkt. Dem entsprechend hatten sie bereits im Vaterlande bedeutsame Erstlingswerke geschaffen, die theils eine reine und liebenswürdige Naturempfindung, theils auch herbe Kraft und vielfach Anlehnung an altdeutsche Muster zeigen.

Man begleitete von der Heimath aus mit überschwenglichen Hoffnungen das Vorgehen der Landsleute, denn man erwartete von ihnen die Wunderblume einer neuen vaterländischen Kunst. Und nicht unangemessen war der von ihnen zunächst eingeschlagene Weg. Sie vermieden die Gefahr eines unvermittelten Sprunges in michelangeleske oder rafaelische Formen- und Farbengebung, knüpften vielmehr in richtigem Instinct nicht an die erblühte, sondern an die knospende Renaissance an. Hier fanden sie eine Verwandtschaft mit altdeutscher Sinnesart und reiche Anregung zu naivem Naturstudium, deren ihre junge Kraft zunächst bedurfte. Alsbald begann die Einwirkung von Italiens Meisterwerken ihre herbe Ausdrucksweise wohlgefälliger zu machen. Es kam nun darauf an, daß sie zur Monumentalmalerei gelangten, und hierzu bot sich gerade im richtigen Augenblicke die Gelegenheit, indem hochsinnige Gönner geeignete Wandflächen zur Verfügung stellten (Casa Bartholdi, Villa Massimi). Leider war in jener Zeit des allerverkommensten Farbengeschmacks eine leidlich genügende malerische Vorbildung gar nicht anzutreffen. Die technische Tradition, welche sich wie ein Faden durch die Geschichte der Malerei zieht, ist noch bis zur Neige des vorigen Jahrhunderts, hier gleichsam im Zopf eingeflochten, nachweisbar. Als dieser aber abgeschnitten war, war auch der Faden abgeschnitten. Nicht durchaus in Frankreich, wie wir später sehen werden, wohl aber in Italien und besonders in Deutschland. Bei uns scheint Rafael Mengs ziemlich der Letzte gewesen zu sein, welcher noch manches technische Recept gekannt haben muß. Als der „weiße Geschmack" herrschend geworden war, dessen ich vorhin gedacht habe, war das Vermächtniß des malerischen Könnens verloren gegangen. Damals standen die Kunstjünger vor den Meisterwerken in den Dresdener, Münchener und Wiener Gallerien ohnmächtig bewundernd wie vor verschlossenen Räthseln. Und weil das Malen bekanntlich nur von Lebenden zu lernen ist, solche aber, die malen konnten, bei uns wenigstens nicht mehr existirten, so war hier kaum noch etwas anderes zu hoffen, als daß durch unermüdliches Studium wieder gewissermaßen eine neue Humusschicht für die Wurzeln einer neuen Malerei zusammengetragen wurde. Unersetzlich bleibt dieser Verlust der technischen Ueberlieferung auf jeden Fall. Zunächst hatten ihn die Cornelianer zu büßen.

Immerhin dürfen wir den ersten Monumentalgemälden derselben, namentlich der Traumdeutung und Wiedererkennung von Cornelius in der Casa Bartholdi, aber auch denen von Overbeck und Schnorr in der Villa Massimi, unsere Bewunderung nicht versagen. Man darf behaupten, daß durch sie die intimste

Berührung markirt wird, welche die Neuzeit mit der Frührenaissance je hergestellt hat. In den beiden cornelianischen Compositionen zumal steckt ein im Arno wiedergetaufter Dürer, sein tiefer Sinn, aber in flüssig schöner Form. Erst in der Gegenwart, bei F. Geselschap, haben wir eine ähnliche Wiedertaufe, und zwar im Tiber, erlebt. Die Werke dieses vortrefflichen Meisters, welche das Berliner Zeughaus schmücken, zeigen eine rückhaltlose Versenkung in die italienische Hochrenaissance und sind durchaus in den großen Zügen derselben geschaffen. Eine künstlerische That, die um so imponirender erscheint, als sie auf deutschem Boden, einsam, ohne Ermunterung durch Gleichstrebende oder Mithülfe von Jüngern vor sich gegangen ist. —

Auf verheißendere Weise konnte der Eintritt der Cornelianer in das den Unerfahrenen oft so gefährliche Gebiet der Malerei nicht geschehen; es ist, als ob die Geisterhände ihrer großen florentinischen Gevatter sie bis hierhin geleitet hätten. Einmal und nicht wieder! Das Schicksal sollte den hochstrebenden Jünglingen nicht diejenige Sammlung gönnen, welcher es gerade jetzt bedurft haben würde: weitere räumlich bescheidene Aufgaben in Wand-, aber auch in Tafelmalerei, unentwegtes Verharren auf der eingeschlagenen Bahn, Ruhe zum Naturstudium, fortdauernd stiller Einfluß der Vorbilder — vielmehr ist es ein Fürst gewesen, welcher nunmehr in die Entwicklung der jungen Schule verhängnißvoll eingreifen sollte.

Kronprinz Ludwig verpflanzte dieselbe nach München, dort in überstürzender Weise ein Neu-Athen schaffen wollend. Nur Overbeck verblieb in Rom im Dienste seiner Kirche.

Ludwig stellte den Cornelianern Aufgaben, welche lediglich mit Ueberspannung der in Italien erworbenen Kräfte und unmöglich in der verlangten Schnelligkeit zu lösen waren. Das Gebiet dieser Aufgaben erscheint als ein ungeheueres, an Prätension nie dagewesenes. Für Probleme wie das ganze christlich-religiöse Stoffgebiet, der heidnische Olymp, der Heroenmythus, die Weltgeschichte, sämmtlich poetisch bereits gestaltete Sagenstoffe bot der Fürst seine Wandflächen und sprach: malt es mir.

Man muß dem Muth und dem Selbstvertrauen Gerechtigkeit widerfahren lassen, mit welchem Cornelius, seine Freunde und Schüler in München ihre hohen Leitern hinaufstiegen. Jeder ein kleiner Welteroberer, aber — ohne Armee! Wahrscheinlich würden sie alle im Herzen froh gewesen sein, wenn der fürstliche Mäcen ihnen gestattet hätte, den verlangten überreichen Gedankeninhalt nur formal und im Carton zum Ausdruck zu bringen — da ließ sich wenigstens eine gewisse Harmonie in der Beschränkung erhoffen — aber der hohe Herr befahl, daß gemalt werde und also geschah es. Mit einem vorsichtigen Weiterbauen auf der in Rom gelegten Grundlage war es damit aus.

Wir können uns heute nicht verhehlen, daß die compositionellen Großthaten, welche München den Cornelianern und in erster Reihe dem Altmeister verdankt, von uns nicht mehr ungetrübt genossen werden können. Innerhalb eines Zeitraumes von etwa zwanzig Jahren war man der italienischen Blüthekunst wohl nahe gekommen durch Verwandtschaft der Gegenstände und der Auffassung,

übrigens aber immer weiter von ihr abgetrieben worden. Zunehmende Erlahmung des Naturstudiums, eine durch dieses ungenügend ernährte, vielmehr hauptsächlich aus dem Gedächtniß ergänzte Formengebung, Disharmonie in den Mitteln, Mangel an Ton- und Farbensinn, Blindheit gegen die Vorzüge der westlichen Nachbarn und die eigenen Mängel — dies Alles hat den Erfolg jener Männer schwer beeinträchtigt. Die Klugheit Kaulbach's erkannte diese Schäden wohl, aber er selbst lag zu tief in den Banden seiner Angewöhnungen, um sich aus ihnen befreien zu können. In jungen Jahren habe ich in München das Glück gehabt, manchem Gespräche dieses geistvollen Mannes lauschen zu dürfen und ihn oft bitter darüber klagen hören, daß er als Kind seiner Zeit und seines Volkes ein Stümper in der Malkunst geblieben sei. Damals, erzählte er, sei die Uebung der Oelmalerei von den Cornelianern als ein Act der Corruption geradezu verpönt gewesen, so daß er sein erstes Bild in dieser Technik (Egmont und Klärchen) geheim und bei verschlossenen Thüren habe ausführen müssen, um nicht von Jenen in die Acht gethan zu werden[1]).

Inzwischen hatte sich in Deutschland aus tiefem Verfall eine bescheidene Kleinmalerei emporgearbeitet, über welche zwar die cornelianische Großkunst ihren Schatten warf, die auch wenig vorwärts kam, aber doch bestehen und thätig blieb, indem sie, ohne ein ererbtes technisches Capital zu besitzen, allen ihren Bedarf unverdrossen aus den Erscheinungen des täglichen Lebens bezog (Adam Klein, Bürkel, Peter Heß u. A.)

Die cornelianische Schule würde mit den letzteren Meistern wohl eine gedeihliche Verbindung haben herstellen können, und zwar durch die Staffelei-, insbesondere die Bildnißmalerei. Es hatte aber zu deren Uebung wenn nicht an Willen, doch an Zeit gefehlt. So gab es denn damals in München zwei Kunstarten: eine auf hohem Gerüst, eine auf ebener Erde betriebene, beide ohne Verständniß für einander. Nur die besonders durch Rottmann vertretene classische Landschafterschule wußte mit den Realisten in Wechselwirkung zu treten[2]).

Jene hochfliegend begonnene, von der Bewunderung und den Wünschen des gebildeten Deutschlands getragene und zwanzig Jahre lang geübte Monumentalmalerei sollte ihr Ende finden, als der König seine Wände gefüllt und Cornelius München verlassen hatte. Sie schrumpfte wieder zur Cartonkunst ein, von welcher sie ausgegangen war. Trotz vielem Malen war keine Malerei geschaffen worden. Die Gelehrten, obwohl sie diese Thatsache zugestehen müssen stellen es doch gern so dar, als ob unserer Generation vom Altmeister das olympische Feuer angeboten, von derselben aber undankbar zurückgewiesen worden wäre. In Wahrheit aber hat die ganze Schule sich an ihren Werken einseitig aufgearbeitet.

---

[1]) Vor dreihundert Jahren würde dafür der Ausdruck gebraucht worden sein: „um ihren Nachstellungen zu entgehen".

[2]) Der Classicismus hat dabei zwar insofern den Kürzeren gezogen, als er aus der heutigen Landschaftsmalerei mehr und mehr verdrängt worden ist. Aber das durch ihn gepflegte feine und vornehme Liniengefühl ist darum nicht ganz verloren gegangen und bethätigt sich namentlich in vielen unserer modernen Veduten, welche durch Wohlgefälligkeit des Aufbaues gar oft bis zur Täuschung der Classicität gelangen.

Cornelius vereinsamte in Berlin, wo er noch nahezu zwei Jahrzehnte lang an seinen gewaltigen Cartons zum Campo Santo gezeichnet hat, in ein Geschlecht hineinragend, welches ihn nicht mehr verstand; seine Schule war im Wesentlichen bereits erloschen. Von den Größten haben ihn nur Schnorr und Kaulbach überlebt. Auch über Schnorr, der noch in Dresden für eine verlorene Sache Schüler heranbildete, war die Zeit hinweggeschritten. Kaulbach's Werken steht die Gegenwart fast mit Abneigung gegenüber; nur die Fremden pflegen noch im Angesicht seiner Treppenhausgemälde den Werth derselben aus den Handbüchern abzulesen.

Im Ehrensaale der Nationalgallerie hat man die tiefsinnigen Cartons des Altmeisters für die Nachwelt aufbewahrt, an deren Endurtheil eine kleine ehrfurchtsvoll zu ihnen aufblickende Gemeinde stillschweigend appellirt.

Zur Zeit, als die Cornelianer in München zwischen Himmel und Erde schwebten, ward in Düsseldorf unter Führung Schadow's ein zweiter Versuch unternommen, die vaterländische Kunstöde zu beleben, diesmal aber parterre und an bescheidenen Staffeleien. Unglücklicher Weise wurde von der rheinischen Schule weniger eine malerische Wiedergeburt im Geist und in der Wahrheit erstrebt, als vielmehr die Ausbeutung des neuen in der Romantik dargebotenen Stoffgebiets. Was die Düsseldorfer mit ihrer blauen Brille aus der Natur direct absahen, war nebelhaft, unsicher, schwächlich. Vor sentimentaler Stimmung gelangten sie kaum zur eigentlich malerischen. Trotzdem bestand am Rhein wenigstens statt einer Cartonschule eine Malschule, und diese ist durch ihre schwindsüchtige Anlage an einer gesunden Entwicklung nicht gehindert worden. Wir verdanken ihr die subjective Stimmungslandschaft, eine liebevolle Pflege von Porträt und Genre, sogar zwei hervorragende Historienmaler, Eduard Bendemann und Alfred Rethel. Als förderlich erwies sich zugleich, daß die Düsseldorfer von Anfang an deutsche Vorstellungs- und Empfindungsweise innerhalb des Gemüthvollen und Lyrischen gepflegt hatten. Die Vergleichung beider Schulen in diesem Sinne fällt zu Ungunsten der alt-münchener Stilisten aus. Denn deren gewaltsamer Griff nach Idealen eines fremden Volkes hatte zwar große Formen, aber auch vielfach Schemen gewinnen und jedenfalls manche zarte Keime des eigenen Naturells unentwickelt bleiben lassen. Den zweiten Vorzug besaß die rheinische Schule dadurch, daß ihre Neigung von Anfang wesentlich auf Stimmung und Farbe gerichtet war, indeß Cornelius und Genossen die malerische Seite der Hochrenaissance der formalen wegen so gut wie ignorirten. Bei den Düsseldorfern bedurfte es also, um sie aus der romantischen Umnebelung auf einen klaren Weg zu führen, nur noch eines frischeren, breiteren Naturstudiums. Den Anstoß hierzu gab das dazumal phänomenale Erscheinen der ersten großen historischen Gemälde von Belgiern und Franzosen.

An der Isar hatte das Cornelianerthum ungefähr zu derselben Zeit seine Aufgaben gelöst, als die Romantik am Rhein verblaßt war. Dort wie hier wurde die Offenbarung einer neuen Malkunst mit Jubel begrüßt. Das Gleiche geschah in Berlin, welches damals nur in der Sculptur sich auszeichnete. Wenig schöpferisch, waren die Berliner im Dogma des akademischen Stils befangen geblieben (Wach, Klöber). Auch hier gab es jedoch, wie überall in Deutschland,

Ansätze zu einer bescheidenen und gesunden Genremalerei, in welcher vor Allen Krüger hervorragte, dessen Talent leider mit einem schrecklichen Zeitkostüm und Aufgaben der trockensten Art zu ringen hatte. Wenn ich hier A. Menzel's, unseres Ersten, als Letzten erwähne und zwar mit wenigen Worten, so geschieht es deshalb, weil dieser Meister von Zeit- und Schulströmungen, wie ich mir zu schildern vorgenommen habe, so gut wie unberührt geblieben ist und, ohne je Schüler gewesen zu sein, oder solche gebildet zu haben, stets geliebt hat, sich autodidaktisch mit der Natur auseinanderzusetzen, Feind jeder Regel, jeder Angewöhnung, jeder Verallgemeinerung, ein Mann, der in keinen Rahmen, oder in alle hinein paßt, in dessen Seele es aus der Natur wie in Funken hinein- und aus dessen Seele es ebenso wieder herausprüht. Meister Menzel hat sich langsam aber sicher die Bewunderung aller Künstler der Welt errungen, und keine nationale Schranke trennt ihn von Denjenigen, welche das Wort „Wahrheit" auf ihr Banner geschrieben haben. Jede Wellenbewegung in unserem Kunstleben scheint an diesem einzelnen Mann spurlos vorübergegangen zu sein. Die Münchener Schule war für ihn gar nicht da, die Düsseldorfer ebenso wenig, und was nun eintrat, das verstand sich für ihn von selbst.

„Auf nach Paris! Malerei!" erscholl es durch ganz Deutschland. — Werfen wir jetzt einen Blick nach Frankreich hinüber.

Das französische Volk hat bis zum Ausgang des Mittelalters keine so originelle Begabung für die Malerei gezeigt wie das deutsche oder italienische, sich auch gegen die vom letzteren angebotene Renaissance zunächst apathisch verhalten, dann aber deren Erbschaft vollbewußt und energisch angetreten.

Jede Nation vermag bis zu einem gewissen Grade zu erzwingen, was ihr der Genius verweigert hat. War es Instinct, war es Erkenntniß: die wenigen französischen Maler, welche im italienischen Geiste zu schaffen begannen, hatten sich kaum corporativ verstärkt, als sie auch übernahmen, das Gewonnene ihrem Volke durch schulmäßige Pflege zu sichern. Die Bundeslade der „grande peinture" ward in die Mitte der Académie Royale de Peinture et de Sculpture gestellt und seitdem haben so ziemlich sämmtliche der ehrenvollen Mitgliedschaft für würdig erachtete Meister in einer Art von priesterlichem Verhältniß zu jenem Allerheiligsten gestanden. Genossenschaftlich und schulmäßig ward in Paris der Glaube an die Idealkunst befestigt.

Seit fast 240 Jahren hat die Akademie[1]) alle politischen und socialen Stürme ihres Vaterlandes überdauert (mit Ausnahme des Revolutionssturs-

[1]) Die Académie Royale de Peinture et de Sculpture wurde 1648, die Académie de France à Rome 1665 gegründet. Die erstere, welche eine Stufenreihe von Graden bildete und die Ecole du Dessin in sich schloß, ward vom Convent aufgehoben, von Napoleon aber reorganisirt, der Art, daß die Académie spéciale des Beaux-Arts dem Institut national als vierte Classe unterstellt wurde. Statt der früheren Grade gab es fortan nur eine beschränkte Anzahl von Membres de l'Académie (vierzehn Maler), alle Uebrigen sind: „Élèves de l'École des Beaux-Arts". Letztere aber ist — mit verändertem Namen — nichts als die alte, mit der ehemaligen Académie Royale eng verknüpfte Zeichenschule, nur daß diese in den beiden vergangenen Jahrhunderten, wo das persönliche Beispiel der Meister den Ausschlag gab, geringeren Umfang und Bedeutung hatte.

mes, welchem sie auf kurze Zeit zum Opfer fiel), ohne in ihren Grundsätzen wesentliche Aenderung oder Schädigung zu erfahren. Wahrlich, für ein zur Unbeständigkeit geneigtes Volk ein seltenes Zeichen von Festigkeit! Wohl hat das bourbonische Königthum mit Bombast und Schnörkel, die Revolution von 1789 mit ihrer frostigen Antikisirung, sowie der napoleonische Cäsarismus, wohl haben romantische Phantastik und schrankenloser Individualismus jeweilig auf die Ausdrucksweise innerhalb der Akademie einzuwirken, aber den Untergrund derselben haben sie nicht zu erschüttern vermocht. Jede Generation wußte sich von ihrem als nationales Gemeingut betrachteten Schatze zu nähren und jede wieder von dem Besten, was sie selbst geschaffen, an den Gesammtbesitz zurückfließen zu lassen.

Die Schulmäßigkeit der Akademie ist heute in der „École des Beaux-Arts" verkörpert. Was sie soll und will, sagen ihre Statuten in wenigen Worten: l'École c'est la tradition. Man kann erwägend hinzufügen: l'art français c'est la conséquence[1]). Sie verlangt gleich der Wissenschaft von ihren Jüngern eine Summe von Normalkenntnissen und classisches Studium. Concurse halten ihren Organismus in ununterbrochener Spannung. Der grand prix de Rome krönt den auf diesem Wege erlangten Erfolg. Innerhalb der Anstalt befinden sich die Muster, modèles invariables, nach welchen Unterweisung und Anspruch an die Leistungen bemessen werden, in den Sammlungen der École[2]) ein engerer, in den Staatssammlungen ein weiterer Maßstab.

Die Galerien stehen in Frankreich zum Kunstschaffen in innigerem Verhältniß als bei uns. Sie sind dort weniger als hier nur eine Domäne der Wissenschaft, sondern Befruchtungsmaterial für Alles, was bildnerisch erzeugt wird. Jeder französische Maler weiß, daß er im Louvre die alte Nährmutter findet, welche seine vaterländische Kunst groß gezogen hat, und daß er sich ihr nur pietätvoll zu nahen braucht, um der gleichen Offenbarungen theilhaftig zu werden, wie die vergangenen Generationen. Er mißt, sofern er Bildung genug besitzt, mit einem anderen Maßstab, als dem der eigenen Nase und betrachtet zugleich seine Kunst als ein Machtmittel der Cultur, das den Glanz des Vaterlandes erhöht.

Der unvermeidliche Gegensatz zwischen Kunstschaffenden und -schreibenden wird in Frankreich in diesem gemeinsamen Stolz gemildert. Dort begegnen sich auch beide Theile in der Erkenntniß eines historischen Zusammenhanges alter und neuer Kunst. Der französische Gelehrte wendet der letzteren nicht mißachtend den Rücken, um ausschließlich in die Vergangenheit zu blicken. Bei ihm hört die Geschichte der Malerei nicht mit David auf, wie hier zu Lande mit Cornelius, bei ihm hat auch der Lebende noch einiges Recht.

L'École c'est la tradition. Aber diese Ueberlieferung einer alten Gedanken- und Formenwelt war ohne Erweiterung und ohne Erfrischung nicht dauernd aufrecht zu erhalten, und es ist für die französische Schule ein besonderes Glück

[1]) Als ein Beweis französischer Zähigkeit sei erwähnt, daß noch heute die einst von Lebrun eingeführten têtes d'expression in der École vorschriftsmäßig geübt werden.

[2]) Die École hat das gesammte Inventar der ehemaligen Académie Royale übernommen.

gewesen, daß derselben gleich bei ihrer Gründung ein frischer Realismus aus den Niederlanden zuströmte. Durch ihn erst gewannen Genre, Landschaft und Stillleben volle Selbständigkeit, welche die in ihren Kreisen abgeschlossenen Eklektiker niemals bewilligt haben würden.

Die École bewahrt also zwar ihr classisches Vermächtniß, soweit es sich um Verbildlichung erhabener Vorstellungen handelt, dabei eine Wechselwirkung unter den Schwesterkünsten pflegend; verhält sich aber zugleich förderlich dem reichen Stoffgebiete gegenüber, dessen die Kunst sich mehr und mehr bemächtigt hat, und ist bestrebt, auch deren geringstem Zweige aus ihrem Schatze Anregung zuzuführen. Sie sucht es nicht zu hindern, daß hier und da einzelne Abenteurer in Auflehnung gegen die Schulregel auf Entdeckungsreisen ausgehen. Wenn mit Erfolg, so ergibt sich daraus eine Bereicherung des Gesammtschatzes; Schiffbrüchigen hingegen dient sie als Leuchtthurm, um wieder in den Hafen zurück zu gelangen. So liebevoll aber auch alle Gebiete bis zum Kunsthandwerk befruchtet werden: ein Rang- und Respectsverhältniß — uns Deutschen kaum noch verständlich — hat sie trotzdem aufrecht zu erhalten verstanden. Schwerlich möchten sich in unserem Nachbarlande ernsthafte Meister oder Jünger finden, welche anders als mit größter Achtung zu Männern wie Nicolas Poussin, Lebrun, Champaigne, Lesueur, David und Ingres emporblicken, sei es auch nur aus nationalem Stolze.

Fassen wir die Eigenthümlichkeit der Pariser École dahin zusammen: Sie ist die einzige künstlerische Staatsanstalt, welche sich, verglichen mit anderen Akademien, einer ununterbrochenen Entwicklung rühmen kann. Es ist ihr gelungen, durch Schulung nach festen Mustern der Nation eine Summe von Können zuzuführen, welche dieselbe im großen Ganzen über alle Nachbarvölker erhöht. In lebendigem Zusammenhange mit dem Schaffen außerhalb der Anstalt[1]) und im Wesentlichen frei von lähmenden Manieren, leitet sie auf gangbaren Stufen zu den höchsten Idealen, als deren Wächterin sie sich betrachtet. Sie nährt im Volke ein historisches Kunstbewußtsein. Durch Studium der Natur sucht sie die Gefahr des Conventionalismus fern zu halten. So fest sind die Prinzipien der Schule, daß in ihr die Persönlichkeit der Lehrer zurücktritt hinter dasjenige, was dieselben in einem Sinne lehren. Und dies Alles leistet sie im Wesentlichen als Zeichenschule. — —

Wenn mein Capitel über Kunstunterricht und Kunstpflege in unserem Nachbarlande einer Lobrede gleicht, so glaube ich dafür keine Entschuldigung beibringen zu sollen. Denn ich bewundere die dortige Kunst als eine durch Willenskraft gewonnene[2]). Es liegt mir jedoch fern, mit der überrheinischen

[1]) Die Ateliers libres, obwohl von ihr ganz unabhängig, dienen doch zu ihrer Ergänzung.

[2]) Nicht immer gelingt es den überrheinischen Malern, diese treibende Kraft derartig in ihren Werken aufzuarbeiten, daß letztere den Schein der zwanglosen Entstehung trügen. Vielmehr macht die Spannung in einer französischen Scene, auf uns wenigstens, oft den Eindruck, als wäre sie vermittelst einer galvanischen Batterie hervorgebracht, und wirkt deshalb mehr theatralisch als dramatisch. Gerechter Weise muß dagegen zugestanden werden, daß wir Deutsche die Spannung im künstlerischen Problem, die bis zu einem gewissen Grade nothwendig ist, allzu häufig durch Einmischung des Gemüthlichen abzuschwächen pflegen.

Schulgymnastik allein die deutsche Kunstübung messen zu wollen. Sind jene reichen und tiefen Quellen wirklich noch vorhanden, mit denen einst die stillen Aecker der altdeutschen Malerei befruchtet wurden, dann bedarf es bei uns keines derartigen Pump- und Druckwerkes, oder doch nur mit Einschränkung. Und sie sind nicht versiegt, nur sehen wir heutzutage ihren Gehalt vielfach in rauschenden Wasserkünsten zerstäuben. —

Man kann innerhalb der bildenden Kunst zwei Productionsweisen unterscheiden: eine, die von der Magerkeit ausgeht oder mit einem minus beginnt und allmälig zu- und aufträgt, und eine, die umgekehrt mit Ueberfülle, mit einem plus ansetzt und nach und nach abstreift. In diesem Sinne Franzosen und Deutsche vergleichend, darf man wohl behaupten, daß die ersteren mehr zu-, die letzteren mehr abarbeiten, und wenn ich die Schaffensart der alten Meister mit in den Vergleich ziehe, so glaube ich, die letzteren auf die französische Seite stellen zu dürfen. Denn auch sie pflegten ebenfalls — fast alle ihre Entwürfe beweisen es — mit einem mageren, aber soliden Gerüst zu beginnen.

Ich berühre hier wieder einen Punkt, der schon erörtert worden ist: der deutsche Maler ist vom romanischen dadurch verschieden, daß er meist in die Action mit überquellenden, manchmal auch unklaren Vorstellungen tritt, zu spät für sie die Form sucht und dann oft nicht im Stande ist, Alles in ihr unterzubringen.

Vorsichtiger und bewußter Aufbau setzt Planmäßigkeit und feste Ziele voraus. Beides mangelt unserer vaterländischen Malkunst. Aber die Sehnsucht nach einem Halt beginnt bereits zu erwachen, so laut auch noch hier und da mit der Souveränetät der persönlichen Willkür bramarbasirt wird. Dies geschieht freilich auch vielfach bei den modernen Franzosen, jedoch mit der behaglichen Rückendeckung, welche ihnen der alterworbene Schulschatz gewährt. Mag dessen Bewahrung im Grunde auf eine innere Schwäche zurückzuführen sein: in unserem Vaterlande, wo so viel Einbildungskraft gestaltlos verpufft, würde das Vorhandensein eines eisernen Kunstgesinnungsfonds ohne Zweifel nur gedeihlich wirken können.

(Ein Schluß-Artikel im nächsten Heft.)

Landgraf Moritz von Hessen und die englischen Komödianten.

Von

Albert Duncker.

Schon lange ist es nicht unbekannt, daß unter den deutschen Fürstenhöfen des 16. und 17. Jahrhunderts, die sich die Pflege der dramatischen Kunst angelegen sein ließen, der Hof des Landgrafen Moritz des Gelehrten von Hessen-Kassel (1592—1627) eine bemerkenswerthe Stelle einnimmt. Untersuchungen, die man in jüngster Zeit anstellte[1]), haben gelehrt, daß der von Moritz in dieser Hinsicht geübte Einfluß ein noch bedeutenderer war, als man vorher annahm. Insbesondere gilt dies für die Beziehungen des Fürsten zu den sogenannten „englischen Komödianten", dieser eigenthümlichen Erscheinung in den Anfängen des neueren Schauspiels. Ihr Auftreten hat trotz verschiedener verdienstlicher Arbeiten englischer und deutscher Forscher noch keine endgültige Würdigung vom literargeschichtlichen und culturhistorischen Gesichtspunkte erfahren und wird sie wohl vorerst auch noch nicht erhalten, weil die neuerdings namentlich zu Frankfurt a. M., Ulm, Nördlingen, Nürnberg, Köln, Graz und Wien über ihre Wanderzüge gemachten handschriftlichen Funde zu der Hoffnung berechtigen, daß ihnen bald weitere in den Archiven und Bibliotheken der Reichsstädte und der deutschen Fürstenhäuser folgen. Vielleicht geben solche Entdeckungen auch endlich einmal über das ursprüngliche Repertoire der „Engländer" besseren Aufschluß als die bisherigen offenbar höchst mangelhaften Ueberlieferungen. Erst dann kann wohl die noch schwebende hochinteressante Frage, wann Shakespeare'sche Dramen zuerst in Deutschland aufgeführt wurden, ihre Lösung empfangen.

Eine zusammenhängende Darstellung der Beziehungen des Landgrafen Moritz zu den englischen Wandertruppen, wie sie auf den nachstehenden Blättern in

---

[1]) Die Literatur über die von uns besprochene Epoche findet sich, insofern gedruckte Quellen in Betracht kommen, am ausführlichsten zusammengestellt von K. Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, 2. Aufl. II, 519—540. Zu den von Goedeke a. a. O. S. 525 genannten Publicationen sind vor Kurzem neue Veröffentlichungen K. Trautmann's im Archiv f. Literaturgeschichte XIV, 113—136, und A. Cohn's im Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft XXI, 245—276, hinzugekommen.

ganz allgemeinen Zügen versucht werden soll, dient möglicher Weise auch dem Zwecke, auf seither noch unbenutzte handschriftliche Nachrichten aufmerksam zu machen, die das hier Gesagte berichtigen und vervollständigen. Denn der Schreiber dieser Zeilen ist sich über die Lückenhaftigkeit seiner Mittheilungen vollkommen klar. Er würde sich aufrichtig über Verbesserungen seiner Angaben freuen und schon zufrieden damit sein, durch seine Schilderung zu Nachforschungen der genannten Art Anregung gegeben zu haben.

Man weiß, daß die Vorliebe, welche Moritz der Gelehrte theatralischen Aufführungen entgegen brachte, durch das Erscheinen englischer Schauspieler in Kassel, das schon bald nach seinem im August 1592 erfolgten Regierungsantritte angenommen werden darf, neue Nahrung erhielt. War er doch selbst dramatischer Dichter, der für die Zöglinge der von ihm errichteten Hof- und Ritterschule zu Kassel, des Collegium Mauritianum, eine Anzahl lateinischer Stücke nach dem Vorbilde des Terenz dichtete, die bei Schulfestlichkeiten aufgeführt zu werden pflegten. Ueber den Werth dieser Dichtungen läßt sich nicht urtheilen, da sich nur ihre Titel erhalten haben. Zugleich war der Landgraf ein Freund und ausgezeichneter Kenner der Musik. Er trat als Componist in einer Reihe von Werken, wie Fugen, Magnificats, Motetten, Psalmen, Madrigalen auf, welche die sicherste Beherrschung der Kunstformen voraussetzen. Man darf nicht vergessen, daß auch Moritz es war, der das Talent des Heinrich Schütz erkannte und den nachmaligen größten deutschen Tonmeister des 17. Jahrhunderts zu seiner Ausbildung nach Venedig zu Giovanni Gabrieli entsandte. Der Landgraf unterhielt eine Hofcapelle, der um 1613 auch Schütz eine Zeit lang vorstand, ehe er in kursächsische Dienste trat. Ihre neunzehn Mitglieder bezogen, wie wir wissen, im Vergleich zu den Besoldungen der übrigen Beamten keineswegs unbeträchtliche Einkünfte und verdienten diese Bevorzugung auch durch ihre vorzüglichen Leistungen.

Dem Scharfblick Moritzens entging es nicht, daß ein neuer Geist in den Stücken wehe, welche die englischen Künstler aus ihrem Heimathlande mitbrachten. Er ahnte, daß dort eine Kraft zur Geltung komme, welche die Schranken zerbrach, die der Gesichtskreis des Mittelalters bis dahin der Bühne gezogen hatte. Gleichwohl verschmähte er auch die Pflege des älteren Schauspiels nicht. So wohnte er, besonders in den beiden ersten Decennien seiner Regierung, sehr häufig den Komödien bei, welche die getreue Stadt Schmalkalden ihrem Landesfürsten gelegentlich des dort im Juni oder Juli üblichen Hirschessens auf dem Rathhause vorzuführen pflegte. Die Aufführungen fanden in der Regel vor dem Essen Mittags 1 oder 2 Uhr statt. Schon mit seinem Vater Wilhelm IV., dem Weisen, war Moritz Zeuge dieser Darstellungen gewesen. Die Schauspieler waren gewöhnlich entweder Bürger des Städtchens oder, bei Aufführung lateinischer Stücke, Zöglinge der dortigen Lateinschule[1]). Neben weniger bekannten Stücken gelangte 1589 in Schmalkalden die „Rebecca" Nicodemus Frischlin's,

[1]) Hermann Habicht, Ein halbes Jahrhundert aus dem Theaterleben Schmalkaldens. Zeitschr. des Vereins f. Henneberg. Gesch. und Landeskunde zu Schmalkalden. 3. Heft. Schmalkalden u. Leipzig. 1880. S. 19 ff.

1593 der „Julius redivivus“, und 1600 die „Hildegardis magna“ desselben Dichters zur Darstellung, 1613 die „Comoedia von Vincentio Ladislao, Satrapa von Mantua“, die Moritzens fürstlichen Freund, den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig-Wolfenbüttel, zum Verfasser hatte, der auch 1593 bei der Aufführung des „Julius redivivus“ zugegen gewesen war. Bei der auf dem Schlosse Wilhelmsburg zu Schmalkalden 1597 gefeierten Hochzeit einer Schwester Moritzens, die sich mit dem Grafen Ernst von Schaumburg vermählte, brachte der Landgraf eins seiner eigenen Stücke, „Esther“ auf die Bühne. Im Jahre 1602 mögen seine Kasseler Hofschüler den Schmalkalder Bürgern gewaltig imponirt haben, als sie eine uns von dem Chronisten mit ihrem Titel nicht näher bezeichnete Komödie in sechs Sprachen, Lateinisch, Deutsch, Griechisch, Italienisch, Französisch und Slavonisch, darstellten, die vermuthlich ebenfalls von dem sprachenkundigen Landgrafen herrührte.

Die von der hergebrachten Regelmäßigkeit und Steifheit der Bürgerspiele und Schulkomödien abweichenden Formen der englischen Stücke mögen gerade das Interesse des Fürsten für diese jüngste Phase der dramatischen Kunst geweckt haben. Er sah ein, daß die britischen Dichter durch das Verlassen der bisherigen fast lediglich biblischen Dramenstoffe im Begriffe seien, der Poesie neue Gebiete, die der Weltgeschichte und des socialen Lebens, zu erobern, und empfand zugleich, daß durch den seither unbekannten Stand der Berufsschauspieler die Darstellung einen Fortschritt von großer Wichtigkeit gemacht habe. Den Anschauungen des Landgrafen entsprach es gewiß, wenn in der Vorrede zu einer deutschen Komödie über den Streit der Sinne, die ihm sein Leibarzt Johannes Rhenanus 1613 widmete, betont wurde, daß die Engländer in ihren Stücken „beids was die composition vnd dann auch die action belangt“ ohne Zweifel den Vorzug vor allen damaligen Nationen besäßen. Die Komödie des Rhenanus, welche die Kasseler Bibliothek handschriftlich aufbewahrt, ist zwar, wie sich neuerdings herausgestellt hat, kein Original, sondern die wörtliche Uebersetzung von Anthony Brewer's „Lingua“, einer der in England dem neueren Drama vorausgehenden „Moralitäten“, der allegorischen Fortsetzungen der Mirakelspiele. Allein die Bemerkungen jener Vorrede besitzen deshalb Werth, weil sie uns aus dem Munde eines Zeitgenossen, der England durch persönliche Anschauung kannte, über den Unterschied der englischen und deutschen Poesie und Schauspielkunst zu belehren suchen. „Denn was die Poeten und Komödienschreiber anlangt,“ sagt Rhenanus von den Engländern, „brauchen dieselben in wichtiger, gravitätischer und trauriger materia ein sonderlich jambicum pentametrum, damit sie den Comœdianten die action gleichsam in die Hand geben, in geringen sachen aber reden sie nur schlecht und in prosa, damit hohe und geringe Dinge nicht commisciret, sondern einem jeden Theile seine gebür zugestellt werde“. Dann heißt es weiter: „Dißes hat den deutschen actoribus (so viel mir bewußt) biß hero gemangelt, welche sich entweder ganz an reimen verße gebunden oder alles ohne underscheit in prosa vorgebracht haben, darinnen wichtige Sachen mit gebürlichen actionibus sehr schwerlich ausgetrückt werden können. Es haben auch viel vermeinet, es sei uns Deutschen unmöglich in unser Sprache die Engländer zu imitiren und gleiche carmina zu schreiben. Was aber die actores anbetrifft,

werden solche, wie ich in England in acht genommen, gleichsam in einer schule täglich instituiret, daß auch die vornembsten actores sich von den Poeten müssen underweißen lassen, welches dann einer wolgeschriebenen Comœdie das leben und zierde gibt und bringet, also kein wunder ist, warumb die Engländische Comoedianten (ich rede von geübten) anderen vorgehn und den vorzug haben."

Landgraf Moritz muß schon 1594 englische Schauspieler in seinem Solde gehabt haben. Denn es werden solche in diesem und dem folgenden Jahre zu Schmalkalden bei nicht näher bezeichneten dramatischen Aufführungen in der Wilhelmsburg erwähnt, wobei zugleich ihrer gymnastischen Geschicklichkeit gedacht wird. „Einer," heißt es in der Chronik Valentin Müller's, „sei in Paul Merkerts Hof gesprungen und die wand rauff gelaufen." Daß englische Künstler zu Ende des Jahres 1594 in Kassel bei Bürgern auf Kosten des Landgrafen einlogirt waren, geht aus einem im December jenes Jahres an Moritz gerichteten Schreiben des Schusters Ludwig Brockmann hervor[1]), der seinen Fürsten um die zugesagte Bezahlung von 3 Gulden 12 Albus Herbergsgeld bittet, „demnach Ew. Fürstlichen Gnaden Comediantenn der Englender Als nemblich zwej Lautenisten ich eine zeitlang vndt in die fünffzehenn Wochen in meiner Behausung geherbriget, sie aber Itzünder außzütziehenn vnd ihr Losament an andere Orte züschlagen in willens." Das Herbergsgeld für die beiden Lauteniſten hatte für die Woche drei Albus betragen. Moritz legte dem Wandertrieb der Fremdlinge, wie schon aus dem Schreiben Brockmann's hervorgeht, kein Hinderniß in den Weg, sondern begünstigte ihre Reisen im deutschen Reiche nach Kräften. Schon 1595 schreibt er seinem Agenten am Hofe Kaiser Rudolf's II. zu Prag, Johann Lucanus[2]), „da seine Comödianten sich mit Urlaub auf Reisen begäben, solle er, wenn sie auch zu Prag agiren wollten, solches befördern." Ob sie jedoch damals schon dort auftraten, ließ sich noch nicht ermitteln.

Im Juli 1596 erscheinen Engländer in Nürnberg, die in den Rathsprotokollen bereits als „fürstlich hessische Diener vnd comoetianten" bezeichnet werden und die Erlaubniß erhalten „14 Tag aber nit lenger" dort im Heilsbronner Hof zu spielen. Einige Wochen später, am 25. August, fand zu Kassel die Taufe des zweiten Kindes des Landgrafen, eines Töchterchens, statt. Moritz hatte bald nach der Geburt desselben seinen Geheimen Rath Georg von Meysenburg nach London entsandt, um die Königin Elisabeth, die ihm durch Glaubensgenossenschaft und durch politische Beziehungen nahe stand, um Uebernahme der Pathenstelle zu ersuchen. Elisabeth entsprach gern seiner Bitte und schickte als ihren Vertreter bei dem Taufacte den Grafen Lincoln nach Kassel, der dort mit ansehnlichem Gefolge am 24. August seinen feierlichen Einzug hielt. Die Festlichkeiten, von welchen wir noch eine mit guten Kupfern illustrirte Beschreibung des hessischen Historiographen, Architekten und Chronisten Wilhelm Dilich besitzen, dauerten mehrere Tage und bestanden unter Anderem in einem Fußturnier hessischer Ritter im Schloßhofe und einem Ringelrennen auf der vom Landgrafen bei dem Schlosse neu angelegten großen Rennbahn. Es

[1]) Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft XIV, 361.
[2]) Ch. v. Rommel, Geschichte von Hessen VI, 402. Anm. 122.

waren bedeutende Vorbereitungen getroffen, damit Graf Lincoln seiner gelehrten Königin, die eine Freundin solcher Spiele war, berichten konnte, wie man am Hofe zu Kassel in dieser Beziehung nicht zurückstehe. Die Theilnehmer des Ringelrennens zogen zuerst vor den fürstlichen Herrschaften und ihren Gästen in einem glänzenden Aufzuge vorüber, der aus acht Inventionen oder Abtheilungen bestand, worin 185 kostümirte, zum Theil auch maskirte Mitglieder des Hofstaats und der Ritterschaft zu Roß, zu Wagen oder zu Fuß erschienen. Die Gruppen waren aus dem Gebiete der Mythologie gewählt, oder allegorischen Charakters. Das Ganze machte eben so sehr durch Abwechslung als durch die Pracht der Kostüme seinem Erfinder, dem Landgrafen, alle Ehre.

Das Fest wurde am vierten Tage durch ein Turnier zu Roß beschlossen, das vor dem Ahnaberger Thore auf dem Werder zwischen der Fulda und ihrem Zuflusse Ahna stattfand. Das Ende der Kämpfe bildete die Erstürmung eines dort aufgeführten Zauberschlosses, auf dem sich schließlich am Abend ein prächtiges Feuerwerk entwickelte, das in dem Auffliegen des ganzen Schlosses gipfelte.

Im Gefolge des Gesandten Grafen Lincoln befanden sich auch die beiden englischen Schauspieler Robert Browne und John Webster, die vielleicht während der Reise desselben als Dolmetscher dienten. Browne wenigstens hatte sich früher schon längere Zeit in Deutschland aufgehalten. Zur Herbstmesse von 1592 war er mit drei Genossen in Frankfurt a. M. eingetroffen[1]). Dort hatten sie sich als Schauspieler des Grafen von Worcester bezeichnet und auf gewichtige Empfehlungen aus England die Erlaubniß zu Aufführungen in der Reichsstadt erhalten. Es waren namentlich Stücke von Marlowe, die sie dort gegeben haben sollen, vielleicht auch von Kyd und Robert Greene, Producte gleichzeitiger Dichter, die zu den Dramen ihres Zeitgenossen Shakespeare in ähnlichem Verhältnisse stehen, wie die Erzeugnisse eines Lenz und Klinger zu den vollendeten Schöpfungen Lessing's, Schiller's und Goethe's. Außerdem wird die damals stattgehabte Darstellung des „lustig Spills" Gammer Gurtons Needle, einer Posse John Still's, erwähnt.

Robert Browne war einer der bedeutendsten, wenn nicht der bedeutendste Führer der englischen Wandertruppen. Schon 1586 erscheint er in England als das Haupt der Schauspielergesellschaft des Earl William of Worcester[2]) und ist von da an mindestens vierunddreißig Jahre als hervorragendes Mitglied oder als Principal an solchen wandernden Gesellschaften betheiligt. Ueber den Verbleib seiner Truppe nach der Frankfurter Herbstmesse von 1593, in der sie gleichfalls spielte, ist noch nichts Näheres bekannt. Am 28. August des genannten Jahres meldet das Frankfurter Rathsprotokoll, daß „Robert Braun, Thomas Sachsweil und Johann Bradenstreit et Consorten" bei wohllöblichem Rathe die Erlaubniß erbitten, „gelehrte von einem von ihnen selbst erfundene

[1]) Elise Mentzel, Geschichte der Schauspielkunst in Frankfurt a. M. Im „Archiv für Frankfurts Geschichte und Kunst". Neue Folge IX. (Frankfurt a. M. 1882.) S. 23. Den hochverdienstlichen Forschungen dieser Dame sind zahlreiche Aufschlüsse über die englischen Komödianten zu verdanken.

[2]) Albert Cohn, Shakespeare in Germany. London. 1865. p. XXX.

geistliche Comödien in englischer Sprache" aufführen zu dürfen. Als ein solches Stück bezeichneten sie die „Comoedia von Abraham und Loth und vom Untergang von Sodom und Gomorra". Der Rath ertheilte die Genehmigung unter der Bedingung, „daß sie von den Jungen nicht so viel nehmen sollten wie von den Alten".

In dem „Thomas Sachsweil und Johann Bradenstreit" des Rathsprotokolls haben wir mit aller Wahrscheinlichkeit Thomas Sackville und John Bradstreat zu erkennen, die in einem 1591 ausgestellten französischen Empfehlungsschreiben des Lords C. Howard an die Generalstaaten der Niederlande neben Robert Browne und Richard Jones, der gleichfalls früher zur Truppe des Earl of Worcester gehörte, als „Thomas Saxfield" und „Jehan Bradstriet" genannt sind. Sackville findet sich schon um 1595 im Dienste des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig.

Es scheint, als ob sich 1594 die im Jahre vorher in Frankfurt aufgetretene Truppe getrennt habe und ein Theil derselben in die Dienste des Landgrafen Moritz eingetreten sei. Die akrobatischen Künste, welche in den Zwischenacten und am Schluß des Stückes nach den Frankfurter Berichten von Mitgliedern dieser Gesellschaft zum Besten gegeben wurden, entsprechen ganz der oben erwähnten aus 1594 stammenden Notiz aus Schmalkalden, wonach einer der Engländer dort „die wand rauff" lief.

Man hat vermuthet, daß auch Robert Browne sich eine Zeit lang am Hofe des Herzogs Heinrich Julius in Wolfenbüttel aufgehalten habe. Andere Forscher dagegen sind der Meinung, daß er sich 1596 wieder in England befunden und erst mit dem Grafen Lincoln von Neuem nach Deutschland zurückgekehrt sei. Jedenfalls beginnt mit seiner Ankunft in Kassel das Vergnügen des Landgrafen an den englischen Komödianten sich zu steigern. Auch seine Einwirkung auf dieselben läßt sich in etwas deutlicheren Spuren verfolgen als vorher. Am 27. December 1596 schrieb er aus Allendorf an der Werra an seinen Rath und Kammermeister Johann Heugel[1]): „Sagt den Englendern ahn, das sie vff den heiligen 3 könig abendt sollen sampt Ihren comediis vndt musica nach Milsungen[2]) kommen vndt vffwarten." Die Erwähnung der „musica" zeigt, daß auch die damalige Gesellschaft Browne's die von Lord Howard den Generalstaaten gerühmten „qualitez en faict de musique, agilitez et joeuz de commedies, tragedies et histoires", dem Geschmacke der Zeit entsprechend, vereinigte.

Auf Darstellungen der Engländer, welche 1597 und 1598 in den landgräflichen Schlössern zu Kassel, Weißenstein[3]), Rotenburg und Melsungen stattfanden, weisen mehrere Posten in den Rechnungen des Kammerarchivs hin, wo Beträge „für Dielen zum Gerüst der Komödie, für sechs Ellen weißes wollenes Tuch an die Engländer, für weiße Geckskleider, Schuhe für den Narren u. s. w." angeführt sind. Schließlich findet sich auch eine Summe von 300 Gulden für

---

[1]) Handschriftliche Notiz im königl. Staatsarchiv zu Marburg, deren Mittheilung wir der Zuvorkommenheit des Herrn Archivraths Dr. Könnecke verdanken.

[2]) Melsungen an der Fulda, wo sich ein landgräfliches Schloß befand.

[3]) An der Stelle des jetzigen Schlosses zu Wilhelmshöhe.

den Kammermeister Heugel verzeichnet, „um die Engländer abzufertigen". Denn die Truppe Browne's zog 1598 nach Heidelberg, um am Hofe des dem Landgrafen befreundeten Kurfürsten Friedrich IV. von der Pfalz zu spielen. Gleichzeitig mit ihr müssen übrigens auch italienische oder französische Künstler, wohl Equilibristen, am hessischen Hofe aufgetreten sein, da unmittelbar nach der Anweisung der Summe an Heugel der Eintrag steht: „Dem welschen Jan und seinen Bereitern zweimal Summa 150 Thaler." Unter den Ausgaben des Landgrafen für Lehrer, Schüler, reisende Gelehrte, Bücher u. s. w. findet sich auch der Betrag: „Georg Webster, dem Engländer, zur Reise nach Heidelberg 20 Thaler". Dieses Reisegeld war augenscheinlich dazu bestimmt, dem Künstler zu ermöglichen, am Pfälzer Hofe in Gastrollen mit Robert Browne und anderen Landsleuten, unter denen Robert Kingmann und Robert Ledbetter genannt werden, aufzutreten. Vielleicht hat auch ein von Rommel angeführtes Schreiben[1]) des Landgrafen an einen befreundeten Fürsten, dessen Adressat nicht näher bekannt ist, auf das Gastspiel in Heidelberg Bezug. Moritz sagt darin: „Auf Ew. Liebden Gesuch zur Verrichtung der Comödie von den alten Potentaten, die Waffen, Harnische und Kleidung, was deren bei uns vorhanden, freundlich zu senden, haben wir Befehl gethan, Ew. Liebden all solch Gezeug, so viel dessen noch bei der Hand, so bald zuzuschicken, mit Bitte, Ew. Liebden wollen die Comödianten also memoriren lassen, damit wir, auf den Fall wir zu Ew. Liebden kommen, unsere Augen auch hiernächst daran belustigen." Aus dem Briefe ergibt sich zugleich, wie der Landgraf die Aufführungen durch Herrichtung einer reichen Garderobe unterstützte, auf die von den Engländern besonderer Werth gelegt wurde.

Browne kehrte, wie es scheint, von Heidelberg nicht nach Kassel zurück. Ein Gesuch, das er am Ende des Jahres 1599 außerhalb der Meßzeit an den Frankfurter Rath um Spielerlaubniß richtete, wurde von diesem mit Rücksicht auf den Ausbruch der Pest abgeschlagen und ihm der Bescheid ertheilt, „in besserer Zeit seine Schritte wieder anhero zu lenken", was er auch in den folgenden Jahren wiederholt that. Auch in Augsburg finden wir ihn 1602 mit seiner Truppe.

An der Spitze der Schauspieler des Landgrafen Moritz steht seit 1600 der vorher genannte Georg Webster, neben welchem John Hull und Richard Machim sich als „fürstlich hessische Hofkomödianten" bezeichnen. Zur Ostermesse 1600 treten sie in Frankfurt und im April desselben Jahres zu Nürnberg im ehemaligen Augustinerkloster auf. In letzterer Stadt wird neben ihnen noch Bernhard Sandt als vierter Führer der Gesellschaft genannt. Die Gastspielreisen der Engländer lassen sich auch für die nächste Zeit in Frankfurt verfolgen. Mehr als einmal gelang es nur dem Einfluß und der Fürsprache des in der Reichsstadt hochangesehenen Landgrafen, daß der Rath ihnen „in Ansehung ihrer sunderlichen Stellung" die Aufführungen erlaubte, denen sich die Geistlichkeit so viel als möglich widersetzen zu müssen glaubte. Es müssen sich schon damals bei den englischen Gesellschaften Deutsche oder solche Mitglieder, die des Deutschen

[1]) Gesch. von Hessen VI, 402. Anm. 121.

mächtig waren, befunden haben, da Moritz in den mit ihnen abgeschlossenen Verträgen bestimmen konnte, daß sie auch bereit sein müßten, von ihm oder von ihnen erfundene Stücke ins Deutsche zu übersetzen.

Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß die eifrigste Theilnahme an den Schauspielen der fremden Komödianten zu Kassel in die ersten Jahre des siebzehnten Jahrhunderts fällt. Ein Zeitgenosse und früherer Unterthan des Landgrafen tadelt die Begünstigung der Engländer in scharfem Tone. Seinen Aeußerungen kommt aber keineswegs das Recht zu, als der Ausfluß der unter Moritzen's Hofleuten gegen die Wandertruppen herrschenden Stimmung angesehen zu werden. Es ist der Chronist Wilhelm Buch. Dieser Autor war ein Sohn des Magisters Johann Buch, der Landgraf Wilhelm's IV. Bibliothekar gewesen war und die Oberaufsicht über die Erziehung des jungen Landgrafen Moritz geführt hatte. Wilhelm Buch schrieb im Auftrage des Landgrafen Georg I. von Hessen-Darmstadt, des jüngsten Sohnes Philipp's des Großmüthigen, eine hessische Chronik, die mit dem Jahre 1625 endigt und in zwei zu Kassel und Darmstadt aufbewahrten Abschriften vorhanden ist. Sie wurde nicht gedruckt, wohl weil Buch nach dem Ausdrucke Strieder's, des Herausgebers der hessischen Gelehrtengeschichte „seines Herzens Gedanken ohne alle Scheu niedergeschrieben" und eine Menge von Hofklatsch aufgenommen hatte. Der historische Werth der Buch'schen Arbeit ist gering. Auch tritt darin unverkennbare Gehässigkeit gegen den Landgrafen Moritz und seine Familie hervor, die zum Theil auf dem Gegensatze des lutherischen Chronisten zu der ausgeprägten kirchlichen Stellung des reformirten Landgrafen beruht und andererseits daher rührt, daß Moritz die Nachkommen Johann Buch's für die Verdienste ihres Vaters nicht so reich, wie besonders Wilhelm Buch erwartete, belohnt hatte, während er seinen Lehrer Tobias Hombergk, den Sohn eines Bürgers aus dem gleichnamigen hessischen Bergstädtchen, unter dem Namen Hombergk zu Vach in den Adelstand erhoben und mit einem Lehngute beschenkt hatte. Dazu kam noch, daß gerade der Kammermeister Johann Heugel, dem die Besorgung der Unterhaltung und Ausrüstung der Engländer Moritzens besonders oblag, von Wilhelm Buch als der hauptsächlichste Gegner und Neider seiner Familie angesehen wurde. Unter diesen Gesichtspunkten ist es zu betrachten, wenn Buch über den Landgrafen und seine Stellung zu den Komödianten schreibt: „Sobald er aber an die regierung kam, hat er sich durch etliche verführen lassen, da er sich alsbald in der religion merken that, auch ein groß Geld durch die verfluchte Engländer, deren er eine ziemliche Anzahl gehalten, und sie stattlich in Essen und Trinken, Kleidung und anderen Sachen unterhalten, da sie dann allerhand Comoedien, welche dieser Fürst selbst gedichtet, des Tages agiret und sich mit Springen und Tanzen geübt ihrer Gewohnheit nach, desgleich auch in Musicis und allerley Saitenspiel, daß fast in der Rentkammer nichts mehr in Vorrath geblieben." Buch lebte in jenen Jahren nicht in Kassel, sondern befand sich in hessen-darmstädtischen Diensten. Was er meldet, beruht nur auf Hörensagen. Auch eine andere seiner chronikalischen Nachrichten zeugt von unvollkommener Kenntniß der Vorgänge in Kassel. So erzählt er von Moritz: „Anno 1602 hat er die Engländer alle mit einander von sich gejagt und des Springens und Tanzens müde geworden." Schon

Rommel war der Meinung, daß sich diese Angabe wohl nur auf die Akrobaten und Ballettänzer unter den Engländern bezogen habe. In der Ostermesse von 1603 erscheinen fürstlich hessische Hofkomödianten in Frankfurt. Wollte man nun auch annehmen, daß dies die vielleicht zu Ende 1602 vom Landgrafen entlassene Truppe sei, so liegen doch so viele Zeugnisse über die späteren Beziehungen des Fürsten zu den Engländern vor, daß die Angabe Buch's in ihrer Allgemeinheit als entschieden unrichtig bezeichnet werden muß. Der ihr zu Grunde liegende Kern wird sein, daß Moritz damals eine englische Gesellschaft entließ, an deren Platz bald wieder eine andere trat. Darauf deutet auch hin, daß Robert Browne, den wir seit 1598 nicht mehr in hessischen Diensten sehen, sich und seine Genossen 1606 wieder in Frankfurt und Nürnberg als hessische Hofkomödianten bezeichnet. Seine Truppe legte im August des genannten Jahres dem Nürnberger Rathe auch ein Empfehlungsschreiben des Landgrafen vor.

Vor 1605 werden die dramatischen Vorstellungen zu Kassel auf dem Schloßhofe oder in Sälen des Schlosses stattgefunden haben, wo man das „Gerüst" der Komödie aufschlug. Aber in jenem Jahre ließ Moritz unweit der neuen Rennbahn westlich des Schlosses ein großes Theater erbauen, das er Ottonium benannte zu Ehren seines ältesten Sohnes, des damals elfjährigen Prinzen Otto, auf dessen Begabung er große Hoffnungen setzte. In diesem Bau haben wir das erste stehende Theater Deutschlands zu erkennen. Es wäre hochinteressant, wenn wir etwas Genaueres über seine Bauart und innere Einrichtung wüßten. Aber es hat seither noch nicht gelingen wollen, die nach Strieder's Angaben noch am Ende des vorigen Jahrhunderts vorhandenen Zeichnungen des Landgrafen wieder aufzufinden, die sich auf die Bühne, die handelnden Personen und sogar auf ihre Kleidung beziehen sollen. Was sich bis jetzt über das Gebäude und seine Schicksale sagen läßt, sei hier angegeben.

Nach dem Plane Kassels, den die zuerst 1646 zu Frankfurt a. M. erschienene „Topographia Hassiae" Martin Zeiller's mit den Kupferstichen der Merian's enthält, war der Grundriß des Ottoniums der Form des antiken Theaters nachgebildet, also mit amphitheatralischem Raume für die Zuschauer und mit einer geraden Seite für die Bühne versehen. Letztere lag nach der Stadt und dem Schlosse hin, während der Zuschauerraum unweit des Festungswalles in der Nähe des heute noch stehenden Zwehrenthorthurmes sich befand. Leider ist in den Merian'schen Plan, der im Uebrigen ein höchst anschauliches Bild Kassels aus der Vogelperspective liefert, nur ein linearer Umriß der Grundfläche des Ottoniums eingetragen, während alle sonstigen Bauten in ihrer Gestalt treu wiedergegeben sind. Dies hängt damit zusammen, daß der Stich nach einer Zeichnung ausgeführt ist, die Wilhelm Dilich im Auftrage des Landgrafen Moritz mit anderen auf Hessen bezüglichen Ansichten und Plänen schon um 1605 anfertigte, als das Ottonium eben abgesteckt und im Bau begriffen war. Wir wissen dies aus der um 1657 geschriebenen Vorrede der „Gründlichen Beschreibung der Fürstenthümer Hessen und Hersfeld" des Johann Just Winkelmann. Er sagt ausdrücklich, daß die Städtebilder Dilich's „von Matthäus Merian umgekehrt und ins Grose gebracht in Kunst artigen Kupferstücken der Topographia Hassiae einverleibet" seien.

Das Ottonium war nach der Angabe Zeiller-Merian's „sehr hoch von Steinen gleich einem in die Runde gebawten Schawspiel-Platz ohne Säul oder Pfeiler aufgeführt." Den Plan scheint der Landgraf selbst entworfen zu haben. 1605 schrieb ihm sein damaliger Leibarzt Hermann Wolf über den Bau, „daß die Ausführung der Erde aus dem Circus vorschreite und von dem Platze zwischen dem Theater und dem Ballhaus (einem vor dem Schloßgraben nahe bei der Rennbahn gelegenen Gebäude) ein ziemliches Stück verglichen sei." Diese Bemerkung wird wohl so zu verstehen sein, daß auch auf dieser Strecke Erde abgetragen wurde, um den Zugang zu dem tiefer gelegten Zuschauerraume zu erleichtern. Wolf fügt hinzu, daß „die Sedilia (Sitzplätze) mit Platten versehen würden und die Schranken oder Lehnen um den Circus zur Hälfte fertig seien. Außer den Decken, welche gemalt würden, sei auch der Giebel angestrichen." Ein sächsischer Gesandter, Humpert von Langen, ist bis jetzt der einzige Gewährsmann, der über eine Aufführung im Ottonium berichtet. Als er 1611 in Kassel verweilte, sah er darin eine „Comoedie von Tarquinio und Lucretia" agiren und bemerkte dazu, daß das schöne Haus „auf die altrömische Art gebaut sei und etliche tausend Zuschauer fassen könne". Das von Langen gesehene Stück war ein lateinisches Schuldrama, das von den Zöglingen der Hof- und Ritterschule dargestellt wurde. Daß aber auch die Engländer im Ottonium ihre Vorstellungen gaben, dürfte selbstverständlich sein. Ueber den Eingängen des Gebäudes waren Inschriften, die gewiß von Moritz selbst herrührten, der zahlreiche Gelegenheitsgedichte verfaßte und auch die von ihm errichteten Bauten gewöhnlich mit lateinischen, seltener mit deutschen Versen versah. Johann Just Winkelmann meldet uns in seiner 1697 zu Bremen erschienenen, aber schon vierzig Jahre vorher in der Handschrift vollendeten Beschreibung Hessens, für die ihm amtliche Quellen und die Aufzeichnungen des Landgrafen Hermann, eines jüngeren Sohnes Moritzens, zu Gebote standen, daß man „über der Thür" folgende Reime gelesen habe:

„Was Menschen-Sitten sahen an,
Guts oder böse Redt gethan,
Was Pracht zu Hof pflegt umbzugehen,
Was Helden für Thaten begehen,
Was Brauch man in den Stätten hat,
So wol beim Pöbel als beim Rath,
Wie sich der Bauren Weiß verhalt
Im Feld und in dem grünen Wald,
Diß alles lehrt diß Schau-Hauß sein
Zu sehen, zu hören, zu nehmen ein,
Damit aus frembder Sitt von fern
Ein jeder sich erkennen lern."

Auf der anderen Seite fanden sich ähnliche Gedanken in den lateinischen Distichen ausgedrückt:

„Qui mores hominum sint qualis et actio vitae
Quid dicant, quid agant, quid bene quidve male,
Quas pompas proceres ducant, quid nobilis aula
Afferat, heroës qualia facta parent:
Qui mos urbanus sit: quae sint civibus artes,

Infima plebs quid agat quidve senator agat,
Qui sint ruricolis gestus: quae gratia villis
Quid volupe in sylvis: quod decus insit agris
Hoc docet Otthonium spectare, audire, tenere
In vitae speculo conspicienda suo.
Ut discat qui vult alienos carpere mores
E vita alterius vivere rite suam."

Wie lange das Ottonium stand, ist aus den überlieferten Nachrichten nicht mit Gewißheit zu ersehen. Nach der gewöhnlichen Annahme wurde es 1696 vom Landgrafen Karl abgebrochen und ungefähr an derselben Stelle das heute als naturhistorisches Museum dienende „Kunsthaus" für die Sammlungen jenes Fürsten errichtet. Bei Merian heißt es schon im 1655 erschienenen Anhang der ersten Auflage, das Ottonium sei „nunmehr in dem Kriegswesen einestheils zur Soldatenkirche, das ander aber zum Gießhaus gebraucht worden," eine Angabe, die Winkelmann wörtlich nachschrieb. Die letzte sichere Mittheilung über die Existenz des Bauwerks findet sich in den Reisen des Herrn von Monconys, der im September 1663 mit dem Herzog von Chevreuse Kassel besuchte und bei einer Schilderung des landgräflichen Schlosses und seiner nächsten Umgebung sagt:[1]) „Au deuant du Palais il y a un très beau manége decouuert, au fond duquel il y a un couuert et un grand bastiment à droite fait pour les Comedies et qui sert de Temple à present."

Nach dieser der Sache gewiß nicht fernliegenden Abschweifung wenden wir uns wieder den Nachrichten zu, die in neuester Zeit über die Stellung der englischen Schauspieler zu Moritz dem Gelehrten ans Licht gekommen sind.

Seit 1603 erscheint neben den schon bekannten Führern der „fürstlich hessischen Hofkomödianten" Georg Webster und Richard Machim noch Rudolphus Reeffe oder, wie er sich später in Eingaben nennt, Riveus. Die Spuren dieser in englischen Quellen Ralph Reeve genannten Persönlichkeit lassen sich in England bis 1615 verfolgen. Webster, Machim und Riveus geben ihre Vorstellungen auf der Frankfurter Ostermesse von 1603 in der Martin Bauer'schen Behausung „draußen uff der Zeilen", während gleichzeitig Robert Browne, der noch nicht wieder in hessischen Diensten stand, im Saale der „Sandnhr" in der Fahrgasse spielte, worin schon seit längerer Zeit die wandernden Truppen ihre Bühne aufzuschlagen pflegten. Bald nachher finden wir Richard Machim in den Diensten des Markgrafen Christian Wilhelm von Brandenburg, Administrators von Magdeburg, während Browne mit Robert Ledbetter und John Green, der hier zum ersten Male genannt wird, wieder in den Diensten des Landgrafen erscheint und zu Anfang August 1606 mit seiner Truppe in Ulm spielt. Am 26. des genannten Monats überreicht Browne dem Rathe zu Frankfurt eine Bittschrift, aus der hervorgeht, daß seine Gesellschaft damals aus fünfzehn Mitgliedern bestand. Er beruft sich auf die wiederholten Empfehlungen Moritzens und die in Folge derselben „großgunstig" ertheilte frühere Erlaubniß, ihre „ahnhero brachtte Kunstliche Tragoedias vnd Commoetias dem Ausländischen und Inheimischen Volk zu exhibiren" und fährt dann fort: „So haben wir Zur

[1]) Journal des voyages. Lyon. 1667. T. II, 208.

erweysung vnsers dankbaren gemuths (wie in Alle weg billig gewesen) vnsers Verhoffens auch vns dahin beflissen, daß Niemand durch unsere Spiel geärgert worden Sondern Jedermann darbey Er sich zu bespiegeln, seiner Schwacheit zu erinnern vnd demnächst was lasterhaffts Zu fliehen vnd hingegen aller Erbarkeyt vnd Tugend nachzujagen Gelegenheit vnd Ursach an die Hand gegeben überkame." Der Rath gewährte die Bitte. Wenige Tage vorher hatte dieselbe Truppe den Rath zu Nürnberg um Spielerlaubniß nach der Frankfurter Herbstmesse ersucht und auf eine beigelegte „furpitt vnd interceſſionsschreiben Herrn Moritzen, landgrauen zu Hessen" erlangt, daß sie dort „sechs oder acht tag spielen vnd jhre music hören lassen mögen". Als sie aber am 6. October um Verlängerung der Erlaubniß einkamen, schlug der Nürnberger Rath das Begehren ab.

Während des Winters von 1606 auf 1607 spielte die Gesellschaft wieder in Kassel, schied aber am Ende Februar 1607 zeitweilig aus den landgräflichen Diensten, wie sich aus dem vom 1. März datirten Schreiben eines hessischen Hofbeamten Johann Eckel an seinen Herrn ergibt. Das jetzt im Marburger Archiv befindliche und 1879 zuerst von R. P. Wülcker im Shakespeare-Jahrbuch[1]) veröffentlichte Schreiben ist charakteristisch für das Verhältniß Moritzens zu den Wandertruppen. Eckel meldet darin dem Landgrafen, der momentan von Kassel abwesend war, daß er die Engländer ausgezahlt und aufgefordert habe, sich „uff bewußte zeitt", also wahrscheinlich in den Wintermonaten, wieder einzufinden. Sie hätten ihm jedoch erklärt, daß sie für den gebotenen Sold nicht wieder kommen könnten, „dan sie albereit diesen Winter uber 200 Thaler einbüssen müssen, vnd wehren Ew. Fürstlichen Gnaden hier gewesen, sie hetten dieselbe umb die einbuß angebettelt." Doch versprachen sie, augenscheinlich in der Hoffnung auf die Munificenz Moritzens, sich später schriftlich anzumelden und ihre Bedingungen zu stellen. Eckel bemerkt dann: „Rechten haben sie (wie sie dan auch selbst sagen) Jhre letzte Comoediam allhie zu Cassel gehalten, ob es ernst oder scherz, weiß ich nicht, vnd es war die Comoedia vom König auß England und Schottland, wie die beide gegeneinander Krieg führten, da der eine des Andren Sohn der Andre des Andern tochter gefangen hatte". Am 17. März erscheint die Truppe in Frankfurt, woselbst die Unterzeichner der Eingabe an den Rath, „Robert Braun vndt Johan Grün" — der Name Ledbetters fehlt diesmal in der Supplik — sich trotz ihrer Verabschiedung in Kassel noch fürstlich hessische Hofkomödianten nennen. Auf ihr Ansuchen erfolgte der günstige Bescheid, man solle mit Rücksicht auf die früheren Empfehlungen des Landgrafen „Jnen wie vor einem halben Jar willfahren, darneben mit ernst vndersagen, sich des vnzeittigen Trommenschlagen zu mäßigen."

Von allen zu Kassel aufgeführten Stücken der Engländer kennen wir bisher nur die von Eckel genannte „schöne lustig triumphirende Comoedia von eines Königes Sohne aus Engelland und des Königes Tochter aus Schottland". Dieses Drama ist, wie feststeht, später auch von Schülern des Gymnasiums zu Bautzen und 1626 von der Truppe John Green's in Dresden zur Darstellung gebracht worden. Es hat sich in der

[1]) XIV, 360.

Sammlung von Komödien, Tragödien und kleinen Singspielen der Engländer erhalten, die in deutscher Bearbeitung zuerst 1620, wahrscheinlich in Leipzig, erschien. Das in Prosa geschriebene Stück, zu dem seither noch kein englisches Original aufgefunden wurde, zeigt nach der Ansicht seines neuesten Herausgebers, Julius Tittmann's, Anklänge an Shakespeare's „Sturm" und Jacob Ayrer's „Comoedia von der schönen Sidea." Sein Schluß ist die Versöhnung der beiden kriegführenden Könige durch die Heirath ihrer Kinder, des Prinzen Serule und der Prinzessin Astrea. Die Vorrichtungen für den Schauplatz der Handlung, in der sechs Personen, darunter auch ein Zauberer Barrabas, im Personenverzeichniß Runcifax genannt, auftreten, sind höchst einfacher Natur und bedingen, daß die Phantasie der Zuschauer sich auch ohne Veränderung der Scene durch bewegliche Decorationen rasch im Geiste an die verschiedensten Schauplätze versetzt. Trompetengeschmetter und Schlachtgetümmel dienen wiederholt dazu, die Action zu beleben; auch an Andeutung des Mitwirkens der Geigen fehlt es nicht. Doch steht die Durchführung des an sich brauchbaren dramatischen Gedankens noch auf einer niederen Stufe, wenn auch anzuerkennen ist, daß die Komödie sich von den Gemeinheiten, die andere Stücke derselben Sammlung aufweisen, frei hält.

Wir wissen nicht, ob die Rückkehr der Truppe Robert Browne's an den von ihrem Führer gestellten Bedingungen scheiterte. Sie zog im Herbst 1607 nach Oesterreich, wo wir sie am Hofe zu Graz antreffen. Im österreichischen Staatsarchive sind sehr interessante Berichte erhalten, zum Theil Briefe von Mitgliedern des erzherzoglichen Hauses, die Johannes Meisner vor zwei Jahren veröffentlicht hat[1]). Unter den 1608 von der ehemals hessischen Truppe zu Graz gegebenen Stücken befinden sich nach einem Schreiben der jungen Erzherzogin Magdalena an ihren Bruder Ferdinand der „Faust" und der „Jude von Malta", zwei der Dramen des Christopher Marlowe in deutscher Bearbeitung.

Schon 1608 stand eine neue Gesellschaft in den Diensten des Landgrafen unter Leitung des Rudolph Riveus, dem wir bereits 1603 als „fürstlich hessischem Hofkomödianten" begegnet sind. Seine Truppe, auch bezeichnet als die „so von Cassel kummen", spielt 1608 und 1609 unter Vorlegung von Empfehlungsschreiben des Landgrafen in Frankfurt, im letztgenannten Jahre wahrscheinlich auch in Stuttgart und im Juli zu Nürnberg, wo sie gleichfalls ein Schreiben Moritzens dem Rathe präsentirt. Auch gewährte damals der Landgraf eine Bitte des Kurfürsten Johann Sigismund von Brandenburg, ihm auf vier Wochen die Komödianten nach Berlin zu senden, wo sie die Hochzeitsfeier seines Bruders verherrlichen sollten. Viele Gründe sprechen dafür, daß auf der von Kaiser Rudolf II. im Frühjahr 1610 nach Prag berufenen großen Fürstenversammlung, die vom April bis in den September währte und auch den Herzog Heinrich Julius von Braunschweig und den Landgrafen Moritz zu ihren Theilnehmern zählte, die hessischen Hofkomödianten, die vorher in der

[1]) Beiträge zur Geschichte der deutschen Literatur und des geistigen Lebens in Oesterreich. IV. Wien, 1884. S. 74 ff.

Ostermesse wieder zu Frankfurt gespielt hatten, ihrem Herrn an das kaiserliche Hoflager folgten. Im Juni 1612 fand in Frankfurt die Kaiserkrönung des Königs Matthias statt, zu der sich auch Moritz eingestellt hatte. Er benutzte diese Gelegenheit, um seine Schauspieler dem Rathe und befreundeten Fürsten von Neuem zu empfehlen. Die Engländer begleiteten ihn im October nach Ansbach, spielten dort zu Ehren der Hochzeit des Markgrafen Joachim Ernst von Brandenburg und traten dann vom 20. October ab im Heilsbronner Hof zu Nürnberg auf. Von ihren damaligen Vorstellungen erzählt die gleichzeitige Chronik des Nürnberger Patriciers Stark, daß sie „etliche schone vnd Zum theil Inn Teutschlandt vnbekandte Comedien vnd tragoedien vnd darbey eine gute liebliche Musica gehalten, Auch allerley wölsche tantze mit wunderlichem vertrehen, hupfen, hinter vnd fur sich springen, vberworffen vnd andern seltzamen geberten getrieben, welches lustig zu sehen; dahin ein groß Zulauffen von Alten vnd Jungen, von Man vnd weibs Personen, auch von Herrn deß Raths vnd Doctorn geweßen, den sie mit Zweien trummeln und 4 trometen in der Statt umbgangen vnd das volckh vfgemohnet vnd eine Jede person solche schone kurtzweillige sachen vnd spiel Zu sehen ein halben Patzen geben mueßen, dauon sie, die Comoedianten, ein groß geld vfgehoben vnd mit ihnen auß dieser Statt gebracht haben."

Seit 1613 verschwinden, soweit wir bis jetzt sehen können, alle Spuren der vorher so eifrig gepflegten Beziehungen Moritzens zu den wandernden Engländern, während noch lange nachher Truppen derselben an anderen Höfen, wie an denen der Kurfürsten von Brandenburg, Sachsen und der Pfalz, sowie in den größeren Städten auftreten. Welcher Umstand den Landgrafen zum Abbruch des Verhältnisses zu ihnen veranlaßte, wissen wir nicht. Im Juli 1613 wohnte Moritz der schon oben erwähnten Aufführung des „Vincentius Ladislaus" des Herzogs Heinrich Julius von Braunschweig in Schmalkalden bei, wo der dortige Stahlschmied Georg Clemen die Titelrolle spielte. Als in derselben Stadt bei dem Hirschessen des Jahres 1616 die Komödie „vom Kriegsmanne, kargen Reichen, einem Bauern und deren Weibern" agirt worden war, zeigte Moritz nach dem Berichte des Chronisten Bernt Heick[1]) eine so heitere Stimmung, daß er nach dem Essen mit musicirte, dann die Tische hinwegräumen und zum Tanz aufspielen ließ. Die letzte Nachricht von einer theatralischen Darstellung zu seiner Zeit stammt ebenfalls aus Schmalkalden und zwar aus dem Jahre 1621, also kurz vor dem Moment, wo der auch Hessen überziehende Krieg, der dem Landgrafen sechs Jahre nachher seinen Thron kostete, allen solchen Zeichen unschuldiger Fröhlichkeit ein Ende machte. Damals wurde im Rathhause die sonst nicht weiter bekannte „Comoedie vom Herrn Christo, wie er im Tempel dispudirt" dargestellt.

Im August 1613 hatte Moritz mit großer Pracht die Vermählung seines neunzehnjährigen Sohnes Otto mit der Markgräfin Katharina von Baden-Durlach, einer Tochter des Markgrafen Georg Friedrich, gefeiert. Zwei Jahre vorher, während des Sommers von 1611, hatte dieser Prinz auf Einladung des

[1]) Die Chronik desselben wird in der Kasseler Bibliothek aufbewahrt.

Prinzen Heinrich von Wales, des ältesten Sohnes Königs Jakob's I. von England, der ebenso, wie Otto, vor seinem Vater starb, mit einem ansehnlichen Gefolge England besucht. Unter Otto's Begleitern befand sich auch Dietrich von Falkenberg, aus altem hessischen Rittergeschlecht, der nachmalige tapfere schwedische Commandant von Magdeburg. Der Prinz wurde in London auf das Freundlichste aufgenommen und durch mancherlei Festlichkeiten geehrt. Ein anderer Ritter aus seiner Begleitung, der Oberst Caspar von Widemarkter, hat eine noch in mehreren Abschriften auf der Kasseler Bibliothek vorhandene Schilderung der Reise und des beinahe zweimonatlichen Aufenthalts in England hinterlassen. Aus diesen Aufzeichnungen wissen wir, daß Otto den alten Earl of Lincoln besuchte, der 1596 als Vertreter der Königin Elisabeth bei der Taufe seiner Schwester in Kassel erschienen war. Ueber die damals in London vorhandenen Schauspielhäuser macht Widemarkter eine Bemerkung, die zwar nichts wesentlich Neues enthält, aber doch vielleicht heute, wo man den Anfängen des englischen Dramas mit so viel Eifer nachspürt, den Abdruck verdient. Er sagt: „Zu London seindt 7 theatra, da täglichen die sontage ausgenommen, Comedien gehalten werden, unter welchen das vornembste der Globe[1]), so vber dem waßer lieget. Das theatrum, da die Kind spielen, ist auf diesseit des wassers, spielen vmb 3 Uhr, Aber nuhr von Michaelis bis auff Ostern, hier kostet der eingang einen halben schilling nuhr, da an andern orten woll eine halbe cron. Diese spielen nur bei lichtern, und ist die beste Compagnia in London." Mit dem „theatrum da die Kind spielen", ist wahrscheinlich das der Children of St. Paul gemeint, das sich damals eines großen Rufes erfreute und vom Hofe besonders begünstigt wurde.

Von den Schauspielern, die ehemals im Dienste des Landgrafen Moritz gestanden hatten, taucht Robert Browne, auch der „alte Komödiant" genannt, 1618 in Frankfurt a. M. wieder auf. Er theilt damals dem Rathe mit, daß er von London komme und viele neue und schöne Stücke mitbringe, die er auch, wie andere, „mit allerlei erketzlichem Gezeug und herrlichen Zuthaten" versehen könne. 1619 erscheint er am Hofe des mit Elisabeth Stuart vermählten Winterkönigs Friedrich V. von der Pfalz zu Prag, und wird zuletzt um Ostern 1620 in Frankfurt erwähnt. Sein vormaliger Genosse John Green, der schon seit 1607 in Oesterreich spielt und nach Browne's Tode, über dessen Zeitpunkt wir nichts Näheres wissen, auch dessen Leute an sich gezogen zu haben scheint, tritt 1626 in Frankfurt und in Dresden auf, wo sich nach einem noch vorhandenen Spielverzeichnisse unter den vor dem kursächsischen Hofe aufgeführten Stücken die Shakespeare'schen Stoffe Romeo und Juliette, Julius Cäsar, Hamlet und König Lear befanden. Zur Herbstmesse 1628 erscheint Green mit seinen Leuten wieder in Frankfurt. Dort versichern sie, daß ihr Auftreten das letzte in Deutschland sein solle, da sie von dort aus nach England zurückkehren wollten. Unter ihren damals gegebenen Vorstellungen wird auch „Hamlet" in deutscher Bearbeitung genannt.

Es fehlt noch viel, daß wir uns ein annähernd richtiges Bild von dem

[1]) Die Handschriften haben „Gilbe", was aber offenbar auf einem Schreibfehler beruht.

Eindrucke der englischen Schauspieler in unserm Vaterlande machen können. Die schlechten deutschen Bearbeitungen einiger jener Stücke, die wohl von deutschen Mitgliedern, wie wir sie schon bald in den Wandertruppen finden, angefertigt sind, vermögen uns nicht die Wirkung zu erklären, welche die Originale auf hochgebildete Männer ausübten, wozu wir den hessischen Landgrafen, den genauen Kenner des classischen Alterthums und des altrömischen Dramas, unzweifelhaft rechnen dürfen. Wann zuerst an deutschen Höfen und in deutschen Reichsstädten die Schöpfungen Shakespeare's ihre Gewalt auf die Hörer ausübten, steht immer noch nicht fest. Aber die Vermuthung besitzt große Wahrscheinlichkeit, daß auch im Ottonium zu Kassel mehr als eins jener Meisterwerke über die Bretter ging, in denen der große Brite, um mit seinem Hamlet zu reden, „der Natur gleichsam den Spiegel vorhielt, der Tugend ihre eigenen Züge, der Schmach ihr eigenes Bild und dem Jahrhundert den Abdruck seiner Gestalt zeigte."

Vielleicht mehr als wir voraussetzen dürfen, erkannte schon Moritz die Bedeutung der mächtigen Strömung, die sich von England aus im Reiche der dramatischen Kunst geltend machte. Deshalb verlieh er an seinem Hofe den fahrenden Leuten, was ihnen bisher gefehlt hatte, eine Stätte, wo sie freier von Nahrungssorgen als bisher ihrem künstlerischen Berufe leben konnten. Er erhöht den Glanz ihres Auftretens durch Ausstattung der Truppen mit Kleidern, Rüstungen, Waffen und aller Wahrscheinlichkeit nach auch durch Verbesserung der musikalischen Einlagen ihrer Stücke. Durch das Ansehen seines Namens weiß er ihnen die Pforten fürstlicher Residenzen und der bedeutendsten Reichsstädte zu eröffnen; er verschafft ihnen gern Gelegenheit, auch dort Ruhm und Geld zu erwerben. Weil er das Theater als Schule für das Volk besser in seinem Werthe erkennt als viele seiner Zeitgenossen, nimmt er sich des neuen und vielfach verkannten und angefeindeten Berufs der Schauspieler an und unterstützt die Künstler durch Rath und That. Moritz der Gelehrte konnte nicht ahnen, daß nach seiner Zeit noch beinahe zwei Jahrhunderte dahin gehen würden, bis in England und in Deutschland nach langem Rückfall der Bühne in Entartung, Barbarei und Geschmacklosigkeit die Ueberzeugung zum Siege gelangte, daß nur in den Schöpfungen des genialsten jener englischen Komödianten, nur in den Werken William Shakespeare's, mustergültige Vorbilder für die dramatische Dichtkunst zu finden, und vor Allem bei ihm die unerschöpfliche Quelle für die Darstellung menschlicher Charaktere und Leidenschaften zu suchen sei.

Die letzte Schlacht des Priesters Augustin.

Von

Salvatore Farina.

VI.

Nach diesem denkwürdigen Tag ereignete sich eine ganze Woche lang nichts Ernstes im Leben des alten Priesters; wenn man nicht etwa eine zweite Düte Caramellen in Rechnung bringen will, da Bortolino die erste vertilgt hatte. Aber da Priester Augustin die Caramellen der Düte, deren kaum neunzehn waren, gezählt und vorausgesehen hatte, daß die Naschsucht des zukünftigen Clerikers Wunderthaten des Gedächtnisses verrichten würde, so war er auf dieses kleine Unglück vorbereitet. Er hatte es sogar mit dem Eifer des Apostels herbeigewünscht und war glücklich, als er gezwungen war, einen neuen Einkauf zu machen, um das Seelenheil Bortolino's zu nähren.

Er glaubte sich nunmehr seiner Sache sicher und konnte die treffliche Bernarda aufheitern, indem er bei Tische sagte, daß ihr Söhnchen jetzt auf dem rechten Weg, und daß, wenn er ihn in diesem Schritt verfolgte, wenige Tage noch genügen würden, um einen guten Christen aus ihm zu machen.

Bortolino gab es nicht nur zu, sondern er fing zuletzt an, zu renommiren; „das ist 'was Rechtes," pflegte er zu sagen; „wollen wir wetten, daß ich die Seiten, die mir noch fehlen, morgen auswendig weiß?"

Bernarda war immer versucht, ihn beim Worte zu nehmen und mit ihrem Sohn um Etwas zu wetten; aber der Ehrwürdige dämpfte den Eifer der frommen Frau, indem er sagte, daß die Dinge, die man dem Gedächtniß in Hast und Uebereilung einpräge, keine bleibende Spur zurückließen. Severino Amatore seinerseits hatte das Versprechen gehalten, und neben dem Nachttischchen konnte man nun das Repositorium sehen, in welchem alle die Bücher aufgestellt waren, die früher in der Ecke gelegen hatten.

Endlich lächelte der April, und sei es, weil dies der liebliche Monat des Jahres ist, sei es, weil er die schwere Kapuze abgelegt und das leichte Mäntelchen genommen hatte: Priester Augustin fühlte sich rüstiger, zufriedener und jugendlicher als je.

Seit dem ersten Begegnen auf der Treppe verging kein Tag, an welchem er den Professor Giorgio nicht unvermuthet auf der Straße getroffen hätte. Es wollte ihn sogar fast bedünken, als ob der Nachbar ein Vergnügen daran fände, den Hut vor ihm abzunehmen; und damit der Gruß aus der Entfernung nicht fehl gehe, kam er über die Straße herüber und grüßte ganz in der Nähe. Der Hochwürdige gab den Gruß auf glorreiche Weise zurück, indem er mit seinem Dreispitz senkrecht bis auf die Brust fuhr.

Eines Tages aber benahm sich der Professor in gewisser Hinsicht so sonderbar, daß Priester Augustin zuerst auf den Gedanken kam, der arme Mensch möge seiner wohl bedürfen. Es geschah dies nämlich so. Kaum hatte Jener den Priester von ferne bemerkt, so kam er über die Straße, um zu grüßen; und der Priester grüßte wieder, in der beschriebenen Art. Aber der Andere, nachdem er kaum einige Schritte gemacht, blieb stehen, schien einen Moment unschlüssig zu sein und setzte dann seinen Weg langsam fort. Der Hochwürdige hatte Alles gleichsam mit einem Seitenblick gesehen und den Rest errathen. Als er auf den Wällen und im öffentlichen Garten war, sah er den Professor dreimal mit einer entschlossenen Miene auf sich zukommen, wie wenn er ihn ansprechen wolle; aber jedesmal auf einer kurzen Entfernung, bereute er es wieder. Und er fuhr fort, ihn auf den Pfaden am Ufer des Ententeichs zu umkreisen, wie eine arme Seele.

Sicherlich, wenn der Professor gewußt hätte, daß sein Versteckenspiel durchschaut sei, würde er entweder endlich den Entschluß, der ihm fehlte, gefaßt oder ihn ein für allemal aufgegeben haben. So jedoch erregte er nur die Neugierde des guten Priesters und setzte ihn sogar in einige Verlegenheit, da es diesem schien, als ob es sich hier, Alles in Allem, um einen Gewissensfall handle.

Es war das erste Mal, daß der beruhigende Spaziergang vor Tisch schlecht verlief. Es gingen vorüber die schweigsamen Verliebten, es gingen vorüber die geschwätzigen Sperlinge, es glänzten in der Sonne die Blätter der benachbarten Magnolien — umsonst. Sogar der lateinische Dichter, den er in der Hand hielt, hatte keinen Vers für ihn; so sehr war der Kopf des alten Priesters von dem Gedanken eingenommen, daß der Professor Giorgio seines geistlichen Zuspruchs bedürfe.

Unterdessen beobachtete er ihn aus der Entfernung. Der Professor war ein Mann von hohem Wuchs, kaum kleiner als Priester Augustin selber; er hatte einen dichten Bart, lange Haare, ein bleiches Gesicht und eine goldne Brille.

Bei der zweiten Begegnung bemerkte er, daß sein blasses Gesicht mit Blut unterlaufen war, daß sein Auge starr durch die Brille blickte, und daß über seine ganze Person eine melancholische Schläfrigkeit ausgebreitet war.

So gab der Professor jedesmal, wenn er in Schußlinie kam, dem weitsichtigen Auge des Priesters Augustin Gelegenheit zu irgend einer neuen Bemerkung.

Endlich, anstatt wieder zurückzukommen, ging er gerade aus, ohne sich umzukehren, und der Hochwürdige konnte ihm mit dem Blicke folgen, als er sich auf einmal an seinem Mäntelchen gezupft fühlte.

Es war Gino, einer von seinen kleinen Freunden, der ihn aufforderte, mit ihm Kriegen zu spielen.

„Ah, Du bist es!“ sagte Priester Augustin; „jetzt werde ich Dich fassen, warte!“

Aber freilich, das war unmöglich; Gino hatte fünf Schritte voraus, seine Beinchen bewegten sich, ohne das Hinderniß des Priesterrocks, und er war nicht aufgelegt, so lange zu warten, bis man ihn fange.

Als Priester Augustin nach Hause kam, erfuhr er von Signora Bernarda, daß Jemand da gewesen sei, der nach ihm gefragt habe ... Und wer? ... Der Professor Giorgio.

Dem Priester Augustin kamen eine Menge Gedanken auf einmal, aber sie schienen ihm alle im Großen und Ganzen der Art, daß man sie mit einiger Gelassenheit nehmen könne; desto mehr staunte Bernarda, welche vorausgesetzt hatte, daß die große Neuigkeit einen starken Eindruck auf das Gemüth ihres Priesters machen werde, als dieser ganz ruhig sagte:

„Was wollte er?“

„Das hat er nicht gesagt.“

„Hat er versprochen, wiederzukommen?“

Nicht einmal das; Bernarda war es auch nicht in den Sinn gekommen, ihn zu fragen. Aber wenn Priester Augustin wollte, so war Bernarda bereit, in Person zu ihm zu gehen und ihm zu sagen, daß der Hochwürdige zu Hause sei ... Lieber nach dem Mittagessen; denn, man konnte nicht wissen, vielleicht wollte er eine Generalbeichte ablegen, und dann ... Der Rest des Satzes konnte bedeuten, daß man schlecht beichtet, wenn man Hunger hat; daß ein Beichtvater auch ein sterblicher Mensch ist; daß das Essen kalt werden würde und endlich, daß Severino Amatore, in seiner Ketzerei, fähig gewesen wäre, den Professor, die Beichte mit sammt dem Priester Augustin in die Hölle zu wünschen, wenn er gezwungen sein würde, aufgewärmte Suppe zu essen.

Um nicht so viel Unheil anzurichten, ergab sich Priester Augustin darein, warme Suppe, Beefsteak und Käse zu essen; und als er auf solche Weise die Ungeduld und Neugier bezähmt hatte, welche das Gewissen oft so sehr belügen können, daß man sie für priesterlichen Eifer hält, fühlte er sich seiner sicherer, hatte nichts dagegen, daß der Kaffee gebracht wurde, und schlürfte seine Tasse mit aller Bequemlichkeit. Zwischen einem Bissen und dem andern hatte er wohl auch nachgedacht; und als Bernarda nach dem Kaffee sich erbot, zu gehn und dem Professor zu melden .... da ließ Priester Augustin sie den Satz nicht vollenden.

„Danke, Signora Bernarda,“ sagte er mit vieler Salbung; „ein Priester ist wie ein Arzt: wenn Jemand seiner bedarf, so ist es seine Pflicht, zu eilen. Ich werde in die Wohnung des Professors hinunter gehen.“

Aber kaum war er allein, hatte sein Mäntelchen umgehängt und seinen dreieckigen Hut aufgesetzt, als er — anstatt hinunter zu gehen, wie er zu thun sich vorgenommen und versprochen hatte — von einer gelinden Unruhe erfaßt wurde. Ihm schien, als ob er die Worte höre, welche der Professor gesagt hatte. Es waren Worte ohne Sinn und ohne Klang, aber feierlich; wie man sie zuweilen, langsam und drohend, im Traume vernimmt, auf die man nicht zu antworten weiß und nicht einmal erwacht. Priester Augustin öffnete instinctiv den

Horaz, schloß ihn aber bei dem ersten Verse wieder, weil er, wenn er es mit Absicht gethan, nicht schlechter hätte ankommen können. Dann nahm er vom Gestell ein anderes Buch, schlug es auf und las:

„Sprich nicht zu mir, Moses oder einer der Propheten, sondern sprich Du zu mir, Herr, mein Gott; denn Du allein ohne diese kannst mich vollkommen unterweisen, während sie ohne Dich nichts entscheiden werden."

Er las und war nicht sicher, recht verstanden zu haben, wie er den heidnischen Spötter nur zu wohl verstand, welcher in der sechzehnten Epistel folgendes Gebet an eine Göttin richtet:

„Holdsel'ge Laverna,
Leihe mir Täuschung, verleih' mir gerecht zu erscheinen und heilig.

Er stellte die „Imitatio Christi" auf das Bücherbrett zurück, legte zwei Finger an den Kragen, der ihm zu eng schien, und trat auf die Treppe hinaus, ohne der Signora Bernarda nur einmal Adieu zu sagen.

Indem er die beiden Stiegen hinunter ging, dachte er, daß er, wenn er sich nicht sehr beeile, zum Tarokspiel zu spät kommen werde. Doch Priester Augustin war auf Alles gefaßt. Er war auch darauf gefaßt, den Professor nicht anzutreffen und betrübte sich nicht darüber; er dachte, daß er seine Visitenkarte ins Thürschloß stecken und morgen früh wiederkommen werde.

Aber beim Klingeln der Glocke erkannte er seinen geheimen Wunsch, und das war, daß der Professor nicht zu Hause sein möge. Statt dessen vernahm er das Geräusch von Schritten hinter der Thür und, ohne zu wissen warum, sagte er zu sich selber: „Muth, Priester Augustin!"

VII.

Der Professor Giorgio öffnete die Thür und sagte verwundert:

„Sie, Hochwürden! ... Danke! ... Treten Sie näher."

Priester Augustin verneigte sich demüthig; aber schon als er den dreieckigen Hut abnahm, fühlte er die ganze Würde des Priesters wiederkommen. Und er sagte nichts, bis sie im Vorzimmer waren.

„Sie werden entschuldigen," sagte er, indem sie in den kleinen Salon eintraten, „daß ich zu dieser Stunde gekommen bin; man hat mir gesagt, daß Sie die Freundlichkeit gehabt haben, nach mir zu fragen, und da bin ich."

„Danke ... danke," stotterte der Professor, und in seinem leuchtenden Auge konnte man viel mehr Dankbarkeit lesen, als ihm gelang, mit Worten auszudrücken. Setzen Sie sich ..."

Der Hochwürdige setzte sich in einen großen Armstuhl, welchen Jener ihm angeboten. Und es behagte ihm nicht übel. Unter vier Augen mit diesem geheimnißvollen Menschen empfand er ein unbestimmtes Vergnügen, sich seiner selbst sicher zu fühlen, sein Gegenüber gerade ansehen zu können und in diesem Armen die Spur Dessen wiederzufinden, welchen, mit seinem Schweigen und seiner goldnen Brille, die Portiersfrau geschildert und welcher nun, nachdem er rings herum Etwas gesucht hatte, vielleicht einen Stuhl, sich endlich in einem kleinen Sessel niederließ. Aber er sprach noch immer nicht; vielmehr schien er,

nach gewissen flüchtigen Blicken zu urtheilen, die sich bald hierhin, bald dorthin richteten, versucht, die Beichte auf ein anderes Mal zu verschieben.

Priester Augustin erinnerte sich, daß es in seinem Amt auch Pflicht sei, den Weg zu solcher Reue, wenn der Wille gut ist, abzuschneiden, und dem Satan den Vorsprung im Gewissen abzugewinnen; er bildete sich ein, seinen Sünder mit den Schultern an die Wand gedrückt zu haben, wenn er ihm drei Worte sagte, welche viel Hingebung, sehr viel Nachsicht und endlich, wenn es irgend möglich sei, eine vollständige Absolution versprächen.

„Reden Sie offen!"

Der Professor lächelte in seiner eigenthümlichen gutmüthigen Weise, welche einen hartnäckigen Feind entwaffnet haben würde, geschweige denn einen freundlichen und wehrlosen Priester. Langsam sprach er wie folgt:

„Wenn ich nicht früher zu Ihnen gekommen bin, so geschah es, weil ich mich meines Wortes nicht Herr genug fühlte; und wenn Sie mich jetzt unsicher sehen, so ist es immer aus demselben Grunde, weil ich so krank gewesen bin . . ."

Er gesticulirte mit den Händen, da es ihm nothwendig schien, seinem Gedanken eine Erläuterung hinzuzufügen; und in der That gelang es ihm fast immer, wie er sogleich erklärte.

„Wenn Jemand, der mir zuhört, die Geduld hat, mich reden zu lassen, so kann ich genügend sprechen, um mich verständlich zu machen; ich finde sogar den Ausgang zu irgend einem der Gedanken, die seit einem Jahr in meinem Gehirn eingekerkert sind. Aber wenn derjenige, mit dem ich mich unterhalte, mich unterbricht, dann bin ich verloren; die Pforte des Ausgangs schließt sich, es folgt in meinem Kopf ein Durcheinander von Worten, in welchem der Gedanke sich verwirrt und aus welchem er sich nicht mehr herausfindet. Es ist eine Krankheit . . . —"

„Seltsam!" murmelte Priester Augustin, welchen schon die ersten Worte des Professors und der schwache Ton, mit welchen sie hervorgebracht wurden, seines ganzen gravitätischen Wesens beraubt hatten. Er hatte sich bis an den vordersten Rand seines großen Stuhles geschoben, um sich besser gegen den armen Kranken vorbeugen zu können, anstatt seine priesterliche Person an die Lehne zurückzustrecken, wie er zuerst gethan.

„Seltsame Krankheit!" wiederholte er; „und wie nennt man sie?"

„Sprachlähmung; aber das ist ein alter Begriff, die Neueren gehen von der Ansicht aus, daß nicht sowohl die Zunge gelähmt, als daß man sich der Worte nicht erinnern kann. Ich bin hier an meinem dritten Stirnwirbel, links, welcher der Sitz des Wortgedächtnisses ist, verletzt; und da ich die Sprache und die Schrift und zuletzt auch das Alphabet vergessen hatte, so war ich gezwungen, mich durch Zeichen auszudrücken, wenn ich nicht blödsinnig scheinen wollte."

„Konnten Sie denn aber denken?"

„O, wie gut! Es war meine Qual und es war mein Trost; Sie können sich nicht vorstellen, wie stark und wie elend man sich fühlt, wenn man länger als ein Jahr so ist. Wenn ich vollkommen hergestellt sein werde — und es geht mir jeden Tag besser — dann werde ich sagen können, daß ich den inneren

Menschen genauer studirt habe, als irgend ein positiver Philosoph es vermöchte. Aber heute hat die positive Philosophie mir ein böses Wort gesagt."

Priester Augustin hatte diesen letzten Satz wohl gehört; aber er verweilte nicht dabei, weil er einen Gedanken verfolgte, der ihm gekommen war. Der Gedanke war ein Verdacht, daß er sich einer Form des Wahnsinns gegenüber befinde. Unbekannt, wie er mit der medicinischen Wissenschaft war, und da er in letzterer Zeit häufig von dem sogenannten räsonnirenden Wahnsinn hatte sprechen hören, glaubte er nun wirklich .. Aber das nachdenkliche Schweigen des Professors veranlaßte ihn zu antworten:

„Darf man erfahren, was die positive Philosophie gesagt hat?"

Der Kranke betrachtete den Priester einen Augenblick, um sich zu vergewissern, ob der spöttische Ton, den er in seinen Worten gefunden zu haben meinte, eine Täuschung sei; dann reichte er ihm ein schwarzgeändertes Circular. Zuerst las Priester Augustin nichts Anderes, als daß ein Professor der Universität, der seinen Sohn verloren hatte, dies seinen Freunden und Bekannten mittheilte. Als er jedoch sah, mit welchen Augen ihn sein Gegenüber beobachtete, las er noch einmal und bemerkte, daß der Tod eines Sohnes von diesem sonderbaren und „tiefbetrübten" Vater genannt wurde: die Vernichtung eines theuren Organismus.

Und der erste aufrichtige Commentar, der über die Lippen des Geistlichen kam, bestand in einem einzigen Worte:

„Dummkopf!"

„Dummkopf! Ja, das ist das rechte Wort," stimmte der Professor bei; „vor einem Jahr, als ich selbst einen so kleinen Wortevorrath noch nicht wieder erlangt hatte, wäre ich glücklich gewesen, es auf einen Bogen Papier geschrieben zu finden, um es meinem Collegen zu schicken. Heute hab' ich kaum die Versuchung gefühlt, und ich habe ihr widerstanden, weil ich viele Worte gefunden habe, zu viele, um diesem Manne der Wissenschaft die Ehrfurcht vor der menschlichen Empfindung, der Empfindung so vieler Väter, welche leiden, zu bezeigen — nämlich: Schweigen."

„Er ist ein Dummkopf!" wiederholte Priester Augustin ohne Bitterkeit.

„Ja, aber er ist ein großer Gelehrter trotzdem; ihm fehlt das Bewußtsein des Bösen, das er thut, das er mir heute gethan hat; er glaubt wohl gar noch, einem neuen Gewissen gehorcht zu haben, welches sie erst in jüngster Zeit entdeckt haben, dem wissenschaftlichen Gewissen."

Während er diese Worte sagte, erhitzte sich sein bleiches Gesicht und er mußte mühsam aufathmen; die Worte, deren er nicht mehr Herr war, schienen, anstatt mit Ungestüm hervorzusprudeln, auf ein Hinderniß zu stoßen; und zuletzt mußte man das Bezeichnete errathen, weil sie nichts mehr als Bruchstücke von Worten waren.

Der Hochwürdige fuhr fort, seine Augen auf das Circular zu heften; und da er noch nicht wußte, ob er seinen ersten Verdacht aufgeben solle, sagte er:

„Wenn er kein Dummkopf ist, so ist er ein Wahnsinniger."

Jetzt war es an ihm, verwirrt zu werden und zu erröthen, und er wollte den eigenen Gedanken erklären.

„Sagen wir lieber: ein Blinder; denn dies ist die Blindheit der Wissenschaft ... glauben Sie nicht auch? ... eine Blindheit, vielleicht dadurch hervorgebracht, daß man einen einzigen Gegenstand zu scharf betrachtet hat ... das ist schon oft vorgekommen, meinen Sie nicht? Dieser Mann der Wissenschaft, welcher, wie Sie mir versichern, sehr gelehrt ist, ist ein Materialist; wahrscheinlich studirt und lehrt er Anatomie oder Chemie oder ...

„Er lehrt Physiologie," unterbrach ihn Professor Giorgio.

„Das habe ich sagen wollen!" schloß Priester Augustin, und rieb sich die Hände, als ob, nachdem er sein Urtheil über die schwierige Sache abgegeben, die Sache selber erledigt sei.

„Und sagen Sie mir," fuhr munter der arme Priester fort, „haben Sie auf diese Mittheilung geantwortet?"

In den Augen des Professors glänzte Etwas wie ein schalkhaftes Vergnügen.

„Ja, und wenn Sie gestatten, werde ich Sie meine Antwort lesen lassen; Sie werden mir Ihre Meinung sagen. Ich bin gleich wieder da."

„Nehmen Sie sich nur die Zeit."

Der Hochwürdige, als er allein war, benutzte die Gelegenheit, um sich Alles noch einmal zu wiederholen.

„Die Krankheit dieses armen Teufels scheint mir doch kein Wahnsinn zu sein, obgleich sie in gewissen Augenblicken eine gewisse Familienähnlichkeit damit hat. Wenn er verrückt wäre, so würde freilich Alles erklärt sein; aber wenn er bei gesunden Sinnen ist, so frag' ich: warum hat er mich in seine Wohnung kommen lassen? Von einer Beichte hat er noch nicht gesprochen. In dem Circular mit dem schwarzen Rande sehe ich keinen Gewissensfall, und es kann auch nicht dies armselige Wort der neuen Philosophie sein, welches ihm Schaden zugefügt hat. Und welchen Schaden hätt' es ihm auch zufügen können?

Unterdessen war der Professor wieder eingetreten und überreichte das Billet, welches er für den Physiologen aufgesetzt hatte.

Es lautete so: „Der Professor Giorgio Silva empfiehlt einem der Wissenschaft theuern Organismus, dem Schmerz Widerstand zu leisten."

Priester Augustin las aufmerksam und verharrte eine Weile in Stillschweigen. Dann sagte er in aller Einfalt: „Wenn ich recht verstanden habe, so ist es das Wort Organismus, welches sich an jenem rächen soll."

„Genau das ist es."

„Ich begreife ... es ist eine Anspielung. Und Sie wollen dieses Billet wirklich abschicken?"

„Ich hatte es geschrieben, um es abzuschicken; aber wenn Sie es nicht für angemessen halten ..."

„Hören Sie; ich bin ein armer Priester, der viele Schmerzen gesehen hat, von Weitem. Indem ich die Lage dieses Gelehrten beurtheile, der nöthig zu haben glaubt, sich seines Materialismus zu rühmen, wenn ihm ein Sohn gestorben ist, so empfinde ich eine Nachsicht, die nicht von meiner Person kommt, sondern ausschließlich von dem Kleide des Priesters. Ich glaube, daß dieser Mann schwer leidet; und ist er aufrichtiger Materialist, so muß sein Schmerz um so größer sein. Warum ihn auch noch strafen?"

Giorgio Silva antwortete nicht; er dachte einen Augenblick nach; dann zerriß er langsam das Billet und gab dem Hochwürdigen die Hand.

„Ich danke Ihnen," sagte er.

Priester Augustin feierte einen bescheidenen Triumph und in seiner Zufriedenheit zog er die Tabaksdose aus der Tasche, um zuerst dem Professor, dann sich selbst eine Prise anzubieten. Er war zufrieden, weil er diesem Materialisten, den er nicht kannte, eine Kränkung erspart, weil er seinen Nächsten zu einem Werke der Barmherzigkeit bewogen und endlich, weil er aus allen Handlungen Giorgio Silva's den untrüglichen Schluß gezogen hatte, daß dieser nicht verrückt sei. Nun, da er Alles in Ordnung gebracht, würde er haben gehen können, wenn er gewollt; aber die große kupferne Uhr sagte ihm, daß ihm noch eine halbe Stunde zum Plaudern bliebe, um frühe genug zu der Partie zu kommen.

„Haben Sie Eile, Hochwürden?"

„Durchaus nicht, ich habe meine ganze Zeit zur Verfügung; ich freue mich sehr, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben, und werde noch einen Augenblick bleiben, wenn ich Ihnen nicht zur Last bin. Erzählen Sie mir ein wenig von Ihrer Krankheit, wie sie angefangen hat, woraus sie entsprungen ist . . ."

„Aus geistiger Arbeit, Kummer und Einsamkeit."

„Ach!"

„Als ich sehr viel arbeitete, war ich sehr glücklich. In meinem Hause schallten die frohen Stimmen meiner Kinder, leuchtete das Lächeln meiner Todten. Es war eine gute Zeit."

Indem er dies sagte, hatte das langsame Wort des Professors keinerlei Tonfall, was anzudeuten schien, daß ihn die Erinnerungen heftig bewegten; es war starr und gleichmäßig wie die geschehenen Dinge, welche das Unglück schafft. Priester Augustin fühlte, nicht aus freiem Herzen, sondern aus seinem ganzen Selbst eine Welle tröstender Worte hervorquellen; er hatte ein großes Verlangen, dieses arme, müde Haupt an seine Brust zu drücken und in seinem Erbarmen war eine Spur natürlichen Gefühls.

Aber der Professor hatte kaum inne gehalten, als er mit unverändertem Tone schon wieder fortfuhr:

„Nun ist Alles zu Ende; meine Lieben sind auf dem Kirchhof. Ich hatte geglaubt, daß ich bald mit ihnen wieder vereinigt sein würde; aber ich war nur krank. Der Glauben, der mich niemals verlassen hatte, hielt mich am Leben; ich arbeitete; wenn ich müde war, rief ich meine Todten; sie eilten herbei und ich fühlte, wie sie Einer nach dem Anderen kamen. Sie sprachen wechselsweise mit lauter Stimme. Indem ich den Schlaf lange Stunden erwartete, und kaum wach, sagte ich: ‚meine Kinder, seid Ihr da? Und Du, mein Püppchen?' Dann strich mir über das Gesicht ein frischer Hauch. Ein Doctor sagte mir, daß das nicht der Glauben sei, sondern der Hypnotismus, eine Art von Nervenüberreizung. Um der Krankheit vorzubeugen, welche sich vorbereitete, gab er mir ein gutes Recept: an nichts zu denken, nicht zu arbeiten, mich zu zerstreuen. Trotz dieser Vorschrift, als ich eines Tages zu meinem Drucker sagen wollte: „ist nichts mehr zu thun?" — war es mir unmöglich, etwas Andres hervorzubringen, als ungeordnete Laute. Ich hatte das Wortgedächtniß verloren,

während alle anderen Fähigkeiten, einschließlich der Idee der Worte mir unversehrt geblieben; so sehr, daß, während ich, noch auf den Beinen stehend und mit gekreuzten Armen, hinzufallen erwartete, um in die andre Welt zu gehen, ich mir innerlich antwortete: ‚Professor Giorgio, es ist nichts mehr zu thun; Du hast genug gethan.‘ Von diesem Augenblick an begann meine Krankheit."

„Seltsam, seltsam!" wiederholte der alte Priester.

„Ich hatte zuletzt das Alphabet verloren; aber von da in wenigen Tagen fand ich zwei Worte, und es waren zwei Worte des Glaubens: heiliger Gott!"

„Seltsam, seltsam!"

„Wenn ich von meiner Krankheit spreche, so geschieht es, weil sie meinen Glauben groß gezogen hat. Sie begreifen, Hochwürden, daß ich, so lange Zeit in Schweigen verharrend, Muße hatte, zu beobachten, wie der menschliche Geist sich bewegt. Ich sagte zu mir: krank ist nur der Ausdruck der Gedanken, nicht der Gedanke selber, welcher die Seele ist. Und deswegen freute ich mich, krank zu sein, weil ich wußte, daß ich, wenn ich wieder gesund werden sollte, meine ganze Seele gefunden haben und, wenn ich sterben sollte, die meiner Lieben wieder finden würde."

Priester Augustin war ganz zufrieden, als er hier, mit zu großer Langsamkeit vielleicht — denn die Zeit verging und die Freunde beim Tarok warteten — aber in gutem Glauben gewisse Gedanken aussprechen hörte, welche ihm selber schon manchmal flüchtig begegnet waren, ohne daß er die Nothwendigkeit empfunden hatte, sie in der Nähe zu betrachten. Der Professor fuhr fort:

„Mag es immerhin sein, was die Materialisten von der Seele sagen, daß nämlich das menschliche Gehirn vermittelst so vieler Lappen und einer unendlichen Menge von Zellen arbeitet; und daß, wenn ein Lappen verletzt, eine Zelle zerstört ist, die entsprechende Fähigkeit paralysirt sei — aber das zerstört doch die Seele nicht; es bezieht sich nur auf die Art ihrer Fähigkeit. Ich sagte: das Wortgedächtniß ist in mir verletzt, aber der Gedanke lebt von sich selber und, der Aeußerung beraubt, versteht er doch, achten Sie darauf, Hochwürden, versteht er die Worte, die ihm fehlen. Das ging in mir während der ersten Tage vor, als die Krankheit die Methode der Forschung vereinfacht hatte, indem sie dieselbe auf die directe Beobachtung zurückführte; und jetzt, wo ich fast wieder geheilt bin, kostet es mich, wenn ich mir jene merkwürdige Erscheinung vorstellen will, eine große Anstrengung des Nachdenkens, fast eine Abstraction, und ich sehe den Tag kommen, wo ich selber zweifelhaft sein werde, ob ich mich nicht getäuscht habe. Haben Sie wohl verstanden, Hochwürden?

Priester Augustin hatte nicht viel verstanden; aber er fuhr fort, zufrieden zu sein, daß ein Mensch von gutem Glauben und von Urtheil sich bereit gefunden hatte, nach dem Eingang zu der großen Wahrheit zu forschen. Und er gestand freimüthig:

„Wenn Sie von Lappen und Zellen sprechen, so verstehe ich allerdings wenig; aber alles Uebrige . . . ."

Hätte er den Satz vollendet, so würde er nicht mehr ehrlich gewesen sein; deswegen vollendete er ihn nicht.

„Merken Sie auf das, was ich Ihnen sage, ich, der ich alt bin und in Ge-

mäßheit meines priesterlichen Amtes viel menschliches Elend habe sehen und mit dem göttlichen Worte heilen müssen: Sie sind glücklich, weil Sie den Glauben haben, und Sie haben ihn, weil Sie ihn gesehen und erfaßt haben."

Giorgio Silva schüttelte den Kopf und machte den Priester Augustin sehr staunen, als er sagte:

„Ich hatte ihn, aber ich habe ihn nicht mehr. In diesen letzten Monaten habe ich die Materialisten widerlegen wollen, welche den freien Willen verneinen und der Menschheit die Flügel gestutzt haben, indem sie ein andres Leben leugnen; ich habe bestätigen wollen, daß die Seele des Menschen und der Welt unzerstörbar sei. Jeden Tag habe ich mir einen neuen Gegner vorgestellt und immer habe ich triumphirt. Ich ward unwillig, daß eine gewisse positive Forschung, anstatt sich mit der Beobachtung zu begnügen, das Gebiet der Philosophie betrete; und es betrübte mich, daß gewisse Philosophen die ganze menschliche Empfindung verheerten. Ich habe gekämpft, damit man mir wenigstens den Tod, wenigstens die Hoffnung lebendig lasse. Aber ich bin vielleicht zu erschöpft und habe Jemanden nöthig, der mich unterstütze. Wenn Sie ein göttliches Wort wissen, welches mir wohlthun kann, sagen Sie mir's."

Ach, armer Priester Augustin!

Göttliche Worte wußte er genug auswendig, italienische und lateinische, und er glaubte, daß es hinreiche, wenigstens ein paar zu finden, um die Wunde zu heilen, welche dieser Professor sich mit dem eigenen Messer gemacht hatte.

Und er sagte ihm:

„Sie haben zum Spiel fechten wollen mit der Medicin, mit der Philosophie, mit der Anatomie, was weiß ich, in Summa mit Waffen, mit denen Sie nicht vertraut waren; und darum haben Sie sich verletzt. Entschuldigen Sie, wollen Sie mir sagen, was Sie an der Schule gelehrt haben?"

„Literatur."

„Das freut mich. Sie hätten auf dem eigenen Gebiet kämpfen sollen und Sie würden sich nicht beschädigt haben; Horaz, Lucrez, Virgil, alle diese großen Alten könnten es Ihnen darthun."

Umsonst; er hatte seine kleine Rede nicht gut eingeleitet. Die unvorhergesehene Bitte hatte ihn so in Erstaunen gesetzt, daß ihm nicht einmal die bekanntesten der göttlichen Worte mehr einfielen; und deswegen hatte er versucht, sich an einigen profanen Worten zu stärken. Aber zuletzt versagte ihm in dieser Conjunctur auch die heidnische Poesie; nur dieser Vers des Horaz wandelte ihm noch durch den Kopf:

Da mihi fallere, da justum sanctumque videri.

Diese Anrufung der Göttin der Schelme war Alles, was ihm eingefallen, bevor er sich wieder zu dem schrecklichen Gespräch herbeiließ.

Giorgio Silva wollte etwas Anderes. Wenn er in dieser seiner äußersten Noth zu den Worten eines Priesters Zuflucht genommen hatte, so wollte er dieses Wort des Glaubens, und kein anderes.

Er verneinte mit dem Kopfe so nachdrücklich, daß der alte Priester gezwungen war, sich zu unterbrechen.

„Nein, Hochwürden, es handelt sich nicht darum. Ich muß Ihnen bekennen,

daß ich nicht weiß, ob ich Christ bin; vielleicht ja; gewiß aber bin ich nicht Katholik; ich bin bis zuletzt gläubig gewesen, aber gläubig auf meine Weise, in einer Religion des Herzens und des Gedankens. Ich habe gedacht, daß Sie, wenn Sie erst mehr von mir gesehen hätten, und da Sie Ihr ganzes Leben hindurch mit nichts Anderem beschäftigt gewesen, als mit der unsterblichen Seele, auch einer helfen könnten, welche schwankt und so sehr bedarf, sich an dem eigenen Glauben zu halten. Und deswegen, deswegen allein, habe ich es gewagt, Sie zu belästigen."

Und noch einmal: armer Priester Augustin!

„Schon längst hatte die Schädellehre gefragt, ob der freie Wille nicht eine Komödie sei, was Sie sicherlich wissen; aber vielleicht wissen Sie nicht, daß die Physiologie mit einer Reihe von Versuchen der jüngsten Zeit behauptet hat, der freie Wille müsse unter das alte Eisen geworfen werden."

„Hat sie das behauptet?" murmelte der Priester Augustin.

„Sie hat es behauptet und glaubt es bewiesen zu haben, indem sie eine Reihe von Lähmungserscheinungen darstellte, welche durch einfache Suggestion bei hypnotischen Subjecten hervorgebracht waren."

Einfache Suggestion, hypnotische Subjecte, das waren Worte, welche der Hochwürdige noch niemals hatte aussprechen hören — und er bekannte es in aller Demuth. Als Giorgio Silva sich etwas deutlicher ausgedrückt hatte, sagte Priester Augustin, sehr ernsthaft:

„Ich verstehe; es handelt sich um den thierischen Magnetismus."

Und es schien ihm, als ob er nun Alles erklärt habe, weil auch ihm begegnete, was sich so oft in der Medicin und Philosophie ereignet, nämlich zu glauben, daß eine Lücke des Gedankens oder der Wissenschaft sich derart ausfüllen lasse, daß man keine Spur davon mehr sieht, und zwar einzig und allein durch — ein Wort.

Aber der Professor war unversöhnlich.

„Um beim Magnetismus zu bleiben: zwei französische Doctoren, Binet und Feré, wirkten auf eine magnetisirte Frau so ein, daß diese das Wortgedächtniß verlor, welches eben auch ich verloren hatte; als sie dieselbe weckten, bemerkten sie, daß die Frau weder sprechen noch schreiben konnte und daß alle mit dem dritten Stirnwirbel, links, correspondirende Bewegungen gelähmt seien. Haben Sie verstanden, Hochwürden?"

Priester Augustin senkte den Blick in einen Abgrund, der sich ihm vor den Füßen geöffnet hatte; er schwieg und bewegte sich nicht, damit der Dämon ihn nicht in die Tiefe ziehe.

„Die beiden Doctoren haben mehr gethan."

„Was haben sie denn noch gethan."

„Sie haben die Lähmung durch einen Magnet aufgehoben, den sie in die Nähe des rechten Armes brachten; allmälig, wenn der Magnet sich näherte, erlangte die Patientin das Wort wieder, wenn er sich entfernte, verlor sie es nach und nach. Diese beiden Doctoren sind nicht aus der Hölle gekommen, sie leben noch in Paris und wollen aus den gemachten Beobachtungen keinerlei Schlußfolgerungen ziehen. Und darin verfahren sie weise . . . Aber zu dieser Stunde

hat Einer, der sich weiser dünkt als sie, der Welt verkündet, daß der freie Wille davon gegangen sei, daß die menschliche Seele nicht nur dem Willen eines Anderen, sondern auch einem Stück Magnet gehorche. Und denken Sie ein wenig nach, Hochwürden, wenn der freie Wille wirklich davon gegangen ist, was wird dann aus der unsterblichen Seele?"

Priester Augustin versuchte nicht, irgend eine von den Argumenten der Naturwissenschaft und der Philosophie zu bekämpfen; aber aus Instinct ergriff er die Saite, die noch in dieser Ruine nachklang.

„Ich bin ein armer Priester; ich weiß nichts, ich kann mich nicht mit der Wissenschaft herumschlagen; ich will nicht einmal sagen, daß die Wissenschaft nicht unfehlbar ist, daß sie sich häufig geirrt hat, weil das, was zu einer gewissen Zeit die Wissenschaft war, sich heute als Lüge herausstellt — das will ich nicht sagen; aber ich sage Ihnen die Worte der Nachfolge Christi: ‚Sprechet nicht zu mir, Ihr Propheten, sondern sprich Du zu mir, Herr, mein Gott; denn Du allein ohne diese kannst mich vollkommen unterweisen, während sie ohne Dich nichts zu entscheiden vermögen.'

Und indem er diese Worte sprach, hatte er Thränen in den Augen und fühlte sich begeistert.

Nach einem kurzen Stillschweigen fügte Priester Augustin hinzu:

„Sie haben mich um ein göttliches Wort gebeten; ich weiß nur Eines: das Gebet. Beten Sie, wie Sie wollen: stellen Sie sich ans Fenster und betrachten Sie den ausgestirnten Himmel, rufen Sie innerlich Ihre Kinder, Ihre geliebte Freundin, und beten Sie, beten Sie viel. Warten Sie, bis die Gedanken sich geordnet haben; denken Sie heute nicht mehr, es wird sich morgen besser denken."

Der Professor schwieg und Priester Augustin, die Hände desselben ergreifend, stammelte:

„Ich verlasse Sie jetzt, Herr Professor; man erwartet mich; die Stunde ist sogar vorüber, ich muß mich eilen."

„Danke, danke, danke," sagte Giorgio Silva, den Kopf erhebend; „Ihre Worte sind mir ins Herz gedrungen."

„Das habe ich mir denken können," sagte der Hochwürdige mit einem Uebermuth, welchen ein wehmüthiges Lächeln Lügen strafte.

Endlich ging er aus der Thür, ohne ein Wort zu sagen, verneigte sich auf dem Treppenabsatz und ging eine Stiege hinab. Dann, anstatt zum Apotheker zu eilen, wo der Tarok ihn erwartete, stieg er wieder hinauf.

VIII.

Es würde unmöglich gewesen sein, zu einer so ungewohnten Stunde nach Hause zu kommen, ohne daß Bernarda sich sehr gewundert hätte; aber Signora Bernarda, Severino Amatore und Bortolino waren, auch ihrerseits, ein wenig spazieren gegangen. Um diese Stunde erfreuten sie sich wahrscheinlich des herrlichen Apriltages, und Priester Augustin war es unbenommen, sich der Einsamkeit zu erfreuen.

In der ganzen Wohnung war Niemand zurückgeblieben, außer dem Kater,

welcher, da er Geräusch vernahm, sich im kleinen Saal sehen ließ, um mit einem Miau zu sagen, daß er sich langweile.

Und Priester Augustin bückte sich, um den verlassenen Kater zu streicheln, welcher ihm dreimal zwischen den Beinen durchlief, unter dem langen Rock, bevor er es sich auf dem Canapee bequem machte.

Der Hochwürdige ließ ihn machen und setzte sich auf den alten Großvaterstuhl vor den Tisch. Aus dem offenen Fenster sah er, im Dämmerlicht, den Glockenthurm von Sant' Angelo, welcher sich, im Schweigen fragend, gen Himmel hob. Binnen Kurzem würde er mit seiner tiefen und gelassenen Stimme das Ave Maria gesagt haben.

Dem Geiste des alten Priesters ging das Bild seiner Genossen vom Tarok vorüber, welche um diese Stunde, nachdem sie umsonst die Uhr zu Rathe gezogen, sich wohl anschickten, ohne ihn zu spielen.

Priester Augustin war sicher, daß er weise gehandelt haben würde, den von ihm selbst dem Professor gegebenen Rath zu befolgen; er wußte wohl, daß, wenn es ihm möglich gewesen wäre, den Rest des Tages nichts mehr zu denken, bis in den späten Abend Tarok zu spielen, und hierauf das Fenster weit zu öffnen, und — die Augen auf den unermeßlichen Altar geheftet — zu beten, daß er dann vielleicht das göttliche Wort gefunden hätte, zu welchem er sich in seiner priesterlichen Eigenschaft verpflichtet fühlte. Und wenn er es gefunden, vielleicht im heiligen Augustin, oder vielleicht im heiligen Thomas, oder in den alten Büchern des Seminars, dann wäre er fröhlich die Treppe hinuntergestiegen, um es diesem Kranken des dritten Stocks zu bringen, und es in dem eigenen, erschreckten Gewissen zu wiederholen. Aber die neue Unruhe war stärker als die Gewohnheit.

Er hatte noch nicht angefangen zu denken. Er blieb auf dem wurmstichigen Lehnstuhl, die Augen der phantastischen Erscheinung des Thurmes zugewandt, der noch immer schwieg. Endlich erwachten zwei Glocken, um zum Gebet aufzufordern; sie waren alle beide langsam, die eine ernst und feierlich, wie die Stimme des ergebenen Alters, die andere jugendlicher und klagender.

Priester Augustin wollte das Ave Maria sagen; aber er dachte, daß jeden Abend diese beiden Stimmen in sein Zimmer kämen, wenn er beim Tarok gewann, und er begnügte sich, das wollene Mützchen abzunehmen und den Kopf auf die Brust zu senken.

So verblieb er, bis die letzten Klänge sich gänzlich in der Luft verloren hatten.

Jetzt regte sich ein Holzwurm, der in der Lehne des alten Stuhles wohnte, und der bejahrte Priester lauschte auf diese demüthige Stimme. Sagte sie mit dem Prediger: Fili, peccasti?

Der Schatten war um ihn gewachsen, aber er sah noch den gespenstischen Thurm, das unsichere Weiß eines geöffneten Buches, welches entfernt schien, und ein anderes Weiß, welches nahe schien, und das war die schöne Venus.

Die Stimme fragte noch einmal: Fili, peccasti?

Und Priester Augustin beichtete mit lauter Stimme.

„Ja, ich habe gesündigt. Ich habe mein Leben, welches ganz der Kirche

und Dein sein sollte, o Herr, schlecht angewandt. Du hattest mir die Gnade verliehen, Dich jeden Tag fragen zu dürfen, Du hattest mir das große Buch aufgethan, damit der Blick sich darein vertiefe, Du hattest in meine Hände gelegt die Bücher der Apostel, der Propheten und der Kirchenlehrer, damit ich daraus einen Panzer gegen die Ketzerei machen und meinen Nächsten und mich selber vertheidigen könne. Und nun siehe, wie ich Dir's vergolten habe! Es genügte ein einziges Wort der Wissenschaft, um den Zweifel in meiner unsterblichen Seele zu erzeugen.

„Ja, ich habe gesündigt. Der Zweifel hat mich gefragt und ich habe nicht zu antworten gewußt. Es ist der Wissenschaft allzu leicht geworden, über diesen Priester zu triumphiren, der zur Schlacht nicht vorbereitet war. Aber dennoch glaub' ich an Dich, glaube, daß die wahre Wissenschaft Dein Werk ist, wie es die wahre Religion ist; glaube, daß Du der Menschheit einen fernen Tag bestimmt habest, an welchem die Religion, welche bis dahin behutsam hat vorschreiten müssen, und die Wissenschaft, welche zuviel sowohl behauptet als verneint hat, einander die Hände reichen werden, beide von dem großen Licht erleuchtet, und daß sie, also vereint, das vollkommene menschliche Gewissen ausmachen werde."

Er schwieg eine Weile; aber er fügte demüthig hinzu, da es ihm schien, als ob in seinen Worten ein ganz klein wenig Ueberhebung zu erblicken sei:

„Priester, welche Deines Wortes beflissener, würden die Folgerungen dieses Nervenkranken, der die Menschheit von heute darstellt, zu Boden geschlagen haben. Und nicht nur die Priester und die Philosophen, sondern auch die Mediciner selbst, die Physiologen und die Chemiker, und alle Anderen, welche sich nicht von einer neuen Entdeckung erschrecken lassen. Ich allein, ich unwürdiger Priester, habe nicht mit Deiner Stimme sprechen können, weil ich nichts davon weiß, und was ich davon wußte, vergessen habe. Ich habe eine Bibel in meinem Hause und habe den Schlüssel dazu verloren; der heil. Anselmus, der heil. Augustinus, der heil. Hieronymus, alle zusammen sagen mir nichts mehr. Nun ist es spät und ich werde in Kurzem dahingehen; aber wenn Du Dich zu mir wendest, o Herr, so kann das bischen Leben, welches mir bleibt, nützlich angewandt werden."

Er hatte ohne Emphase gesprochen, aber mit tiefer Stimme; und als er schwieg, bemerkte er, daß auch der Holzwurm schwieg.

Es schwieg auch eine Weile sein Gewissen. Hierauf sprach in dem alten Stuhl und in dem alten Priester lange noch eine gleiche Stimme. Und der Hochwürdige lauschte schweigend.

Als seine Wirthe von ihrem Spaziergange heimkehrten, waren sie sehr erstaunt, den Priester Augustin zu Hause zu finden.

„Sie hier, Hochwürden?" sagte Severino Amatore.

„Sie waren hier ganz, ganz allein im Dunkeln!" rief Bernarda aus, indem sie ein Licht brachte.

„Ich habe mich sammeln wollen," erwiderte der alte Priester.

Aber dieses Wort, welches ihm so oft gedient hatte, erschien ihm nicht aufrichtig, wenn es auch die Wahrheit war; und er verbesserte sich daher einfacher:

„Ich habe nachdenken wollen."

„Sie denken zu viel," bemerkte Bernarda; „Sie studiren zu viel."

Priester Augustin neigte das Haupt und lächelte.

„Ich sage nicht so, Signora Bernarda; ich bin ein unwissender Priester, ich habe wenig studirt und viel vergessen."

„Hör' ihn, hör' ihn, auch Du, Bortolino!"

Bortolino seinerseits hatte viel studiert und nichts vergessen.

„Wie viele Cardinaltugenden gibt es, und welche sind es?

„Vier: Weisheit, Gerechtigkeit, Festigkeit, Mäßigkeit."

„Warum heißen sie Cardinaltugenden?"

„Weil sie wie die Angeln (cardini) sind, auf die sich alle anderen Tugenden stützen."

„Von welcher Art sind die guten Werke?"

„Von dreierlei Art: Gebet, Fasten und Almosen."

„Macht drei!" rief Bortolino; und triumphirend fügte er hinzu: „der jüngste Tag umfaßt noch diese vier: Tod, Gericht, Hölle und Paradies. — Te o to, finito! Ende gut, Alles gut."

Bortolino Amatore hatte das mit einem Anflug von Würde verkündet, die ihm vortrefflich stand; Priester Augustin aber bei diesen Worten sich von einer Last bedrückt gefühlt, gegen welche er sich dennoch nicht aufzulehnen versuchte, als Bortolino fortfuhr:

„Die Glaubenslehren weiß ich ganz auswendig; fragen Sie mich."

„Bernarda klatschte in Gedanken Beifall, Severino kicherte.

„Vor Allem erlaube mir, daß ich meine Schuldigkeit thue," sagte der Hochwürdige und holte die Düte mit Caramellen aus dem Schranke.

„Nelken!" beeilte sich Bortolino zu rufen.

Aber Priester Augustin, welcher aufmerksam bis auf den Boden der Düte geblickt hatte, war großmüthig, wie er noch nie gewesen.

„Es sind noch fünf Caramellen darin; sie gehören Dir."

„Fragen Sie mich," gebot Bortolino, ihm den Katechismus hinreichend.

Und der alte Priester war gezwungen zu gehorchen.

Er schwieg eine Weile; dann sagte er:

„Wo ist Gott?"

„Gott ist im Himmel, auf Erden und aller Orten," versicherte Bortolino.

„Gut!" sagte der Hochwürdige und schlug ein Blatt um. „Was erleidet man in der Hölle?"

„Die Entfernung von Gott, das ewige Feuer, jedes Uebel, ohne irgend etwas Gutes."

„Bravo!" Und, indem er zwei Blätter umschlug, fügte er hinzu: „Wodurch erhalten wir den Glauben in uns lebendig?"

Bortolino antwortete, ohne viel nachzudenken:

„Dadurch, daß wir häufig Handlungen des Glaubens vollbringen."

Priester Augustin schwieg; zerstreut durchblätterte er den ganzen Katechismus, hierauf sagte er:

„Bravissimo! Die Caramellen gehören Dir. Und nun können wir uns anschicken, zu lernen, wie die Messe bedient wird."

„Ich weiß es schon!" sagte der Spitzbube; und da er die Winke, die seine Mutter ihm mit den Augen und dem Munde gab, nicht bemerken wollte, fuhr er fort: „ich weiß, was das Meßgewand ist; ich weiß, was das Chorhemd ist; ich weiß, was das Meßbuch und das andere dicke Buch ist, aus welchem Sie die Gebete lesen; ich weiß Alles; die Mama hat mir Alles gezeigt; ich kenne auch die kleinen Fläschchen, das Tabernakel, den Kelch, die Monstranz, Alles."

Noch einmal bravo, Bortolino!"

„Es sollte mich nicht wundern," bemerkte Papa Amatore, „wenn meine Frau ihn auch mit einigen Versuchen eingeweiht und alle Tage, nachdem sie den Tisch gedeckt, ihr Söhnlein hätte niederknieen lassen, ihm sagend, daß der Eßtisch der Abendmahlstisch sei."

„Es ist wahr!" beeilte sich Bernarda zu sagen, aus Furcht, daß der künftige Cleriker ihr zuvorkommen würde; „es ist wahr, daß ich ihm Einiges gezeigt habe. Mir scheint nicht, daß ich damit ein Sacrileg begangen."

Priester Augustin versicherte sie, daß sie nichts Böses gethan habe.

„Alles geht gut," sagte er hierauf sehr langsam; „morgen wollen wir ordentlich anfangen und ich hoffe, daß wenige Lectionen genügen werden."

Bernarda und Severino hatten noch eine Neugier zu befriedigen, bevor sie ihrem Kostgänger erlaubten, zu Bett zu gehn.

„Richtig, haben Sie den Professor zu Hause getroffen?"

„Ja, Signora Bernarda."

Er sagte nicht mehr; aber der Beamte der Oberitalienischen Eisenbahn beharrte mit ambrosianischer Ungezwungenheit:

„Sagen Sie, hat er gebeichtet?"

„Er hatte einen Zweifel und jetzt hat er ihn nicht mehr."

„Begreifst du nicht, daß man dergleichen Fragen nicht stellen soll?" sagte Bernarda; „Du verlangst wohl gar noch, daß Priester Augustin uns erzähle, welcher Art der Gewissensfall gewesen und wie er ihn geheilt habe!"

„Frau, Du irrst; der Hochwürdige selbst wird Dir sagen, daß wir Alle, so viel wir unserer auch sind, mehr oder weniger dasselbe Amt versehen; er in der Kirche, ich in der Verwaltung; und wenn Einer irgend Etwas in Ordnung gebracht hat, sei es eine Gewissenssache oder ein altes Fahrgeleise, und er sagt es, ohne sich dessen zu rühmen, so schadet er damit Niemandem."

„Ja, das ist wahr," sagte der Hochwürdige bescheiden; „der Professor hat mich über eine schwierige Sache befragt, und ich weiß wahrhaftig nicht, ob ich ihm in dem richtigen Tone geantwortet habe; indessen er ist zufrieden und hat mir sogar gesagt, daß meine Worte ihm ins Herz gedrungen seien."

„Nun, was hab' ich gesagt?" frohlockte die gute Frau.

„Ich weiß nicht, wie ich es gemacht habe," fuhr mit trauriger Geberde der alte Priester fort; „ich habe gesprochen, wie ich es weiß und kann; ich erinnere mich nicht genau, welche Worte ich gebraucht habe; die Thatsache ist,

daß es sich um Philosophie handelte und daß ich nicht zufrieden mit mir selber bin."

„Der Professor aber ist es doch!" sagte Bernarda.

Statt zu antworten, senkte Priester Augustin das Haupt; und Papa Amatore schloß, mit dem Auge blinzelnd:

„Wenn es sich um nichts Anderes handelt, als Philosophie, so können Sie sich beruhigen, Hochwürden."

„Ja," fügte mit leiser Stimme Bernarda hinzu, welche sich stark fühlte in der, aus einer gleichen Ergebung hervorgegangenen Vertraulichkeit; „ja, Hochwürden, diesmal hat Severino Recht; mir scheint, daß auch er zufrieden sein und in einem Athem schlafen könne."

Abermals allein geblieben, trat Priester Augustin an das Fenster und stand eine Weile, die Augen empor gehoben.

Er versuchte, sich die Worte zurückzurufen, welche in das Herz Giorgio Silva's gedrungen: „stellen Sie sich ans Fenster, rufen Sie innerlich zu sich Ihre Kinder, Ihre Freundin — betrachten Sie den Himmel und beten Sie, beten Sie viel."

Und es schien ihm, daß es nicht das Verdienst der Frömmigkeit sei, die sie vorgebracht, sondern des Herzens, das sie in sich aufgenommen, wenn diese Worte eine Wunde geheilt hatten.

Eine tiefere Wunde hatte er, der Priester, der Arzt, sich selbst gemacht.

„Rufe innerlich zu Dir Deine Kinder, Deine Freundin," hatte er ihm ohne Bitterkeit gesagt.

Oft hatte er versucht, sich vorzustellen, wie sein Vater und seine Mutter, die er nicht mehr gekannt, ausgesehen haben mochten. Daran dachte er auch jetzt lange. Dann wollte er in der Heerschar der Todten einen Freund erspähen, der ihm sehr theuer gewesen, und fand ihn nicht. Und nun glaubte er sich völlig allein.

Er schloß das Fenster und ging zu Bett.

Horaz sagte ihm nichts und Priester Augustin erwartete den Schlaf, indem er murmelte: „Heiliger Gott!" Das war sein ganzes Gebet.

IX.

Von diesem Tag an begann ein neues Leben für Priester Augustin.

Inzwischen waren, am anderen Morgen, die sardischen Freunde in die Wohnung des Priesters geeilt, welcher ihnen mitgetheilt hatte, daß die Tarokpartien ein Ende nehmen müßten, da er anderer Sorgen zu warten habe.

Einer von den sardischen Freunden, der Zollbeamte (Irrthum vorbehalten), war dringender geworden und hatte der Sache auf den Grund kommen wollen.

„Welch' andre Sorgen können Sie haben? In Ihrem Alter ist die beste Sorge die, auf den Füßen zu bleiben, so lange man kann."

„Und wenn man sagt, auf den Füßen bleiben, so ist das nur eine Redensart," bemerkte ein anderer sardischer Freund, der Anwalt des Fiscus. „Man bleibt auch auf den Füßen, wenn man sitzt und eine Tarokpartie macht."

Der Hochwürdige hatte sich nach Kräften vertheidigt, im Geiste seiner Landsleute jedoch den Gedanken zurückgelassen, daß der Osilesische Priester vom Erzbischof zum redde rationem aufgefordert worden sei, weil er die Hinterstube des Apothekers zu häufig besucht habe.

Er hatte dem Horaz und anderen lateinischen Dichtern den Abschied gegeben, um sich mit seinem Heiligen auszusöhnen. Es hatte ihm immer geschienen, als ob der Bischof von Hippo dieses Gute vor den anderen Lehrern der Kirche voraus habe, daß er wie ein einfacher Sterblicher spreche; er las die „Bekenntnisse" wieder, fand in den „Selbstgesprächen" den Ursprung der berühmten Cartesianischen Methode und als er den „Dialog zwischen Augustin und der Vernunft" auswendig gelernt hatte, sah er in Augustin sich selber und in der Vernunft abermals sich selber.

So hörte er jeden Abend, bevor er die Augen zum Schlafe schloß, Augustin wiederholen:

„O Gott, der Du Dir immer gleich bist, mache, daß ich mich erkenne, mache, daß ich Dich erkenne."

Manchmal kam ihm ein schlimmer Gedanke, der übrigens auch vom heil. Augustin war, und sich in der Form eines Gebetes darstellte:

„Mein Gott, erleuchte die Nacht eines Elenden, damit ich wisse, was Du nicht weißt!"

Er hatte sich den vergessenen Studien wieder zugewandt, aber ohne Methode; oder vielmehr, er hatte sich noch so stark erhalten, daß er selber keinen Theil an dem Redewirrwarr nahm, welchen die von ihm durch einander befragten Kirchenväter in seinem Innern anrichteten.

Ihm blieb dieser einzige, instinctive Gedanke, daß in religiösen Dingen die Vernunft trügerisch, und das Gefühl die Wahrheit sei.

Im Seminar hatte man ihm zu seiner Zeit die Unsterblichkeit der Seele mit verschiedenen Vernunftgründen bewiesen und Priester Augustin nahm die Theologie wieder zur Hand, um sich jener aufs Neue zu erinnern. Er that noch mehr; er wiederholte im „Monologium" des heil. Anselmus den berühmten, aus dem Begriff der Unendlichkeit gefolgerten Beweis für das Dasein Gottes.

Und als ihm eine Seite der „Bekenntnisse" seines eigenen Heiligen unter die Augen gekommen war, in welcher Ambrosius dem Augustinus räth, die Prophezeiung des Jesaias zu lesen, da wollte der Osilesische Priester sie gleichfalls lesen. Aber er hatte nur die Bibel vom Jahre 1500, und was auch Severino Amatore denken mochte, der alte Priester hatte wirklich den Schlüssel dazu verloren.

Eines Tages, bei Tisch, war der Eisenbahnbeamte höchlich erstaunt, seinen Kostgänger in aller Offenherzigkeit sagen zu hören:

„Vielleicht haben Sie einen kleinen, hohlen Schlüssel, um die alte Bibel zu öffnen. — Sie wissen, die Bibel, die Sie bei mir gesehen haben."

Severino Amatore dachte vielerlei auf einmal:

„Der Priester will mir Etwas aufbinden; er weiß, daß es unmöglich ist, einen Schlüssel zu finden, der zu einem solchen Buche aus dem Jahre 1500 paßt; oder vielleicht hat er den Schatz schon auf die Seite gebracht."

Aber dennoch, um zu sehn, wie die Komödie enden würde, gab er zur Antwort:

„Ich muß viele Schlüssel derart haben; wir können sie alle probiren; aber wenn die Bibeln vom Jahre 1500 ein bischen Vernunft gehabt und sie behalten haben, so werden sie sich nicht von einem Kofferschüssel des 19. Jahrhunderts öffnen lassen. Was meinen Sie dazu?"

„Es war ein sehr einfacher Schlüssel," antwortete Priester Augustin, immer noch mit derselben Unbefangenheit. „Er war klein und hohl. Wir können ja probiren."

Sie probirten und der Versuch gelang ohne große Mühe. Die Bibel vom Jahre 1500 öffnete ihr Geheimniß der ganzen Familie Amatore.

Priester Augustin war erfreut, ihnen die Bilder, eines nach dem anderen, zeigen zu können, und fügte viele Erklärungen hinzu, während die Familie Amatore mit den Händen greifen konnte, daß es wohl kostbare Holzschnitte seien, aber daß die Bibel sonst keinen Schatz verberge.

Und Severino fand sich in der That darein mit seiner niemals verleugneten Aufrichtigkeit:

„Ich glaubte wirklich, wissen Sie, daß Sie in dieser Bibel Ihren Sparpfennig versteckt hätten; aber ich war einfältig; nicht umsonst ist ja die Volksbank da."

Der Hochwürdige hob die Augen zur Decke und sagte:

„Großer Gott! Ich versichere Sie, daß ich sehr arm und daß ich zufrieden bin, es zu sein; und wenn es mich zuweilen betrübt, keinen Heller bei Seite gelegt zu haben, so ist es nur, weil ich denke, daß ich viel wahres Elend damit hätte trösten und irgend Jemanden glücklich machen können."

„Ei, seht doch! Das ist die rechte Art, wie man denken muß . . . irgend Jemanden glücklich zu machen; ihn im Testament einzusetzen, weil eine Person, der man wohl will, sich unser mit Dankbarkeit erinnert. Denn, Hochwürden, Sie wissen wohl, daß die Dankbarkeit eine Blume ist, wie man sagt; eine Blume, die unter Schutt wächst, was so viel heißt, als eine Blume, die sich auch mit Wenigem begnügt. Hab' ich mich deutlich ausgedrückt? Eine Blume, welche auch in den uninteressirten Seelen keimt."

Unterdessen war Priester Augustin jeden Abend nach einem kurzen Spaziergang, anstatt zu seiner Tarokpartie zu gehen, ohne einen Seufzer wieder nach Hause gekommen, um mit Bortolino Uebungen in der Messe vorzunehmen. Bei diesen Uebungen, welche im Speisezimmer Statt fanden, war Bernarda stets versucht, niederzuknieen; und sie widerstand nur aus Furcht, eine Sünde zu begehen. Einige Lectionen im Haus und eine einzige, mit der Erlaubniß des Pfarrers, in der Sacristei, genügten dem künftigen Cleriker, um alle Antworten seinem Gedächtniß einzuprägen, und bei der feierlichen Handlung im Ernste behilflich sein zu können.

Als der Hochwürdige verkündete, daß Bortolino morgen die erste Messe in Sant' Angelo bedienen werde, war ein Fest im ganzen Hause. Ungeachtet der Abmahnung ihres Kostgängers, bereitete Bernarda ein Mahlzeitchen, welches der großen Gelegenheit würdig war. Amatore Vater rieb sich die Hände und lä-

chelte seinem Sohne mit einer Art Einverständnisses zu, als ob er ihm sagen wolle, daß ihnen ihr Spaß gelungen sei; Bortolino jedoch errieth die Bedeutung dieser Zeichensprache nicht, und wollte früh zu Bett gehen, um sicher zu sein, daß er bei Tagesanbruche erwache.

Severino Amatore wollte sein im Scherz gegebenes Versprechen halten und begleitete seine Frau in die Kirche, um — wie er sagte — der Vorstellung beizuwohnen und ein wenig zu lachen. Aber als er die Würde gesehen hatte, mit welcher sein Sohn die Kirche durchschritt, um sich am Altare darzubieten, und vor Allem, als er das veredelte, aber immer noch etwas kecke Stimmchen Bortolino's, welcher dem Priester antwortete, vernommen hatte, da öffnete sich das väterliche Herz dieses Ketzers der Freude zugleich und der Beklommenheit, wie das Herz eines gewöhnlichen Vaters gethan haben würde. Er stand Angst aus und kostete Ambrosia während der ganzen Messe, indem er sich an jeder raschen Antwort des Clerikers ergötzte und alsbald wieder fürchtete, daß er das Meßbuch umwerfen oder den Inhalt der kleinen Flaschen auf dem Abendmahlstisch verschütten würde.

Aber Bortolino machte Alles bis ans Ende recht, ohne zu stolpern und ging an seinen Eltern vorüber, ohne irgend Einem ins Gesicht zu blicken. In der Sacristei freute sich der Coadjutor mit ihm und sagte ihm, daß es, nachdem er so gut angefangen, nur von ihm abhänge, Etwas zu werden.

Priester Augustin, welcher das Meßgewand ablegte, wandte den Kopf:

„Bortolino ist ein einziger Sohn; er hat andere Dinge im Sinn; zu seiner Zeit wird er eine Frau und Kinder haben wollen . . . nicht wahr, Bortolino?"

X.

Seit dem Tage des Gespräches, welches so großen Einfluß auf den armen Priester Augustin geübt, hatte Giorgio Silva sich nicht mehr sehen lassen. Der Hochwürdige hatte zwar gedacht, daß es sich zieme, ihm einen Besuch zu machen, um sich zu überzeugen, ob die Medicin einen guten Erfolg gehabt habe. Aber er war bisher nicht gegangen, weil er wirklich fühlte, daß ihm das medicinische Gewissen fehle und weil, wenn der Aermste noch krank wäre, er nicht wußte, was er ihm sagen solle. Er war gewiß, daß der Beweis des heil. Anselmus, welcher noch das Beste war, was seine neue Studien ihm geliefert, auf den Professor keinen Eindruck machen würde.

An diesem Tage jedoch, nach dem Frühstück, ging er muthig und klingelte an der Thür des Professors, welcher aber nicht zu Hause war; er begegnete ihm auf der Treppe und sagte ihm:

„Ich komme von Ihnen, . . . ich habe Sie nicht getroffen. Was gibt es Neues?"

Giorgio Silva versetzte in bester Laune:

„Mir geht es gut; ich hatte mir sogar vorgenommen, Sie heute zu grüßen, da ich morgen abreise."

„Wohin gehen Sie?" fragte der alte Priester, und wußte nicht recht, ob die Nachricht ihn schmerze oder nicht.

„Ich mache eine lange Reise ins Ausland; ich werde von Allem geheilt zurückkehren."

Priester Augustin schwieg einen Augenblick, dann sprach er:

„Es thut mir leid, daß Sie gehen; wer weiß, ob wir uns jemals wiedersehen werden."

Aber nachdem er diese Worte gesprochen hatte, kam gleich wieder seine ganze, sonderbare Freude zum Vorschein, von diesem Manne befreit zu sein.

„Ich werde mich Ihrer immer erinnern, Hochwürden, immer der Veranlassung, in welcher Sie mir mit einem guten Worte geholfen haben. Aber Sie sollen wissen, daß ich mich der Physiologie nicht ergeben; ich habe noch einmal gekämpft und habe gesiegt."

„Ah, und ... wie haben Sie das gemacht?"

„Der Schluß, zu dem ich gekommen bin, ist so einfach, daß er mir zuletzt wahr erscheint. Sie erinnern sich des Experiments mit dem Magnet? Sie erinnern sich auch, daß der Magnet die Lähmung nicht hervorgebracht, sondern nur übertragen hat; er hat also keinen unmittelbaren Einfluß auf den freien Willen gehabt ... verstehen Sie mich?"

„Fahren Sie fort ..."

„Was die Suggestion betrifft, so kostet es nicht viel Mühe zu begreifen, daß ein Geist auf den andern Geist Einfluß haben kann, um so mehr, wenn er durch den magnetischen Schlaf und Hypnotismus kraftlos geworden."

Priester Augustin drückte dem Professor die Hand und sagte:

„Es ist gut; Sie haben diesmal gesiegt, aber nehmen Sie sich vor, niemals wieder zu kämpfen; es ist ein alter Priester, der Ihnen das sagt. Denken Sie daran, daß die Vernunft trügerisch ist; heute hat sie Ihnen etwas erwidert, was die Wahrheit zu sein schien und Ihnen zum Troste gereichte; morgen kann sie Ihnen etwas Anderes erwidern, was abermals die Wahrheit scheint und dennoch die Hölle in Ihre Brust bringt. Glauben Sie mir, wenn man Alles in der Vernunft finden will, ist man sehr unglücklich und dient nicht einmal der Wahrheit. Der Mensch bedarf der Flügel oft; die Menschheit bedarf ihrer immer. Und deshalb hat die himmlische Barmherzigkeit uns das Gefühl und die Phantasie gegeben, welche auch ein Theil der Wahrheit sind. Schade, daß Sie reisen! Und wann reisen Sie?"

„Morgen früh, bei Tagesanbruch."

„Es thut mir leid, lieber Herr Professor, es thut mir wirklich leid."

Und indem er so sprach, war er aufrichtig, wenngleich es ihm wohlthat, mit einem widerspänstigen Gedanken abschließen zu können, der sich ihm bisher nicht von seiner rechten Seite hatte zeigen wollen.

„Es thut mir leid, es thut mir wirklich leid; indessen glückliche Reise, Herr Professor, und erinnern Sie sich des Priesters Augustin."

An diesem Tage war er bei Tische so fröhlich, wie er lange nicht mehr gewesen; er machte zuletzt eine unnöthige Anspielung, indem er die sardischen Weine

pries, vor Allem das süße Gewächs von Solarussa, als ob Bernarda jemals vergessen könne, daß bei großen Gelegenheiten zwei Gläslein dieses wunderbaren Weines ihrem Priester und ihrem Gemahl immer lieb seien. Auch Bortolino wurde diesmal eingeladen, zu kosten und freimüthig zu sagen, was er davon halte, und der neue Cleriker drückte den richtigen Gedanken nüchtern und klar, und noch dazu in einem einzigen Wort aus: vorzüglich!

Als Severino Amatore das Gespräch auf den Coadjutor und dessen Rathschläge brachte, welche er richtig vermuthete, fand Priester Augustin nur wenige, aber schöne Worte der Verurtheilung für diejenigen, welche in Sachen von solcher Wichtigkeit, wie die, bei denen das Heil oder Verderben einer Seele auf dem Spiele steht, sich anmaßen, Rathschläge zu geben, welche für das ganze Leben bindend sind.

Und unter dem Beifall von Amatore Vater, setzte er dem Amatore Sohn seine Ansicht auseinander, damit auch die staunende Bernarda sie vernähme.

„Um sichrer ins Paradies zu kommen, ist es nicht nothwendig, den Priesterrock oder das Mönchsgewand zu tragen; man thut vielleicht besser, die Straße zu gehn, welche Alle gehn; Vater und Mutter zu lieben, wenn man das Glück hat, sie noch zu besitzen; eine Frau zu nehmen und Kinder zu haben. Nur wenn man den außerordentlichen Beruf in sich fühlt, dürfte es heilsam sein, das ganze Leben der Kirche zu weihen. Merke Dir das wohl, Bortolino; ein guter Sohn, ein guter Ehemann, ein guter Vater dienen Gott wie der beste der Priester."

Nach dem Mittagessen wollte der alte Geistliche seinen sardischen Freunden einen kurzen Besuch in der Hinterstube des Apothekers machen.

Das Quartett stimmte im Chor an:

„Willkommen! Willkommen!"

Es wurde ihm bei dieser Gelegenheit Signor Serafino Pintus, ein Negociant in sardischen Weinen, vorgestellt.

„Er ist ein Tarokspieler ersten Ranges, ein würdiger Nachfolger Priester Augustin's," sagte der Apotheker.

„Signor Pintus macht es genau wie Sie," fügte der fiscalische Anwalt hinzu; „er gewinnt immer. Es wäre schön, Sie eine Partie zusammen spielen zu sehn."

„Sagen Sie nicht nein," stimmte der Zollbeamte bei.

Und wie es machen, um nein zu sagen? Der Tisch war schon bereit und der Apotheker mischte die Karten.

„Nur zwei Partien!" sagte der Hochwürdige; „denn ich habe viel zu thun und muß nach Hause . . ."

Priester Augustin spielte die beiden zugesagten Partien und gewann sie; er sagte zwei andere zu und gewann sie gleichfalls; zuletzt, weil er sich schämte, so viel Glück gehabt zu haben und aus Mitleid für Signor Pintus, sagte er auch eine dritte zu und gewann auch diese. Er hatte sich mit Ruhm bedeckt, aber

das Bier hatte er nicht einmal kosten wollen, da er sagte, daß er keinen Durst habe. Und als er nach Hause ging, wollte er nicht, daß sich Einer störe, um ihn zu begleiten; sie sollten den angefangenen Tarok weiter spielen.

„Ich habe Durst," sagte er zu Bernarda.

„Was wollen Sie trinken?

„Reines Wasser."

„Es wird Ihnen schlecht bekommen; Sie selber haben mir einmal gesagt, daß Wasser schlecht bekommt und daß der heilige Paulus den alten Leuten abräth, es jemals zu trinken. Ein Glas edlen Weines dagegen thut so gut ..."

„Das ist wahr," sagte lächelnd Priester Augustin: „Noli aquam bibere, sed medico vino utere propter stomacum tuum. Aber ich danke Ihnen, Signora Bernarda, geben Sie mir reines Wasser und hernach will ich zu Bett gehen; ich bin wirklich müde."

XI.

Als beim Grauen des folgenden Tages Bernarda aufgestanden war und ihren Bortolino gerüttelt hatte, um ihn munter zu machen, ging sie ins Speisezimmer, und, da sie kein Geräusch in der Kammer des Priesters hörte, dachte sie:

„Er schläft, daß es eine Art hat." Und sie sagte laut:

„Hochwürden!"

Keine Antwort. Nunmehr zögerte Bernarda nicht, die Thür zu öffnen; und beim Lichte des frühen Morgens sah sie, daß Priester Augustin starr vor sich hinblickte.

„Priester Augustin ist krank!" dachte die fromme Frau, und indem sie sich dem Bette näherte, sagte sie mit leiser Stimme:

„Was ist Ihnen, Hochwürden? Fühlen Sie sich nicht wohl?"

Als der Priester keine Antwort gab und fortfuhr, nach dem Fenster hinzustarren, kam es Bernarda in den Sinn, daß es sich hier um die letzte Oelung und einen Aderlaß handeln könne. Und sie sagte zu Bortolino: „Geh' nach No. 40 am Corso di Porta Nuova; dort wohnt ein Arzt, mach' rasch!" Und sie weckte Severino, um ihm zu sagen: „Priester Augustin ist krank; ich habe zum Arzte geschickt; ich laufe nach Sant' Angelo wegen der letzten Oelung, thu' mir den Gefallen: steh' auf. Ich gehe und bin gleich wieder da."

Severino Amatore brauchte man das nicht zweimal zu sagen; er hatte beim ersten Male gut genug begriffen und entschloß sich, sofort auf den Beinen zu sein; aber als er, so geschwind er konnte, die Hosen und die Jacke angezogen hatte und in das Zimmer des Priesters gegangen war, wobei er die Worte, die keine Erwiderung erwarteten: „Darf ich eintreten?" vorausschickte, da war Bernarda schon zurückgekehrt.

„Was hat er gesagt?" fragte sie.

„Er hat noch nicht einmal Athem geholt . . . mir scheint wirklich, daß es ihm nicht gut geht."

„Wer weiß, ob Bortolino den Arzt gefunden hat ..."

„Die gute Frau ging und kam wie eine ruhelose Seele; sie hatte ein reines Tischtuch, eine Wachskerze geholt und jedesmal, wenn sie in das Zimmer des

Priesters trat, sah sie ihn an, wie um ihm zu sagen: „Verlassen Sie sich darauf, Hochwürden, Sie werden die letzte Oelung haben . . .“ Als sie Alles beisammen hatte und sich anschickte, den kleinen Altar auf dem Schreibtisch herzurichten, bat sie mit einem Blick den Priester um Verzeihung, daß sie die Hand an seine Schreibereien legte und sein Tintenfaß auf den Nachttisch brachte. In einem Augenblick war der kleine Altar fertig.

Severino Amatore folgte allen diesen Handlungen seiner Frau mit vieler Ketzerei und ein wenig Neugier; von Zeit zu Zeit bückte er sich, um dem starren Blick des Priesters zu begegnen; und es schien ihm, daß er sein Theil gethan habe, als er Bernarda antworten konnte:

„Sei still; er hat sich bewegt!“

Die arme Frau wartete schweigend, bis sie auf der Treppe Schritte vernahm.

Es war der Coadjutor in der violetten Stola und mit dem Gefäß des heiligen Oels; und hinter ihm der Sacristan mit dem Kreuz und dem Weihwasser.

„Pax huic domi,“ sagte der Coadjutor beim Eintreten; und als er im Zimmer des Kranken war und das Gefäß mit dem Oel auf den in einem Altar umgewandelten Schreibtisch gesetzt hatte, trat er an das Bett und näherte das Kreuz den Lippen des Priesters Augustin. Bernarda war in einer Ecke niedergekniet. Severino Amatore stand mit gesenktem Haupte.

Der Coadjutor wußte, daß er es mit einem Collegen zu thun habe und verlor daher nicht viel Zeit, ihm von der Wirksamkeit des Sacramentes zu sprechen; darauf wollte er ihm einiges Tröstliche sagen, und da er keine Antwort erhielt, wandte er sich an Severino:

„Mir scheint, daß er nichts verstanden hat.“

„Auch mir scheint es so, doch vor Kurzem hat er sich noch bewegt.“

„Fahren wir fort,“ sagte der Geistliche: „Adjutorium nostrum in nomine Domini . . .“

„Qui fecit coelum et terram,“ respondirte der Sacristan.

Da kam Bortolino laufend herein, er eilte dem Arzte voraus.

„Dominus vobiscum,“ fuhr der Coadjutor fort; und der Sacristan antwortete: „et cum spirito tuo.“

Der Arzt trat ein und der Coadjutor bedeutete ihn, seines Amtes zu walten, während er das „Oremus“ gesagt haben würde, welches ziemlich lang war.

Der Doctor ging ans Bett und fühlte dem Priester Augustin den Puls, hob ihm den Arm auf und ließ ihn schwer wieder fallen, dann sah er ihm in die Augen.

Und er unterbrach das „oremus“, indem er ruhig sagte:

„Mir scheint, daß er todt sei.“

Ein tiefes Schweigen herrschte im Zimmer des Priesters Augustin, während der Arzt nach irgend einem andern Zeichen des Lebens spähte. Zuletzt schloß er die Augenlider, die dem Todesschlaf noch widerstrebten, und entfernte sich vom Bett, ohne ein Wort zu sagen.

Bernarda brach in ein heftiges Schluchzen aus.

Es war eine gebieterische Pflicht, wie Severino Amatore sagte, eine wirklich gebieterische Pflicht, sogleich festzustellen, was der Nachlaß des Priesters werth

sei und ob er ein Testament gemacht habe. Bernarda mußte zuerst und vor Allem die schwarze Soutane des Priesters durchsuchen, während Severino sich mit großem Ernst anschickte, Notizen auf der Tafel zu machen.

Der Todte, mit ruhigem Gesicht und halbgeschlossenen Augenlidern, schien verstohlen noch zuzusehen.

„Ein Brief!“ rief Bernarda; „ein an Dich adressirter Brief.“

„Gib ihn,“ sagte Severino.

Er war in der That an ihn adressirt; Severino durfte, ja mußte ihn lesen. Und er las:

„Lieber Herr Amatore!

„Die Dinge, welche ich auf Erden besitze und welche einigen Werth haben, sind eine Bibel vom Jahr 1500, eine silberne Schnupftabakdose und eine kupferne Uhr. Ich besitze außerdem noch fünfundsiebenzig Lire, welche Sie, versteckt in einem alten wollenen Strumpf, in dem Nachttischchen finden werden; ich kann noch hinzufügen, für das, was sie werth sind, die alten Bücher, die alten Soutanen, zwei abgetragene Mäntel und das bischen Wäsche, welche die gute Signora Bernarda so oft geflickt hat. Ich bitte Sie, dies Alles in der Erinnerung an mich zu behalten, und mir das Begräbniß eines armen Priesters zukommen zu lassen, wie ich es im Leben immer gewesen bin.“

Es folgte die Unterschrift und das Datum.

Severino sagte nichts im Zimmer des Priesters, aber er ging in die Wohnstube, um das kund zu thun, was zu sagen ihn seine Ehrlichkeit durchaus verpflichtete: „Der hat uns Alle angeführt.“

„Es liegt nichts daran,“ fügte er hinzu; „nun ist er todt und wir müssen unsere Aufgabe bis zuletzt vollbringen. Es soll nicht gesagt werden, daß Severino Amatore vom Tode seines Kostgängers auch nur um einen Centesimo Profit gehabt habe. Priester Augustin soll nicht ein Armenbegräbniß, sondern ein anständiges haben.“

„Bravo!“ sagte Bernarda.

Aber während Bernarda unter den alten Strümpfen des Hochwürdigen gesucht und die fünfundsiebenzig Lire gefunden, hatte Severino Zeit gehabt, zu überlegen und seine Betrachtung war richtig.

„Wahrlich, wir sind verpflichtet, dem Testamente des Priesters Augustin zu gehorchen; es ist nicht erlaubt, gegen den Willen des Todten zu handeln, indem wir ihm ein geräuschvolles Begräbniß geben . . .“

Er dachte darüber noch eine Weile nach, bevor er mit einem Seufzer schloß:

„Wir müssen ein Beispiel der Demuth geben, indem wir die Erbschaft mit dem beneficium inventarii antreten. Scheint Dir die Sache nicht auch so?“

„Du magst wohl Recht haben,“ erwiderte Bernarda.

In diesem Augenblick begann der Glockenthurm von Sant' Angelo zu verkünden, daß sein alter Priester gestorben sei.

Die Bereicherung der Deutschen Sprache durch Aufnahme fremder Wörter[1]).

Ein Essay.

Die Ursache, warum wir so viel Worte aus fremden Sprachen aufnehmen, ist, daß wir, bei dem uns angeborenen universellen Streben, so viel fremde Begriffe uns aneignen. Dieses universelle Streben ist die Quelle vieler Leiden für unser Volk gewesen, ebensosehr aber die unserer hohen geistigen Entwicklung. Kein andres Volk hat aus der Kenntnißnahme fremder geistiger Arbeit so hohe Vortheile gezogen als das Deutsche. Keines nimmt fremde Begriffe so leicht an und gibt den Worten, die zu deren Bezeichnung dienen, so gern und willig das Bürgerrecht.

Ich nenne diesen Aufsatz einen Essay. „Essay" besagt nicht schlechthin Versuch, sondern ist eine literarische Form, die in England zuerst zur Macht gelangte, eine ganz bestimmte Art bezeichnend, ein Thema anzufassen. „Thema" ist keine gegebene Aufgabe, sondern der unter besonderen Umständen zum Ausgange von Betrachtungen gewählte Text. „Text" ist auch nicht, wie der Kleine Meyer das Wort übrigens richtig erklärt: „der eigentliche Inhalt einer Schrift im Gegensatze zu den Commentaren, Noten ꝛc., die Bibelstelle, über die gepredigt wird" ꝛc.; sondern der Grundgedanke des Wortes ist, daß damit etwas in sich Inhaltreiches, der Erklärung Fähiges, zu Betrachtungen und Commentaren Anlaß Gebendes bezeichnet wird. „Commentare" aber sind nicht schlechthin Erklärungen, sondern wissenschaftliche Ausführungen des im Texte Enthaltenen, „Noten" dagegen Bemerkungen zum Texte, bei denen der Anspruch, daß sich eine gewisse individuelle geistige Urheberschaft bekunde, nicht erhoben wird. „Individuell" ist nicht persönlich, auch nicht Eigenartig, oder Eigenthümlich, oder Besondersbeschaffen, sondern bezeichnet das von einer Person als Resultat selbständiger Lebensarbeit erworbene geistig eigene Wesen. „Resultat" aber ist nicht einfach Ergebniß, sondern das Facit einer Reihe ineinandergreifender Erscheinungen, welche beobachtet worden sind. Das „Facit" ergibt sich aus dem mechanischen Zusammenrechnen einzelner Theile, bei „Resultat" denkt man mehr an den Abschluß scharfer Gedankenarbeit, an das Ende eines logischen Processes. Wenn ein Eiferer vielleicht hier verlangte, es solle eines „gedanklichen Gerichtshandels" gesagt oder eine andere Umschreibung gebraucht werden, so würde man ihn für ebenso pedantisch halten als Jacob Grimm die dafür erklärt hätte, die ihm hätten aufmutzen wollen, über das „Pedantische in der deutschen Sprache" geschrieben zu haben. Jacob

---

[1]) Wir kommen in obigem Aufsatz, der uns mitgetheilt worden bevor derjenige Gildemeister's über den „Kampf gegen die Fremdwörter" im vorigen Heft erschienen war, noch einmal auf die Bewegung zurück, die sich neuerdings in weiteren Kreisen bemerklich macht und deren Wichtigkeit für unser Schriftthum wir wahrlich nicht zu unterschätzen meinen, wenn wir ihr einschränkend und zur Vorsicht mahnend gegenüber treten.

Die Redaction der „Deutschen Rundschau".

Grimm hat, wo es nöthig war, fremde Worte unbefangen benutzt. In der „Geschichte der Deutschen Sprache", I, S. 287 heißt es (übrigens ohne jede Beziehung zu der hier verhandelten Frage, sondern ich nehme den Satz nur, wie er sich zufällig bietet): „Unter allen europäischen sprachen, was die anmut der vocale betrift, scheinen mir lateinische, litthauische und gothische vorzuragen und namentlich die griechische und slavische hinter sich zu lassen; noch gröszere lautreinheit gewährt in asiatischer heimat das sanscrit. Beispiele zweisilbiger und dreisilbiger wörter, nach allen möglichen combinationen, sollen zeugen" ꝛc. Nun läßt er diese „Combinationen" folgen. Warum gebraucht er dafür nicht „Zusammenstellungen"? Weil in Combination der Begriff des Zusammenstellens zu einem wissenschaftlichen Zwecke enthalten ist. Ranke sagt zu Anfang (S. 6) des sechsten Bandes der Weltgeschichte: „Es sei mir erlaubt, dem allgemeinen Rückblick eine kurze Notiz über Regionen und Völker hinzuzufügen, auf welche unsere Aufmerksamkeit noch nicht gerichtet war." „Notiz" im gemeinen Begriffe ist schon kurz genug: warum fügt Ranke dem Fremdworte, das er an anderer Stelle im gewöhnlichen Sinne gebraucht (S. 812 z. B.), hier noch das Adjectiv „kurz" hinzu? Weil er es diesmal nicht im Sinne des französischen Notice, sondern in dem des lateinischen Notitia anwendet. Der Begriff der Kürze fehlt hier durchaus. Notitiam rerum besitzt der, der die Dinge kennt und ihr Wesen durchdrungen hat. Zugleich aber liegt im lateinischen (wie französischen) Gebrauche der Begriff der Aufzählung. Und warum sagt Ranke „Regionen"? Warum nicht „Landschaften, Gegenden, Himmelsstriche, Weltgegenden, Bereiche" ꝛc. ꝛc.? „Region" drückt in der allerfarblosesten Weise einen Theil der Erdoberfläche aus, der etwas Abgeschlossenes repräsentirt. Allen den eben angeführten Worten fehlt die Fähigkeit, dies bemerklich zu machen: sie geben etwas Allgemeines, Verfließendes; in Region dagegen liegt der Begriff der Grenze: man tritt in Regionen ein, man verläßt sie. Dichterisch könnte man in vielen Fällen „Gefilde" dafür sagen; trotzdem ist Region in unsere poetische Sprache übergegangen, weil Gefilde mehr einen landschaftlichen Anklang hat, Region sich aber auch auf Luftschichten und Gewölk beziehen kann.

Ich sage hier „poetische Sprache" und nicht „dichterische" Sprache, oder „Dichtersprache", weil „Poet" und die davon abgeleiteten Worte zuweilen die Dichtkunst im Sinne des Handwerksmäßigen bezeichnen. „Wer treibt die Dichtkunst aus der Welt? Die Poeten", sagt Goethe; er meint die, die sich berufsmäßig mit dem Versemachen beschäftigen. „Es geschähe," schreibt Schiller (d. 7. April 97) an Goethe, „den Poeten und Künstlern schon dadurch ein großer Dienst, wenn man nur erst ins Klare gebracht hätte, was die Kunst von der Wirklichkeit wegnehmen oder fallen lassen muß. Das Terrain würde lichter und reiner, das Kleine und Unbedeutende verschwände und für das Große würde Platz." Bemerken wir hier, wie Schiller, weil er von dem Betriebe der Dichtkunst, als speciell einer Kunst redet, die ihre Regeln hat, das Wort „Terrain" gebraucht, eben weil es einen gewissen technischen Nebensinn hat. „Terrain" ist ein Stück Land oder Feld, auf dem gebaut oder manövrirt wird, das für bestimmte Zwecke geeignet ist. Goethe antwortet (d. 8. April 97): „Ich wünsche die Materie, die uns beide so sehr interessirt, bald mit Ihnen weiter durchzusprechen. Diejenigen Vortheile, deren ich mich in meinem letzten Gedichte bediente, habe ich aber von der bildenden Kunst gelernt. Denn bei einem gleichzeitigen, sinnlich vor Augen stehenden Werke ist das Ueberflüssige weit auffallender, als bei einem das in Succession vor den Augen des Geistes vorbeizieht." Goethe sagt „Materie" statt „Stoff", weil es sich um eine Frage handelt, die theoretisch behandelt wird. Er sagt „Succession" statt „Aufeinanderfolge", weil bei Succession die Bedeutung der einzelnen Erscheinungen, welche auf einander folgen, mehr hervortritt. Nirgends zeigt sich der Nutzen der Fremdwörter bei Goethe und Schiller so scharf, als in ihrem Briefwechsel. Ich notire aus einem angelegten Verzeichnisse: Extremität, Receptivität, Communiciren (für mittheilen), Coïncidieren, Morceau, Sourdine, Avertissement, Continuation, Restriction, Sottise, Detail, Sollicitiren, Calcul, Sodezza, Aisance, Moyens, Vehikel, Effort, Preoccupiren, Negociren, Deployiren, Questioniren, Face machen, Presentabel,

Extendiren, Parti ziehen, Depotentioniren: lauter Worte, die man auch heute immer noch gebraucht und die, wo sie zur Anwendung kommen, das Gesagte in besonderer Weise verschärfen. Nicht aber bloß in den der Gesprächsform nahe kommenden Briefen, sondern auch in den Gedichten finden wir bei ihnen Worte aus fremden Sprachen, wo scheinbar die eigene völlig ausreichende Bezeichnungen bietet. Ich durchblättere den Faust und notire: Fortuna, Luna, Chrysalide, Appetit, Quadrat, Symmetrie, Glorie, Victorie, Paralysirt, Absurd, Probiren, Organisiren, Amüsiren und so weiter: lauter Worte, für welche Deutsche ohne Weiteres zur Hand wären. Wir wissen, unter dem Einflusse wie verschiedener fremder Culturen Goethe sich entwickelte, wie aus dem geistigen Leben der verschiedensten Völker sein Geist Nahrung sog: warum sollen, da von dort die fremden Gedanken und Anschauungen in ihn übergingen und ihn so wunderbar befruchteten, die Worte verpönt sein, die daran erinnern? Goethe gebraucht nicht blindlings die fremden Formen. Ueber Iffland schreibt er (d. 2. Mai 98) an Schiller: „Die Absonderung der Rollen von einander durch Kleidung, Gebärde und Sprache, die Absonderung der Situationen und die Distinction derselben wieder in sensible kleine Theile ist fürtrefflich." „Absonderung" bezeichnet hier offenbar den Begriff nur im Allgemeinen: Goethe empfindet, daß das Wort nicht in voller Schärfe das zum Ausdruck bringe, was er Iffland nachrühmen will, und verstärkt es durch das schärfer klingende „Distinction", dem dann, statt „fühlbare Theile" in demselben verschärfenden Sinne „sensible Theile" folgt. Ueber Hermann und Dorothea schreibt er (d. 29. April 98): „ich will nun auch Freund Humboldt antworten und ihn besonders ersuchen, mit Brinkmann einen prosodischen Congreß über Hermann und Dorothea zu halten." Wir erinnern uns, was damals das Wort „Congreß" in Europa bedeutete. Wenn er „Fortuna" sagt, so ist das nicht bloß „Glück", sondern das ideale, halb personificirte Wesen, aus dessen Händen die Gunst der Schicksalsmächte empfangen oder von dem sie versagt wird. „Luna" ist mehr als Mond; „Luna bricht durch Busch und Eichen, Zephyr meldet ihren Lauf": das Wort „Luna" verleiht dem Lichte des Mondes zauberhaften Glanz, wiederum indem ungewiß bleibt, ob uns volle Personification oder nur Andeutung ihres Daseins gegeben werden solle. „Chrysalide" ist die verpuppte Raupe als Sinnbild der Unsterblichkeit. „Appetit", wenn Mephisto das Wort gebraucht, bezeichnet eine gewisse Mitte zwischen Begier und Lüsternheit mit scurrilem Anklange. „Quadrat" ist das Viereck als Gegenstand wissenschaftlicher Anschauung, „Symmetrie" gleichfalls wissenschaftlicher als nur Ebenmaß. „Glorie" ist Ruhm in voller Ausbeutung alles dessen, was er mit sich bringen kann. Diese Unterschiede können dem freilich nur von Werth sein, den tieferes Studium befähigt, sie zu empfinden. Wer aber dürfte sich ohne dieses daranwagen, unsere Classiker in dem zu beurtheilen, was sie zur Anwendung von Wörtern aus fremden Sprachen veranlaßte?

Schriftsteller, denen es darauf ankommt, in größter Schärfe darzulegen, was sie in Gedanken tragen, werden sich wenig darum kümmern, woher die Worte stammen, die sie brauchen, wenn überhaupt nur Worte sich darbieten. Sie zwingen Fremdwörter unter ihr Joch, wie sie die eigne Sprache auch erst dazu nöthigen, ihnen zu Willen zu sein. Wir sehen wie Luther, der zu allem Volke reden und von den Massen begriffen werden wollte, sein eignes Deutsch sich erst zubereitete: man vergleiche nur (— die neue herrliche Ausgabe seiner Werke gibt dazu schöne Gelegenheit —), wie anders er, ehe er seine Bibelübersetzung in Angriff nahm, früher die einzelnen Bibelverse übersetzte, deren er in seinen Schriften und Predigten bedurfte. Wie provincial ungeschickt und, uns heute, fremd sie da noch klingen. Dies Fremde äußert sich in jenen früheren Zeiten nicht nur in der Wahl der Worte, sondern auch in der Satzbildung. Man vergleiche, um den Unterschied voll zu empfinden, Hutten's Deutsch mit dem Luther's: dieser erst hat das Deutsch geschaffen, von dem wir, wenn wir nicht tiefer eindringen, annehmen, alle Welt habe es damals geredet. Eine neue Sprache, deren Beschaffenheit die griechische und die lateinische gestalten halfen.

Und so dann, im vorigen Jahrhundert, als die französische Bildung unsern

Mittelstand und Adel beherrschte, tritt die Mühe hervor, uns unter dem Einflusse und mit Hilfe des Französischen zu eignem Ausdrucke fremder Ideen emporzuarbeiten. Wie Winckelmann, der das Italienische zu Hilfe nahm, wie unsere Gelehrten das Lateinische und Griechische sich zu Diensten zwangen! Leibnitz hatte nur mit Französisch und Latein einst frei zu operiren verstanden: ihm würde es kaum möglich gewesen sein, sich ein Deutsch zu schaffen, das überall zu gebrauchen wäre; für Goethe noch war die französische eine Art zweiter Muttersprache, wie sie es für die Gebrüder von Humboldt war, die in ihr correspondirten. Warum denn, da uns diese Sprache so viel gewährte, ihre Geschenke an Worten und Begriffen, die dankbar einst von uns angenommen wurden, heute verfolgen? Der Gebrauch thatsächlich entbehrlicher französischer Worte und Wendungen ist heute geringer als man denkt: fehlten uns die unentbehrlichen aber, so würde unsere Fähigkeit, Gedanken präcis in Worte umzusetzen, eine erhebliche Einschränkung erfahren.

Im Munde eines ungebildeten Menschen freilich, der den Inhalt der Worte nicht kennt, die er braucht, klingen ausländische Wörter albern, wenn die entsprechenden Deutschen den Gedanken gleich gut oder besser ausdrücken würden. Die Vorliebe für fremde Wendungen hat etwas Beschämendes, wenn man durch ihre Benutzung einen Schein vornehmerer Geistesbildung zu gewinnen sucht. Es gab Zeiten, wo die gemeinsame Sprache fast das einzige Zeichen der politischen Zusammengehörigkeit aller Deutschen war, an das gefahrlos erinnert werden durfte. Worte rein Deutscher Herkunft schienen damals die Eigenschaft zu besitzen, den Genuß Deutscher nationaler Institutionen mit einer gewissen stillen Kraft nach sich zu ziehen. Es erschien als ein Vorrecht, das man nicht aus Händen geben darf, Begriffe öffentlichen Rechtes mit Worten zu bezeichnen, die man innerhalb des eignen Sprachschatzes fand.

Daß Jemand, wo ein Deutsches Wort vollgültig zu Gebote steht, noch besonders angehalten werde, es auch zu gebrauchen, dazu gibt der Zustand unserer Literatur keine Veranlassung. Dies liegt schon innerhalb des allgemeinen gesunden Menschenverstandes. Das Rationelle verschafft sich überall heute Geltung. Deutsche Worte lieber zu gebrauchen als fremde, liegt in unserer physischen Beschaffenheit. Unsere Sprache ist ein Product unseres Körperbaues. Deutsche Worte fließen uns am bequemsten von der Zunge und den Lippen, sie dringen uns erfreulicher ins Ohr als fremde Laute. Wenn man im Auslande lange von fremder Sprache umschwirrt war, wird einem ihr Geräusch zum Ekel endlich. Die besten Gedanken klingen uns wie todt und erkaltet in ihr. Wir verlangen nach Deutscher Sprache wie nach Deutscher Luft aus Deutschen Wäldern. Wir wollen sie hören, wie wir endlich einmal wieder unsere Augen an Deutschem Grün ersättigen wollen.

Warum aber eifersüchtige Wacht halten, daß das nicht unterbleibe, was ohne dies geschieht? Warum das Volk beunruhigen, als thäten seine Schriftsteller heut ihre Pflicht nicht? Als seien die Massen berufen, aufzupassen, wie der Einzelne seine Rede formt? Es ist, als wollte man Vereine bilden, um darüber zu wachen, daß Eltern ihre Kinder nicht verhungern lassen. Wer denn hat darüber zu klagen, daß die Fremdwörter seiner geistigen Existenz Schaden gethan? Man gebraucht sie nicht mehr und nicht weniger als von jeher. Man flöße, indem man sich einer auffallenden Enthaltsamkeit befleißigt, doch nicht dem sogenannten vierten Stande endlich noch das Gefühl ein, als sei der geringe Wortvorrath, mit dem der „einfache Arbeiter" auskommt, überflüssig genügend, damit ein Deutscher ausspreche, was zum Wohle des Vaterlandes gereicht. Ranke bemerkte in nur für ihn geschriebenen Notizen über das Alter[1]): „Ich finde, daß der Geist einen großen Einfluß auf das allgemeine, selbst das leibliche Alter ausübt. Nichts ist dafür wichtiger, als die Gedanken in Studien, die zugleich produktiv oder regenerativ sein müssen, zu fixiren." Warum sagt er „fixiren"? Soll jeder ungebildete Mensch, der nichts von den höheren Dingen versteht, sie möchten nun in einer Sprache behandelt werden, in welcher man wolle, den griesgrämigen Richter hier spielen dürfen? Was würde entstehen, wenn die Männer,

[1]) 1875. Zu L. v. Ranke's Heimgang. S. 17.

die einer sicheren und kurzen Ausdrucksweise bedürfen, um ihre Gedanken zu erkennen zu geben wenn sie mit ihres Gleichen reden, diejenigen auch mit dieser Fähigkeit, die Sprache in voller Freiheit gebrauchen zu können, in Respect zu halten haben, welche in dieser Kunst ihres Gleichen nicht sind — was würde entstehen, wenn diese Männer erst von Versammlungen patriotischer Sprachfreunde die Weisungen erwarten müßten, welche Worte sie zu gebrauchen hätten? Ein Schriftsteller, der Gedanken hat, bei deren Mittheilung es sich um die geringsten Nüancen des Ausdruckes handelt, um leise Töne, die zu erkennen unter seinen Zeitgenossen vielleicht Niemand fähig sein könnte, deren Wichtigkeit einstweilen nur ihm einleuchtet, wird sich doch nicht an die Sprache als an etwas Verbindliches kehren, die zum Gebrauche zufällig vorliegt? Er wird, wo sie nicht ausreicht, unbeirrt von jeder anderen Rücksicht als der, den genauesten Ausdruck seiner Gedanken zu finden, die Worte und Wendungen wählen, wie er sie bedarf, jedes Wort, jede Form wird ihm genehm sein, die seinen Gedanken enthält. Schriftsteller dieser Art aber sind es, um deretwillen die Sprachen bei allen Nationen im höchsten Sinne da sind. Diese Autoren sind es, die den Fortschritt der Sprachen bewirken, ihre Ausdrucksfähigkeit erhöhen, ihre Wirksamkeit vergrößern und verbreitern; und nicht, diese Männer zu meistern und Regeln für sie aufzustellen, sondern ihre Schriften zu durchdringen und die Gesetze zu verstehen, die sie enthalten, muß das Ziel der Völker sein.

Wir Deutschen würden den Geschichtschreibern unseres Volkes in späteren Zeiten Stoff zu einem der traurigsten Capitel liefern, wenn heute die Herstellung eines verbindlichen Reichswörterbuchs etwa unternommen würde. Frankreich hat seinen „Dictionnaire de l'Académie." Hier ist von einer, im Nimbus der Unfehlbarkeit strahlenden Körperschaft der Versuch gemacht worden, zu entscheiden, was gut und nicht gut Französisch sei. In diesem Sinne wurden die Autoren zur Unsterblichkeit zugelassen. Eine wirkliche Tyrannei bildete sich. Man weiß, wie Voltaire Corneille's Werke mit Anmerkungen versah, Corneille's, welcher die Französische Sprache des vorigen Jahrhunderts gründete und dem nun im Namen der Akademie seine Verstöße großmüthig nachgewiesen und nachgesehen wurden. Bei uns heute würde man Heyse's, oder eines anderen Autors Fremdwörterbuch einer allgemeinen Nationalabstimmung unterwerfen, um die anständigen Fremdwörter (die unentbehrlichen) von den unanständigen zu scheiden. Es würde eine Rangliste zu Tage gefördert und mit deren Aufrechthaltung und Vervollständigung eine besondere Behörde betraut werden müssen. Eine Art Index würde geschaffen, der über jedes sich einschleichende Fremdwort das Urtheil auf Zulassung oder Verwerfung abgäbe, und dieses Lexikon würde nicht nur den Mitlebenden, sondern auch den noch zu erwartenden großen Nationalschriftstellern als obligatorisches Erziehungsmaterial mit auf den Weg gegeben!

Nicht in der Absicht, eine verbindliche Norm aufzustellen, wie man zu schreiben habe, sind Jacob und Wilhelm Grimm darangegangen, ihr Deutsches Wörterbuch zu verfassen, sondern es sollte der wunderbare Reichthum unserer Sprache gezeigt und ihre Fähigkeit dargelegt werden, dem Ausdrucke der Gedanken gerecht zu werden. Aus diesem Wörterbuche lernen wir den unaufhaltsamen Fortschritt der Sprachentwicklung kennen, ausgehend von den Schriftstellern. Hier verfolgt man den Zuwachs an Worten auch aus fremden Sprachen und die Aufnahme solcher Worte zeigt ihre Unentbehrlichkeit in den Augen der Brüder Grimm. Viele Fremdworte fehlen bei ihnen: diese kämpfen gleichsam um das Dasein und der Ausgang des Kampfes ist abzuwarten. Wie auf dem ganzen Gebiete unabläßig ja das Neue sich geltend macht, dessen Sieg oder Niederlage späteren Lexikographen zu verzeichnen bleibt.

H. G.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte Juli.

Die Treue gegen Kaiser und Reich, welche den Regenten von Bayern beseelt, gelangt in dem unlängst veröffentlichten Schreiben des Prinzen Luitpold an Kaiser Wilhelm zum charakteristischen Ausdruck. Wenn die Ultramontanen gehofft hatten, daß der Particularismus in dem Prinzen Luitpold eine Stütze finden würde, so sehen sie sich nunmehr arg enttäuscht. In dem vom 20. Juni datirten Schreiben beschränkt sich der Prinz-Regent von Bayern nicht darauf, herzlich dafür zu danken, daß Kaiser Wilhelm die dem Könige Ludwig II. gewidmeten, auf die Geschichte und die nahe Verwandtschaft der königlichen Häuser Preußen und Bayern begründeten freundschaftlichen Gesinnungen auf ihn übertragen wolle, sondern er betont auch, wie er nichts sehnlicher erstrebe, „als die Aufrechterhaltung und Befestigung der so glücklich bestehenden innigen und vertrauensvollen Beziehungen, welche zum Heile Deutschlands die Kronen Preußens und Bayerns verbinden." Der Hauch aufrichtiger, herzlicher Empfindung, welcher das Schreiben des Prinzen Luitpold durchweht, bekundet von Neuem, daß der letztere durch Eigenschaften des Charakters und Gemüthes ganz besonders befähigt ist, die Regierung seines Landes in demselben deutsch-patriotischen Sinne fortzuführen, welcher die bayrische Politik seit der Begründung des deutschen Reiches auszeichnet.

In dem Ministerium von Lutz, welches nach dem Zeugnisse des Prinz-Regenten unter den schwierigsten Verhältnissen seine aufopfernde Hingebung an die Krone und das Land bewährte, sowie für die Interessen, welche es zu schirmen und zu fördern berufen ist, in ersprießlichster Weise wirkte, wird derselbe eine nie versagende Stütze, sowie treue Rathgeber finden. Für die Gesinnung des Prinzen Luitpold bezeichnend ist die ritterliche Art, in welcher er das Entlassungsgesuch des Cabinets ablehnt, indem er ausdrücklich darauf hinweist, daß die gegen das Staatsministerium gerichteten Angriffe ihn in seiner Ueberzeugung nicht zu erschüttern vermögen. Er unterläßt nicht, anzuerkennen, daß das Bestreben des gesammten Cabinets, wie er in eigner reger Antheilnahme an den Staatsangelegenheiten seit Jahren wahrzunehmen Gelegenheit hatte, fortdauernd darauf gerichtet gewesen sei, in pflichtmäßiger, objectiver Würdigung der Sachlage die geistigen und materiellen Güter des Volkes zu erhalten und zu mehren. So erklärt sich in vollem Maße die Anerkennung, welche Prinz Luitpold dem Wirken sämmtlicher Minister, insbesondere ihrem treuen, gewissenhaften Aushalten „in den schweren Zeiten" angedeihen läßt.

Wie aus Anlaß der jüngsten Katastrophe in Bayern sich in erfreulicher Weise zeigte, daß die Prophezeiungen und Erwartungen der Ultramontanen in Bezug auf einen Regierungswechsel in diesem Lande eitle Phantasie waren, haben auch die Verhältnisse in den Reichslanden sich so befestigt, daß der neuernannte Statthalter, Fürst von Hohenlohe, den Versuch machen konnte, die Bevölkerung der Stadt Straßburg wiederum zur freien Wahl ihres Gemeinderathes zu berufen. Die Wähler dieser Stadt hätten es sich selbst zuschreiben müssen, wenn der von dem Nachfolger des Freiherrn von Manteuffel bereitwillig gemachte Versuch mißlungen wäre, weil es dann leicht geschehen konnte, daß die commissarische Verwaltung Straßburgs eine ständige Einrichtung wurde. Daß die Anhänger der Protestpartei, sowie die „Autonomisten" bemüht waren, das altdeutsche Element aus dem neuen Gemeinderathe vollständig fernzuhalten, gereicht ihrer politischen Umsicht nicht gerade zur Ehre. In dem

Aufrufe des von den erwähnten Parteien berufenen Ausschusses hieß es unter Anderm, daß sämmtliche Candidaten von dem aufrichtigen Wunsche beseelt wären, den städtischen Interessen redlich und „muthig" zu dienen, das Aufleben, die Entwicklung und die Wohlfahrt der Stadt zu begünstigen, und dieselbe „von Schwierigkeiten zu befreien, die ohne ihr eigenes Zuthun entstanden sind, da sie ja selbst von jeder Mitwirkung an der Verwaltung ihres kostbaren Erbgutes ausgeschlossen war". Eine nicht minder dankbare Aufgabe wird es für die Alt-Straßburger sein, vor Allem nicht etwa durch „muthiges" Verhalten wiederum Schwierigkeiten nach der Art derjenigen zu schaffen, welche es vor vierzehn Jahren geboten erscheinen ließen, die communale Selbständigkeit zu beschränken. Die Verwaltung des „kostbaren Erbgutes" wird jedenfalls besser gedeihen, wenn der neue Straßburger Gemeinderath, anstatt etwa die Rolle eines städtischen Parlaments spielen zu wollen, den Interessen des Gemeinwesens mit Gewissenhaftigkeit und Treue dient, sowie sich von allen politischen Kundgebungen fern hält. Eines besonderen Muthes wird es hierbei um so weniger bedürfen, als der neue Statthalter und sämmtliche Reichsbehörden sicherlich dasselbe Interesse an dem Gedeihen Straßburgs und der Reichslande nehmen, welche mit deutschem Blute erkämpft worden sind. Sollte der „Muth" des Gemeinderathes aber bezwecken, durch Demonstrationen jeder Art um die Gunst Frankreichs zu buhlen, so würden derartige politische Anwandlungen ohne Zweifel die ihnen gebührende Zurückweisung erfahren. Die Wahlen am 10. und 11. Juli haben nun gezeigt, daß in Straßburg das deutsche Element bereits stark genug ist, um aus eigener Kraft sich beachtenswerthe Erfolge zu erringen, wie denn z. B. im dritten Wahlbezirke sieben Deutsche auf den ersten Schlag gewählt wurden. Im Uebrigen zeigte sich deutlich, daß die Protestpartei wesentlich an Boden verloren hat. Auch in Metz, woselbst sogleich im ersten Wahlgange dreizehn altdeutsche Candidaten den Sieg davontrugen, gestaltete sich die Abstimmung zu einer schweren Niederlage für die Gegner der bestehenden Einrichtungen. So fehlt es nicht an Symptomen, aus denen hervorgeht, daß man sich in den Reichslanden immer mehr bewußt wird, wie die zielbewußte Stetigkeit der deutschen Regierung gegenüber dem zwecklosen Umhertasten des französischen Gouvernements mancherlei Vorzüge aufweist. Sind doch die jüngsten Vorgänge innerhalb der französischen Armee und die Zwischenfälle der inneren Politik wenig geeignet, das Vertrauen auf die Beständigkeit der Einrichtungen der Republik zu erhöhen.

Der französische Senat hat am 22. Juni mit 137 gegen 122 Stimmen den Artikel 1 der zuvor von der Deputirtenkammer genehmigten Vorlage über die Ausweisung der Prinzen angenommen. „Das Gebiet der Republik," lautet dieser Artikel, „ist und bleibt den Häuptern der Familien verschlossen, welche in Frankreich regiert haben, sowie ihren unmittelbaren Erben nach der Ordnung der Erstgeburt." Das ganze Gesetz, dessen zweiter Artikel die Regierung ermächtigt, auch die übrigen Mitglieder der betreffenden Familien auszuweisen, während Artikel 3 Strafbestimmungen enthält, und der Schlußartikel die Prinzen für unfähig erklärt, in die französische Armee und Marine einzutreten, ein öffentliches Amt zu übernehmen oder ein Wahlmandat zu erhalten, gelangte dann in geheimer Abstimmung mit 141 gegen 107 Stimmen zur Annahme. Der Ministerpräsident de Freycinet hob in seiner Rede alle Gesichtspunkte hervor, welche die Ausnahmemaßregel geboten erscheinen lassen. Ihre volle Rechtfertigung erhielt die letztere aber erst durch das in den monarchistischen Blättern veröffentlichte Manifest des Grafen von Paris. „Durch die Erfahrung belehrt," heißt es in diesem vom 24. Juni datirten Schriftstücke, „wird sich Frankreich weder über die Ursache noch über die Urheber der Uebel, an denen es leidet, täuschen. Es wird anerkennen, daß die Monarchie, auf der Ueberlieferung durch ihr Princip beruhend, dagegen modern durch ihre Einrichtungen, allein Heilung für diese Uebel bringen kann." Selbstbewußt kündigt der Graf von Paris weiter an, daß nur die nationale Monarchie die Männer der Unordnung, durch welche die Ruhe des Landes bedroht werde, zur Ohnmacht verdammen, die politische und religiöse Freiheit sichern, sowie die Autorität wiederherstellen könnte. Das Haupt der Familie Orléans

erachtet zugleich für nothwendig, das Ausland zu beruhigen, indem betont wird, daß die Beständigkeit dieser Monarchie für Europa das Pfand eines dauerhaften Friedens sein würde. Das Manifest schließt pomphaft: „Meine Pflicht ist, ohne Unterlaß an diesem Rettungswerke zu arbeiten. Mit Hilfe Gottes und mit der Unterstützung aller Derjenigen, welche meine Zuversicht auf die Zukunft theilen, werde ich es vollbringen. Die Republik hat Furcht: indem sie mich trifft, weist sie auf mich hin. Ich hege Vertrauen zu Frankreich. In der entscheidenden Stunde werde ich bereit sein." Dies ist das politische Vermächtniß, welches der mit seinem erstgebornen Sohne, dem Prinzen von Orléans, nach England in die Verbannung gehende Graf von Paris seinen Getreuen hinterläßt. In Frankreich herrschte aus Anlaß des Scheidens des Prätendenten nicht die geringste Aufregung; die Republikaner nehmen das Schriftstück nicht allzu ernsthaft, gerade wie im Auslande die Friedensbetheuerungen des Prinzen die beabsichtigte Wirkung sicherlich nicht erreicht haben.

Daß es dem französischen Ausweisungsdrama zum Schlusse nicht am belustigenden Satyrspiele fehlte, dafür sorgten der ebenfalls von dem Gesetze betroffene Chef der Familie Bonaparte, Prinz Napoléon, und dessen Sohn, Prinz Victor. Die Prätendentenrollen, welche die Beiden spielen, sind schon längst der Lächerlichkeit anheimgefallen; wohl aber hätte man erwarten dürfen, daß der erstgeborene Sohn des „rothen Prinzen" wenigstens unmittelbar nach der Verbannung einen Schein kindlicher Pietät wahren würde. Prinz Victor zog jedoch vor, sich nach Brüssel ins Exil zu begeben, während Prinz Napoléon in die Schweiz eilte. Sobald jener aber erfuhr, daß dieser in Moncalieri der Prinzessin Clotilde einen Besuch abstatten wollte, beschloß er, seinem väterlichen Mitbewerber um den französischen Thron einen neuen Streich zu spielen, und begab sich unverzüglich nach Italien. Der „rothe Prinz" verschob dann die Reise zu seiner Gemahlin, der Tochter des Königs Victor Emanuel II., um nicht mit dem Prinzen Victor zusammenzutreffen, der, nicht mehr von seinen Parteigängern überwacht, den Imperialismus noch ärger bloßstellen wird als bisher.

Die französische Republik braucht jedenfalls weder von den orléanistischen noch von den bonapartistischen Prinzen eine ernstliche Gefahr zu besorgen. Hieran wird auch durch die inzwischen vom Ministerrathe beschlossene Ausweisung des Herzogs von Aumale nichts geändert, der aus Anlaß seiner Streichung aus der Armeeliste ein wenig respectvolles Schreiben an den Präsidenten der Republik gerichtet hatte. Der Erfolg dieses Protestes war, daß der Herzog von Aumale bereits am 15. Juli die belgische Grenze passiren mußte. Wohl aber wird durch die jüngsten Vorgänge in der französischen Armee, bei denen der vielgeschäftige Kriegsminister, General Boulanger, eine wenig rühmliche Rolle spielte, von Neuem erwiesen, wie plan- und ziellos einerseits die Leitung des französischen Heerwesens, wie mangelhaft andererseits die Disciplin bis zu den höchsten Graden der militärischen Rangordnung organisirt ist. So lange der Kriegsminister sich im Wesentlichen darauf beschränkte, die nächtliche Urlaubszeit der Unterofficiere zu verlängern, oder bis ins Einzelne gehende Verordnungen über das Tragen der Bärte zu erlassen, forderte er mehr den Spott als die Kritik heraus. Mißlicher gestalteten sich jedoch die Dinge, als General Boulanger jüngst mit zwei hervorragenden Generalen, dem Gouverneur von Paris, Saussier, und dem früheren Oberstcommandirenden in Tongking, de Courcy, in Conflict gerieth. Für die französischen Verhältnisse bezeichnend ist, daß beide Generale ihre Beschwerden über den Kriegsminister in Pariser Blättern zur allgemeinen Kenntniß gebracht hatten. In dem Streite mit General Saussier war die öffentliche Meinung von Anfang an zu Gunsten des Gouverneurs von Paris gestimmt, zumal da der letztere vielfach als der designirte Oberbefehlshaber in dem „nächsten großen Kriege" gilt. Als daher General Saussier sein Entlassungsgesuch einreichte, erhob sich ein derartiger Sturm der Entrüstung, daß der Ministerrath nur der allgemeinen Strömung folgte, indem er dieses Entlassungsgesuch zurückwies und den Kriegsminister mit der Aufgabe betraute, die Angelegenheit zu ordnen. Dem General Boulanger mag es allerdings schwer genug geworden sein, selbst an den Gouverneur von Paris

zu schreiben, um ihn zum Verbleiben auf seinem Posten zu veranlassen. Hatte er zunächst übersehen, daß ein commandirender General nicht wie ein Corporal behandelt werden darf, so gereichte es dann kaum zur Erhöhung des Ansehens des Kriegsministers, wenn er seinen Untergebenen gewissermaßen um Entschuldigung bitten mußte. Zugleich zeigt sich immer deutlicher, daß General Boulanger sich seine Verhaltungslinie vollständig von den Radicalen vorzeichnen läßt, wodurch nicht ausgeschlossen wird, daß ihn ehrgeizige Bestrebungen leiten, welche seinen politischen Gesinnungsgenossen verborgen blieben. Ein so gemäßigtes Organ wie das „Journal des Débats" hebt deshalb hervor, daß der „General der Radicalen" allmälig dahin gelangen könnte, nur Mitschuldige oder Betrogene in seiner Umgebung zu dulden. Nicht mit Unrecht wird auf das Beispiel der südamerikanischen Republiken hingewiesen, deren „militärische Sitten", falls sie durch den gegenwärtigen Kriegsminister nach Frankreich verpflanzt werden sollten, für letzteres sich sehr bald verhängnißvoll erweisen würden.

Aus Anlaß eines weiteren Conflictes, welcher zwischen den Generalen Boulanger und de Courcy entstand, ist das Verhalten der Expeditionstruppen in Ostasien von der französischen Presse vielfach erörtert worden. Trotz der Versicherungen des früheren Oberstcommandirenden in Tongking, daß die ihm untergebenen Soldaten nicht in der ihnen von den „revolutionären Blättern" zur Last gelegten Weise in Huë, der Hauptstadt von Annam, geplündert hätten, sind diese Gerüchte bis zum heutigen Tage nicht verstummt. Da nun General de Courcy in einem Pariser Blatte das Verhalten der radicalen Presse einer scharfen Kritik unterwarf, zog er sich ebenfalls eine Zurechtweisung von Seiten des Kriegsministers zu, der bei diesem Anlasse auf die Unterstützung der ihm ergebenen Organe der äußersten Linken zählen durfte.

Durch die am 4. Juli in Paris und Vincennes veranstalteten Empfangsfeierlichkeiten für die aus Tongking zurückkehrenden Truppen sowie durch das Nationalfest vom 14. Juli ist der Streit zwischen den Generalen gewissermaßen in den Hintergrund gedrängt worden, obgleich sich nicht in Abrede stellen läßt, daß gerade die Auflösung der Disciplin und die Zwistigkeiten unter den Befehlshabern der französischen Armee verhängnißvoll werden könnten. Der Enthusiasmus, mit welchem die aus Ostasien zurückkehrenden Truppen empfangen wurden, kann über die ernsten Symptome der jüngsten Zeit nicht hinwegtäuschen. Unbefangene Beurtheiler dieser Ovationen, bei denen es unter Anderem auch nicht an Triumphbogen fehlte, können sich der Wahrnehmung nicht verschließen, daß der Jubel der Pariser sowie der Bewohner von Vincennes stark übertrieben war, wenn anders er nicht lediglich der Thatsache galt, daß im Hinblicke auf die unter den Expeditionstruppen angerichteten Verheerungen überhaupt noch größere Abtheilungen in die Heimath zurückkehren konnten. So ließen sich die von den französischen Blättern gemeldeten Ueberschwenglichkeiten allenfalls rechtfertigen, da man sonst mit Fug die Frage aufwerfen könnte, welchen Empfang die Pariser den heimkehrenden Soldaten bereitet haben würden, falls dieselben in den letzten entscheidenden Kämpfen den Sieg über die Chinesen und „schwarzen Flaggen" davongetragen hätten, während der Verlauf des Feldzuges in Tongking in Wirklichkeit doch ein ganz anderer gewesen ist. Vielfach bemerkt wurde, daß nicht der Kriegsminister, der sich bisher keine Gelegenheit entgehen ließ, nach Volksgunst zu haschen, sondern der Generalgouverneur von Paris, Saussier, die Soldaten beim Empfange begrüßte und ausdrücklich auf Worte der Anerkennung hinwies, die er unlängst von General de Courcy in Bezug auf die Expeditionstruppen vernommen hatte. Der Kriegsminister hat also allem Anscheine nach mit seinen gegen die Generale ergriffenen Maßregeln zunächst Fiasko gemacht. Freilich darf sich General Boulanger damit trösten, daß der Präsident der Republik ihn mit Rücksicht auf die gute Haltung der Truppen bei der großen Revue vom 14. Juli zum Großofficier der Ehrenlegion ernannte.

Auch diejenigen, welche die französischen Verhältnisse durchaus unbefangen beurtheilen, gestehen zu, daß Frankreich durch seine inneren Zwistigkeiten jedenfalls an

einer auswärtigen Action gehindert werde. Daß die französische Regierung in der griechischen Angelegenheit, die nun endlich eine friedliche Lösung gefunden zu haben scheint, eine auffallende Zurückhaltung beobachtete und sich insbesondere nicht an der Blokade der griechischen Küste betheiligte, dürfte sicherlich nicht in dem Sinne gedeutet werden, als ob in einem Kriege zwischen der Türkei und Griechenland die Republik sich auf die Seite des letzterwähnten Staates gestellt hätte. Im Hinblick auf die von Rußland beschlossene Aufhebung der Freihafenstellung von Batum wird die französische Regierung gleichfalls eine völlig indifferente Haltung beobachten. Das Vorgehen Rußlands in der Batum-Angelegenheit richtet sich freilich in erster Linie gegen England, dessen Vertreter auf dem Berliner Congresse die Aufnahme des Artikels 59 in den Friedensvertrag am eifrigsten betrieben. Dieser Artikel bestimmt: „S. M. l'Empereur de Russie déclare que son intention est d'ériger Batoum en port franc essentiellement commercial." Fürst Gortschakow erklärte auf dem Berliner Congresse ausdrücklich, daß der Kaiser von Rußland sich entschlossen habe, Batum zum Freihafen zu machen, um auf diese Weise den unbeschränkten Handelsverkehr mit Persien zu sichern, da die Karawanen meist Batum passirten. Damals nahm Lord Beaconsfield dieses Zugeständniß mit Dank an, obgleich er nicht verhehlte, daß England lieber gesehen hätte, wenn Batum türkisch geblieben wäre. Das russische Zugeständniß fand dann auch Aufnahme im Artikel 59 des Berliner Friedensvertrages, nachdem Lord Beaconsfield noch der Hoffnung Ausdruck geliehen hatte, daß der Freihafen von Batum im Interesse des Aufblühens Rußlands, der Türkei, sowie aller Völker einen gemeinschaftlichen Mittelpunkt für ihre vereinigte Thatkraft und Unternehmungslust bilden möge. Es kann daher nicht überraschen, daß die englische Presse in dem jüngsten Vorgehen Rußlands eine unmittelbare Verletzung des Berliner Vertrages erblickt, während der russische „Regierungsanzeiger" in einem amtlichen Communiqué vom 9. Juli die Maßregel damit rechtfertigt, daß die Errichtung des Freihafens unter Umständen erfolgt sei, welche sich seither völlig geändert hätten. Durch den Hinweis, daß Verträge nur mit der Klausel „rebus sic stantibus" geschlossen werden, könnte aber Fürst Alexander von Bulgarien es jedenfalls auch rechtfertigen, wenn er demnächst die Vereinigung Ost-Rumeliens mit Bulgarien vollständig durchführte, zumal wenn die Türkei sich bereit finden ließe, behufs Herstellung einer besseren Ordnung auf der Balkanhalbinsel eine derartige Abänderung des Berliner Vertrages zuzugestehen. Befände sich Lord Salisbury gegenwärtig an der Spitze der englischen Regierung, so würde Rußland wohl sogleich auf größere Schwierigkeiten gestoßen sein, während Gladstone, abgesehen davon, daß er sich mit der Politik Lord Beaconsfield's nicht in demselben Maße identificirt, wie der Premier eines Tory-Cabinets, durch die Wahlen und den Kampf um die Home-Rule-Bill viel zu sehr in Anspruch genommen wurde, als daß er dem russischen Cabinet in der Batum-Angelegenheit unverzüglich den Artikel 59 des Berliner Vertrages als eine bindende Vorschrift entgegengehalten hätte.

Die Parlamentswahlen haben für Gladstone einen wenig glücklichen Verlauf genommen. Am 8. Juni war gerade ein Jahr seit dem vorigen Sturze des liberalen Premierministers verstrichen, der zurücktreten mußte, weil das Unterhaus die Einnahmebudget-Bill ablehnte, obgleich es vorher beinahe einstimmig die Kriegsanleihe in Höhe von elf Millionen Pfd. Sterl. bewilligt hatte. In Wirklichkeit mußte Gladstone auch für seine unentschiedene Haltung in der central-asiatischen Angelegenheit büßen, da die Kriegsanleihe nur unter der Voraussetzung bewilligt worden war, daß das Cabinet der Machtstellung Englands nichts vergeben würde. Wie diese Voraussetzung sich als eine irrige erwies, ist noch in Aller Erinnerung; das Ministerium Gladstone erlitt eine diplomatische Niederlage, während Rußland siegreich aus diesem Streite hervorging. Es ist daher wohl nicht bloßer Zufall, wenn die russische Regierung nunmehr den Augenblick, in welchem Gladstone sich in einer ungemein bedrängten Lage befand, für günstig erachtete, eine lästige Bestimmung des Berliner Vertrages zu beseitigen. Das politische Ansehen des Premiers erleidet dadurch jedenfalls eine neue Einbuße, wodurch die Aussichten eines neuen Cabinets wachsen müssen. Mit Bitterkeit empfindet

Gladstone unzweifelhaft vor Allem den Abfall ehemaliger Parteigenossen, wie Mr. John Bright, der in seinem Schreiben vom 4. Juli dem Leiter des liberalen Cabinets sein ganzes Sündenregister in der irischen Angelegenheit vorhält. Bright betont nochmals, daß eine Verschwörung bestehe, welche durch Gewaltthätigkeiten die Zerstückelung des vereinigten Königreichs durchführen wolle, während Gladstone bestreitet, daß eine solche Verschwörung gegen die Bezahlung der Pachtgelder und die Union vorhanden sei. Das Verhalten des Premiers wird außerdem als zweideutig bezeichnet, indem zugleich der Ueberzeugung Ausdruck gegeben wird, daß das neue Parlament den auf die Selbständigkeit Irlands abzielenden Maßregeln keineswegs günstiger gesinnt sein würde, als dasjenige, dessen Auflösung Gladstone für nöthig erachtete. War für den letzteren der Abfall John Bright's ein schwerer Schlag, so wird auch durch die Wahlergebnisse in den englischen Städten erwiesen, wie sehr Gladstone seit den letzten Wahlen an Volksthümlichkeit verloren hat. Die Stadt London ist z. B. in dem neuen Unterhause durch neunundvierzig Conservative, zwei Unionisten und nur elf Anhänger des Premiers vertreten, während aus dem vorigen Wahlkampfe fünfundzwanzig Liberale und siebenunddreißig Conservative als Sieger hervorgingen. Daß Gladstone mit seiner Home-Rule-Bill nunmehr endgültig unterlegen ist, fällt aber trotz der hohen Bedeutung dieser Thatsache nicht so schwer ins Gewicht, wie die bedenklichen Zustände, welche durch das Verhalten des Premiers in Irland herbeigeführt worden sind. Waren die Verhältnisse daselbst früher bereits unerquicklich genug, so streift die Rechtsunsicherheit auf der grünen Insel jetzt hart an Anarchie. Die tumultuarischen Vorgänge und Wahlkrawalle der jüngsten Zeit lassen in dieser Hinsicht für die Zukunft Schlimmes befürchten. In Belfast fanden in der Nacht zum 14. Juli aus Anlaß eines von den Orangisten veranstalteten Aufzuges ernsthafte Ruhestörungen statt, so daß es der Polizei erst nach längerer Zeit gelang, die Ordnung wiederherzustellen. Zahlreiche Personen wurden verwundet, mehrere Häuser sind beinahe vollständig zerstört. Hieraus kann man entnehmen, zu welchen Ausschreitungen die Parnelliten sich hinreißen lassen werden, sobald erst die Aussichten der Home-Rule-Bill vollständig geschwunden sind.

Unterlag es doch bereits vor Beendigung der Wahlen keinem Zweifel, daß die Conservativen in Gemeinschaft mit den Unionisten in dem neuen Unterhause gegenüber den Anhängern Gladstone's und den mit diesen verbündeten Parnelliten über eine beträchtliche Stimmenmehrheit verfügen. Gladstone's Berufung an das Land hat sich als ein Fehlschlag erwiesen; die weit überwiegende Anzahl der Wähler verwirft die geplante Selbständigkeit Irlands. Ueberdies rechtfertigt das Verhalten des liberalen Premiers noch den Vorwurf, daß er seine eigene Partei gesprengt und Männer wie Lord Hartington in der irischen Angelegenheit zu Bundesgenossen Lord Salisbury's gemacht hat.

Literarische Rundschau.

Du Bois-Reymond's Reden.

Reden von du Bois-Reymond. Erste Folge. Literatur. Philosophie. Zeitgeschichte. Leipzig, Veit u. Comp. 1886.

Die vor neunzehn Jahren erfolgte Wahl Professor du Bois-Reymond's zum ständigen Secretär der Berliner Akademie der Wissenschaften hat aus einem der ausgezeichnetsten Physiologen einen unserer vorzüglichsten essayistischen Schriftsteller gemacht. Allerdings hat die Wissenschaft die Kosten dieser literarischen Wandlung insofern tragen müssen, als du Bois-Reymond ihr zwar als einer der gesuchtesten und wirksamsten akademischen Lehrer der Physiologie erhalten blieb, seine Production aber, seit ihm die Stellung innerhalb der Akademie besondere Pflichten auferlegte, fast ausschließlich auf das literarische Gebiet beschränkt hat.

Um so mehr ist es die Pflicht der literarischen Kritik, das Verdienst, welches sich der berühmte Physiologe auf dem neutralen Gebiet der schriftstellerischen Republik erworben, voll zu würdigen. Die in diesem Jahre erschienene erste Folge der Reden du Bois-Reymond's gibt dazu schon die reichste Gelegenheit; denn gerade dieser erste Band enthält diejenigen seiner Reden, welche die weiteste Verbreitung gefunden, die lebhaftesten Erörterungen hervorgerufen und Vielen wohl überhaupt erst Kenntniß von ihm gegeben haben. Wir haben, obschon es sich in dieser ganzen Sammlung nur um Reden handelt, im Eingang den Verfasser als Essayisten bezeichnet: du Bois-Reymond's Reden sind in der That nichts Anderes, als gesprochene Essays, welche zwar seine sorgsam abgetönte Vortragsweise zu einem besonderen Genuß für den Hörer macht, die aber von Hause aus in der Absicht auf literarische Wirkung bis in das Kleinste durchgearbeitet sind und auch erst in dem langsam aufnehmenden Bewußtsein des Lesers mit allen ihren Feinheiten zur ganzen Wirkung gelangen. Nicht alle seine Reden hat du Bois-Reymond in der Akademie gehalten; einige davon sind durch seine Rectorate veranlaßt, in den Hallen der Universität gehalten, es sind die berühmte Ansprache „über den deutschen Krieg", welche das vielbesprochene Wort von der Berliner Universität als dem geistigen Leibregiment des Hauses Hohenzollern in Umlauf setzte, und, durch zwölf Jahre von ihr getrennt, die noch viel mehr umstrittene Rede: „Goethe und kein Ende". Zwei andere Reden sind vor einem großen Publicum gesprochen, darunter die nach unserem Dafürhalten gehaltvollste und eine besondere Stellung in der Geschichte unserer Aufklärung einnehmende Rede „über die Grenzen des Naturerkennens" auf der Naturforscherversammlung in Leipzig 1872.

Sie alle tragen aber mehr oder weniger das Gepräge der akademischen Reden des Verfassers und ihren feierlichen, gehaltenen Stil. Wer du Bois-Reymond's Vorlesungen gehört hat, weiß, daß er einfach sein kann; allein als öffentlicher Redner zieht er es vor, bald mit allen Prunkmitteln der Rhetorik zu glänzen, bald mit dem kleinen Feuer pikanter Antithesen oder feiner Anspielungen zu wirken, bald auch, je

nachdem die Gelegenheit es fordert, das strenge Pathos des Zornes, oder das schwungvolle der Begeisterung ertönen zu lassen. Kurz, er hat alle die Vorzüge eines Mannes, welcher zeigt, daß er ein Redner ist und zeigt, daß er es weiß. Wer Sinn für hohes literarisches Formgefühl hat, kann viel von ihm lernen.

Die Form allein aber kann nur einen Rhetor machen. Das sachliche Verdienst der Reden du Bois-Reymond's steht Alles in Allem viel höher, als ihr stilistisches, wenn auch der Verfasser durch die peinliche Pflege des letzteren vielleicht selbst ein wenig es verschuldet hat, daß Manche darüber das erstere übersehen konnten. Wir finden dieses Verdienst in dreierlei Hinsicht. Einmal hat du Bois-Reymond, vielleicht mitbestimmt durch das französische Element in seiner Herkunft und Erziehung, die Anknüpfung seiner akademischen Reden an die beiden erlauchtesten Geister der Akademie, Leibnitz und Friedrich den Großen, mit solcher Sorgfalt festgehalten, daß wir in ihnen eine Art Culturgeschichte des deutschen „ancien régime" erhalten, einen ebenbürtigen Text zu Menzel's Tafelrunde Friedrich's II.[1]). Wenn auch vielleicht etwas zu hart gegen Rousseau, zu ungerecht gegen Voltaire als Menschen, und nicht ganz erschöpfend über Diderot, dessen naturwissenschaftliche Seite er nicht gewürdigt hat, bietet uns doch du Bois-Reymond in den Reden über die Genannten und über Lamettrie ein gedankenreiches und lebensvolles Bild jener glänzenden Culturepoche, zu deren Errungenschaften unser heutiges, im Cultus brutaler Macht aufwachsendes jüngeres Geschlecht sich erst wird mühsam wieder zurücktasten müssen. Du Bois-Reymond hat diesen Werth jener Epoche nicht bloß durch die Wahl seines Stoffes, sondern auch mit ausdrücklichen Worten betont, mit denen er seine Rede über „Voltaire als Naturforscher" schloß. „Nicht Friedrich's Kriegsthaten allein," sagt er, „machten damals Preußen groß: kaum minderen Theil daran hatten die Pflichttreue, Opferwilligkeit, Gerechtigkeit, Arbeitsamkeit und Wirthschaftlichkeit, die neben edlem Stolz auf die Vergangenheit und kühnem Streben für die Zukunft, vom König auch auf den geringsten Unterthan übergingen. Wiederum nicht nur diese grundlegenden Bürgertugenden halfen Friedrich's Staat auf eine so hohe Stufe heben. Sie hätten es nicht vermocht ohne das ideale Lebensprincip, welches er ihm einflößte: ohne den philosophischen Geist des achtzehnten Jahrhunderts, aus welchem Gewissensfreiheit, Achtung des Individuums und seiner Rechte so natürlich flossen wie Pflege von Wissenschaft, Literatur und Kunst. Und wenn im geschichtlichen Werden kein Glied entbehrlich, kein Umstand zu geringfügig ist, so darf man sagen, daß zu Preußens heutigem Glanz auch der große Franzose beitrug, dessen Bundesgenossenschaft fast ein halbes Jahrhundert lang, ja über das Grab hinaus Friedrich die Zuversicht gab, in seinem Denken und Wollen Eins zu sein mit dem geistigen Beherrscher seiner Zeit." Diese Rede weist im Druck ein pikantes Zubehör auf. Als Fußnote zu der am 30. Januar 1868 gehaltenen Rede lesen wir: „Ihre Majestäten der König und die Königin geruhten der Sitzung beizuwohnen," als Motto aber trägt die Rede im zierlichsten Druck die Worte: „Was? Voltaire?" — Kreuzzeitung, 4. Februar 1868. Vielleicht wollte der Verfasser mit jener Note die letzte Ausstrahlung Fridericianischen Geistes auf den erlauchten Nachkommen andeuten; der wahren geschichtlichen Physiognomie wird er jedenfalls erst dadurch gerecht, daß er auch jenes Motto festhielt.

Ein anderes nicht geringeres Verdienst erblicken wir darin, daß der Verfasser jenen einfach schönen Principien der Aufklärung, der Humanität und Gerechtigkeit, deren unsterbliche Herolde in Deutschland Lessing und Schiller waren, wie in Frankreich die Encyklopädisten, auch in seinen übrigen Reden, wo sich irgend die Gelegen-

---

[1]) Diese Richtung kommt recht sinnig auch auf dem Titelblatte zum Ausdruck, welches der Verfasser mit einem Facsimile eines Kupferstichs von seinem Urgroßvater Chodowiecki geschmückt hat. Derselbe stellt den mit Schlafrock und Hauskappe bekleideten, vor physikalischen Instrumenten stehenden Voltaire dar, der mit dem Zeigefinger auf sich selbst weist und so die Unterschrift des Bildes deutet: „J'ai été le premier à faire connaître en France la Philosophie de Newton."

heit bietet, entschiedenen Ausdruck gibt und gegen die, namentlich einen Theil der akademischen Jugend verrohenden Strebungen des Religions- und Rassenhasses Front macht; er hat dadurch ein wohlthuendes Gegengewicht gegen jene verschwommenen Romantiker des Katheders geschaffen, welche mit der Pflege dieser rohen Instincte das Nationalgefühl zu heben glaubten. Die gerechte Würdigung des nationalen Gedankens, die scharfe Verurtheilung des Chauvinismus in der Rede „über das Nationalgefühl" gehören neben der Schrift von Lazarus: „Was ist national?" und der Rede Renan's: „Qu'est-ce qu'une nation?" zu dem Besten, was über diese Gegenstände in neuester Zeit gesprochen worden. Nicht nur durch ästhetische Mißbilligung derartiger „Völkerpsychosen" wirkt der Autor auf die Humanisirung des Lesers, sondern vor Allem durch eine höhere, mehr auf die Entwicklung des menschlichen Geistes als auf die staatlichen Umwälzungen gerichtete Auffassung der Geschichte, wie sie vor Allem den seiner Zeit in der „Deutschen Rundschau" erschienenen Aufsatz: „Culturgeschichte und Naturwissenschaft" auszeichnet.

Nebenbei sei hier daran erinnert, daß du Bois-Reymond durch den in jener Rede gethanen Ausspruch: „Kegelschnitte, kein griechisches Scriptum mehr", eine förmliche Literatur über die Frage der Zulassung der Realschüler zum medicinischen Studium und über die Gymnasialbildung überhaupt hervorgerufen hat. Vorweg möchten wir bemerken, daß uns damals mehr der Form wegen bedauerlich schien, einen groß angelegten Vortrag über die Höhenpunkte menschlicher Entwicklung in die kleine Frage auslaufen zu sehen, ob unsere jungen Mediciner ein bischen mehr oder weniger Griechisch, oder etwas mehr Geometrie lernen sollen. In der Sache konnte Jeder dem Verfasser darin Recht geben, daß die Schulung der Gymnasialjugend in den anschaulichen Wissenschaften und in der Mathematik über der rein formalen Pflege der classischen Sprachen allzusehr vernachlässigt werde. Man konnte ihm um so mehr zustimmen, als er den Bildungswerth humanistischer Erziehung als Correctiv gegen einen, den Gesichtskreis verengenden Betrieb der Naturwissenschaft anerkannte und neben seiner Hauptforderung, dem Lehren der analytischen Geometrie an den Gymnasien nur eine durchgeistigte Behandlung, nicht eine Abschaffung des classischen Lehrstoffes verlangte. Um so mehr sind wir überrascht, daß er jetzt in einer längeren Anmerkung zu jener Rede, bloß deshalb, weil die preußische Unterrichtsverwaltung, wie wir glauben mit Unrecht, seine damaligen Forderungen nur ungenügend erfüllte, einen veränderten Standpunkt einnimmt und erklärt, daß unter solchen Umständen die Vorbereitung durch die Realschule ihm für die Mediciner nun doch zweckmäßiger erscheine als die durch das Gymnasium. Glaubt Professor du Bois-Reymond wirklich, daß Jemand, der kein Griechisch lernt, darum schon ein besserer Mathematiker, ein schärferer Diagnostiker, ein scharfsinnigerer Pathologe werden müsse? Werden nicht schon die heutigen Mediciner durch das riesige und leider unerläßliche Quantum von Technik, was die moderne Medicin verlangt, genug zu Handwerkern gedrillt? Was wird erst werden, wenn sie Alle ohne die Sonne Homer's, ohne den Zauber antiker Schönheit und Lebensführung auch nur zu kennen, einmal aufwachsen werden? Diejenigen, welche die Antike aus der Schule herauswerfen wollen — und wir können auch jetzt nicht du Bois-Reymond zu ihnen zählen —, vergessen zu sehr, daß es viel leichter ist, ein Culturelement mit einem Federstrich ganzen Generationen für immer zu verschließen, als seinen Werth, der sich nur empfinden, nicht messen läßt, zu erkennen, so lange die Gesellschaft es noch besitzt. Durch Ausschneiden irgend eines Organs mag man am Thiere sich von der Entbehrlichkeit desselben überzeugen können; an der Cultur eines ganzen Zeitalters kann man aber diese Art Vivisection nicht ohne die Gefahr dauernden Schadens treiben.

Das letzte, nicht das geringste Moment des literarischen Verdienstes du Bois-Reymond's dürfte endlich in der vornehmen und zugleich gemeinfaßlichen Art zu erblicken sein, in welcher er die großen Zusammenhänge der Naturwissenschaft beleuchtet, ihre allgemeinsten Probleme formulirt, und in ernster, von allem Schulmäßigen sich fernhaltender philosophischer Betrachtung diejenigen Grenzen zu bestimmen sucht, welche

unserem Naturerkennen durch die Eigenart unseres Denkvermögens gesteckt sind. Sein mannigfach verketzertes, aber durch das keineswegs tiefere Schlagwort des Monismus kaum ersetztes „Ignorabimus" will nicht unserem Wissen, sondern unserem Erkennen der letzten Fragen Grenzen setzen und befindet sich hier in Uebereinstimmung mit den größten Denkern, vor Allem mit Kant. Als solche unauflösliche Räthsel hat du Bois-Reymond in der Rede „von den Grenzen des Naturerkennens" das Wesen der Materie und der Empfindung, der Quelle des Bewußtseins, hingestellt. Sie würden, wie er damals ausführte, auch einem Geiste, der mit astronomischer Gewißheit selbst die einzelnen Lebenserscheinungen und geistigen Bethätigungen in ihrer Aufeinanderfolge zu berechnen vermöchte, unzulänglich bleiben. Nicht von gleicher Tiefe, aber doch der Forschung für übersehbare Zeit verschlossen, dürften die übrigen der „sieben Welträthsel", welche du Bois-Reymond aufwirft, sein: Bewegung, Leben, zweckmäßige Einrichtung der Natur, vernünftiges Denken und Ursprung der Sprache, und das Problem der Willensfreiheit. Der Verfasser hat hier ein, jenen ersten gleichwerthiges Problem nicht erwähnt: den Ursprung von Lust und Schmerz; indessen hat er wenigstens einen Theil desselben in den „Leibnizischen Gedanken in der modernen Naturwissenschaft" gestreift, wo er eingehend ausführt, daß unsere Lust an der Harmonie und Melodie bis jetzt ein unergründliches Geheimniß für uns ist. Eine Abhandlung des französischen Philosophen Alfred Fouillée im ersten Aprilheft der „Revue des deux mondes" über die Anwendung der Darwin'schen Lehre auf die Erklärung von Vergnügen und Schmerz belehrt uns, daß wir, sechzehn Jahre nach jener Rede du Bois-Reymond's in diesem Punkte auch noch nicht weiter sind.

In diesem ungeheuchelten Bekennen der Unzulänglichkeit unseres Wissens und in dem gleichzeitigen Hinweis auf die unermeßlichen, unserem Forschungsgeist noch gesteckten Ziele, in der Betonung des Strebens auf Erweiterung des Gesichtskreises der Völker, nicht bloß der Individuen, liegt der Erziehungswerth der du Bois-Reymond'schen Reden, welche ihren Verfasser zu einem würdigen Dolmetsch und beredten Nachfolger der großen Aufklärer des achtzehnten Jahrhunderts machen. S.

Paulsen's Geschichte des gelehrten Unterrichts.

Geschichte des gelehrten Unterrichts auf den deutschen Schulen und Universitäten vom Ausgang des Mittelalters bis zur Gegenwart. Mit besonderer Rücksicht auf den classischen Unterricht. Von Dr. Friedrich Paulsen, a. o. Professor an der Universität zu Berlin. Leipzig, Veit & Comp. 1885.

Mit Recht kann der Verfasser des vorliegenden Werkes sagen, daß eine Geschichte des gelehrten Unterrichts in Deutschland bis dahin noch nicht vorhanden war. Jedermann, der sich für diesen Zweig unserer Culturgeschichte interessirt, kennt das bedeutungsvolle Werk Karl's von Raumer „Geschichte der Pädagogik", das durch seine ausgeprägte Stellungnahme zu den Aufgaben der Erziehungskunst und durch die reichhaltigen, mit Geist und Takt ausgewählten Auszüge aus den Quellen ebenso anziehend als lehrreich genannt werden muß und auch heute noch nicht entbehrlich geworden ist. Aber allerdings: seinen Hauptinhalt bildet die Geschichte der pädagogischen Ansichten; die Entwicklung des Unterrichtes und des Bestandes des Schulwesens wird auch für das 16. Jahrhundert, dem Raumer noch am meisten Aufmerksamkeit widmet, nicht ausreichend behandelt; für das 17. und 18. Jahrhundert gibt er nur Andeutungen und das 19. ist von ihm gar nicht in Betracht gezogen worden. Außerdem hat Raumer

die Geschichte der Universitäten ganz bei Seite gelassen, was deswegen eine bedauerliche Lücke entstehen läßt, „weil nicht nur während des Mittelalters, sondern bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts die philosophische Facultät, die facultas artium, als Obergymnasium functionirte." Raumer unterläßt es also, den krönenden Abschluß des ganzen gelehrten Unterrichts uns vorzuführen, und die umfassende Encyklopädie des gesammten Erziehungs- und Unterrichtswesens, welche der frühere Rector des Stuttgarter Gymnasiums, der jetzige Prälat Dr. Schmid, herausgegeben hat, leidet an ganz demselben Fehler; auch dieses Werk, sonst eine wahre Fundgrube, gibt die Geschichte des Schulwesens der einzelnen Länder nur mit Ausschluß der Universitäten.

Wenn man dies erwägt, so wird man es von vorn herein mit Dank begrüßen, daß uns Paulsen ein Buch darbietet, welches das leisten will, was die Vorgänger nur halb oder gar nicht geleistet haben: eine Darlegung des gesammten Entwickelungsganges, den unser gelehrter Unterricht durchlaufen hat, unter ebenmäßiger Berücksichtigung der „Schulen und Universitäten" Deutschlands. Paulsen gliedert den Stoff aus sachlichen Gesichtspunkten in drei Bücher. Nicht in den Gesichtskreis seines Werks fällt die erste Ueberfluthung Deutschlands durch die Sprachen und Literaturen des Alterthums, die im Verlauf des ersten Jahrtausends nach der Taufe des Frankenkönigs erfolgte und uns „den Glauben und die Sprache der römischen Kirche, sowie den Niederschlag der wissenschaftlichen Forschung der Griechen" hinterließ, deren philosophische, astronomische, medicinische Werke in sehr mangelhaften Uebersetzungen überall dem Unterrichte zu Grunde gelegt wurden. Wohl aber beginnt er seine Darstellung mit dem Hereinbrechen der zweiten „Fluthwelle", welche im 15. und 16. Jahrhundert sich über das gesammte Abendland ergoß; man kennt die dadurch erzeugte Richtung unter dem Namen Humanismus; als ihr Niederschlag blieb das classische Latein, die Kenntniß der griechischen Sprache und der Same des Naturalismus zurück. Auf diese Fluthwelle folgt eine lange „Zeit der Ebbe", die Zeit des Rationalismus und des Pietismus, in welcher das alte humanistische Bildungsideal abstirbt und ein neues aufkommt, als dessen Ziel von Leibniz die Richtung bezeichnet wird, welche nicht auf die curiosa, sondern auf die utilia geht; der lateinische Unterricht wird fortbetrieben, aber er sinkt in Verachtung; Friedrich Nicolai „lernte nichts als lateinische und griechische Worte wunderbar zusammengeknetet in alle Prädikamente einer pedantischen Grammatik," und Lessing klagte als Student seinem Vater: „ich habe es schon in Meißen geglaubt, daß man Vieles daselbst lernen muß, was man in der Welt gar nicht brauchen kann, und jetzo sehe ich es noch viel deutlicher ein." Diesem Zustande der Dinge machte eine dritte Fluthwelle ein Ende, „welche sich im Laufe des 18. Jahrhunderts langsam hob und gegen das Ende dieses Jahrhunderts ihren höchsten Stand erreichte." Paulsen nennt diese Richtung die neuhumanistische; ihre Wiege war vor Allem die Universität Göttingen, wo Gesner ihr die Bahn brach. „Er hat so wenig den althumanistischen Schulbetrieb zurückgeführt, daß man vielmehr umgekehrt sagen kann: er hat ihm definitiv ein Ende gemacht. . . Die Absicht des alten Betriebs war, Fertigkeit in der Imitation der Alten zu erzielen; der neue Betrieb gibt diese Absicht als eine durch die Wirklichkeit antiquirte auf; er will durch die Lectüre der alten Schriftsteller nicht zu lateinischen und griechischen Imitationen anleiten, sondern Urtheil und Geschmack, Geist und Einsicht bilden und dadurch die Fähigkeit selbständiger Production in der eigenen Sprache nähren." Herder, Wilhelm von Humboldt stehen auf dem Boden dieses Neuhumanismus; Herder, der mit scharfen Worten gegen die „Latinitätsdressur" eifert, „welche in Briefen, Reden, Perioden, Chrieen, Versen auf ewig Denk- und Schreibart verdirbt;" der Karl den Großen ob seiner romanisirenden und latinisirenden Eingriffe in die Entwicklung des deutschen Volkes einen „unglücklichen Mann, ein Geschöpf von Rom, einen Sohn des Papstes, einen Vertilger der barbischen Literatur" nennt: Herder betrachtet die Griechen nicht als eine specielle Bildung wie die andern Völker, sondern als die „der Natur einmal gelungene vollkommene Darstellung der Gattung;" „aus den Werken der Griechen spricht der Dämon der Menschheit rein und verständlich zu uns." Diese neue humanistische Richtung war

nicht so universell wie die beiden ersten „Fluthwellen"; sie bemächtigte sich nur des protestantischen Deutschlands; aber dessen Bildung durchtränkte sie mit hellenistischen Anschauungen und Ideen. Als ihr Niederschlag sind zurückgeblieben die classische Philologie und der classische Unterricht auf den Gymnasien; mehr als je gilt nun der Satz, der vor der Reformation noch unbekannt gewesen war, daß zu den gelehrten Berufsarten nur der zugelassen werden dürfe, welcher die griechische Sprache erlernt hat. Man weiß, wie bei Hölderlin diese Bewunderung des Hellenenthums zu einem geradezu krankhaften Grade sich gesteigert und zu völliger Verwerfung des Deutschthums geführt hat; der Verlust des Griechenthums bedeutet ihm den Verlust des Menschheitsideals schlechtweg.

Noch heute beherrscht diese Auffassung vom Werthe der hellenischen Cultur unser gymnasiales Unterrichtswesen und übt damit einen entscheidenden Einfluß aus auf die Erziehung der Jugend unserer höheren Stände.

Paulsen hat seinen Stoff unverkennbar mit großem Fleiß und umfassender Sachkenntniß behandelt. Er versteht lichtvoll zu gruppiren, scharf umrissene Charaktere zu zeichnen, das Wesentliche zu treffen und hervorzuheben. Sein Stil ist markig und kräftig, wenn auch nicht tadellos und durchgefeilt; beispielsweise ist nicht „Wimpheling selber von Jüngeren als überwundener Standpunkt behandelt worden," wie man S. 38 liest, sondern Jüngere haben doch wohl Wimpheling's Standpunkt als einen überwundenen behandelt, und es widerstreitet dem guten Geschmack, wenn Celtis deshalb, weil er mit acht Gulden Belohnung für ein Lobgedicht auf die Stadt Nürnberg nicht zufrieden war und zwanzig Gulden herauszuschlagen wußte, auf S. 31 als eine Art Vorläufer der „Revolverpresse späterer Tage" behandelt wird. Aber das sind Einzelheiten, die nicht schwer ins Gewicht fallen, wenn man das Ganze des tüchtigen Buches betrachtet, und ohne Frage hat sich Paulsen ein Anrecht darauf erworben, in dem wichtigen Punkte der Unterrichtsreform mit Achtung angehört zu werden.

Da ist nun sein Geständniß von Wichtigkeit (Vorrede S. VI), daß „gerade das Interesse an der Zukunft unseres gelehrten Unterrichts ihn zur Beschäftigung mit seiner Vergangenheit geführt hat." Trotzdem ist er nicht vorher schon befangen gewesen; es hat ihm, wie er S. VIII bezeugt, Spinoza's Mahnung: neque ridere neque flere nec detestari res humanas, sed intelligere stets vor Augen gestanden. Das Ergebniß seiner Untersuchungen aber ist dies: *der gegenwärtige Zustand des Gymnasialwesens ist auf die Dauer nicht haltbar.* So lange hier nicht Abhilfe geschafft wird, so lange werden auch die Klagen über die „Ueberbürdung" nicht verstummen. Weder der deutsche noch der philosophische Unterricht vermögen bei dem bestehenden Uebergewicht der alten Sprachen zu ihrem Recht zu gelangen; wenn letztere beschränkt würden, wenn man das Latein allgemein festhielte und das Griechische nur noch den Theologen und Philologen in ähnlicher Weise anböte, wie es jetzt mit dem Hebräischen geschieht, dann würde Raum für einen eingehenderen, vertiefteren Betrieb des Deutschen und der Philosophie gewonnen werden. Paulsen ist überzeugt, daß diese Reform unseres Unterrichts kommen wird, obwohl sich ihr viele Hindernisse in den Weg stellen, nicht in letzter Linie jener „socialaristokratische Zug, der in der Physiognomie des mit 1866 beginnenden Zeitalters der deutschen Geschichte so bemerkenswerth hervortritt", und dem Paulsen es z. B. zuschreibt, daß die Aerzte selber vor mehreren Jahren den Gedanken, daß die künftigen Mediciner auch auf Realschulen vorgebildet werden könnten, so gut wie einstimmig ablehnten; darin liegt nach Paulsen nicht ein Beweis, daß die Aerzte von der Vorzüglichkeit des heutigen Gymnasialunterrichts überzeugt sind, „sondern daß das Gymnasium in diesen Kreisen für vornehmer galt als die Realschule" und man den Stand nicht social herabdrücken lassen wollte. Solche Hemmnisse aber werden den unabwendbaren Gang der Dinge nicht auf die Dauer aufhalten können; „der gelehrte Unterricht ist der allgemeinen Culturentwicklung beständig, wenn auch in einigem Abstand, gefolgt. Wenn unsere Deutung der historischen Thatsachen nicht gänzlich fehlgeht, so wäre hieraus für die Zukunft zu folgern, daß der gelehrte Unterricht bei den modernen Völkern sich immer mehr einem Zustand nähern

wird, in welchem er aus den Mitteln der eigenen Erkenntniß und Bildung dieser Völker bestritten werden wird. Auf den Universitäten ist dieser Zustand schon erreicht; die Alten sind nicht mehr, wie im 14. und 16. und noch im 18. Jahrhundert, die Lehrer der Wissenschaft und der Bildung, sie sind Objecte der wissenschaftlichen Forschung. Die Gelehrtenschulen sind von diesem Zustand noch etwas weiter entfernt; es ist aber Niemandem verborgen, daß die „classische Bildung", welche sie früher gegeben hatten, nicht mehr erreicht wird, seitdem sie, den Forderungen des Zeitgeistes nachgebend, zu den alten eine Menge neuerer und fremdartiger Unterrichtsgegenstände auf ihren Lehrplan gesetzt haben."

Unser Zweck im Vorstehenden ist gewesen, die Leser der „Deutschen Rundschau" auf das in hohem Grade beachtenswerthe Buch Paulsen's hinzuweisen und sie mit seinen Hauptergebnissen bekannt zu machen. Der Raum, der uns zur Verfügung steht, erlaubt uns nicht, an den praktischen Forderungen des Verfassers eingehendere Kritik zu üben, und ohne eine solche würde der Sache nicht gedient. Wir unterlassen es also die Frage zu untersuchen, ob wirklich im Allgemeinen eine Ueberbürdung der Gymnasiasten auch jetzt noch, nach den mancherlei Reformen der letzten Jahre, bei uns besteht, und ob nicht guten Theils die Weichlichkeit, Arbeitsscheu und Genußsucht schuld daran, wenn diese Klagen noch nicht überall verstummt sind. Wenn Paulsen bei den Vätern der Gymnasiasten Umfrage hielte, so könnte er in Württemberg wenigstens — in Preußen mag die Sache vielleicht anders liegen — oft genug hören, ihre Söhne hätten jetzt eher zu wenig als zu viel zu arbeiten. Eins aber möchten wir noch am Schlusse sagen: Wir wissen, was wir an dem heutigen hellenisirten Gymnasium haben: keine über jeden Tadel erhabene Anstalt, nichts ist gewisser als dies; aber doch eine Anstalt, welche uns seit Jahrzehnten einen Officiers- und Beamtenstand liefert, dessen Leistungen in der That wenig von all dem Elend merken lassen, welches durch das Gymnasium angerichtet werden soll. Wir wissen aber gar nicht, was die Nation an dem reformirten d. h. enthellenisirten Gymnasium haben würde, und vor diesem Sprung ins Dunkle, der leicht gemacht und sehr schwer wieder zurückgenommen werden kann, besteht in den weitesten Kreisen eine wohl berechtigte und durchaus nicht bloß von der vis inertiae, dem Gesetze der Beharrung, eingegebene Scheu. Wenn man erwägt, wie oft schon unter dem Aushängeschild der Reform nur das gute Alte zerstört wurde, so kann man die Losung: halte, was du hast! wahrlich begreifen.

Stuttgart. Gottlob Egelhaaf.

ϑ. **Concerte, Componisten und Virtuosen** der letzten fünfzehn Jahre. 1870—1885. Von Eduard Hanslick. Berlin, Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. 1886.

Ein Buch über Musik —, nicht unterweisend, theoretisch erörternd, sondern in der Absicht geschrieben, den Leser vorbereitend oder unter Auffrischung der Erinnerung an Gehörtes mitten hinein zu versetzen in den klingenden Strom, ihm womöglich eine Umriß-Photographie der Klangwirkung, ja des Klanges selbst zu geben —, das ist ein Unternehmen so recht aus dem Zeitalter der Musik-Verallgemeinerung und für dasselbe. Wer aber kann Klänge in Worte fassen? Kann man die Farbenpracht und den Duft der Rose, die beseuernde Kraft des Weines so beschreiben, daß ein Nachgenießen möglich ist? Die Sinne lassen sich gewiß nicht mit Worten abfinden; auch das Ohr verlangt mehr als nur klanglose Umschreibung. Aber wenn uns beim Lesen eines Gedichtes musikalische Ideen durchklingen, so deutlich, daß wir den Werth der Lectüre unbewußt an diesen Anregungen messen; wenn uns der Urquell des dichterischen Spiegelbildes, die Natur, eine lebendige Scene, ein seelischer oder geschichtlicher Vorgang musikalisch stimmen; wenn umgekehrt die Musik im Dichter und Maler Keime hervortreibt, die künstlerische Productivität mobil macht: sollte es dann ganz unmöglich sein, mit Worten, die der Geist der Composition selbst diktirte, die, wenn auch nicht die Musik an sich, aber ihre unmittelbare Wirkung auf unsere Stimmung lebendig schildern, Andere in die gleiche Stimmungssphäre zu erheben? Es ist möglich, und Hanslick's Buch beweist es. Dasselbe folgt auf drei Publicationen des nämlichen Verlags, die inzwischen unter dem Gesammttitel „Die moderne Oper" dem Musiker unentbehrliche und dem Gebildeten überhaupt jedenfalls angenehme Gesellschafter geworden sind. In scharfgezeichneten Augenblicksbildern treten volle fünfzehn Jahrgänge von Concerten, Componisten und Virtuosen des Wiener Musiklebens vor uns auf. Da fast alle besprochenen Novitäten und reisenden Virtuosen entweder mit voller Beglaubigung vom Auslande nach Wien kamen, oder umgekehrt von Wien aus ihren Weg in die Welt machten, so darf die Sammlung den Anspruch sehr wohl erheben, nicht nur ein Spiegelbild der Wiener, sondern so ziemlich der gesammten Concertbewegung der letzten fünfzehn Jahre abzugeben. Für den Berliner wäre die Liste leuchtender Namen allerdings zu vervollständigen; von Friedrich Kiel ist nur ein einziger Chor („Es giebt so bange Zeiten —") erwähnt; Albert Becker und Eugen d'Albert sind gar nicht genannt, während neben Brahms, der mit Liszt den breitesten Raum einnimmt, doch Dvořák, Goldschmidt, Goldmark u. A. erscheinen. Dafür aber ist nicht der Referent Hanslick, sondern sind die Wiener Concertvorstände verantwortlich. —

Daß die Aufsätze etwas retouchirte Artikel der „Neuen Freien Presse" sind, erhöht eigentlich ihren Werth, denn damit sind sie als Zeichnungen „nach dem Leben" beglaubigt. Die Sprache, in welche der berühmte Autor sein eminentes Wissen, die Schärfe seiner Beobachtung und kritischen Unterscheidung, eine Fülle von geistvollen Bemerkungen, sein durchaus sachliches, gerechtes Urtheil, seine Begeisterung für die Großen, seine ermunternde Freundlichkeit für die Anfangenden und Wachsenden, und gelegentlich auch sehr belustigend seinen Scherz über die Unnothwendigen kleidet, hat in der That etwas specifisch Musikalisches. Hier ist nichts von Schönrednerei, hinter der sich die Sachunkunde verbirgt, nichts von philosophelnder Eitelkeit und gespreizter Ueberhebung gegenüber den Laien, wie andererseits nichts von jenem die Würde der kritischen Kunst verletzenden Haschen nach Popularitäts-Effecten. Hanslick's Sprache läßt sich nur mit einer guten Symphonie vergleichen: sie ist erhaben und feierlich, innig und wohlthuend, heiter und scherzend, feurig und schwungvoll, und dabei in jedem Satze verständlich für Jederman. Wir können auch dieses prächtig ausgestattete Buch wie seine Vorläufer nur aufrichtig empfehlen. —

μ. **Lose Blätter aus dem Tagebuche meiner Haussa-Freunde und Reisegefährten,** übersetzt, eingeleitet, mit allgemeinen Schilderungen des Volkscharakters und der socialen Verhältnisse der Haussa's sowie mit kurzer Lebensgeschichte des Mai gasin baki versehen, von Eduard Flegel. Hamburg, L. Friederichsen u. Co. 1885.

Eduard Robert Flegel, dessen Ideen und Vorschläge nunmehr der praktischen Verwirklichung entgegengehen, hat uns in obigen Blättern mit einer in ihrer Art werthvollen Gabe beschenkt, die namentlich von denjenigen mit Interesse entgegengenommen werden wird, welche mit ihm und seinen beiden schwarzen Begleitern während ihres vorjährigen Aufenthalts in Europa in nähere Beziehungen getreten sind. Das Titelblatt des Schriftchens bringt die wohlgelungenen Bildnisse des Verfassers und seiner beiden Freunde aus dem Haussa-Lande. Wenn auch die Lebensgeschichte des Einen der letzteren dem weiteren Publicum wenig Anziehendes bieten mag, so wird sie dem der kolonialen Bewegung näher Stehenden doch manchen charakteristischen Zug des interessanten Haussa-Stammes vor Augen führen. Flegel hat diese Lebensgeschichte sowie die darauf folgende Beschreibung der socialen Verhältnisse und des Charakters der Haussa- und Fulde-Volksstämme, mit denen er in fortwährender Berührung stand, mit besonderer Vorliebe und Wärme behandelt, einmal weil diese beiden Leute seine unzertrennlichen und vornehmsten Begleiter und Gehülfen in Erforschung des Benuë-Gebietes waren, und dann, weil sie, als erste intelligente Repräsentanten ihrer Heimath, freiwillig und ohne Vorurtheile Europa und namentlich Deutschland besuchten. Die Eindrücke, welche dieser Besuch hinterlassen, werden uns am Schlusse des Schriftchens in den losen Blättern aus dem Tagebuche des andren seiner Freunde geschildert. Die naive Sprache, die eigenartigen Benennungen unserer Einrichtungen, die Vergleiche derselben mit entfernt Aehnlichem im Heimathlande, die offene und doch nach Art seiner Rasse reservirte Bewunderung von so manchen Dingen, von denen sich der Verfasser des Tagebuchs gewiß niemals eine Vorstellung zu machen wußte, werden Jeden ungemein fesseln.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 15. Juli zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Bibliothek der Gesamt-Litteratur des In- und Auslandes. Nr. 17: Luise von Johann Heinrich Voß. Nr. 25/26: Quintus Fixlein von Jean Paul. Halle a./S., Otto Hendel. 1886.

Canini. — Il libro dell' amore. Poesie italiane e straniere, raccolte e tradotte da Marco Antonio Canini. Venezia, Colombo Coen & figlio. 1885.

Conway. — Julian Loraine's Testament. Roman von Hugh Conway. Aus dem Englischen von F. Siemers von Ostermann. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1886.

Daryl. — La petite Lambton. Scènes de la vie parisienne. Par Philippe Daryl. Paris, J. Hetzel & Cie, 1886.

Deutsche Zeit- und Streit-Fragen. Flugschriften zur Kenntniß der Gegenwart. Herausgegeben von Franz von Holtzendorff. Neue Folge. Erster Jahrgang. Heft 4: Das Fremdwörterunwesen und die Pflichten der höheren Schulen im Kampfe gegen dasselbe. Von Dr. C. Blasendorff. Berlin, Carl Habel. 1886.

Domino. — Das Spiel, die Spielerwelt und die Geheimnisse der Falschspieler. Eine Beleuchtungs- und Enthüllungsschrift von Signor Domino. Mit Illustrationen. Breslau, J. U. Kern's Verlag (Max Müller). 1886.

Encyclopaedie der Naturwissenschaften. — Erste Abtheilung. 45/47. Lfg. Zweite Abtheilung. 34/36. Lfg. Breslau, Ed. Trewendt. 1886.

Fetzer. — Gedichte von Carl August Fetzer. Dritte Sammlung. Stuttgart, Adolf Bonz & Comp. 1886.

Fischer. — Friedrich der Grosse als Erzieher seines Volkes. Ein Gedenkbuch zum 100. Jahrestage seines Todes, 17. August 1786. Von Konrad Fischer. Mit einem Vorwort von Dr. J. Ch. G. Schumann. Trier, Heinr. Stephanus. 1886.

Freeman. — The methods of historical study. Eight lectures read in the university of Oxford in michaelmas term, 1884. With the inaugural lecture on the office of the historical professor by Edward A. Freemann, M. A. London, Macmillan and Co. 1886.

Gedichte einer Fürstin. Uebersetzt, mit Anmerkungen versehen und herausgegeben von Fritz Hirschmann. Zürich, Orell Füßli & Comp. 1886.

Gopčevič. — Bulgarien und Ostrumelien. Mit besonderer Berücksichtigung des Zeitraums von 1878—1886 nebst militärischer Würdigung des serbo-bulgarischen Krieges. Von Spiridion Gopčevič. Leipzig, B. Elischer. 1886.

Hammerstein. — Edgar oder vom Atheismus zur vollen Wahrheit. Von L. von Hammerstein. Trier, Verlag der Paulinus-Druckerei. 1886.

Hopfen. — Der letzte Hieb. Eine Studentengeschichte von Hans Hopfen. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 1886.

Hopfen. — Ein wunderlicher Heiliger. Eine Wiener Geschichte von Hans Hopfen. Leipzig, Ernst Keil's Nachfolger. 1886.

Huhn. — Der Kampf der Bulgaren und ihre Nationaleinheit. Politisch-militärische Geschichte der bulgarisch-rumelischen Ereignisse im Jahre 1885. Von A. v. Huhn. Leipzig, Duncker & Humblot. 1886.

Kopp. — Die Alchemie in älterer und neuerer Zeit. Ein beitrag zur Culturgeschichte von H. Kopp. 2 Theile. Heidelberg. Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1886.

Koser. — Friedrich der Große als Kronprinz. Von Reinhold Koser. Stuttgart, J. G. Cotta'sche Buchhandlung. 1886.

Maienfisch. Die Wasserkur, das Verhalten bei derselben und die Krankheiten, für die sich eine solche eignet. Eine gemeinverständliche Abhandlung von Dr. C. Maienfisch. Basel, Benno Schwabe.

Maurel-Dupeyré. — Le Procès-verbal de la vie. Par M. Maurel-Dupeyré. Paris, Maison Quantin. 1886.

Melchers. — Die geschichtliche Entwicklung des Geldwesens und der gegenwärtige Währungsstreit. Von Karl Melchers. Zweite Auflage. Barel a. d. Jade, Büttmann & Gerriets Nachfolger. 1886.

Neumann-Strela. — Vom alten Fritz. Ein Gedenkblatt zu seinem hundertjährigen Todestage von Karl Neumann-Strela. Berlin, Fr. Sensenhauser'sche Buchhandlung. 1886.

Pojero. — Quindici giorni in Portogallo. Del F. Varvaro Pojero. Milano, Fratelli Treves. 1886.

Rocca. — Die richtige Aussprache des Hochdeutschen. Auf der Grundlage neuerer Forschungen gemeinfaßlich dargestellt von Otto Rocca. Rostock, Wilh. Werther's Verlag 1886.

Rohden. — Wandertage eines Arztes. Von Dr. med. Ludwig Rohden. I. Norden und Norderney. Herm. Braams. 1886.

Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, herausgegeben von Rud. Virchow und Frz von Holtzendorff. Neue Folge. Erste Serie. Heft 5: Die technischen Hochschulen. Von R. Baumeister. Heft 6: Cajus Marius als Reformator des römischen Heerwesens. Von Dr. Wilh. Votsch. Berlin, Carl Habel. 1886.

Schwarz. — Kamerun. Reise in die Hinterlande der Kolonie. Von Dr. Bernhard Schwarz. Leipzig, Paul Frohberg. 1886.

Solano. — Kontorrock und Konsulatsmütze. Eine Erzählung aus dem überseeischen Leben von Arw. Solano. Hamburg, Karl Grüdener's Buchhandlung 1886.

Süpfle. — Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich mit besonderer Berücksichtigung der litterarischen Einwirkung. Von Professor Dr. Th Süpfle. Erster Band: Von den ältesten germanischen Einflüssen bis auf die Zeit Klopstock's. Gotha, C. F. Thienemann's Hofbuchhandlung. 1886.

Strack. — Aus Süd und Ost. Reisefrüchte aus drei Welttheilen von Max Strack. Zweite Sammlung; Adria. Bilder aus Palästina und Syrien. Ägypten. Bearbeitet und herausgegeben von Prof. Dr. Hermann L. Strack. Karlsruhe und Leipzig, H. Reuther 1886.

Sudermann. — Im Zwielicht. Zwanglose Geschichten von Hermann Sudermann. Berlin, F. u. P. Lehmann 1886.

Tellheim. — Tutti frutti. Gedichte von Bruno Tellheim. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1886.

Uebersichtskarte der internationalen Telegraphen-Verbindungen mit einer Uebersicht der Zeitunterschiede zwischen wichtigeren Orten des Weltverkehrs. Bearbeitet im Telegraphenbetriebs-Bureau des Reichs-Postamts. Berlin 1886. Gedruckt in der Reichsdruckerei.

Universal-Bibliothek der bildenden Künste. Nr. 1: Lukas Cranach. Nr. 2: Hans Holbein d. J. Nr. 3: Hans Holbein d. J. Todtentanz. Mit Illustrationen. Leipzig, Bruno Lemme. 1886.

Weber. — Reise-Briefe von Carl Maria von Weber an seine Gattin Carolina. Herausgegeben von seinem Enkel. Leipzig, Alphons Dürr. 1886.

Wengen. — Geschichte der Kriegsereignisse zwischen Preussen und Hannover 1866. Mit Benutzung von authentischen Quellen von Fr. von der Wengen. 6/8. Lfg. Gotha, Friedr. Andr. Perthes. 1886.

Willmann. — Moderne Wunder. Natürliche Erklärung der älteren wie neueren Geheimnisse der Spiritisten und Antispiritisten, Geistercitierer, Hellseher, Gedankenleser, Heilmedien, Mnemotechniker, Rechenkünstler, sowie die neueren sensationellen Wunder und Darstellungen aus dem Gebiete der Optik, Physik und Mechanik. Von Carl Willmann. Leipzig, Otto Spamer. 1886.

Wolf-Südhausen. — Hinter der Leinwand. (Maler's Modell.) Aesthetische Skizze von Julius Wolf-Südhausen. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1886.

Ziegler. — Geschichte der christlichen Ethik. Von Dr. Theobald Ziegler. Strassburg, Karl J. Trübner. 1886.

Ziegler. — Mein Debut. Von Ernst Ziegler. Dresden und Leipzig, Heinrich Minden. 1886.

Zwei Geschichten aus dem vollen Leben. I. Das Act-Modell. II. Morgenroth. Zürich, Verlags-Magazin (J. Schabelitz). 1886.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

Martin Salander.

Roman

von

Gottfried Keller.

(Schluß.)

XVII.

An einem Sonntagmorgen, als die Glocken verklangen und unversehens die wohlige Stille dieser Stunde eintrat, nahm Marie Salander ein Buch zur Hand. Sie war allein im Hause und brauchte in solchen Augenblicken nur sich selbst überlassen zu sein, um allerlei beschauliche Einkehr zu halten. Es kam wie die frische Luft, wenn ein Fenster offen steht.

Jetzt freilich saß sie nicht lang allein. Ihr Mann hatte das beständige Verschlossenhalten der Hausthüre vor einiger Zeit als aristokratisch abgeschafft, als volksfeindlich mißtrauisch, trotz der überhandnehmenden Hausschleicherei unzähliger Vaganten, die sich aus den Dachkammern der Dienstmädchen deren sauer zusammengesparte Jahrlöhne herunterholten. An Feiertagen arbeiten jedoch die Diebe gewöhnlich nicht in dieser Abtheilung; nur im Anfang war Herrn Salander zu solcher Zeit ein neuer Regenschirm vom Flure gestohlen worden. Was heute seine Gattin in ihrer Sonntagsruhe störte, war ein unbeholfenes Klopfen an der Stubenthüre. Als sie ging, dieselbe zu öffnen, trat Frau Amalie Weidelich herein. Sie hielt mit beiden Händen ein Gesangbuch sammt dem weißen Schnupftuch umfaßt, welches nach ländlichem Weiberbrauche sauber gefaltet darauf lag.

„Mit Verlaub," sagte sie, „und guten Tag, Frau Schwäherin!"

„Ei, die Frau Schwäherin!" grüßte Frau Marie überrascht. „Sieht man sich auch einmal? Sie sind gewiß zu spät zur Kirche gekommen?"

„Nein, ich war früh genug, aber da ich die Woche hindurch nicht fort kann, und immer weniger, je älter man wird, anstatt auszuruhen, sagte ich unterwegs zu mir selber, du willst einmal hinter der Kirche herum gehen und der geehrten Schwäherschaft eine Visite abstatten! Ich besuche sonst immer eine der Stadtkirchen, wo es immer so voll und interessant ist und die Leute ihre Visitenkarten

an die Bänke nageln! Aber heute, dacht' ich, kannst du aussetzen, ein Mal ist kein Mal, und die Predigten werden ja nicht abgestellt, wie die Brunnen, am Sonntag lauft's alleweil noch, das Lebenswasser! Aber sonst kann man's freilich brauchen, meine liebe Frau Schwäherin! Zwar versteh' ich nicht immer recht, wo's hinaus will, weil ich eben nicht gelehrt bin, aber ich thu's meinen Söhnen zu Ehren, die gebildete Herren sind! Man soll nicht sagen, daß man ihre Mama nicht in einem gebildeten Gottesdienst zu sehen bekomme! Sie verdienen es eigentlich nicht! Aber man ist halt doch die Mutter! Und wenn sie dann auf den Kanzeln von dem lieben Gott reden, der keine Beine habe und uns persönlich nicht kenne, und wir doch mit einer gewissen Gotteskindschaft dickthun sollen, so lasse ich es dabei bewandt sein und bete dafür das Vaterunser desto andächtiger mit! Das versteh' ich jetzt wieder besser, als auch schon, liebe Frau Salander! denn ich hab' es nicht, wie der liebe Gott, ich fange an, meine Beine zu spüren, sie werden müd'."

„Darum nehmen Sie doch endlich Platz, gute Frau, da steht ja ein bequemer, weicher Sessel! Wollen Sie nicht den prächtigen Hut ablegen? Wer hat den gemacht?"

Marie Salander drängte mit diesen Worten das bittere Gefühl zurück, das der unerwartete Anblick der Zwillingsmutter erweckt hatte: sie entnahm den Gesichtszügen, wie den Worten der Frau, daß sie nicht mehr so guten Muthes war wie früher. Diese setzte sich, ihr Kleid vorsichtig in Acht nehmend. „Der Hut?" sagte sie, „den hat die Merklin gemacht, er ist aber viel zu schön und zu theuer ausgefallen, es paßt nicht mehr für mich! Abnehmen will ich ihn nicht, es ist mir zu mühsam, ihn wieder ordentlich aufzusetzen!"

Sie betrachtete nun ihrerseits ein Weilchen die Gegenschwäherin und lobte ihr Aussehen: „Ihnen geht es gut, Sie bleiben immer gleich! Und was macht denn der Herr? Ist er zu Hause?"

„Mein Mann ist früh ins Freie hinausgegangen; jetzt wird er wohl für eine Stunde oder zwei auf dem Comptoir sein. Was macht der Ihrige, Herr Weidelich? Er ist doch gesund?"

„Gottlob, so ziemlich, die Arbeit hält ihn aufrecht, und doch schont er sich zu wenig und klagt hie und da über Unlust. Es hat eben Jedes seinen Theil! Wir wissen zum Exempel nicht, woran wir mit den Söhnen sind; um es gerad' heraus zu sagen, bin ich gekommen, zu erfahren, ob Sie mehr von den Kindern wissen und was vorgeht?"

„Wie so denn vorgeht?" fragte Frau Marie, nicht sowohl überrascht, als halb erschrocken.

„Ja, es muß etwas vorgehen oder gegangen sein. Unsere Söhne, die uns leider nicht mehr viel nachfragen, kommen nur zur Seltenheit einmal gelaufen. Früher kamen sie zuweilen mit einander, jetzt scheinen sie sich zu meiden, und wenn sie bei uns unverhofft zusammentreffen, so schwatzen sie etwas Weniges, und der eine oder andere macht, daß er fortkommt. Erscheint aber einer allein, das geht nun seit einem halben Jahr oder länger, und man fragt nach seinem Bruder, so heißt's immer: Weiß nichts von ihm, hab' ihn nicht gesehen! Seh' ihn überhaupt wenig die Zeit her! So heißt's bei Isidor, und so bei Julian! Und

doch stecken sie immer hier in der Stadt und haben Geschäfte, jede Woche müssen wir ein paar Mal hören, sie seien da und dort gesehen worden, so müssen sie sich doch selber auch begegnen und sollten nicht sagen, sie wüßten nichts von einander. Da haben wir gesagt, ich und mein Mann, Herr Salander und Frau sind durch ihre Töchter eher auf dem Laufenden, gefährlich wird's am End' nicht sein, sonst würde man uns doch Kundschaft geben! Da bin ich denn heut' richtig abgeschwenkt und zu Euch gekommen!"

Frau Salander schwieg verwundert einen Augenblick, indem sie zugleich überlegte, ob sie der Frau Gegenschwäherin die zum Theil ähnliche Erfahrung an den Töchtern mittheilen solle. Es könne nur zur besseren Erleuchtung der beunruhigten Leute beitragen, dachte sie, wenn sie davon Kenntniß erhielten, die ihnen offenbar ganz abgehe.

„Unsere Töchter," sagte sie, „haben uns von diesen Dingen nichts anvertraut, wahrscheinlich, weil sie ihnen unbekannt sind; wir haben in letzter Zeit nur gelegentlich von ihnen gehört, daß die jungen Männer viel abwesend seien."

„Natürlich, das glaub' ich schon!" warf Amalie Weidelich ein. „Das ist kein Geheimniß bei der Arbeit, die sie haben! Sonst wußten sie nichts, die Frauen?"

„Diesmal, ich will sagen von diesem Umstande wenigstens nicht!"

„Wie diesmal und von diesem Umstand? Aber ein andermal wußten sie, haben sie geplaudert, he?"

Als Marie nicht sogleich zu antworten vermochte, redete die andere Mutter mit gespannterem Tone fort:

„Seien Sie nur offen und hinterhalten Sie nichts! Sehen Sie, wir haben auch davon gesprochen, ob nicht ein Familienzwist, eheliches Zerwürfniß und dergleichen vorhanden sei; ob die jungen Weiber auch sich in die Verhältnisse schicken oder vielleicht unzufrieden seien und den Männern zu Haus das Leben schwer machen? Sie müssen es nicht übel nehmen, Frau Schwäherin, man hat Beispiele, daß zwei Schwestern, die in die gleiche Familie geheirathet haben, zusammenhalten und gern mit einander Complott machen, wenn es Unfrieden gibt, und im Stande sind, Alles auf den Kopf zu stellen! Ich will ja nichts damit gesagt haben, nur die Spur suchen!"

Nach nochmaligem kurzen Besinnen fand Marie Salander es an der Zeit, ihr ohne weitern Rückhalt auf die Spur zu helfen.

„Sehen Sie, Frau Schwäherin," sagte sie mit ruhigem Ernste, soweit die innere Erregtheit es zuließ, „es ist sicher nicht Alles, wie es sein sollte, da haben Sie recht! Ich will Ihnen jetzt nur erzählen, daß wir vor nicht langer Zeit etwas Aehnliches an unsern Töchtern erlebten, wie Sie nun an Ihren Söhnen. Sie ließen sich gar nicht mehr bei uns sehen, wie wenn sie das Elternhaus geflissentlich fliehen würden, und als das uns endlich auffiel und wir uns deshalb die Köpfe zerbrachen, vernahmen wir von dritter oder vierter Hand, daß die Kinder auch unter sich jeden Verkehr verloren hätten und sich scheuten, zusammenzutreffen. Da haben wir uns auch auf den Weg gemacht, mein Mann und ich, aber wir sind gleich zu den Töchtern gegangen und haben sie zur Rede gestellt."

„Und nu? Was war's?"

„Wir fanden Beide allerdings zu Haus und in einer großen Traurigkeit, jede von ihnen hatte Heimweh nach den Eltern und nach der Schwester und getraute sich doch nicht, die zu sehen, die sie gern gesehen hätte. Wir brachten sie dann am gleichen Tage wieder zusammen, wie mit uns, und halfen ihnen über die Wunderlichkeit hinweg, so gut es ging."

„Aber was ist's denn gewesen? Ging es meine Söhne an?" fragte die ungeduldige Wäscherin.

„Da Sie es wissen wollen, so muß ich es Ihnen sagen; es dient vielleicht zum nothdürftigen Ausgleich der Irrungen oder Mißverständnisse und zur allgemeinen Erkenntniß seiner selbst. Meine Töchter haben ihre Heirath bereut und sich deshalb vor einander geschämt, weil sie den vermeintlichen Irrthum gemeinschaftlich mit langer Beharrlichkeit begangen, und vor uns, weil wir die Heirath nicht gern gesehen haben!"

„So?" sagte die arme Frau Weidelich mit gedehntem Laute, höchst betroffen und bleich geworden; denn trotz ihrer anzüglichen Reden von vorhin traf sie die Eröffnung so unerwartet, wie ein Blitz aus blauem Himmel. Sie fühlte das schöne Lebensgebäude schwanken, das sie mit so viel Sorge und Kunst ihren Söhnen aufgerichtet. Der erste Gedanke war das große Erbgut, das viele Geld, und der zweite, daß nicht einmal Kinder da seien.

Als sie sich vom Schrecken etwas erholt, fragte sie mehr kleinlaut als trotzig, was denn die Frauen groß Ursache hätten, die Heirath zu bereuen und mit so umständlichen Manieren? Ohne weiteres Besinnen erwiderte Frau Marie:

„Ja, das ist eben das Verwunderliche, das sich mit der Zeit verlieren kann, weil es ertragen werden muß; sie sagen von den jungen Herren, es sei nichts mit ihnen, sie haben keine Seelen!"

Mit rothem Kopfe, den sie so stark schüttelte, daß der Hut darauf mit allen Blumen und Bändern zitterte, der müden Beine vergessend, sprang die Frau Weidelich aus ihrem Sessel auf und rief tödtlich beleidigt:

„Keine Seelen? Meine zwei Buben, die ich unter dem Herzen getragen? Das ist eine niederträchtige Verleumdung! Rund und nett hab' ich sie zur Welt gebracht, wie zwei Forellen, von den Köpfchen bis zu den Füßchen kein Mängelchen, und Jedem hab' ich sein Seelchen mitgegeben von meiner eigenen unsterblichen Seele, so viel Platz finden kann in einem so kleinen Tümpelchen Blut, und es ist mit den Buben nachgehends gewachsen, wie sie selbst! Wo sollt' es denn hingekommen sein? Würden sie Landschreiber geworden sein? Keine Seelen! Die verfluchten Gänse! Die dürfen mir nicht so kommen! Oh!"

Sie war so zornig, daß sie nicht weiter sprechen konnte und sich niedersetzen mußte. Marie Salander bereute ihre That und suchte nach einem Essenzbesteck, da die Frau jetzt blaß war. Sie verweigerte aber die Tropfen und bat um einen Schluck Wein, wenn er da sei; denn sie fühlte sich wirklich elend.

Frau Salander ging schweigend nach dem Schranke, in welchem dergleichen Dinge für alle Fälle bereit standen. Während der eingetretenen Stille hörte man schwere Tritte auf Treppe und Flur und gleich darauf klopfte ein Mann mit harten Fingern an der Thüre. Vom Schranke weg eilte Jene hin, zu sehen,

wer da sei; denn wie erst bei dem ungeschickten Klopfen der Frau vermuthete sie jetzt wieder, es poche Jemand, der nicht ins Zimmer wolle.

Allein es war der Vater Jakob Weidelich, der da stand mit verstörtem Angesicht und mit unsicherer Haltung herein kam, als Marie Salander die Thür ganz aufmachte. In der Zerstreuung nahm er den Hut erst vom Kopfe, nachdem er wortlos sich auf den nächsten Stuhl gesetzt, wie ein erschöpfter Mann.

„Verzeihen Sie," sagte er endlich, sich zusammenraffend, „ich habe mit Herrn Salander reden wollen, ist er nicht zu Hause? Aber da ist ja auch meine Frau! Ich glaubte, Du seiest in der Kirche?"

„Und Du, Jakob? Wie kommst Du hierher?" rief die Frau, die über seinen Anblick die eigene Beschwerniß vergaß. Er hatte die gewohnten Sonntagskleider am Leibe, doch mit bewußtloser Hast umgeworfen. Die Weste war ungleich geknöpft, die Halsbinde fehlte und in der Hand hielt er den abgeschossenen Werktagshut, um welchen statt des verlorenen Bandes sich eine Krone vom Arbeitsschweiße zog, der den Filz durchdrungen. Frau Salander sah dies Alles auch und überdies, daß seine Hände leise zitterten. Bänglich wartend, was noch kommen würde, hielt sie sich schweigend abseits und überließ dem Schwäherpaare das Reden. Frau Weidelich hatte sich auf die Beine gestellt und sich dem Manne genähert, indem sie seinen nachlässigen Anzug musterte.

„Was ist denn das?" rief sie, „wie kannst Du ohne Halstuch fortlaufen? Und nicht einmal den Hemdkragen zuknöpfen! Und am Sonntag mit dem alten Hut in der Stadt herumstürmen, pfui Teufel!"

Als sie aber die rathlose Verfassung seiner Gesichtszüge genauer sah, durchfuhr sie ein Schrecken. Sie wußte, daß er nicht um eine Kleinigkeit in einen Zustand gerieth, den sie nie an ihm erlebt.

„Was hat's gegeben, Jakob?" fragte sie mit bleicher Furcht, da das Unbekannte, welches den sonst so ruhigen Mann aus dem Hause getrieben, ihr doppelt schreckhaft erschien.

Er suchte seine feuchte Stirn zu trocknen, fand aber kein Tuch in der Rocktasche. Die Frau blickte umher und gewahrte das auf einem Tische liegende Kirchenbuch mit dem Schnupftuch. Sie schlug dieses auseinander und wischte ihm selber Stirn und Schläfen ab. Weidelich nahm ihr das Tuch aus der Hand; etwas gefaßter ließ er sich nun vernehmen:

„Unser Sohn Isidor ist in der Stadt — ich muß es in Gottes Namen sagen, er sitzt gefangen, in schwerer Untersuchung — sie haben ihn gestern Abend gebracht."

Marie Salander suchte mit einem kleinen Schrei den Halt des nahen Fenstersimses; sie sah nur die arme Tochter Setti, die verlassen und geängstigt im Lautenspiel sitzen mußte, vielleicht selbst gefangen gehalten oder wenigstens bewacht.

Isidor's Mutter aber stand mit offenem Munde, den Mann anstarrend. Sie begriff nicht, was er sagte.

„Was kann er denn angestellt haben?" stotterte sie, „das wird eine schöne Dummheit sein, sie sollen sich in Acht nehmen!"

„Es ist kein Spaß, Du arme Frau!“ sagte Jakob Weidelich, der sich jetzt erhob und mit Gehen und Sprechen zu erleichtern suchte. „Es ist Einer von den Behörden im Haus erschienen, sobald Du fort warst, und hat mir das Unglück angezeigt. Ich hafte ja mit unserm Vetter und Gevatter Ulrich als Amtsbürge für beide Söhne. Drum befragte mich der Herr nach meiner Zahlungsfähigkeit und forderte mich auf, die Mittel auf alle Fälle bereit zu halten; aber nicht nur das, er wollte wissen, was ich darüber hinaus etwa zu leisten im Stande wäre, obgleich es nicht darnach aussehe, als ob eine gütliche Auskunft möglich; denn es sei bei unserm Isidor eine große und böse Unordnung gefunden worden. Ich hab' in Schrecken und Angst nichts zu sagen gewußt, als daß ich thun werde, was ich vermöge, wenn es helfen könne, und bin hieher gelaufen, um den Herrn Gegenschwäher um Rath zu fragen, was zum Schutz des Sohnes zu thun sei. Denn ich kann nicht glauben, daß er, wie soll ich sagen, daß er sich so vergessen habe! In der Verwirrung hab' ich nicht einmal das Nähere vernommen! Ich hätte nie geglaubt, daß dergleichen an mich komme!“

Plötzlich schlug die Frau eine gellende Lache auf und tastete, wie wenn sie in einem dunkeln Raume ginge, mit vorgestreckten Händen nach dem kürzlich verlassenen Lehnstuhl. Dort schöpfte sie Athem, lachte dann nochmals stoßweise und rief bitter gegen den Mann hin:

„Aber an mich kann es kommen? Mir schadet es nicht, hab's am End' verdient, gelt? Dein Lebtag denkst Du nur an Dich! Eine schöne Welt, ein wackerer Sonntag! Zuerst heißt's, die Buben haben keine Seelen, dann werden sie eingekerkert und zu Schelmen gemacht! Ach, ach, ach, wie weh!“

Ihre Worte verloren sich in einem erbärmlich klagenden Tone und dieser in erneuter Uebelkeit, die sie befiel, indeß Weidelich sich auch wieder gesetzt hatte und, die Hände auf die Kniee gestützt, zu Boden starrte.

Frau Marie Salander ergriff die bereits hervorgenommene Flasche mit altem Xeres und füllte für jedes der geschwächten Eheleute ein Kelchglas, obgleich ihr selbst schlecht zu Muth war. Und wie die Mutter Isidor's in seiner Person beide Söhne zusammenfaßte und einseitig nur an diese zu denken vermochte, so dachte Marie Salander an beide Töchter, ohne von ihnen zu sprechen, da die bedrängten Gegen-Eltern ihre Aufmerksamkeit den jungen Frauen jetzt nicht widmen konnten.

Amalie Weidelich trank einen guten Schluck von dem Weine und stellte das Glas weg, in die Luft, daß es zu Boden fiel.

„Also der Isidor ist eingesperrt,“ sagte sie „und kann nicht mehr gehen, wo er will! Bringt ihm denn Jemand zu essen und zu trinken, wenn es ihn gelüstet und die gewohnte Zeit da ist, wie gerade jetzt? Haben sie dort auch etwas Ordentliches für einen Landschreiber, einen Rathsherrn? Für einen armen Menschen, der nicht weiß, was Hunger und Durst ist?“

„So viel ich mich erinnere,“ bemerkte Frau Salander, „können solche Gefangene, so lange die Untersuchung dauert und bis sie verurtheilt sind, auf ihre Kosten haben, was sie wünschen, so wie sie es ungefähr gewöhnt sind.“

„Verurtheilt sind! Ein solches Wort will ich von Niemandem hören! Wenn ihm schlechte Teufel aller Art, mit denen er zu thun hat, Unkraut in

seine Geschäfte gesät haben, wenn er manchmal nicht weiß, wo ihm der Kopf steht, so klärt er das gewißlich auf, und für seine Verfolger wird es ein schlechtes Ende nehmen! Aber jetzt muß man sorgen, daß es ihm an nichts gebricht! Warum ist seine Frau nicht mit ihm gekommen, über ihn zu wachen und in der Nähe zu sein?"

„Sie wird zu Hause zu wachen haben, da sonst Niemand dort ist!" sagte Marie Salander trocken, ihren Unwillen zurückhaltend.

„So müssen wir sorgen, hörst Du, Mann! Wir wollen hingehen, oder geh' Du allein und bring' ihm etwas Geld, im Fall sie ihn etwa ausgeplündert haben! Ich will indessen heim laufen und einen Vorrath von Speis' und Trank bereit machen, hörst Du nicht?"

Der Vater Weidelich hörte freilich nicht. Er zergrübelte unablässig den Gedanken, daß ihm Unehrlichkeit und Verbrechen in Gestalt des eigenen Sohnes nahe treten und überdies sein ganzer bescheidener Wohlstand, den er in so vielen Jahren mit saurer Arbeit errungen, in Rauch aufgehen solle und er ärmer dastehen würde, als er im Anfang gewesen; denn den Hof im Zeisig hatte er zu seiner Zeit noch mit Hilfe eines kleinen väterlichen Erbes erworben. Und wenn es so käme, könnte er von vorn anfangen in seinem Alter? Wolle es Gott, so würde es doch nicht so kommen, es könne ja nicht sein!"

Da er solcher Gestalt in seiner Grübelei verharrte und keine Antwort gab, vergaß die Frau ihren Vorsatz und sank mit zerfahrenen Sinnen in sich zurück.

Marie Salander benutzte die herrschende Stille, um nach einem Glase frischen Wassers zu gehen und sich dann still in eine Ecke zu setzen, in der Absicht, nicht nur selbst einen Augenblick der Sammlung zu gewinnen, sondern auch das vom Unheil ergriffene Ehepaar zu einer kurzen Ruhe zu verlocken. Es gelang ihr auch, beinah' ein halbes Stündchen zu überstehen, ohne daß die Stille anders als durch ein Stöhnen oder Seufzen unterbrochen wurde.

Mit rascheren Schritten als gewöhnlich kam ihr Mann heran. Sie dankte dem Himmel, als sie ihn hörte, und ward doch über seinen Anblick betroffen, der von Sorge und großem Aerger Zeugniß gab.

„Da sind wir ja alle beisammen!" sagte er, im Zimmer stehend, „augenscheinlich wißt Ihr die Neuigkeit schon!"

„Leider ja!" ließ sich Vater Weidelich vernehmen, der über Salander's Ankunft erwacht und aufgestanden war. „Ich bin zuerst hierher gekommen, Herr Salander, um Sie um Rath zu ersuchen, was zu thun sei. Es ist hoffentlich doch nicht so arg, wie es im ersten Schrecken aussieht!"

„Es ist schlimm genug!" erwiderte Salander, der die üble Verfassung Weidelich's und auch diejenige der Frau bemerkte. Diese war scheinbar theilnahmlos in ihrem Lehnstuhle sitzen geblieben, mit abgewandtem Gesicht, und Frau Marie, die aus ihrem Winkel hervortrat, deutete gegen ihren Mann auf sie hin. Dieser suchte sich deshalb schonender auszudrücken, als er gestimmt war.

„Der Unterbeamte, der bei Ihnen war," fuhr er Weidelich gegenüber fort, „ist auch zu mir auf das Büreau gekommen. Es scheint aber ein voreiliger und zu diensteifriger Mensch zu sein; mir fiel auf, daß er nicht genaueren Aufschluß geben konnte und überhaupt am Sonntag in solchen Geschäften herumlief. Auch

bei mir wollte er vernehmen, was ich allenfalls für den Schwiegersohn zu thun gesonnen wäre, damit eine Strafklage unterbleiben könne. Das ist eine gute Meinung, die jedoch zu einem Bescheid vor der Hand nicht hinreichte. Ich machte mich auf den Weg, um geeigneten Orts Bestimmteres zu vernehmen. Es ist keine Rede von Fahrlässigkeiten und dergleichen Dingen, deren Folgen niedergeschlagen werden könnten. Isidor hat unter Mißbrauch des Amtes so unglaublich kühne Dinge unternommen, daß die Entdeckung immer an einem Haare hing und endlich in vergangener Woche eintrat. Drei Tage dauerte die Untersuchung der Bücher auf seiner Kanzlei. Gestern waren die hundertundfünfzig Tausend überschritten, und noch soll kein Ende abzusehen sein. Darum wurde das Verfahren in Unterlaub abgebrochen und nach Münsterburg verlegt."

„O Herr Jesus!" tönte es vom Schmerzenssitze der Mutter Weidelich her mit einem Jammergeschrei. Vater Jakob suchte wieder seinen Stuhl. Die vernommene Zahl erhellte ihm wie eine Brandfackel die Lage. Auch Martin Salander fühlte sich ermüdet, desgleichen die Gattin Marie, und so saßen die vier alternden Personen schweigend umher, wie der Zufall es fügte.

Nach einer geraumen Weile wimmerte die Frau Weidelich:

„Wäre ich doch lieber zur Kirche gegangen, so hätte ich noch Eine Stunde gehabt, wo ich von nichts wußte! Das wär' noch ein gutes Stündlein gewesen, und hätte guter Dinge nach Haus gehen können, ohne es mir ansehen zu lassen!"

Abermals nach einigen Minuten rief sie:

„Jetzt muß es doch sein! Jakob, wir wollen gehen, daß wir unter Dach kommen!"

Da sie sich gleichzeitig aufraffte, so gut es ging, nahm sich auch der Mann zusammen und trat mit gebrochenem Wesen zu Salander, der sich ebenfalls erhoben.

„Es thut mir leid," sprach er mühselig, „daß wir Ihnen so viel Ungelegenheit machen."

Die Stimme versagte ihm und er schwieg. Martin gab ihm die Hand; er sah, wie der Mann litt, und, die eigene Beschwerniß vergessend, sagte er mit allerdings zweifelhaftem Troste zu ihm:

„Wer kann heut zu Tage behaupten, er sei vor dem allgemeinen Uebel sicher? Es ist wie die Reblaus oder die Cholera! Wenn Euch Einer schief ansieht, so dürft Ihr ihm nur sagen, er soll erst nach Haus gehen und nachschauen, ob's nicht schon dort sei!"

Inzwischen hatte Amalie Weidelich mit ihrem Hute zu schaffen, der sich wegen der Erregungen der Frau verschoben und nicht mehr recht sitzen wollte. Sie suchte ihn vor einem Spiegel zurecht zu rücken und festzumachen, und Marie Salander kam ihr zu Hilfe. Plötzlich aber riß sie ihn vom Kopfe und erklärte, sie wolle ihn nicht mehr aufsetzen, sondern ohne Hut heimgehen.

So begab sich das Paar auf den Weg. Kaum waren sie auf der Straße, so fühlte sich die Frau so schwach, daß der Vater Jakob sie am Arme führen mußte; in der linken Hand trug er den schönen bunten Hut wie einen Henkelkorb am Bande. Sein eigener abgetragener, schweißbefleckter Hut vollendete den

wunderlichen Aufzug des Paares, welches trübselig dahin schwankte durch den unsichern Gang der Frau, die sonst von manchem Glase Wein, das sie getrunken, niemals geschwankt hatte.

Man blickte ihnen nach, Vorübergehende standen sogar still, und Jemand sagte vernehmlich zum Andern: die zwei Leutlein haben ja wacker gefrühstückt!

Sie hörten es mit den scharfen Ohren der jungen Schande, sahen aber weder rechts noch links. Auf einer geräumigen Brücke kamen sie noch schwieriger voran; eine Menge Kirchenleute kreuzte sich von beiden Seiten her, und fast alle blickten auf den Hut, der an Jakob Weidelich's linker Hand hing, und sodann auf den etwas zerzausten Kopf der Frau.

„Gib mir den Hut, Jakob!" sagte sie, „es schickt sich nicht für Dich, daß Du ihn trägst!"

Er ließ es sich gefallen und gab ihr das stattliche Modenstück, und da sie in diesem Augenblicke gegen das Brückengeländer gedrängt wurden, warf die Frau den Hut in den Fluß, ohne ihm nachzusehen.

„Was machst denn? Bist Du närrisch?" murmelte der Mann.

„Nur vorwärts! Steh' nicht still!" sagte sie, „ich habe genug von der Herrlichkeit!"

So gingen sie weiter und bekamen Raum genug. Denn die nächsten des Brückenvolkes, welche den Wurf bemerkt hatten, liefen eiligst auf die andere Seite hinüber und bogen sich über das dortige Geländer, um den Hut unterhalb der Brücke hervorschwimmen zu sehen, und als die übrigen dies Geläufe wahrnahmen, pflanzte sich die Bewegung fort, und die ganze Brücke entlang sprang Alles wie besessen nach jener Seite und guckte ins Wasser. Auf den ziehenden Wellenspiegeln fuhr auch der arme Hut schon den Fluß abwärts, wie ein mit Seide bewimpeltes und mit Blumen bekränztes Schiffchen oder ein schwimmendes Gärtchen. Aber in kurzer Frist stießen auch schon in einem Rettungskahne zwei Burschen vom Lande und ruderten dem luftigen Fahrzeug eilig nach, um es entweder für sich zu erbeuten oder wenigstens ein gutes Trinkgeld zu verdienen, während die beiden Ufer entlang sich immer neue Zuschauer einstellten.

Indessen gewannen die bekümmerten Eltern der Zwillinge unerkannt das Freie und klommen zum alten Zeisig empor.

„Daß Du den Hut nicht mehr aufsetzen magst," begann Weidelich, als sie einen Augenblick verschnauften, „finde ich auf eine Art begreiflich; aber Du hättest ihn ja verkaufen können. Ich fürchte, die Zeit ist nah', wo wir auf jeden Franken achten müssen!"

„Es ist jetzt geschehen," seufzte Amalie, „ich hab' kaum gewußt, was ich machte! Uebrigens ist noch Manches da, was ich verkaufen kann, die Röcke, die Uhr und die Kette, das schickt sich alles nicht mehr, weil es die Blicke der Leute auf mich zieht, und dann werde ich auch die Brosche nie mehr vorstecken, mit den zwei Bübchen drauf — nein, die Brosche kann ich nicht verkaufen, wenn sie jetzt auch nicht mehr recht thun können und uns verloren sind — ach, es war doch eine glückliche Zeit! Nein, ich will das Bildchen behalten und auch das Gold daran lassen, so lang' wir noch eine Brotrinde haben!"

Sie sagte das in Thränen, von Schluchzen unterbrochen. Jakob mahnte sie erschreckt und kummervoll, sich zu fassen.

„Wie kannst Du auf einmal so reden und beide Söhne in einen Tiegel werfen? Auch wenn der, der jetzt gefangen ist, nicht zu retten wäre, so haben wir ja noch den Julian, der wird doch will's Gott nicht so zum Vorschein kommen!"

„Du kennst sie nicht wie ich, die ich sie zur Welt gebracht! Sie haben jederzeit und alleweil das Gleiche gedacht, gewollt und gethan und Jeder gewußt, was der andere wollte. Ach Herr Du mein Gott, nun weiß ich auch, warum sie einander gemieden haben und immer sagten, ich weiß nichts, ich hab' ihn nicht gesehen! Sie wußten genau, daß sie auf den gleichen Wegen gehen und dasselbe thun, und weil es etwas Böses und Gefährliches war, scheuten sie sich! Denk' Dir nur, die Salanderin, die ich diesen Morgen zu fragen ging, ob sie nicht wisse, was das sein könne, erzählte mir ganz trocken, ihre Töchter hätten es ähnlich gemacht, sie hätten die Eltern und sich selbst gegenseitig geflohen, und weißt Du warum? Weil sie sich vor den Eltern und eine vor der andern geschämt haben, ja geschämt!"

„Weswegen? Was haben denn die gethan?"

„Sie haben sich geschämt, weil sie unsere Söhne geheirathet haben! Wie deutlich versteh' ich jetzt unsere Buben, die armen Tröpfe, die als Zwillingsbrüder sich im Bösen vor einander gefürchtet; und Keiner wollte, daß der Andere auf seine Sache zu reden komme! Es ist mir, als guck' ich mitten in ihre Herzen hinein!"

„Das ist ein Glück zum Erbarmen, das wir mit den Söhnen erlebt haben; es wird ja je länger je trauriger und unbegreiflicher! Ich wollte bald lieber, ich wüßte nichts von meinem eigenen Leben!"

„Es will Alles zurückbezahlt sein, wie ich merke," erwiderte die Frau, „umsonst ist der Tod! Dort ist unser altes Haus; Gott sei Dank, daß wir nicht ein neues an seiner Statt bauten in unserm Uebermuth. Obgleich wir Beide immer fleißig und thätig darin gewesen sind und uns der Arbeit nie geschämt haben. Wir wollen uns heut' noch gut darin verbergen und still halten, und thun, als ob es eine Ewigkeit so still und heimlich bliebe. Die Dienstboten können noch nichts wissen! Aber Morgen ist's Montag, da müssen sie die Wäsche für die Woche abholen in allen Ecken der Stadt, da werden sie's wohl vernehmen, und am Dienstag kommen meine Wäscherinnen, vier Stück — eine bittere Woche, diese erste — komm' Jakob, wir wollen hinein gehen und uns still halten! Wenigstens merkt es der liebe Gott nicht, da er uns nicht persönlich kennt, wie der große Kanzelherr sagt! Es ist ein Glück, daß er uns also nicht nach unsern Kindern fragen kann; denn er hat keinen Hochschein davon, wie unsere lustigen Söhne zu sagen liebten, wenn Einer etwas nicht kannte! Komm hinein!"

Es war als ob die arme Frau im Gefühl, daß es nöthig sei, sich wieder lebendig redete, um sich vor den Hausgenossen eine Haltung zu machen. Sogar ein wenig Geistesgegenwart gewann sie; denn sie griff sich im Hausflur plötzlich

an den Kopf und ging ungesehen zuerst nach der hintern Stube, als ob sie dort den schönen Sonntagshut ablegen wollte.

Auch Martin Salander und seine Frau verließen das Haus an diesem Tage nicht mehr. Nachdem die Gegenschwäherschaft sich entfernt hatte und das Paar allein war, sagte Martin:

„Es ist mir heut merkwürdig gegangen! Ich ließ mir in der Frühe das Haar schneiden; neben mir saß Einer, der barbiert wurde und dabei durch das Fenster auf die Straße schaute, immer in der Richtung, wie ihm der Barbier just das Gesicht drehte, bald so und bald anders, so daß ihm die Augen zuweilen nach dem Himmel oder an die Zimmerdecke gewandt wurden. Als er fertig war, aufstand und das Gesicht mit dem Handtuch trocknete, sagte er, während ihm der Bart geputzt wurde, habe er nach und nach auf dem Trottoir vor dem Fenster nicht weniger als vier gute Bekannte gehen sehen, von dem jeder zur Zeit einen Anverwandten im Zuchthause sitzen habe. Das sei doch etwas stark, während eines einzigen Bartscheerens! Und doch habe er bei Weitem nicht alle Vorübergehenden gesehen, weil ihm der Rasierer alle Augenblicke das Gesicht am Nasenzipfel oder Kinn zur Seite zog. Einige habe er vielleicht übersehen oder nicht erkannt, da der blaue Draht gerade am Fenster die Gestalten etwas verdunkle. Ich mußte bei allem Elende lachen, nur hat es sich schnell gerächt!"

„Wenn es nicht so schmählich wäre, was geschieht," gab Marie zur Antwort, „so würde ich mich freuen, daß wir die Töchter wieder zu uns nehmen können; denn das wird keine Frage sein, ob sie jetzt frei werden oder nicht!"

„Natürlich! Das heißt, wenn sie nicht auf eine neue Narrheit verfallen, nämlich die, den einmal angetrauten Gatten im Unglück, heiße es, wie es wolle, vor der Welt anhangen zu müssen und den Lohn im Bewußtsein einer standhaft geübten Barmherzigkeit zu suchen. Man hat ja Beispiele!"

„Du vergißt, daß hiezu immer noch ein Fünklein Liebe gehören würde, das ja längst erloschen ist!"

„Du magst freilich recht haben! Um so besser! Aber wir sprechen ja schon nur von beiden Herren, während noch gar nicht gesagt ist, daß Meister Julian, der Vogelsteller, den Weg seines Bruders gehen werde! Er kann, wenn auch nicht braver, doch vorsichtiger, schlauer gewesen sein oder mehr Glück gehabt haben!"

„Ich bin sicher, daß er den andern früher einholen wird, als man vielleicht denkt. Wozu sollte er sich gerade in diesem Punkte von ihm unterscheiden?"

„Desto schlimmer für mich!" sagte Salander mit düsterem Sinne, „oder vielmehr für uns Alle! Wenn nur Einer so elend zu Grunde geht, so ist es nicht das gleiche, wie wenn Beide dahinfahren; da erst wird die auffällige Doppelhochzeit recht aufgerührt werden, die ich angerichtet habe, durch die ich in den Rath gekommen bin, was Jedermann weiß, und die ein höhnisches Sprichwort sein wird, länger als wir leben, und auf diese Weise habe ich meiner politischen Parteirichtung, der Volkssache überhaupt Schaden statt Nutzen gestiftet! Und die Töchter werden wie lebendige Denkmäler der vertrakten Geschichte herumgehen. Und dann der Arnold! Schon damals hat man nur von der Salanderhochzeit gesprochen; wenn er nun endlich heimkehrt, so hab' ich ihm einen schönen Knüppel an seinen Namen gehängt, wenn er öffentlich wirken will!"

„Solche Aengste hab' ich nun nicht," erwiderte Marie nachdenklich; „Du stehst doch nicht auf so schwachen Füßen, und was den Arnold betrifft, so wird er immer den guten Namen finden, den er braucht. Nur gesteh' ich, daß, so sehr ich seine Heimkehr herbeiwünsche, doch jetzt erschrecken würde, wenn er mitten in den Skandalproceß hineingeriethe! O diese heillosen Schlingel!"

„Wir wollen darüber nicht die arme Setti vergessen, die zu dieser Stunde rathlos in ihrem traurigen Lautenspiel sitzen wird!" sagte Salander, dessen Gedanken durch das letzte Wort auf das Geschick der Tochter gerichtet wurden. „Ich würde sofort nach Unterlaub fahren, wenn ich nicht dächte, es hülfe jetzt zu nichts. Sie wird einige Tage auf sich selber gestellt und wahrscheinlich froh sein, wenn Niemand kommt! Einen rechtlichen Beistand braucht sie noch nicht, da die Lage einfach ist. Das Baare, das wir mitgegeben, ist natürlich verschwunden; die übrige Aussteuer können sie ihr nicht nehmen. So denk' ich, wir telegraphiren einstweilen nur um ein Lebenszeichen. Sie mag berichten, ob man sie holen soll und wann; lang' wird's nicht dauern, bis sie gehen muß; denn der Concurs ist in jedem Falle sicher, und das erste, was geschieht, ist der Verkauf der Liegenschaft, die Gant."

„Da können wir nur für Raum sorgen," versetzte Frau Marie, „wenn wir auf einmal die zwei Aussteuern unterbringen wollen, von denen jede ein Wohngemach so ziemlich ausfüllt. Ich habe mir so viel Müh' damit gegeben, daß ich den Kram nicht gern im Stich lassen möchte. Schreib' aber nun das Telegramm, daß es die Magdalene noch schnell forttragen kann. Der Mittag naht, Setti kann vielleicht eher einen Bissen essen, wenn sie es hat. Wahrscheinlich macht sie sich unsertwegen wieder Gedanken!"

„Ich will selbst hingehen, damit Magdalene nicht am Kochen gestört wird," sagte Salander; „ich bin von diesen schäbigen Schicksalsäußerungen hungrig geworden!"

„Bleib' nur!" rief Marie, „das Wenige, was noch zu thun ist, kann ich schon besorgen, wenn nöthig. Gehst Du jetzt auf die Post, so triffst Du vielleicht ein Rudel guter Freunde und anderer mildthätigen Seelen, die Dich bereits voll Theilnahme ausfragen und vor Deinen Augen weiter telegraphiren, was Du sagst!" Salander stutzte.

„Du kannst bei Gott Recht haben! Sie sind jetzt alle schon beim Frühschoppen gewesen, die Unterrichteten mitten drunter! Und über den Verbleib von einigen Hunderttausenden verlohnt sich das Telegraphiren immer für gewisse Leute!"

Er nahm also ein Formular, beschrieb es mit den erforderlichen lakonischen Worten und gab es der Frau.

Sie las den Blitzbrief, studirte einen Augenblick daran herum und beschrieb ein neues Formular. Verwundert las Martin Salander dasselbe, als sie fertig war. Sie hatte die gleich harten Steinblöcken dastehenden Haupt- und Zeitwörter, mit den dazu gehörigen sie verbindenden Kleinwörtern versehen, sonst aber nichts geändert.

„Du hast ja gar nichts dazu gethan, als die Pronomina, den Artikel und

einige Präpositionen und dergleichen. Dadurch wird ja lediglich die Depesche dreimal so theuer!" sagte er, noch immer überrascht.

„Ich weiß wohl, es ist vielleicht närrisch;" erklärte sie bescheiden, „allein es will mir vorkommen, daß diese kleinen Zuthaten die Schrift milder machen, ein wenig mit Baumwolle umhüllen, so daß Setti das Gefühl hat, als hörte sie uns mündlich reden, und dafür reut mich die höhere Taxe nicht. Wenn Du aber willst, so unterschreib' ich das Ding selbst!"

„Es ist merkwürdig, wie recht Du hast!" sprach Salander, der die drei oder vier Zeilen nochmals gelesen. „Es nimmt sich in der That urplötzlich fein und herzlich aus. Wo zum Kuckuck holst Du die wunderbar einfachen Stilkünste? Nein, das mußt Du selbst unterschreiben, es wäre mir altem Schulfex nicht eingefallen!"

Eine Stunde später bei Tisch sitzend, empfingen sie Setti's Antwort, nach welcher sie in wenig Tagen das Haus zu verlassen gedachte, indessen vorher noch einen Brief verhieß. Dieser langte schon am nächsten Morgen an. Er enthielt eine gedrängte Anzeige des über sie ergangenen Schreckens, der Tag und Nacht andauernden Untersuchungsarbeiten der eingetroffenen Amtsleute und Fachmänner, welchen Isidor in fortwährenden Verhören beiwohnen mußte. Anfangs habe er sich sprützig und hochfahrend angelassen und sich sonst verkehrt benommen; als aber die Männer, unter denen sich duzfreundliche Amtsgenossen von ihm befunden, unversehens ihn trockenen Tones mit Ihr tractirten und ihm befahlen, hier zu stehen, oder dort, oder sich in eine Ecke zu setzen und zu warten, bis man ihn rufe, und zuletzt ein Polizeisoldat zum Vorschein kam, der die Kanzleithüre nicht mehr verließ, da habe er gemerkt, daß er verloren sei, und weinend Alles gestanden, was man wollte, aber nichts, ohne Unwahrheiten daran zu hängen, jedesmal auch einen Verweis bekommen. Als er mit allen Büchern und Acten fortgebracht worden sei, habe er der Frau nur kurz ein Adieu zugerufen, mit dem Beifügen, er sei leider Staatsgefangener, wie wenn er etwas Höheres und Feineres ausgearbeitet hätte, und er hoffe bald wieder da zu sein, sie möge gute Hausordnung führen! Schon seit einiger Zeit habe sie kein Monats- oder Wochengeld mehr erhalten, sondern für jede einzelne Ausgabe die benöthigte Münze in der Kanzlei verlangen müssen. Jetzt sei mit Ausnahme ihrer Kleiderschränke und der Küche alles versiegelt. Eine Spur von ihrem Baarvermögen habe sich nicht gefunden, jedoch sei ihr versprochen, daß sogleich nach Bestellung des Concursrichters die Freigabe ihrer sämmtlichen zugebrachten Fahrhabe verfügt werden solle. So lange möge sie nicht im Hause bleiben, und wenn sie das wenige Reisegeld besäße, so würde sie mit Erlaubniß der Eltern ohne Verzug dahin zurückkehren, wo sie nie hätte fortgehen sollen.

„Morgen ist Dienstag," sagte Salander, „ich will sie morgen holen! Wir wollen ihr sogleich telegraphiren, sie soll das Nöthigste einpacken und sich bereit halten. Hat sie auch noch Koffer oder Kisten? Ich will wetten, der Mensch hat alles verreist und verrissen!"

„Ich sah noch die Koffer und Korbsachen, die sie von hier mitgenommen hat," erwiderte Marie, „die Herren reisten stets mit kleinem Handgepäck."

„Du hast recht! Wie es der große Diätenfresser von Gauchlingen macht, der

jahraus und ein das Land mit einer alten ledernen Actenmappe durchrutscht, in welcher ein Nachthemd steckt!"

„Uebrigens möchte ich mitkommen," nahm Marie wieder das Wort, „und meine, wir könnten einen Wagen nehmen, trotz der Eisenbahn, so müssen wir nicht mit Setti zu Fuß nach der Station wandern und können auch ihre Sachen sofort aufladen. Es schadet nicht, wenn sie dort sehen, daß sie noch wo zu Haus ist. Und hier kommen wir gerade recht mit der Dunkelheit an, so daß es auch da nichts zu gaffen gibt. Etwas kaltes Essen wollen wir für alle Fälle mitnehmen, wer weiß ob sie etwas hat! Wir brauchen dann unterwegs nicht anzuhalten."

„Mit Allem bin ich einverstanden, wie Du es willst! Die Du eine Widersacherin dieser Unglücksheirathen gewesen bist, denkst jetzt an Alles, worauf unser einer nicht geriethe!"

Sie führten den Plan aus, besorgt, in welchem Zustande sie die Tochter finden würden. Setti erschien etwas abgemagert und blaß, auch ermüdet, aber doch gefaßter, als die Eltern es sich vorgestellt. Das Gefühl der Befreiung aus selbstverschuldeten unwürdigen Fesseln mochte unbewußt die Waage halten gegen alle andere Eindrücke, die sie erfahren.

Auch war sie nicht allein im Lautenspiel, obgleich die Magd und der Schreiber ihres Weges gegangen. Wie in einem Hause, dessen Stütze durch jähen Todfall abgeschieden ist, sich die Nachbarinnen tröstend und helfend bei der Wittwe einfinden, so hatten sich bereits zwei oder drei angesehene Frauen von Unterlaub eingestellt, welche täglich herbei kamen, der verlassenen Landschreiberin gefällig zu sein oder wenigstens die Zeit zu vertreiben. Zwei saßen auch jetzt strickend auf den Koffern, die sie füllen und schließen geholfen, während Setti aus den letzten Ueberresten die letzte Mahlzeit zusammen stoppelte, Thee, Butterbrötchen, Eierkuchen. Der von der Mutter mitgebrachte Imbiß war höchlich willkommen. Da die Pferde gefüttert werden mußten, sandte Martin den Kutscher in ein Wirthshaus zu Unterlaub und trug ihm zugleich auf, den dortigen Gemeindammann hinauszusenden, damit er das Haus abschließe und in Gewahrsam der Behörde bringe.

Die Dorffrauen nahmen an dem Stegreifmahle bescheidentlich Theil, der Merkwürdigkeit wegen, und ließen sich hernach nicht hindern, das gebrauchte Geschirr zu reinigen und in der Küche Alles an seinen Ort zu stellen. Dann gossen sie das Spülicht weg, putzten den Gußstein und lehnten den kleinen Besen säuberlich in die Ecke; denn es war ein fast noch neues Binsenbeslein. Mit dem Reste des Wassers endlich löschten sie sorgfältig das glimmende Herdfeuer.

So erschien der Ammann eben recht. Er ließ sich verständigen, an die letzten Räume und Behälter das amtliche Siegel zu legen, und hatte dazu das Erforderliche mitgebracht, Siegellack, Bandstreifen und Stempel, sogar einen Wachsstock, da er gewohnt war, zu dieser Verrichtung zuweilen nicht einmal ein brauchbares Licht vorzufinden. Hier standen zwar ein paar schöne Leuchter im Zimmer, die Frau Salander einst selber eingekauft hatte. Sie meinte, man könnte den einen davon oder beide nehmen und nachher in der Kutsche unter-

bringen, da sie ja der Frau gehörten; dann möge man das Siegel anlegen. Allein der Gemeindammann erklärte, die Leuchter müßten bis zur Inventuraufnahme stehen bleiben, es sei schon genug Verwirrung in der Gegend, der ganze Besitzstand scheine zu schwanken, wie bei einem Erdbeben; Viele fürchten, von Haus und Hof zu kommen, ohne zu wissen wie? die Bevölkerung sei ganz erhitzt und fabele von Millionen, die verloren seien.

„Zünden Sie Ihren Wachsstock an!" sagte Salander, und reichte dem Amtsmann ein Streichhölzchen. Dieser ging an sein Geschäft und gelangte so mit der kleinen Gesellschaft Schritt für Schritt bis vor die Hausthüre. Martin Salander drehte den Schlüssel um und übergab ihn dem Gemeindammann. Hierauf nahmen sie Abschied von den zwei Frauen und dankten ihnen für die erwiesene Theilnahme und Freundlichkeit, so daß sie gerührt die Augen wischten. Setti vermochte keine Thräne zu vergießen; halb gelähmt von den Worten des Ammannes, bestieg sie mühselig mit den Eltern den bereit stehenden Wagen, der rasch davon fuhr.

Die zurückgebliebenen drei Personen blickten ihm nach und gingen langsam nach dem Dorfe zurück.

„Das sind gutstehende Leute," sagte eine der Frauen, „der Herr vermöchte gewiß, dem Schaden abzuhelfen, wenn er wollte; und es sind jedenfalls auch rechtdenkende Leute!"

„Er wäre ein Narr, wenn er einen Franken hergäbe!" versetzte der Herr Gemeindammann. „Eigentlich müßten mir diejenigen den Schaden gutmachen, die einen solchen Menschen zu ihrem Notar wählen und das Recht dazu an sich gerissen haben! Jetzt wird die Staatskasse herhalten und das Wahlvergnügen bezahlen müssen!"

Im Wagen blieb es zwischen den drei andern Personen eine gute Weile still, bis Salander melancholisch zu sprechen anhub:

„Das wäre jetzt das Lautenspiel gewesen! Armes Kind! Und ich hatte mir gedacht, als der schöne Eidam vom Bäumeschlagen und Verkaufen des Gütchens faselte, ich könnte den reizenden Sitz ihm wohl abnehmen und zum stillen Asyl für unsere alten Tage bestimmen! Jetzt möchte ich es nicht geschenkt haben; denn es wäre ja unmöglich für uns, dort zu wohnen!"

„Setti schläft jetzt," sagte Frau Marie leise, „wir wollen sie ruhen lassen!"

In der That war die Tochter neben der Mutter eingeschlafen, da sie vermuthlich die letztvergangenen fünf oder sechs Nächte die Augen wenig zugethan hatte. Vater und Mutter schwiegen daher und lehnten in dem geschlossenen Wagen zurück, um sich nach all' den trüben Geschichten innerlich zu beschauen und darüber ebenfalls ein bischen einzuschlummern.

Es war ziemlich dunkel, als der Wagen über das Straßenpflaster der Stadt Münsterburg rollte und die Eltern darüber munter wurden. Setti aber erwachte erst, als das Gefährt plötzlich vor dem Hause hielt. Sie war indeß so schlaftrunken und müde, daß der Vater sie leiten mußte, und erst als die treue Magdalene herbeieilte und ihnen die Treppe hinauf voranleuchtete, lebte sie auf und rief lächelnd:

„Da bin ich ja! Guten Abend, Magdalene, denk', wie froh bin ich! Und Du bist immer wohl auf, wie ich sehe!"

„Gottlob, man thut es immer noch aushalten, liebes Settli! Wenn nur bald alle Kinder wieder beisammen sind, so wollen wir auch noch frohmüthig werden und Kastanien braten wie ehemals!"

Sie sagte es jedoch etwas gedrückt, wie wenn sie kein sehr gutes Gewissen hätte, und öffnete der Herrschaft die Thüre des Wohnzimmers, sich sofort zurückziehend.

Am Tische saß, den Kopf auf die Hände gestützt, Schwester Netti von Lindenberg. Auch sie schien zu schlafen und hatte guten Grund dazu, da sie ebenfalls die letzten Nächte mit wachen Augen zugebracht und gegen Abend zu Fuß im Vaterhause angelangt und natürlich todmüde war; denn ihr Mann Julian hatte sich seit vier Tagen nicht mehr sehen lassen und sie sich geschämt, davon zu reden; der Schreiber, der sie nicht darum befragte, ging ab und zu, wie er wollte, und die Dienstmagd machte ein unvertrautes Gesicht. Heut aber las sie in der Zeitung die Nachricht von Schwager Isidor's Unfällen mit dem Zusatze, es gehe bereits das Gerücht von einem zweiten in Untersuchung gerathenen Notar. Es handelte sich zwar noch nicht um Julian, sondern um einen weitern Unglücksbruder, der sein Privatglück an den durch seine Hände laufenden anvertrauten Gütern ein wenig gerieben hatte, um sie fructificiren zu lassen, wie der Kunstausdruck lautete. Allein sie vermochte natürlich nur an ihren Mann zu denken, sowie an das öffentliche Unglück, in welches das häusliche sich verwandelte und die ganze Familie verwickelt wurde. Sie war in der Angst keines andern Beschlusses fähig, als sofort nach Münsterburg zu eilen; ein Bahnzug stand während mehrerer Stunden nicht in Aussicht, auch fürchtete sie schon die Leute, die mitreisten, und die Angestellten, sowie die auf den Stationsplätzen Herumstehenden. So machte sie sich kurz entschlossen auf und legte den dreistündigen Weg zu Fuße zurück. Wie sich später ergab, waren Ahnung und Furcht wohl begründet. Julian saß zwar nicht im Gefängniß wie Isidor; aber er war bei der ersten Kunde von den Vorgängen im Lautenspiel außer Landes geflohen; und die in Isidor's Amtskreis erwachte Erregung der vom Schaden Ergriffenen oder Bedrohten fand schon einen starken Widerhall im Lindenberger Gebiet.

So kam es, daß die Salander'schen Eltern beide Töchter am gleichen Abend wieder unter ihrem Dache bargen. Bei ihrem Eintreten erwachte Netti aus dem Halbschlafe und hinkte ihnen traurig entgegen; denn sie hatte die Füße wund gelaufen. Vater und Mutter umarmten und küßten sie; doch die Töchter, da sie sich nun gegenüber standen, gaben sich nur mit niedergeschlagenen Augen die Hände, die sie indeß nicht fahren ließen. Die Schicksalslast, die sie sich auferlegt, als sie die Zwillingsjünglinge einst an den Ohrläppchen zupften, hatte sich auf einmal verdoppelt, und sie schämten sich aufs Neue vor einander.

Die von Lindenberg mußte nun darthun, warum sie gekommen sei, und sie erzählte es.

„Der hat sich aus dem Staube gemacht," sagte der Vater; „hier in der

Stadt ist er schwerlich! Aber gründliche Arbeit haben sie besorgt, diese jungen Scheusale von Flachsköpfen!"

Die Mutter ermahnte, die Berathung für heute abzubrechen und die Ruhe zu suchen; wer könne wissen, was die kommenden Tage wieder bringen.

„Fürs Erste," sagte Salander, „muß Netti morgen bei guter Zeit nochmals nach dem Lindenberg zurück und das Haus sammt der Kanzlei in amtliche Obhut geben; ich will mitgehen und dafür sorgen, daß es ordentlich geschieht; denn so kann man die Sache nicht im Stiche lassen!"

In der Frühe fuhr er mit Netti hinüber und wunderte sich, auf der Höhe angelangt und rings umschauend, aufs Neue mit tüchtigem Aerger, wie man in diesem friedlichen Himmelsglanze so vom Teufel besessen werden und sich Welt und Leben schmählich zerstören könne.

Drinnen im Hause jedoch gab es abermals Neuigkeiten, und es war gut, daß Netti, und zwar vom Vater begleitet, erschien. In der Kanzlei hauste schon ein Trupp Untersuchender, Gemeindammann, Statthalter, einer vom Gericht und ein zugezogener Notar, und bereits war festgestellt worden, daß auch die Frau des verschwundenen Landschreibers das Haus, unbekannt wohin und heimlich verlassen habe. Sie kam daher gerade recht, ein ordentliches Verhör zu bestehen, worauf man sie aufforderte, ihr im Hause befindliches Eigenthum zu bezeichnen und ihr erlaubte, das Unentbehrliche mitzunehmen und in Ehren abzuziehen. Das that sie auch, nachdem sie unter Beihilfe des Vaters die Magd ausbezahlt und fortgeschickt, auch der Behörde überlassen hatte, über das Verbleiben des Schreiberleins zu verfügen.

Martin Salander brachte also desselben Tages auch diese Tochter mit ihren paar Kisten und Schachteln in Sicherheit. Die Voraussage hingegen der beiden Schwestern, daß die guten Jünglinge bald genug zu ganzen Männern auswachsen würden, die von sich reden machen, war seltsam erfüllt.

XVIII.

Jeden Tag enthielten die Zeitungen nun Nachrichten über den Fortgang der beiden Untersuchungen, deren Ergebnisse sich nicht ganz so glichen, wie einst die Brüder Weidelich. Dadurch gewann jeder dem andern gegenüber eine gewisse Originalität, was man nie für möglich gehalten hätte.

Isidor's Wirkungskreis umfaßte eine Anzahl bäuerlicher Gemeinden, die um diese Zeit just in der Verbesserung ihrer Creditverhältnisse begriffen waren. Sie bildeten Genossenschaften für gegenseitiges Gewährleisten der hypothekarischen Sicherheit und dergleichen, kündeten dann insgesammt die beschwerlichsten wie die schlechteren Pfandbriefe und boten den Gläubigern neue Titel zu billigerem Zinsfuße an. Da gleichzeitig viele Capitalisten ihr in Actienunternehmungen angelegtes Geld nicht mehr sicher sahen, griffen sie gern wieder nach dem Grundbesitz. Der Notar aber war der Mittelmann und Führer der ganzen Bewegung. Er schrieb ein Anleihen nach dem andern aus, nahm die Einzahlungen in Empfang, löste die gekündeten Briefe ab, indem er die alten Gläubiger auszahlte und den neuen die neuen Pfandbriefe ausstellte und protokollirte, was das Zeug hielt: Weil das Alles sich in die Millionen belief, so verfuhr er vielleicht bescheiden, wenn

er von den vielen Geldern, die ihm zwischen die Hände geriethen, nur einige Hunderttausend veraberwandelte, um damit sein Glück im Börsenspiel zu versuchen. Da er, wie recht und billig, als ein hohler Kopf, der ohne alles Urtheil darein fuhr, nur verlor, so sah er sich bald genöthigt, einen veruntreuten Posten durch einen andern zu ersetzen und darin immer eifriger fortzufahren, indem er rüstig die Schuldbriefe ausstellte und zuerst mit einiger Auswahl, dann ohne Wahl das dafür erhaltene Capital zurückbehielt. Es handelte sich ohnehin um eine weitläufige und langwierige Besorgung, und so vermochte er längere Zeit die Leute mit allerlei trockenen Erklärungen hinzuhalten, auch im dringenden Fall durch einen neuen Eingriff vorzubeugen, immer in der Hoffnung, das Glück werde endlich großartig einschlagen und Alles in Ordnung bringen. Er war sogar so kühn, viele gelöschte alte Titel, statt sie den Schuldnern zu übergeben, ohne Vermerk bei auswärtigen Bankgeschäften zu versetzen, während sie doch in den Protokollen abgeschrieben waren. Auf diese Art gewann er mehr als einmal den doppelten Betrag am nämlichen Briefe.

Hierbei führte er lang eine ziemlich sorgfältige geheime Buchhaltung, bis ihm dieselbe gleich dem ganzen Schwindel selbst über den Kopf wuchs und er die Uebersicht verlor.

Julian's Verfahren war nicht so mühselig und kühn. Er begnügte sich, von jedem Kaufschuldbrief, den er zu fertigen hatte, ein Duplikat oder auch ein Triplikat herzustellen, letztere Stücke eigenhändig in stiller Nacht, und diese Kunstwerke in einer besondern Schatztruhe aufzubewahren. Sobald er nun ungerechtes Geld bedurfte, suchte er ein oder mehrere Stücke hervor, und schaute zunächst nur darauf, ob die Originale, nach dem Inhaber zu urtheilen, in festen Händen ruhten. Ergab sich aber ein Mangel an Vorrath solcher Stücke, so verfertigte und malte er in aller Form gänzlich erfundene Pfandbriefe, die in keinem Protokolle standen, und er sorgte nur dafür, daß es Personen betraf, die in guter Sicherheit dahin lebten und sich nicht auf dem Geldmarkte umtrieben. Er belastete die Höfe wohlhabender Bauern mit Schulden zu Gunsten weit davon entfernter Rentner, die sich von der unsichtbaren Bereicherung nichts träumen ließen. Da namentlich diese ganz in der Luft hängenden Hypotheken sehr solid aussahen und von Bankbeamten beim Anblick der darauf figurirenden Namen als gut geschätzt und belehnt wurden, so beschränkte Julian sich zuletzt ausschließlich auf den bequemeren Zweig und behing ihn mit zahlreichen Früchten; je nach Bedürfniß pflückte er dieselben, um am letzten Tage des Monats die ansehnlichen Börsenverluste zu decken.

Auch er führte Buch über das Nebengeschäft, schon um das Verzinsen auf den Banken nicht zu versäumen, was nicht rathsam war, dann aber auch behufs einer wohl geordneten Reihenfolge in der Rückzahlung der geborgten Gelder. Es war eben der beiden Brüdern gebliebene Antheil am menschlichen Idealismus, das Unrecht nur mit dem Vorbehalte zu verüben, es mit Fortuna's Hilfe rechtzeitig gut zu machen und nicht etwa zu Grunde zu gehen. Das hielt ihren leichten Muth auch nach dem Falle aufrecht und gab ihnen das Bewußtsein, nicht zum Trosse verächtlicher Sünder zu gehören.

Ungefähr eine Woche nach der Flucht erhielt Frau Netti einen Brief von

Julian, welchen er auf dem Wege nach einem portugiesischen Seehafen irgendwo aufgegeben, die Adresse mit verstellter Hand geschrieben.

„Meine heißgeliebte, verehrteste Gattin!“ lautete der Brief, „Ein bitteres Schicksal hat mich von Deiner Seite gerissen (Du wirst das Nähere bereits vernommen haben!) und mich gezwungen, jenes kleine Lumpenländchen zu verlassen, wo ich geboren und in jugendlicher Unerfahrenheit der allgemeinen Verderbniß anheim gefallen bin. Ein Flüchtiger und Geächteter, eile ich jetzt besseren Zonen entgegen, wo der freie Mannesgeist Raum zur vollen Entfaltung findet und wo ich hoffe, in kurzer Frist den von einer philisterhaften und gelddurstigen Krämerwelt mir aufoctroyirten Fehltritt gut zu machen. Ich kann Dir eidlich betheuern, meine theuerste Gemahlin, daß dieser Fehltritt aus einem langen Martyrium bestand, ein Kampf ums Dasein war, dem ich einstweilen unterlegen bin, ich sage feierlich: Einstweilen! Und jetzt, liebstes Weib! wie ich dereinst ewige Treue gelobt habe auch für den Fall, daß Deine Eltern Dich enterben sollten, jetzt baue ich auch auf Deine Treue und hoffe, Du werdest sie mir bewahren, nachdem ich ein Enterbter unseres Vaterlandes geworden bin! Ueber die Länder, durch welche ich bisher mit Sturmeseile gereist bin, kann ich Dir nichts Interessantes mittheilen, da ich begreiflicher Weise keine großen Beobachtungen anstellen konnte. Aber von drüben, überm Meere, hoffe ich Dir die neue Welt einläßlich zu schildern, die sich mir aufthun wird, so bald ich festen und sichern Fuß gefaßt habe. Bis dahin kann ich Dir auch keine Adresse angeben. Grüße Deine verehrten Herren Eltern recht herzlichst von mir und sei so gut, es auch bei den Meinigen zu thun und sie um Verzeihung für mich zu bitten! Es ist mir jetzt unmöglich, ihnen zu schreiben. Auch meine theure Schwägerin Setti grüße ich tausendmal! Ich bedaure nur meinen armen Bruder, den sie erwischt haben! Ich glaube, ich habe das schlimme Beispiel geahnt, das er mir unbewußt gegeben hat. Item, die Sonne wird auch für uns wieder aufgehen! Und nun lebe wohl, Geliebte! Und auf ein glückliches Wiedersehen, wenn ich Dir eine Stätte bereitet habe! Dein getreuer Gatte J. W.“

Netti gab beim Abendthee, als Alle beisammen waren, den Ihrigen den Brief zu lesen. Er wirkte fast erheiternd, besonders da sie die verlassene Frau so ruhig sahen. Dies war sie, weil sie jetzt die Rechnung endgültig abgeschlossen hatte, ohne Hoffnung auf eine mögliche Aenderung des Mannes. Frau Marie fühlte sich fast zufrieden, Setti hingegen war immer niedergedrückt, weil ihr Umstand in nächster Nähe geborgen saß, wenn auch unfreiwillig.

Da kam spät noch Herr Möni Wighart auf eine Tasse Thee mit dem guten Rum, welchen Salander zu beziehen wußte. Dieser ging in letzter Zeit nicht unter die Leute und sah es gern, daß der theilnehmende und doch stets anspruchlose Kumpan zuweilen ein Stündchen vorsprach.

Frau Marie hatte ihm die Unthat längst verziehen, die er einst an ihr begangen, als er bei der ersten Rückkehr aus Brasilien ihren sehnlich erwarteten Martin so zu sagen vor der Hausthüre in ein Wirthshaus verlockte.

Sie holte ihm sogleich einen Aschbecher herbei.

Herr Wighart rief heuchlerisch „ho ho! Man sollte mich für einen Schnaps-

bruder halten; nun, 's mag für einmal hingehen!" als ihm Martin Salander aus dem Rumfläschchen die Tasse bis zum Rande vollgoß.

„Warum ich so spät noch komme, ist etwas Lustiges, das ich erzählen muß! Es wird Euch ein klein wenig Spaß machen! Der verflossene Meister Notar Julian (Verzeihung, Frau Netti!) kommt noch täglich als ein trefflicher Humorist zum Vorschein!"

„Ein Humorist?" seufzte Netti. „Ach du lieber Gott!"

„Hört nur! Ich komme aus den Vier Winden, wo einige Herren sitzen, die den ganzen Tag mit den Angelegenheiten des Bewußten zu thun hatten. Noch kurz vor der Abreise hinterlegte er bei der allgemeinen Noth- und Hilfsbank einen schönen, neuen, vorstandsfreien Pfandbrief von zehntausend Franken und erhielt darauf sechstausend. Als Schuldner erscheint in dem Instrument ein reicher, filziger alter Bauer hinter Lindenberg, genannt Aegidi, als Pfand dessen Hof und Land, und als Gläubiger der Bruder des Schuldners, ein anderer alter Filz, der sogenannte Schleifer in Nasenbach und bekannter Wucherer. Diese beiden Brüder führen seit Jahrzehnten eine Erbstreitigkeit um die andere, und wenn sie fertig sind, fangen sie von vorn an. Sie leben wie Hund und Katz' gegen einander und betrachten sich gegenseitig als den Fluch ihres Daseins, ohne alle Noth, da jeder für sich genug hätte. Gut, die alten Männer waren heute nebst manchen anderen einberufen. Man zeigte ihnen, als die Reihe an sie kam, die schöne Hypothek und fragte, ob sie in Ordnung sei? Zuerst nahm sie der angebliche Schuldner in die Hand, weil er eher mit dem Aufsetzen der Brille fertig war; im Uebrigen sind Beide übelhörig und verstanden zunächst kein Wort, das gesprochen. Kaum hat der Hofbesitzer herausstudirt, daß er dem feindlichen Bruder zehntausend Franken schuldig sein sollte, gerieth er in eine fürchterliche Aufregung und zerriß den Brief von oben bis unten so von Zorn zitternd, daß die zwei Stücke zwei Sägen ähnlich wurden.

Der Schleifer aber, der nicht anders glaubte, als daß der Bruder eine ihm nützliche und zustehende Urkunde vernichte, fuhr über ihn her und augenblicklich verkrallten sich ihre Hände in den beidseitigen Halsbinden, und die Greise hämmerten sich mit kurzen kraftlosen Faustschlägen auf die Köpfe. Mit Mühe brachte man sie auseinander und schrie ihnen, als sie athemlos dastanden, den Sachverhalt in die Ohren. Allein, sobald sie vernahmen, daß irgend Jemand auf das Schriftstück, das nothdürftig zusammengefügt auf dem Tische lag, sechstausend Franken ausbezahlt erhalten habe, geriethen sie, ohne sich um etwas Anderes zu kümmern, wieder aneinander, zerklaubten sich aber diesmal in kürzester Frist Kinn und Backen und zerrissen sich die Naslöcher. Abermals wurden sie unter großem Gelächter, der endlich den amtlichen Ernst überwand, gebändigt. Den eingebildeten Gläubiger packten zwei Männer an den Schultern, drückten ihm das Gesicht gegen den Brief und fragten ihn bei Ja und Nein, ob er diese zehntausend Franken dem Notar von Lindenberg für den Aegidibauer, der hier neben ihm stehe, selbst oder durch einen Andern übergeben und diesen nämlichen Brief dagegen empfangen und jemals besessen habe?

Nach ängstlichem Besinnen, während dessen ihm das Blut auf die unglück-

liche Hypothek tropfte, krächzte er schließlich: „Nein, davon weiß ich nichts! Man soll mich gehen lassen!“

„Aber ich will wissen, wer die Sechstausend auf meinen Hof gekriegt hat!“ schrie der Andere, dem der Zusammenhang noch immer nicht klar schien. Sie wurden jedoch ohne weitern Bescheid vor die Thüre geführt, wo die übrigen Zeugen harrten. Man gab ihnen ihre Hüte und Stecken und schickte sie fort. Kaum auf die Gasse gelangt, benutzte ihre verfluchte Leidenschaft die lang entbehrte Gelegenheit und hetzte die bethörten Filze aufs Neue aneinander. Ohne zu wissen wohin, und ohne sich verlassen zu können, so fesselte sie der Haß, liefen sie auf beiden Seiten der Straße fort unter gräulichem Schimpfen und Drohen; es war bei Gott ein widerwärtiges Beispiel, wohin der elende Geiz und Neid sogar ein Paar betagter Brüder treiben kann. Ich kam gerade dazu und lief mit dem Publicum den Rasenden nach, bis sie unversehens aneinander geriethen und mit den langen Weißdornstöcken darein hieben, ohne sich zu treffen. Es kam dann ein Stadtpolizist und führte die armen Teufel auf die Wache. Nachher ging ich auf Vier Winden, wo ich das Andere vernahm, wie ich es erzählt.

Ist das nicht ein verzwickter Streich von dem Notarius, ein köstlicher Einfall sogar, den geldstollen Brüdergreisen auf einem Pfandbriefe die Haare zu verstricken als Gläubiger und Schuldner? Viel Haare waren es freilich nicht mehr, und die spärlichen Streifen, die noch herumhingen, haben sie sich vollends ausgerauft!“

„Das ist kein lustiger Einfall gewesen,“ sagte Netti; „ich erinnere mich jetzt, daß er schon früher einmal klagte, wie er bei den reichen Geizhälsen Geld für Clienten gesucht habe und von Beiden grob abgewiesen worden sei. Nun hat er sie eben doch noch benutzt, ohne sie zu fragen!“

„Er hat sie vermuthlich schon damals anschmieren wollen. Jetzt muß natürlich die Noth- und Hilfsbank den Schaden tragen!“ versetzte Salander. „Indessen ist es in der That ein traurig-lächerliches Phänomen!“

„Ja wohl!“ entgegnete Frau Marie, „wie man in der Nacht beim Anblick einer Feuersbrunst sagt, es sei furchtbar schön! Behüt' uns der Himmel!“

Wie sie noch so sprachen, halb zehn Uhr war schon vorbei, schellte Jemand stark an der Hausglocke. Nach einem Weilchen kam Magdalena mit einem Briefe, den ein Gefängnißbote gebracht. Der Aufseher habe ihm denselben schon am Nachmittag übergeben; allein er sei wegen vieler Arbeit erst jetzt nach Hause entlassen worden und bringe den Brief doch noch auf Bitten des inhaftirten Weidelich.

Das Schreiben war wirklich von Isidor's Hand und an seine Frau Setti gerichtet, die zusammenfuhr.

„Ist der Mann fort?“ fragte Salander, und als die Magd es bejahte, meinte er, da man Julian's Brief einmal habe, so möge man den Isidorischen auch annehmen und Setti ihn für sich lesen, ehe sie ihn zum Besten gebe! Man müsse die Dinge jetzt anfangen, von der Seite der Merkwürdigkeit aus zu betrachten, sonst komme man schwer darüber hinweg.

„Ich habe genug an dem Briefmuster, das Nettli erhalten hat,“ sagte Setti

„und zweifle nicht, daß meine Epistel von gleichem Werthe ist. Ich begehre sie nicht zu lesen und schenke sie Euch! Lest, ich geh' ins Bett!"

Damit erhob sie sich und wollte gehen. Der Vater hielt sie jedoch zurück.

„Halt!" sagte er, „Du mußt ihn auch hören und Herr Wighart soll ihn auch hören, so wird es Etwas, das gewissermaßen Alle angeht, rein sachlich oder gegenständlich neutral! Die Mutter mag vorlesen; so kann sie sofort aufhören, sowie nach ihrem Gefühl etwas Peinliches zum Vorschein kommen sollte!"

„O Du Erzdüftler!" sprach Marie Salander lächelnd; „gib her den Brief." Während ihr Mann schon seit einigen Jahren einer Brille bedurfte, wenn er lesen wollte, las sie das Geschreibsel mit bloßen Augen, ohne nur die Lampe näher zu verlangen:

„Herzlich geliebtes Wesen! Theuerste Gattin! Endlich finde ich einen Augenblick der Fassung, um Dir aus dem Kerker ein Lebenszeichen übersenden zu können. Ich will mich über das bis Dato Erduldete und wie es gekommen ist, jetzt nicht weiter verbreiten. So Gott will, wird der Tag unserer Wiedervereinigung nicht ausbleiben, wo wir das Unglück mit frohem Rückblicke in traulichem Geplauder genugsam betrachten können! Möge es so sein! Für jetzt möchte ich Dich nur mit einigen kleinen Wünschen behelligen, deren Erfüllung in diesem provisorischen Zustande mir zu statten käme. Da die Wuth der Verhöre etwas nachzulassen scheint, bleibt mir so viel freie Zeit, daß die Unthätigkeit mir peinlich wird. Da bin ich auf den Gedanken gekommen, sowohl um mir selbst Rechenschaft zu geben, als vielleicht auch der Gesammtheit nützlich zu sein, eine social-pädagogische Studie zu schreiben über Pflichtverletzungen und ihre Quellen im Staats- und Volksleben und die Verstopfung der letzteren, vom Standpunkt eines Selbstprüfers. Leider fehlt es mir an gutem Schreibmaterial, an das ich gewöhnt bin; das, was ich hier bekomme, ist miserabel. Schicke mir daher ein Buch weißes, starkes, aber gut satinirtes Papier, Imperial, ferner eine Schachtel von meinen Stahlfedern, die Du ja kennst, ein Fläschchen blaue Tinte, ein ditto rothe und zwei Federhalter. Alles dies bekommst Du in der Handlung von J. G. Schwarz & Co. am besten. Bezüglich der Kost befinde ich mich einstweilen nicht so übel, da meine Eltern die Verpflegung garantirt haben; denn Du weißt, daß ich ohne einen Rappen Geld fortgeschleppt worden bin. Doch wäre eine kleine Aufbesserung sehr erwünscht, woher untenstehende Notirung. Endlich fehlt es mir an geeigneter Lectüre. Es sind wohl Bücher zu haben, die aber mehr für Kinder oder Versorgte in Correctionsanstalten passen. Eine gute geographische und historische Beschreibung der nord- und südamerikanischen Staaten wäre mir willkommen, nebst einigen Bänden Gerstäcker oder so was. Auch fehlt mir der Schlafrock, den ich vergessen habe. Du könntest ihn vielleicht durch den Gemeindammann aus unserem Tusculum herauspraktiziren lassen. Er hängt gewiß noch hinter der Thür wie immer. Thue mir also die Liebe und berücksichtige folgendes Verzeichniß meiner dermaligen Wünsche:

1. Obiges Schreibmaterial;
2. den Schlafrock;
3. Eidamerkäse, 1 Laib mittlerer Größe;

4. Salamiwurst, große 1/2, kleine 1/1;
5. ein Topf eingemachte Zwetschgen;
6. eine Flasche Cognac;
7. Bücher in obigem Sinne;
8. ein paar Dutzend Cigarren zur Probe, mittelstark;
9. meine Haarbürsten, die ich vergessen. Vielleicht mit dem Schlafrock zu bekommen;
10. ein oder zwei Schlipse.

Unwandelbar Dein getreuer Isidor.

PS. Meine Demission beim Großen Rathe habe ich schicklicher Weise schon jetzt geglaubt erklären zu müssen. Dennoch fühle ich das Bedürfniß, auf dem Laufenden zu bleiben, so gut möglich. Vielleicht wäre der Herr Vater so gütig, mir zeitweilig die wichtigsten Tractanda und Sitzungsberichte zukommen zu lassen?"

„Danke fürs Zutrauen!" murrte Martin Salander. „Bist Du zu Ende Marie?"

„Ja, Gottlob!" antwortete sie und legte den Brief hin. „Wie gefällt Dir die Epistel, Setti? Gedenkst Du Dich auf den Weg zu machen und die verlangten Dinge einzukaufen?"

Die Gattin des Briefschreibers sagte mit sichtlich bleicher Nasenspitze:

„Ich friere vor Kälte, die mich überfallen hat, ich will zu Bett gehen! Gute Nacht allerseits!"

„Nun, Freund Möni?" sagte Martin, nachdem die eine Tochter sich entfernt, „ist der nicht auch ein Humorist?"

Wighart hatte schon seine Cigarrenspitze eingepackt.

„Nein, da hört der Scherz auf!" sagte er verdutzt; „der Topf mit den eingemachten Zwetschgen hat mich darnieder geworfen!"

„Der Eidamerkäse und das Papier für die Studie sind aber auch nicht übel, sowie die Rathstractanden!" seufzte Salander. „Keine Spur von Scham oder Reu'; lauter Aufgeblasenheit! Es kommt mir vor, wie wenn wir auf einer hohlen Stelle der Erdrinde säßen!"

„Nur nicht gleich so verzweifelt!" mahnte die Mutter; „wenn die Köpfe hohl sind, so kann die Erde doch noch ein Weilchen vorhalten! Morgen will ich doch einmal bei den Eltern im Zeisig nachsehen, wie es ihnen geht! Vielleicht ist es eher angebracht, dort ein gutes Wort oder einen kleinen Trost einzulegen!"

„Das ist wohlgesprochen, Verehrteste!" sagte Möni Wighart. „Ich bin gestern wieder einmal beim Friedensrichter im rothen Mann gewesen, er hat einen herrlichen Neuen; der Mann ist freilich auch weiß am Kopfe, aber noch immer munter! Dort vernahm ich, daß die Frau Weidelich, als die Flucht des anderen Sohnes bekannt war, bettlägerig geworden sei und der alte Weidelich herumgehe, wie ein Schatten an der Wand. Aber stets sei er bei der Arbeit, stehe noch eine Stunde früher auf und gehe später zu Bett, immer schweigend mit allem Möglichen beschäftigt, als ob er das Unglück damit bannen oder ungeschehen machen wollte. Und dabei sorge er noch für die Frau und ihre Pflege!"

Jetzt will ich Euch aber nicht länger zur Last sein, Ihr Herrschaften, und haltet Euch nur frisch oben. Recht geruhsame Nacht! Wie heißt es doch in dem Brief, fällt mir noch ein. Laßt sehen!"

Er nahm den noch offen liegenden Brief und las.

„Richtig, da steht's. Salamiwurst, große, ein Zweitel, kleine, ein Eintel! Es klingt doch drollig! Recht gute Nacht nochmals!"

Marie Salander stieg am nächsten Nachmittag wirklich in den Zeisig hinauf, die alten Wege, die sie einst gegangen, als der kleine Arnold ihrer harrte. Sie traf den alten Weidelich in seinen Gemüsegärten, wo er die Herbstgeschäfte besorgte, mit der Schaufel in der Hand das Ausgenutzte und Abgewelkte wegräumte und zwei oder drei Arbeitern Anweisungen ertheilte. Er schien um zehn Jahre älter geworden zu sein seit der kurzen Zeit.

Als Frau Salander sich zwischen den Beeten langsam näherte, stieß er die Schaufel in die Erde und ging, seinen alten Hut lüftend, ihr entgegen.

„Lassen Sie sich nicht stören! Ich wollte nur sehen, wie es Ihnen geht und was die Frau macht! Wir haben gehört, sie sei krank."

„Es ist eine freundliche Nachfrage!" sagte Jakob Weidelich. „Leider liegt die Frau im Bett und ist schlecht dran! Sie hat einen Schlaganfall bekommen, als es hieß, der Julian habe sich geflüchtet, er sei auch so weit wie der andere. Wollen Sie nicht einen Augenblick hineingehen — ich darf fast nicht sagen, Frau Schwäher!"

„Kann sie aber doch sprechen?"

„Nur langsam, sie ist halb gelähmt, ich weiß nicht, wie es noch werden soll!"

„Die arme Frau! Ich will sie doch begrüßen, wenn es angeht!"

Der bekümmerte Mann führte sie in das Haus und in die Wohnstube, wo die Mutter der verunglückten Söhne im Bette lag.

„Amalie, das ist Frau Salander, sie ist so gut und will Dich besuchen!" Die Kranke ruhte tief in den blau und weiß gewürfelten Bettstücken; Jakob rückte die Kissen unter dem Kopfe zurecht, daß sie freier um sich blicken konnte, und Marie setzte sich auf den Stuhl, der neben dem Bette bereit stand. Sie ergriff die eine Hand, welche der Bewegung fähig war und den Druck schwach erwiderte, und fragte mit einigen tröstenden Worten nach dem Befinden der Schwergeprüften. Diese drehte die Augen nach ihr und sah sie groß an.

Sie sagte nichts, als: „Beide hin!" Das war ihr geläufig.

Dann schwieg sie schwer athmend, bis sie einige weitere Worte gesammelt: „Ich kann Gedanken nicht bei einander halten, weil die Buben weit auseinander. Hier einer, weiß nicht wo, und einer auf dem Meere, ach, ich sehe keinen mehr, nie!"

„Das wollen wir nicht sagen, es geht Alles vorüber und wird wieder gut!" versuchte Frau Salander gegen ihre Ueberzeugung zu trösten; sie konnte nicht anders, weil sie das Leiden der hilflosen Mutter tief empfand und begriff; vielmehr that es ihr weh, daß ihrem guten Willen nicht bessere Worte zu Gebote standen.

Die Kranke bewegte aber, so gut sie es vermochte, verneinend den Kopf.

„Nein, ich hab' gehört, glaub' ich, daß sie Tausendskerle sind, und nicht wieder kommen wollen, vielleicht nicht ehrsam, so spitz = so spitzbübelig, die Blondköpfe. Ach, Herr Jesus, sie waren so lieb — nein, jetzt noch —"

Der Kopf sank zur Seite und sie schloß die Augen.

„Sie ist jetzt nur erschöpft und sucht Schlaf!" sagte Jakob Weidelich, als er sah, daß Frau Salander erschrak. Diese stand geräuschlos auf und ging mit ihm hinaus. In der größeren Stube bot ihr der selbst müde Mann von Neuem einen Stuhl; sie merkte, daß er noch Einiges zu sprechen wünschte, und nahm bei ihm, der sich auf die alte Bank setzte, Platz.

Auf ihre Frage, ob er von dem Unglück schon stark in Mitleidenschaft gezogen sei, abgesehen von den Leiden der Frau, erwiderte er, Alles, was er erworben habe, sei zum größten Theile, nahezu ganz verloren. Als Amtsbürge habe er für beide Söhne die Cautionssummen schon sicher stellen müssen. Sobald der Proceß oder die Processe auf einem gewissen Punkte seien, werden die Forderungen eingezogen. Er habe zwar noch Mitbürgen, die aber erst zahlen müßten, was er nicht mehr zu leisten im Stande wäre. Zudem seien es Verwandte, deren Vorwürfe und Mißachtung er nicht ertragen würde.

„Ich werde nicht vom Hof getrieben, aber er wird mit Schulden belastet, für deren Verzinsung ich die paar Jahre arbeiten muß, die mir noch bleiben, wenn ich überhaupt diese Zeit überstehe! Die Frau werde ich wohl verlieren, und damit geht auch ein schöner Verdienst verloren! Das Schwerste indessen ist, daß ich nicht weiß, wie man den Buben einst wieder aufhelfen soll, wenn sie ihre Strafen verbüßt haben! Ob ich noch lebe oder nicht mehr lebe, so wird nichts mehr da sein; und es sind doch immer die leiblichen Kinder!"

„Das müssen Sie nicht so schwer nehmen," sagte Marie Salander, „sie werden immer noch jung genug zur ehrlichen Arbeit sein; und wenn das Leben sie hart ankommt, so schadet es ihnen nichts! Jeder von ihnen hat an seine Frau geschrieben; die Briefe sind zufällig am gleichen Tage angekommen. Ich möchte sie Ihnen nicht zeigen, guter Herr Weidelich, denn aus beiden Briefen ist nichts zu ersehen, als daß ihnen jedes Gefühl und Verständniß ihrer wahren Lage abgeht! Ich würde es dem Vater nicht sagen, wenn ich nicht dächte, es hülfe Ihnen ein wenig, die Dinge von der rechten Seite anzusehen."

Das Gesicht des armen Mannes ward wo möglich noch schmäler, und er entgegnete, mit zuckenden Wimpern zur Seite blickend:

„Es wird so sein, ich fange es an zu begreifen!"

Er verharrte kummervoll in sich versunken, wie ein Mensch, der von einem ihm nothwendigen Worte oder Begriffe Abschied zu nehmen versucht.

„Wir haben im Beginn dieser Geschichte, meine Frau und ich," sagte er dann, „berathschlagt und gegrübelt, woher die Buben das Unzeug geerbt haben. Wir sind freilich aus dem Volk und können Beide nicht über die Großeltern und ihre Zeit hinauf denken; was weiter zurück ist, davon wissen wir so wenig, wie von den Heiden, von denen wir Alle abstammen. Aber wenn doch bei meines Urgroßvaters Zeiten zum Beispiel etwas vorgekommen oder Einer bestraft worden wäre, so hätte mein Vater es gewußt und davon gesprochen, denn er sprach oft von seinen Großeltern. Und so ist es bei der Frau.

Einzig von eines Großvaters Bruder hatte sie die dunkle Erinnerung, daß er ein Fäßlein Apfelmost gestohlen haben sollte, und zwar aus Barmherzigkeit, weil ein lüderlicher Fuhrmann es an der heißen Sonne liegen ließ und im Wirthshaus drinnen im Schatten saß. Dafür sei er in den Thurm gesetzt worden, nämlich der Großonkel."

„Das ist ja für nichts zu rechnen," sagte Frau Marie lächelnd, obgleich der Mann durchaus keinen Scherz hatte erzählen wollen. Sie erhob sich, um zu gehen. Vater Jakob zögerte ein wenig und brachte dann schüchtern vor, er hätte noch etwas auf dem Herzen, das ihn drücke. Auf ihre Bitte, es nur zu sagen, fuhr er fort:

„Ich glaube nämlich, es werde nun mit dem ehelichen Verhältniß unserer Kinder zu Ende gehen. Meine Frau wollte nichts davon wissen, als sie noch reden konnte und mochte, vor der Flucht des Zweiten. Allein ich kann und muß es nur billigen, wenn die jungen Frauen auf Scheidung klagen! Ich wüßte nicht, wie es anders gehen sollte, besonders nach dem, was ich von den Briefen höre, welche die Söhne geschrieben. Es würde mich in meiner Noth doppelt bedrücken, wenn ich ansehen müßte, wie mein Blut fernerhin einer braven Familie mit Unehren zur Last fallen wollte. Nein, glauben Sie nicht, Frau Salander, daß ich den Schritt übel nehmen und nicht völlig gerechtfertigt finden werde! Das habe ich noch sagen müssen, und ich bitte auch, mir und meiner Frau alles Widerwärtige, was man an uns erlebt und noch zu erfahren hat, nicht nachzutragen!"

Marie Salander gab ihm die Hand.

„Allerdings ist es so," sagte sie, „wie Sie voraussetzen! Unsere Töchter müssen sich von den unglücklichen Männern trennen; sie haben viel mehr, als Sie wissen, zu erdulden gehabt und dazu geschwiegen. Auch Das, was nun kommt, für das Leben noch auf sich zu nehmen, sind sie nicht gesonnen, und wir würden es auch nicht zugeben. Ich danke Ihnen aber für Ihre ehrenhafte Gesinnung im Namen der Meinigen und versichere Sie, daß wir, wohlbewußt, wie sehr auch unsere Töchter gefehlt haben, Ihnen und Ihrer wackeren Frau ein gutes Andenken bewahren und auch gewiß uns freundschaftlich gefällig erweisen werden, wenn sich die Gelegenheit bietet. Ich habe heut' einen tiefen Blick thun können, an dem Bette da drüben und in dieser Stube hier! Leben Sie wohl und möge Ihnen Gott helfen!"

Nochmals gab sie ihm mit nassen Augen die Hand, welche Jakob zitternd drückte. Er vermochte aber nichts zu erwidern, da seine ungewohnte Beredsamkeit plötzlich wieder versiegte.

Nachdenklich ging Frau Salander von der Anhöhe weg; sie bedachte, wie verschieden bei aller Traurigkeit doch das Loos zwischen den zwei Familien getheilt sei, während die Töchter an der leichtsinnigen Heirath in Hinsicht auf ihre damals reiferen Jahre die größere Verschuldung trugen. Und wer könne wissen, ob nicht der Antrieb, selber reich zu werden, gerade durch die sogenannte reiche Heirath in die thörichten Notare gefahren sei. Dann fiel ihr das düstere Nachsuchen der alten Leute und das von einem Vorfahren entwendete Fäßchen Apfelmost bei.

„Das fehlte auch noch," dachte sie, „daß das arme Volk nachgrübeln soll, woher es die Uebel geerbt habe, ob von väterlicher oder mütterlicher Seite, die ganz neu in seinen breiten Ackergrund gesäet worden! Davon werde ich meinem Martin nichts sagen, sonst gräbt er ebenfalls nach und fügt seinen erzieherischen Postulaten noch eines über selections-theoretischen Volksunterricht in sittlicher Beziehung bei, oder wie er es nennen würde! Und der rührende Zug der hoffnungslosen Eltern würde mit der Zeit, weiß der Herr, zu welchem Homunculuswerk aufgeblasen!"

Das war von Marie Salander nicht wissenschaftlich gedacht; allein sie kümmerte sich darum nicht und verschwieg das Mostfäßchen.

Zwei Tage nach der Ankunft von Julian's Brief brachte ein Zeitungstelegramm die Kunde von seiner in Lissabon erfolgten Gefangennahme, wo er, mit Geld wohl versehen, herum spazierte.

Nach weiteren acht Tagen wurde er auf die härteste Art eingebracht, mit Daumschrauben, weil er zu entspringen versucht hatte. Sein Proceß hielt mit demjenigen Isidor's bald Schritt; denn die Betriebsart des letzteren erforderte ein verwickelteres und langwierigeres Verfahren, als die drollig-einfache Prellerei Julian's.

Endlich waren die Anklageschriften geschrieben, und da die Brüder keines der von ihnen wirklich verschuldeten Vergehen mehr leugneten, so hätten beide Fälle vom ordentlichen Straffenat beurtheilt werden können, wenn nicht in jedem ein Rest vorgekommener Betrügereien übrig geblieben wäre, zu deren Eingeständniß keiner der Angeklagten sich herbeiließ, und die doch nicht aufgeklärt werden konnten. Erst in letzter Stunde gerieth man einem geschäftlichen Handlanger auf die Spur, welchen beide Weidelichs, ohne von einander zu wissen, zu manchen Dienstleistungen gebrauchten, ohne wiederum zu glauben, daß der Mann von der verfänglichen Natur der ihm aufgetragenen Verrichtungen eine Ahnung habe. Derselbe durchschaute aber wegen des eigenthümlichen Gebahrens der Brüder und bei der großen Frequenz ihrer Aufträge die Sache bald oder war frech genug, sie wenigstens durchschaut haben zu wollen, und verübte auf ihre Rechnung, aber in seine Tasche, eine Reihe mäßiger Additionen oder Subtractionen, je nach dem Fall, bei Einzahlungen oder Bezügen. Dieser untergeordnete Delict-Schmarotzer wurde nachträglich eingezogen, verhört und confrontirt, auch so gut als überwiesen. Allein er leugnete Alles und Jedes aus und ab, und so mußten alle drei Processe mit einander vor das Schwurgericht gebracht und im Zusammenhange verhandelt werden.

Damit war den Unheilsbrüdern und ihren Angehörigen das Aeußerste, ein öffentliches Schauspiel, nicht erspart geblieben; denn es sammelte sich an dem festgesetzten Tage in aller Frühe ein großes Volk in und vor dem Gerichtshause und in den umliegenden Wirthschaften. Inmitten des unruhigen Gewoges saßen sie auf der Anklagebank wie auf einer Insel im Meere. Dies Mal konnten sie nicht, wie im Großen Rathe, an einen Tisch gehen und Briefe schreiben, und statt des dienstfertigen Großweibels stand hinter Jedem ein Polizeisoldat.

Auf einer anderen Insel saßen die Geschworenen, schlichte Männer, wie das Loos sie aus allen Ecken des Landes herbeigeweht, mit ihrem Obmann, zu dem

sie in der Eile denjenigen ernannt, dem sie unter sich vermöge seiner sonstigen etwaigen Stellung die meiste Gewandtheit zutrauten.

Eine erhöhte Klippe nahm der Gerichtshof ein. Die Menge der einberufenen Zeugen war so zahlreich, daß sie nur in kleineren Gruppen hereingeführt und jedesmal von den Angeklagten mit scheu aufgeschlagenen Augen betrachtet wurden. Alle waren es ihnen wohlbekannte Landleute, deren bürgerliches Dasein sie zu Grunde gerichtet hätten, wenn nicht der Staat mit seinen Steuerkräften eintrat. Auch ein Trupp von Finanzpersonen zog auf, die von dem eine halbe Million übersteigenden Gesammtschaden einen guten Wisch anzusprechen kamen.

Die Verhandlungen dauerten bis gegen Abend, bestanden aber mehr im Verlesen der weitläufigen Anklageschriften und Feststellen aller einzelnen Punkte, als in langen Plaidoyers der öffentlichen Ankläger und der Vertheidiger, da nichts mehr bestritten war, als die durch den Delictschmarotzer getrübten Theile. Dieser Nebenhandel erledigte sich aber von selbst und diente sogar als Rechenprobe, indem nun das ganze große Exempel klappte, so zu sagen, bis auf den Franken. Isidor's Vertheidiger benutzte sogar den Anlaß, die Brüder Weidelich als eine Art ordnungliebender Männer ins Licht zu stellen, die nur durch einen betrügerischen Vertrauensmann an den Rand des Verderbens gebracht worden. Hiergegen bemerkte ein Staatsanwalt, ob Jener nicht noch eine Bürgerkrone für die Angeklagten verlange? Es sei nur gut, daß der Staat nicht ganz allein die Suppe werde auseffen müssen, sonst erlebe man, daß die colossale Anschröpfung als eine socialpolitische Thatstudie bezeichnet werde, ein allerdings etwas weitgehender praktischer Umsatzversuch, der mit derjenigen Achtung und Milde zu behandeln sei, welche den Opfern socialer Probleme gebühren.

Diesen ironischen Ausfall griff sofort Julian's Vertheidiger in vollem Ernste auf, und denselben weiter ausführend gerieth er, nach Milderungs- oder gar Rechtfertigungsgründen suchend, auf die beklagenswerthe Mangelhaftigkeit des öffentlichen Unterrichts, der Volkserziehung, der alles Unglück beizumessen sei. Im gegenwärtigen Falle seien die so hoffnungsvollen jungen Männer wohl zur Schule, sogar in höhere Anstalten, geschickt worden. Er wolle die Beschaffenheit dieser Schulen nicht näher untersuchen; es genüge der Augenschein, daß die Wirkung ausgeblieben sei. Und da finde er keinen andern Ausweg, als den Regreß auf die Eltern, welche in ihrer eigenen, vom Staate vernachlässigten Erziehung, nicht die Mittel gefunden hätten, ihrem guten Willen den rechten Nachdruck zu geben und die Söhne mit Sachkenntniß und im Bewußtsein ihrer Aufgabe vor Abwegen zu behüten u. s. w.

Die verlorenen Söhne schauten den Sprechenden aufmerksam an, wie wenn ihnen ein Licht aufginge und zugleich ein Stern der Hoffnung. Der Gerichtspräsident schloß jedoch das Verfahren und hielt die zusammenfassende Anrede an die Geschworenen, ihnen die Fragenreihen, die sie zu beantworten hatten, mit den leitenden Gesichtspunkten auseinandersetzend. Zum Schlusse konnte er sich nicht versagen, die Angriffe des verdrehten Advocaten auf das Unterrichtswesen als Quelle der Verbrechen abzuweisen.

„Meine Herren Geschworenen!" sagte er in ernstem Tone, „vor nunmehr hundert Jahren hat in unserm Lande ein braver Mann ein Buch für das arme

und unwissende Volk geschrieben, das Sie Alle kennen: Es heißt Lienhard und Gertrud! Von da an hat er ein langes Leben voll Mühsal, Mißkennung und unermüdlicher Arbeit zugebracht und durch seine Arbeit ist das Gebäude unserer Volksschule vorbereitet und es ist darauf gegründet worden. Seit länger als einem halben Jahrhundert hat unser engeres Gemeinwesen, immer in den Fußstapfen des braven Mannes ehrerbietig wandelnd, das Gebäude erneuert und stetig, ununterbrochen umgebaut. Viele Millionen haben wir in fünfzig Jahren dafür geopfert; seit Jahrzehnten rühmen wir uns, daß die Ausgaben für unser Unterrichtswesen den obersten Posten in der Staatsrechnung bilden; gegenwärtig beträgt dieser Posten nahezu die Hälfte der besagten jährlichen Rechnung, obgleich wir die übrigen Staatszwecke, wie ich glaube, nicht ungebührlich vernachlässigen! Die Last, welche die Gemeinden sich für die Schule auferlegen, ist natürlich nicht inbegriffen. Und zur Erziehung des Volkes werden täglich neue Anforderungen gestellt und alle werden erwogen und das irgend Mögliche berücksichtigt, wenn es nicht geradezu verkehrt ist. Und nun kommt man uns so!

Meine Herren Geschworenen! Die braven Eltern der beiden Angeklagten sind auch noch in ihrer Kindheit Schüler der neuen Zeit gewesen, wie wahrscheinlich die meisten ältern Leute unter uns; aber wenn es auch nicht der Fall wäre, so dürften wir sie doch nicht wegen angeblicher Unwissenheit für die Sünden der Kinder verantwortlich machen, so wenig als die damaligen Einrichtungen! Denn ich glaube, das Haus des ungelehrten Landmannes kann noch heute, wie zu allen Zeiten, eine Schule der Ehrlichkeit und Pflichttreue sein! Den Auslassungen der Vertheidiger gegenüber, meine Herren! spreche ich die Ueberzeugung aus, daß Sie denselben in Ihrem Erwägen um so weniger Raum geben, als sie im rechtlichen Sinne nicht zur Sache gehörten. Ich denke, daß Sie das wissen, und habe doch reden müssen von dieser Stelle aus, weil es mir, wie schon öfter in neuerer Zeit, zu Muthe war, wie wenn der Geist eines hysterischen alten Weibsbildes in unserm Ländchen herumführe, wie der Böse im Buch Hiob!"

Dieser Präsident war allerdings ein Altliberaler und der gleiche Herr, welcher bei dem ersten Erscheinen der Zwillinge im Großen Rathe den Vorsitz führte. Daher wurde einigen Beifallsrufen, die in der tiefen Zuhörermasse ungehöriger Weise laut wurden, ein heftiges Zischen entgegengesetzt.

Die Geschworenen zogen sich zurück. Obgleich so gut wie einig über den zu fällenden Wahrspruch, bedurften sie doch einiger Zeit zur geordneten Vornahme des Geschäftes, und das Volk, hiervon verständigt, lief zum größten Theil auseinander.

Auf dem Zeisighofe war es an diesem Tage noch stiller als gewöhnlich. Jakob Weidelich suchte sich in seiner unverdrossenen Arbeit zu verbergen, bald im Stall, bald in den hintersten Winkeln seiner Gärten, bald in den Vorrathsräumen. Ab und zu sah er nach der Frau, die sich so weit hatte erholen können, daß sie zeitweise das Bett zu verlassen und sich im Krankensessel auf zu halten vermochte. Mit Mühe hatte der Mann ihr alle Nachrichten vom Fortgange der traurigen Geschichte verheimlicht; sie wußte weder vom Einbringen des entflohenen Julian etwas, noch vom heutigen Gerichtstage, und es sah aus, als

ob ein glückliches Vergessen der Dinge ihrer starken Natur allmälig wieder aufhülfe.

Am Nachmittage wurde es immer stiller. Nicht nur fast die ganze Nachbarschaft hatte die Neugierde in die Stadt hinunter getrieben, auch Weidelich's Knechte waren von der Arbeit weggelaufen, um die Meistersöhne in ihrer Noth sitzen zu sehen. Schon brach die frühe Herbstdämmerung an, und noch immer blieb es still, bis auf die Kühe im Stall, die nach der Tränke brüllten. Weidelich ging hin, sie an den Brunnen zu treiben; es war nicht mehr der alte mit dem Flintenrohr. Der hatte für den vergrößerten Wirthschaftsbetrieb nicht mehr genügt, weshalb Wasser hinzugekauft und ein steinerner Brunnen mit zwei starken Metallröhren erbaut worden. Die gefleckten Thiere drängten sich um die geräumige Schale und tranken mit Behagen das lautere Bergwasser. Jakob gönnte es ihnen und sah das Labsal rinnen mit jener schwermüthigen Zerstreutheit, welche den Gang der bittersten Stunde einen Augenblick aufhält. Der stattliche Brunnen hatte der Vorbote eines neuen Hauses sein sollen; nun blieb es dabei.

Als die Kühe sich satt getrunken, führte er sie nach dem Stalle zurück. Die jüngste bockte herum und entlief in eine Wiese. Jakob suchte die Milchmagd, die aber hinter dem Scheunenthor bei irgend einer Nachbarin verborgen stand und leise schwatzte.

Mittlerweile war es der kranken Frau im Hause langweilig geworden, da sie Niemanden mehr sah oder hörte. Sie schleppte sich aus der Wohnstube, wo ihr Sessel stand, in das Schlafgemach an das halb offene Fenster, nach dem Manne zu sehen. Unter diesem Fenster lehnte eben der eine der Knechte, der endlich zurückgekommen und hinter das Haus geschlichen war, um unbemerkt sich zu schaffen zu machen. Bei ihm befand sich auch schon die aus der Nachbarschaft herübergehuschte Magd in eifrigem Gespräch.

Sie glaubten die Meisterin in der vorderen Stube und sprachen nicht gerade laut, doch so vernehmlich, daß die Kranke Alles verstand und mit einer wahren Hellsicht die Ereignisse in einem Augenblicke begriff, wie wenn sie die ganze Zeit vorher alles Einzelne erfahren hätte. Sich mit beiden zitternden Händen an den Fensterpfosten klammernd, lauschte sie mit dem besser hörenden Ohre hinaus.

„Es war ein verfluchtes Gedränge," sagte der Knecht; „Kopf an Kopf, und doch todtenstill, als das Urtheil verkündet wurde!"

„Was für ein Urtheil denn?" fragte die Magd ungeduldig.

„Jeder hat acht Jahre Zuchthaus, der Lindenberger und der Unterlauber. Dann ist noch ein kleinerer Schelm da, eine Sorte von Markthelfer der Andern, der hat zwei Jahre! Mich dauern doch die Alten; ich kann mir nicht helfen!"

„Herr und Heiland!" sagte die Magd. „Acht Jahre! Wie sahen sie denn aus? Was machten sie?"

„Ich hab' sie nicht sehen können. Einer, der vor mir stand, sagte, sie sähen elend aus, er glaube, sie seien ohnmächtig. Ich hab's aber nicht geglaubt. Die Leute lachten und fluchten durcheinander."

Jakob Weidelich kam um die Hausecke und schickte, ohne sich bei dem

Knecht nach irgend Etwas zu erkundigen, denselben sammt der Magd an die Geschäfte. Er selbst besorgte noch Einiges in der Scheune und ging endlich, da es ganz dunkel wurde, ins Haus, um Licht zu machen und für sein Weib zu sorgen. Nun preßte es ihm erst das müde Herz, da er wußte, was heute geschehen sein mußte und der armen Frau nicht lange mehr verborgen bleiben konnte.

In ihrem Sessel fand er sie nicht, die Kissen waren auf den Boden gefallen. Erschreckt ging er in das andere Zimmer, wo sie beim Fenster auf den Boden lag und schwach röchelte.

„O Frau! Was machst Du, armes Kind?“ rief er flennend und trug sie auf das Bett. Er leuchtete mit der Lampe in ihr Gesicht. Das Auge drehte sich zum letzten Male langsam nach ihm und erlosch dann.

Der Arzt, nach welchem Jakob den schwatzhaften Knecht alsobald schickte und der auch in zehn Minuten da war, bestätigte ihren Hingang.

Um diese Stunde glichen die Söhne der Todten einander wieder ganz so, wie sie ehedem gethan, und setzten die Beamten der Strafanstalt in Verlegenheit, da sie geschoren, rasirt und in die Sträflingskleider gesteckt waren, als lebende Beweisthümer, daß das eiserne Uhrwerk der Gerechtigkeit noch aufgezogen war und seinen Dienst that.

Nach Verfluß von drei Tagen ließ Jakob Weidelich die Leiche begraben. Er hatte die Nächte wie immer in seinem Bette zugebracht, das neben ihr stand; die schlaflosen langen Stunden gingen dadurch leidlicher vorüber, weil er wähnte, sie müsse seinen Jammer und die einzelnen Worte, die er zuweilen stöhnend an sie richtete, vernehmen.

Am letzten Morgen nahm er mit unsicherer Hand seinen stoppeligen Bart ab, vor dem kleinen Spiegelchen stehend, das ihm viele Jahre gedient. Die eingefallenen Wangen, das veränderte Kinn und besonders das Aussparen des bescheidenen Backenbartes machten ihm die größte Mühe, deren ihm das elende Leben nicht mehr werth schien.

Einen Augenblick fiel es ihm ein, ob er nicht besser thäte, mit dem Messer tiefer hinabzufahren und die Kehle abzuschneiden, so wäre auch er erlöst. Aber das eingewurzelte Pflichtgefühl ließ ihn keinen zweiten Augenblick bei dem Gedanken verweilen; er barbirte sich ruhiger zu Ende.

Von den nicht zahlreichen Verwandten fand sich nur der kleinere Theil am Leichenbegleite ein; die Andern entschuldigten sich. Martin Salander, den der Wittwer benachrichtigt aber nicht ausdrücklich eingeladen, erschien schwarz gekleidet im Hause unter dem Häufchen sonstiger schlichter Männer aus Jakob's Bekanntschaft, die ihm den Dienst nicht versagten. Es that dem armen Manne offenbar wohl in der peinlichen Stille, die in der Trauerstube herrschte. Vor dem Hause dagegen sammelte sich eine gute Zahl ernster Leute der Umgegend, welche dem schwarz behangenen Sarge folgten, der auf den Friedhof hinausgetragen wurde.

Es war ein unruhiger Tag im Spätherbste. Bald schien die Sonne auf Wiesen und Gärten, bald jagte der Wind fliegende Wolken über den Himmel und ihre Schatten über die Wege, welche der Trauerzug langsam beschritt, den von acht Männern getragenen Sarg voran. Ueber die Bahre und die Köpfe

der Leidtragenden hinweg wehte der Wind außerdem das von den Bäumen gerissene abgestorbene Laub, und die gelben Blätter raschelten und tanzten auf dem Wege so hurtig voraus, wie wenn sie Leben und große Eile hätten, den Heimgang einer Seele anzusagen.

Auf dem Friedhofe ruhte die Sonne und flimmerte in unbestrittenem Glanze auf den hunderten von Glas-, Flitter- und Blechkränzen, mit denen der verirrte Geschmack die Denkmäler der Verstorbenen behing, aus der gleichen Eitelkeit, welche Wochen und vierzehn Tage hindurch die öffentlichen Blätter erst mit der Todesanzeige und dann mit der Danksagung für erfahrene rühmliche Theilnahme anfüllt. Das wäre Alles so recht im Sinne der armen Amalie Weidelich in ihrer guten Zeit gewesen; nun war sie der Thorheit enthoben und ging den letzten Gang in einem bessern und höhern Stile.

Während die Bahre den Weg nach dem offenen Grabe fortsetzte, trat die Trauerversammlung in das sogenannte Bethaus, wo der Geistliche bereit stand, nach Vorschrift Anrede und Gebet abzuhalten. Er hatte den Vater Weidelich besucht und gesehen, daß derselbe eine todtenrichterliche Leichenpredigt, nach ländlichem Brauch den Umständen angepaßt, nicht gut ertragen würde, und widerstand daher dem Anreiz, ein Beispiel zu liefern.

Nach geschehener Verrichtung hielt er das Barett vor das Gesicht und verharrte so an seinem Platze, zum Zeichen, daß es aus sei. Einer um den Andern begann hinauszugehen. Weidelich blieb ermüdet auf seiner Bank sitzen und auch aus Bescheidenheit, bis das Bethaus leer und auch der geistliche Herr unversehens verschwunden war. Dann wankte auch er hinaus und schaute unter der Thüre sich nach dem Grab um. Von den Personen des Geleites war Niemand mehr zu erblicken.

Da trat Martin Salander zu ihm, nahm ihn unter den Arm und führte ihn zum Grabe, wo die Todtengräber soeben den einfachen Sarg von weißem Tannenholz, wie er bis in die neuere Zeit für Reich und Arm gezimmert worden, in die Grube senkten und die Erde hinunter zu schaufeln begannen.

Jakob Weidelich fing wehrlos an zu weinen und brachte kaum die Worte: Du armes Kind! hervor, nun zum zweiten Male, seit er die Frau todt gefunden. Er redete sie offenbar in den verschollenen Tönen der Jugendzeit an, die am Ende der Dinge wieder erwachten, weil keine zärtlicheren dem verwitternden Manne zu Gebote standen.

Als die Graberde über dem Sarge wieder eingepackt war und der Todtengräber seine Arbeit mit der flachen Schaufel noch ein wenig streichelte und klopfte, um sich das Ansehen eines Künstlers zu geben, führte Salander den vereinsamten Mann hinweg und begleitete ihn bis in seine Wohnung, weil er wußte, daß er dort nun sich allein überlassen blieb, wenn man das unvertraut gewordene Gesinde nicht zählte.

Er saß mit ihm eine Zeit lang schweigend am Tische. Weidelich ruhte aus und brütete dann in sich hinein, bis er sich aufrichtete und sagte:

„Nun kann meine Frau am Morgen liegen bleiben; ich aber muß mich bei Zeiten auf die Beine machen und das Geld für die Bürgschaften auftreiben, das jetzt bezahlt sein muß. Am Abend sitze ich nicht mehr auf freiem Grund und

Boden und bin so arm wie eine meiner Mäuse, dazu noch zins- und frohnpflichtig. Es ist hart! Ohne Lohn zu bleiben nach der Arbeit!"

Salander zog seine Brieftasche hervor und legte sie auf den Tisch.

„Ich bin," antwortete er dem Manne, „wegen dieser Sache besorgt gewesen! Die Meinigen und ich, d. h. Frau und Töchter, wir haben uns gesagt, daß man Sie nicht in solchem Zustande verlassen könne, daß es uns auch anstehe, das Band der Verwandtschaft, obgleich es Niemand Segen gebracht, in freundlicher Weise zu lösen. Also bin ich gestern auf die Staatskasse gegangen und habe Ihre Bürgschaftspflichten, so zu sagen, in Ihrem Namen, erfüllt. Hier haben Sie die Quittungen, sie lauten zusammen für die beiden Söhne auf sechsundsiebzigtausend Franken. Leben und schaffen Sie nur weiter mit guter Gesundheit und machen Sie kein Wesen aus der Sache, es wird Sie Niemand behelligen. Ich meinerseits kann es wohl thun und habe auch nichts dagegen, wenn Sie damit einst den Söhnen noch nützlich sein können. Sie waren einmal unsere Tochtermänner, so kann ich auch eine Bürgschaftsschuld für sie übernehmen, wenn es ihrem braven Vater die alten Tage leichter macht! Nehmen Sie die Quittungen an sich und behalten Sie den Sachverhalt als Ihr Geheimniß für sich; die Leute können ja annehmen, ich hätte das Geld auf Ihren Hof geliehen!"

Jakob Weidelich war so roth als noch möglich geworden und traute seinen Augen nicht, als er die zwei Scheine in der Hand hielt. Nur undeutlich und verworren drückte er seine Dankempfindungen aus, in welche sich Zweifel an der Annehmbarkeit eines solchen Opfers mischten. Er hielt aber die Quittungen fest, und als Salander sich entfernte, hörte er noch, wie auch Jakob's Stimme schon fester tönte, die einen der Arbeitsleute zur Ordnung wies.

„Das wäre auch vorbei!" sagte Martin vor sich her, und der Kaufmann in ihm fügte hinzu, es sei doch fraglich, ob man nicht mit Recht ihn einen Narren heißen dürfte, da er eigentlich nur den jungen eingesperrten Verbrechern ein Geschenk gemacht habe, welche den Vater beerben; und wenn sie wieder auf freien Fuß kämen, könne dieser längst todt sein.

„Doch nein!" sprach wieder der alte Martin. „Es ist so recht und die beste Auseinandersetzung mit den Buben, nachdem sie sich einmal in meine Lebenskreise haben drängen können! Ja, die Hochzeit, die verhexte Hochzeit! Gleich Morgen muß der Anwalt mit der Scheidungsklage für die Töchter beauftragt werden. Diese Sache wird bald erledigt sein!"

XIX.

Während Martin Salander von den Zeitkrankheiten, welche zuletzt in schweren Symptomen bis an seinen häuslichen Herd drangen, in Verdruß, Sorge und Zweifel versetzt war, hatte er den Louis Wohlwend und sein Haus beinah' ganz aus dem Gesicht verloren. Das rührte freilich auch daher, daß Wohlwend öfter reiste und, nachdem er die Knaben in ein erzieherisches Haus am Genfersee gebracht, in der That, wie er vorausgesagt, für seine Gottesstaatsidee zu wirken trachtete. Er suchte geistliche und weltliche Anführer heim und nahm an Versammlungen der verschiedensten Art Theil, um der heiligen Sache Eingang zu verschaffen und dafür aufzutreten, fand aber, außer bei ein paar Perpetuum-

Mobile-Erfindern und dergleichen, wenig oder gar keinen Anklang. Mit vieler Mühe hatte er eine Verfassung ausgedacht, in welcher für alle Rathsversammlungen, vollziehende Gewalten und Gerichte dem lieben Gott das Präsidium vorbehalten war und zur unmittelbaren Leitung der Geschäfte Vicepräsidenten durch die Kirchensynode gewählt wurden, die mit dem großen Landesrathe zusammenfiel. Diese Synode sollte aus ebensoviel Laien als Geistlichen bestehen. In allen weltlichen und geistlichen Behörden, besonders auch in den Gerichten, wurde bei wichtigen Beschlüssen und Urtheilen, wenn die Stimmen gleichstanden, dem göttlichen Präsidenten der Stichentscheid mittelst des Looses anheimgestellt, der unter Innehalten einer eigenen Gebetordnung gezogen werden sollte u. s. w. Gottes Stichentscheid erschien um so wundersamer, als Wohlwend auf Befragen erklärte, seiner weitgehenden Duldsamkeit sei es rein gleichgültig, welcher Gottesbegriff zu Grunde gelegt werde, ob der persönlich außerweltliche oder der allsächlich innerweltliche, der dreieinige oder der unbedingt einfachste; ihm komme es nur auf die Idealität des Gedankens an.

Diese Abenteuerlichkeit schadete ihm aber nicht einmal so viel, wie der gänzliche Mangel an wirklich religiösem Gefühl oder an Verständniß und Bewußtsein dessen, was er sich unter dem Worte Religion dachte. So merkte denn Jeder, daß Wohlwend, sobald er sein Wort von den ewigen Idealen ausgestoßen habe, auf dem Boden seines Schulsackes angelangt und dieser kleiner sei, als derjenige frisch confirmirter Kinder. Und seine ehemalige Schulmethode, Anderen erst abzufragen, was er mit Vortheil sagen könne, ließ ihn jetzt ganz im Stich, da er alt war und sich nur lächerlich machte.

Dennoch ließ er das Ding nicht ruhen, that, als ob er nichts merkte, und fuhr mit leichtem Sinne fort, jede Gelegenheit zum Entfalten des Propheten-mantels zu benutzen, ein Zeichen, daß Salander richtig gedacht und Wohlwend nur eine Specialität besitzen wollte, um sie als Tarnkappe zu brauchen, auch eine Kurzweil zu haben, wie ehemals die Heraldik und den Krebsfang.

Nun, da die gute Jahreszeit vorüber und der erste Schnee gefallen, war er mehr zu Hause. Eines Morgens befand er sich mit der Frau Alexandra allein zusammen, in seltsamer Zwiesprache begriffen, welche er auf die Privatangelegenheiten gelenkt hatte. Es handelte sich um das Verhältniß zu Martin Salander; dasselbe war scheinbar eingeschlafen, und Wohlwend gedachte, es wieder zu beleben. Allein noch hatte er keinen Tritt in das Haus des alten Freundes gethan, da er nicht dazu aufgefordert wurde, und er getraute sich nicht, ungeladen zu erscheinen; denn er fürchtete die dortige Hausfrau wie ein Schwert. Salander aber hatte die vergangenen Monate noch weniger Muth und Lust empfunden, den Versuch zu wagen und die Familie bei sich einzuführen.

Wohlwend saß an einem zierlichen, aber gebrechlichen Damenschreibtischchen, das er sich zugelegt, nur nebenbei etwa mit schriftlicher Arbeit beschäftigt. Halb gegen die Gattin gewendet, die auf dem Sopha weilte, erwiderte er auf etwas, das sie eben gesagt:

„Kannst Du mich denn ewig nie verstehen? Nicht auf den alten Herrn Salander hab' ich es abgesehen mit der Myrrha! Er sieht sie gern und ist vielleicht verliebt in sie, damit will ich ihn allerdings an uns ziehen; allein er

hat einen Sohn, der heimkehrt und der Erbe des bedeutenden Handelsgeschäftes sein wird. Dieser soll die Myrrha heirathen, wenn man meine Pläne nicht verdirbt; und dann hoff' ich nicht nur, dadurch in nützliche Beziehungen zu kommen, sondern auch den sträflichen Hochmuth der Madame heimzuzahlen, die uns verachtet."

Für sich murmelte er noch:

„Der selbstgerechte und kluge Bruder Martin, ihr Gemahl, hat einstweilen durch die berühmten Schwiegersöhne den Lohn für jene Hochzeit erhalten, der Geldprotz!"

Indeß hatte die Frau wieder zu reden begonnen, und er rief:

„Was sagst Du?"

„Ich sage, man kann mit meiner Schwester nicht auf die Art umgehen! Schon durch den Spaß mit dem alten Herrn kommt sie in ein Geschwätz, und ist der Sohn da, so hat er vielleicht Eine, die er weiß, oder will die Myrrha sonst nicht. Guck' nur und schiel' mich an, es ist so!"

Er rüttelte unwillkürlich an dem Tischchen, gegen das seine Hände sich stemmten.

Aber Alexandra redete nur lauter:

„Sie ist nicht die Gescheidteste und hat Niemand mehr auf der Welt als mich, wie es scheint, der dafür sorgt, daß sie nicht —"

Hier wurde sie von Knall und Fall unterbrochen. Louis Wohlwend hatte sich zornig erhoben, auf das Schreibtischlein gestützt, und die dünnen gewundenen Säulchen, die es trugen, dabei auseinandergedrückt. Das zarte Möbel lag kläglich auf dem Boden mit allem, was sich darauf befunden; aus dem kleinen Porzellangefäße lief ein kümmerliches Bächlein Tinte.

In diesem Augenblick trat auch Myrrha in das Zimmer und stellte sich mit Schrecken und Bedauern ebenfalls vor den Schaden. Wohlwend war plötzlich zur Besonnenheit und Frau Alexandra aus dem Winkel zurückgekehrt, in welchen sie sich geflüchtet hatte. Hiermit blieb das Gespräch für einmal auf sich beruhen.

Das, wovon es handelte, schwebte dafür anderwärts an die Luft empor. Salander's Sorgen waren zur Ruhe gekommen, die Wuth des allgemeinen Uebels hatte nachgelassen, die ärgerlichen Zeitungsnachrichten hörten allmälig auf, und sein besonderer Antheil, die Geschichte der zwei Notare, war in der sühnenden Stille der Strafgefängnisse eingeschlafen, der kurze Scheidungsproceß der Töchter entschieden und ihr altneues Leben im Elternhause tröstlich geordnet.

Sie hatten sich mit einem Theil ihres Geräthes im oberen Stockwerke eingerichtet und gingen der Mutter mit der im einsamen Ehestand angewöhnten häuslichen Thätigkeit zur Hand. Im Uebrigen lebten sie eingezogen und verhältnißmäßig zufrieden, was die Mutter nicht hinderte, im Stillen, so viel der Vater merken konnte, auf den Sohn Arnold zu bauen, durch welchen wohl der ein' und andere Mann von Tüchtigkeit im Gesichtskreise der Familie auftauchen würde; denn die Töchter sähen eigentlich erst jetzt nach Etwas aus, wie wenn sie an Inhalt gewonnen hätten. Für Arnold bestimmte man eine Wohnung in dem Hause, wo Salander's Geschäftsräume waren. Er hatte die Liegen-

schaft endlich gekauft, weil der Eigenthümer gestorben. Der große Garten sollte neu hergestellt und gepflegt werden. Die Frauen dachten dann manche gute Stunde dort zuzubringen. Zu Tische aber würde Arnold immerhin in das elterliche Haus kommen, damit Alle beisammen wären, hieß es.

Nachdem dergestalt eine friedliche Windstille eingetreten und die Zukunft heller und wieder glücksfähiger geworden schien, entlud sich auch Martin Salander's Gemüth seiner Lasten bis auf den dunkeln Druck seines verjüngten Liebebedürfnisses, oder wie man es nennen mochte. Um seine mannigfaltige Thätigkeit für Volk und Staat mit erneuter Kraft aufzunehmen, war ihm, wie er unverwüstlich glaubte, die Herzerneuerung durch die schöne, keusche Neigung nothwendig, die sich während des Unwetters geduckt hatte, wie jenes Käuzlein, und nun wieder die Flügel breit machte und die Augen glühen ließ in den dunkeln Nächten. Zwar hielt ihn die Anwesenheit der Töchter noch vor allen bedenklichen Schritten zurück, so daß er sich nur in unbestimmten Plänen und Hoffnungen des Wiedersehens erging.

Da geschah es an einem Winternachmittage, als er einen Marsch ins freie Feld thun wollte, daß er dem Fräulein Myrrha Glawicz begegnete, welches in der Vorstadt einen verlorenen Weg zu suchen schien und, in Sammt, Pelz und Schleier gehüllt, vorsichtig und scheu die feinen Füße in den Schnee setzte gleich einem verirrten ziervollen Vogel aus wärmeren Zonen.

Erst als sie schon ganz in der Nähe war, erkannte er die Gestalt, die er mit den Augen wohlgefällig verfolgt hatte, und sah, wie sie tief erröthete und ihn mit den großen Augen flehentlich ansah, als ob sie um Mitleid bäte, da er sie freudig erschreckt begrüßte. Erfahrend, wohin sie wolle, führte er sie eine Strecke auf den richtigen Weg, den sie zu gehen hatte, und versuchte mit ihr zu sprechen, abermals ohne einen ordentlichen Gang der Wechselreden zu finden. Denn er war bald ebenso verwirrt wie die Dame selber, die sich, vor einem Hause stehen bleibend, plötzlich mit süßem Danke und neuem Erröthen los machte und hinein ging.

Seinen Weg stundenlang fortsetzend, bis die röthliche Dämmerung die beschneiten Fluren allmälig verhüllte, beschloß er, seiner Gattin anzukündigen, daß er die Wohlwend'schen Frauen ins Haus einzuführen wünsche, und ihr dabei offen zu bekennen, wie er des Anblickes der unschuldigen Schönheit Myrrha's bedürfe und daran von den Krankheiten der Zeit zu gesunden und wieder zu erstarken hoffe, und wie das alles keine Bedenken und Gefahren in sich bergen solle. Kurz, er dachte sich eine lange Rede aus, seine Thorheit als Weisheit darzustellen; und selbst die guten Töchter erschienen ihm nicht mehr als Hindernisse, sondern im Gegentheil als jugendliche Mittlerinnen in dem Verjüngungshandel, da sie ja erst recht den wonniglichen Verkehr ermöglichten. Trotzdem schlug ihm das Herz etwas ängstlich, als er sich seinem Hause näherte; die Angst verwandelte sich aber in Verwunderung, weil alle Fenster von unten bis oben hell erleuchtet waren.

Auf dem Hausflur lagen Kisten und Gepäckstücke; die schöne Laterne, die von oben herunterhing, als ein neuangeschafftes Stück, erhellte die Treppen, auf

denen Frau Marie mit dem Schlüsselbund dem Manne begegnete. Sie fiel ihm sofort um den Hals und rief:

„Martin, wo bleibst Du? Es ist wieder einmal Einer aus Brasilien gekommen! Arnold ist da!"

„Jetzt schon? Ich glaubte, auf Ostern gelte es?" sagte Salander betroffen.

„Er wird eben täglich klüger und hat sich früher eingeschifft! Komm' herein, Setti und Netti sind in allen Zuständen, das macht, er hat sich herzig gegen sie benommen, sie brauchten sich gar nicht zu schämen vor dem Herrn Bruder! Hör' nur, wie sie lachen!"

Sie lachten wirklich, obschon Arnold ganz ernsthaft in der Stube stand, als Vater Martin hineinging. Der Sohn trug den jugendlichen Kopf des letztern auf den Schultern; aber er war um einen Zoll höher gewachsen und dabei schlank wie eine Tanne. Das Herz des Vaters freute sich über den Anblick; ein feines Ohr hätte mitten in der Herzensfreude einen schwachen Schrei, wie eines erwürgten Kaninchens, hören können, da in derselben die pedantische Liebelei Martin's ohne weitere Umstände verschied. Denn ohne daß er sich deutlich des Vorganges bewußt wurde, stand der blühende Sohn wie eine lebendige Kritik vor ihm und wirkte augenblicklich auf seine gute Natur. Im Uebrigen schüttelten sie sich bieder die Hände. „Ich meinte," sagte Salander, „Du kämst im Frühling?"

„So war ich gewillt! Allein im März muß ich wieder einmal meinen Militärdienst thun, sie wollen mir nicht länger Urlaub geben. Wenn ich meinen jetzigen Grad behalten wolle, heißt es, so müsse ich dienen, weil ich noch jung sei, sie können keine alten Lieutenants in den Batterien brauchen! Vorher muß ich doch ein paar Monate mich hier einleben!"

„Du hast Recht!" erwiderte Martin wehmüthig. „Ich wollte meiner Zeit auch noch dienen und wäre wenigstens vielleicht ein brauchbarer Verwaltungsofficier geworden; daran hat mich die Wohlwendgeschichte verhindert, als ich Knall und Fall fort mußte! Nun hab' ich doch den Sohn im Feuer, wenn's etwas gibt!"

„Apropos Wohlwend," sagte Arnold Salander, „da bring' ich Neuigkeiten mit! Ich habe die Acten, betreffend Deinen Handel mit der verpufften Bank in Rio, nicht vergebens mitgenommen. Erst ein Vierteljahr vor der Abreise bekam ich durch einen alten Bekannten von Dir Wind, daß ein alter ausgeräucherter Kerl von jener Gesellschaft, von der Noth getrieben, herangeschlichen sei und krank im Spitale liege. Er sei entdeckt worden; verschiedene Leute, die einst Schaden erlitten, ließen ihn gerichtlich verhören, und der geschwächte Patron, der nichts mehr zu verlieren habe, krame aus, was er wisse. Natürlich gab ich Deine Akten, versehen mit einem zweckdienlichen Auszug und Bericht, auch ein und verlangte die Einvernahme. Siehe da, er bekannte, hinter dem Rücken des schönen Directoriums mit Schadenmüller-Wohlwend noch einen besondern geheimen Betrugsconto geführt zu haben, zu dessen Gunsten sie einander bei guter Gelegenheit allerlei Hasen in die Küche gejagt so habe er auch den Wohlwend von Deiner Einzahlung und der dafür erhaltenen colossalen Tratte in Kenntniß gesetzt und ihm bedeutet, was er zu thun nicht unterlassen solle. Allein sie hätten, von den Ereignissen überrascht, den sauberen Conto nie liquidiren können, und so habe Wohlwend für sich be-

halten, was er erwischt, das heißt, was hier in Münsterburg nicht ausbezahlt worden sei. Das Protokoll in gutem Portugiesisch, gehörig beglaubigt, habe ich bei mir. Der Mensch ist dann gestorben; was dort weiter geschehen, weiß ich nicht."

Martin hörte staunend zu und sagte zuletzt nur „Also doch!" Aber statt sich lange bei der altvermutheten und neubestätigten Sache aufzuhalten, mußte er in verschwiegenen Gedanken nur das gütige Geschick preisen, das im letzten Augenblicke ihn davor bewahrte, in das ihm gestellte Netz zu fallen, seine treue Frau zu kränken und vor dem Sohne als ein thörichter alter Mensch dazustehen. Mit dem letzten Seufzer, den er in dieser Sache that, gelobte er sich Besserung, und schritt darauf an der Spitze der Seinigen in das Speisezimmer, wo Frau Marie und ihre Töchter zu Ehren des Heimgekehrten den Tisch bereitet hatten und die Magdalena mit wahrem Hochmuth den schönsten Braten auftrug, den sie seit langem gewendet und begossen.

„Ich bin nun froh, daß ich endlich wieder da bin," sagte Arnold Salander, als der Vater ihm einschenkte, „es ist doch am besten in der Heimath!"

„Du kommst gerade in keinem glücklichen Augenblick," versetzte Martin, der Vater; „hast Du nicht vernommen, was in diesem Jahre Alles über uns ergangen ist von elendem Zeug?"

„Ich habe es wohl verfolgt und zwar in unsern eigenen Zeitungen," entgegnete Arnold, „es war nicht erbaulich! doch ist schon Manches über unser Land gekrochen, was noch weniger schön gewesen ist! Nach den glorreichen Burgunderkriegen war das Volk so verwildert, daß man Jeden aufhenken mußte, der so viel stahl, als ein Strick kostete. Das steht ja schon in unsern Schulbüchern! Und doch haben wir die vierhundert Jahre weiter gelebt!"

„Es war zuweilen auch danach," sagte der Vater, „es ist aber doch ein guter Spruch, den Du gethan hast! Kommt, Frau und Kinder, und laßt uns mit Arnold anstoßen und uns freuen, daß er es erträglicher findet, als wir gehofft!"

Sie klangen froh, wie lange nicht, mit allen Gläsern zusammen, Magdalene schaute unter der Thür zu und wischte sich mit der Schürze die Augen. Frau Marie rief sie heran und bot ihr das eigene Glas, das sie tapfer leerte, worauf sie schämig hinaus lief. Arnold nahm sein Wort nochmals auf.

„Ich glaube," sagte er, „es würde Vieles erträglicher werden, wenn man weniger selbstzufrieden wäre bei uns und die Vaterlandsliebe nicht immer mit der Selbstbewunderung verwechselte! Ich habe, obgleich noch jung, ein ziemliches Stück von der Welt gesehen und das Sprüchwort: „C'est partout comme chez nous" würdigen gelernt. Wenn wir nun etwa in ein schlechtes Fahrwasser gerathen, so müssen wir eben hinauszukommen suchen und uns inzwischen mit der Umkehrung jenes Wortes trösten: Es ist bei uns, wie überall!"

Das war dem alten Martin aus dem Herzen und ganz nach seinem Sinne gesprochen; nur dünkte es ihm neu, weil er selbst, seit er so rüstig an dem öffentlichen Wohle mitgezimmert und gebastelt, Manches für unvergleichlicher und einziger gehalten hatte, als es war.

Noch geraume Zeit saß die wiedervereinigte Familie beisammen und ganz

so glücklich, wie an jenem Abend, da Martin gekommen war, die hungernden Kinder sammt der Mutter zu speisen. Mit leichtem Muthe und wirklich verjüngt ging er zu Bett. Nach einiger Zeit, da Marie wahrnahm, daß er nicht schlief, sondern zufrieden etwas spintisirte, rief sie:

„Du, Martin! Gelt, der Arnold freut Dich doch, denn Du hast zum ersten Mal Deinen Gutenachtseufzer vergessen, mit dem Du mich seit länger als einem halben Jahre betrübt hast!"

„Du bist nur halb auf der Spur!" gab Martin bedächtig stockend zur Antwort; dann entschloß er sich jedoch, der treuen Frau seine Abirrung zu bekennen, damit kein dunkler Punkt zwischen ihnen sei.

Er erzählte ihr also die ganze Geschichte mit der Myrrha Glawicz, die eingebildeten Liebesleiden bei harmlosen Absichten und höheren ethischen Beweggründen, sammt der Rede, die er sich für Frau Marie ausgedacht, bis zu dem Augenblick, wo der bloße Anblick des Sohnes das Luftschloß zertrümmerte.

„Nun, was sagst Du dazu?" fragte der vergebungsbedürftige Mann hinüber, da die Frau schwieg. Erst nachdem sie sich eine Weile unruhig auf ihrem Lager gedreht, lachte sie plötzlich hell auf und schwieg dann wieder. Dann lachte sie nochmals und sagte: „Ich lache nur aus Freuden darüber, daß diese letzte Gefahr, die uns bedroht, sich so glimpflich verzogen hat! Dank' Du dem Himmel, Mann! daß Dein Sohn so zu rechter Zeit, auf die Minute, gekommen ist! Es wäre ja nicht um mich zu thun gewesen, aber um Dich und ihn, und die Töchter! Wie wären wir vor denen dagestanden! Aber weißt Du, Martin, weil Du von der einfachen, unerwarteten Gegenwart unseres Sohnes geheilt wurdest, so soll Dir die Verrücktheit vergeben und vergessen sein, die Du mir hast anthun wollen! Es ist ein gutes Zeichen, ein goldenes, das ich mir im Gemüth aufbewahren will, so lang ich noch lebe! Und jetzt, schlaf wohl, Mann, Deine Geschichte hat doch etwas Einschläferliches an sich!"

So lief Martin Salander's später Liebesfrühling behufs Verjüngung der politischen Thatkraft in Gnaden und ohne weitere Gewitter vorüber.

Am Morgen verhandelte er mit dem Sohne beim Frühstück über den Gebrauch, der von dem brasilianischen Protokoll zu machen sei. Arnold, welcher von der Mutter bereits Einiges von den theokratischen Bestrebungen Wohlwend's vernommen, glaubte, es wäre am einfachsten, den verdrehten Wundermann zu vertreiben und dann sich selbst zu überlassen. Er schlug vor, ihm eine Abschrift des Protokolls mit dem Bedeuten zuzustellen, er möge den Platz Münsterburg räumen, wenn er nicht Gefahr laufen wolle, dasselbe veröffentlicht zu sehen. Wäre die Sache nicht verjährt, so würde man ihn verhaften lassen.

Letzteres hätte Martin Salander zwar nicht mehr gethan. Die Abschrift aber wurde von Arnold selbst sofort angefertigt und von dem Gewerbsknecht fortgetragen.

Am Abend selben Tages erschien Herr Wighart und forschte nach, was mit Herrn Louis Wohlwend möchte vorgegangen sein. Er habe ihn Nachmittags auf dem Bahnhofe gesehen, wie er mit Weibern, Kisten und Koffern und wüthenden Blicken angekommen und auf einem Blitzzuge abgefahren sei.

Gründe und Ursachen des Pessimismus.

Von

Friedrich Paulsen in Berlin.

Nun wirst du ruh'n für immer,
Mein müdes Herz. Es schwand der letzte Wahn,
Der ewig schien. Er schwand. Ich fühl' es tief:
Die Hoffnung nicht allein
Auf holde Täuschung, auch der Wunsch entschlief.
So ruh' für immer. Lange
Genug hast du geklopft. Nichts hier verdient
Dein reges Schlagen, keines Seufzers ist
Die Erde werth. Nur Schmerz und Langweil bietet
Das Leben, Andres nicht. Die Welt ist Koth.
Ergib dich denn! Verzweifle
Zum letzten Mal! Uns Menschen hat das Schicksal
Nur Eins geschenkt: den Tod. Verachte denn
Dich, die Natur, die schnöde
Macht, die verborgen herrscht zu unsrer Qual,
Und dieses Alls unendlich nicht'ge Oede.

In diesen Zeilen hat der italienische Dichter Leopardi seiner Lebensstimmung ergreifenden Ausdruck gegeben. Es ist sein letztes Urtheil über den Werth des Lebens und, wie jedes Urtheil des Gefühls, ist es unwiderleglich, ganz ebenso unwiderleglich, wie das Urtheil, das sich in den Versen des englischen Dichters Matthew Arnold ausspricht:

Is it so small a thing
To have enjoy'd the sun,
To have lived light in the spring,
To have loved, to have thought, to have done,
To have advanced true friends and beat down baffling foes?[1])

Als Ausdruck persönlicher Lebensempfindung sind die Verse beider Dichter nicht wahr oder unwahr; sie sind einfach Thatsachen, die man analysiren und

[1]) Matthew Arnold, Poems II, 32; in „Empedocles on Etna". Die Verse Leopardi's aus der Uebersetzung seiner Werke von Paul Heyse, 2 Bde., Berlin 1878; sie sind überschrieben: „An mich selbst" (I, 178).

erklären, die man erfreulich oder verabscheuungswürdig finden kann, aber man kann sie nicht widerlegen.

Anders steht es mit dem Pessimismus, sofern man darunter eine philosophische Theorie versteht. Schopenhauer will nicht bloß dem Gefühl Ausdruck geben, daß er an dem Leben nichts finde, sondern er will beweisen, daß nichts daran ist und daß, wer etwas daran findet, sich täuscht. Das geschieht durch Gründe und Gründe lassen sich prüfen und, wenn sie falsch sind, widerlegen, nicht zwar mit der Wirkung, daß sie die persönliche Stimmung des Pessimisten verändern, aber mit der Wirkung, daß sie die Gültigkeit der Theorie aufheben. Eine solche Prüfung wird dem Leser hier vorgelegt. Wenn ich über ihren Werth mich nicht täusche, ergibt sich aus derselben, daß in Wahrheit auch der philosophische Pessimismus nicht eine begründete Theorie, deren Sätze auf Allgemeingültigkeit Anspruch haben, sondern Ausdruck individueller Lebensempfindung ist und als solcher nur eine subjective Wahrheit haben kann.

Man kann zwei Versuche den Pessimismus zu begründen unterscheiden: die sensualistische oder hedonistische und die moralistische Beweisführung. Unter der ersteren verstehe ich diejenige, welche darzuthun unternimmt, daß das Leben mehr Schmerz als Lust bringt, und daraus folgert, daß es weniger als nichts werth ist. Die zweite fügt hinzu, daß das Leben, objectiv oder moralisch betrachtet, keinen Werth hat und daß es daher nicht bloß unglücklich ist, sondern auch unglücklich zu sein verdient. Als eine dritte Form der Beweisführung kann man noch die geschichtsphilosophische ansehen, welche zu zeigen sucht, daß mit der aufsteigenden Entwicklung der Lebenserscheinungen, besonders sichtbar aber mit der zunehmenden Cultivirung des menschlichen Geschlechts Schmerz und Unwerth gleichen Schritt haltend sich steigern.

Die hedonistische Beweisführung. Der Gegenstand derselben ist eine Behauptung über ein Größenverhältniß: mehr und größere Schmerz- als Lustgefühle kämen regelmäßig im menschlichen Leben vor. Der Beweis für eine derartige Behauptung scheint der Natur der Sache nach durch ein arithmetisch-statistisches Verfahren erbracht werden zu müssen. Daß er in der That so geführt werden könne, scheint auch durch einen in der neuesten Pessimismusliteratur sehr gewöhnlichen Ausdruck angedeutet zu werden: man spricht von der Lustbilance, welche gegen den Werth des Lebens ausfalle. Der Ausdruck ist der kaufmännischen Sprache entnommen: der Kaufmann zieht die Bilance aus den beiden Columnen, welche in seinem Buch mit Credit und Debet überschrieben sind. Durch jenen Ausdruck werden wir demnach zu glauben angeleitet, daß der pessimistische Philosoph eine ähnliche Operation vorgenommen: daß er also etwa ein Buch angelegt habe, worin auf den gegenüberstehenden Seiten unter den Titeln Lust und Schmerz die Erträgnisse des Lebens an Gefühlen, in Ziffern ausgedrückt, eingetragen stehen; daß er dann eines Tages eine große Summirung vorgenommen habe und dabei zu dem Ergebniß gelangt sei, daß die Summanden der Schmerzcolumnen einen größeren Betrag erreichten, als die der Lustcolumnen.

Ich weiß nicht, ob ein derartiger Ansatz jemals gemacht worden ist; in den Schriften philosophischer Pessimisten, so weit sie mir bekannt sind, habe ich

nichts davon gefunden. Und doch, scheint mir, könnte es kein Verfahren geben, das die Möglichkeit dieses ganzen Unternehmens so überzeugend darthäte, als wenn auch nur probeweise das Ergebniß eines einzigen Tages eines Menschenlebens in dieser ziffermäßigen, statistischen Form dargelegt würde. Man denke sich einen ganz durchschnittlichen Tag eines ganz durchschnittlichen Menschenlebens nach solchem Schema behandelt; die Sache könnte sich etwa so ausnehmen: A) Lusteinnahme: 1) gut geschlafen — macht so und so viele Lusteinheiten; 2) gut gefrühstückt —; 3) ein Capitel aus einem guten Buch gelesen —; 4) einen Brief von einem Freunde erhalten —; u. s. f. B) Schmerzen: 1) eine widrige Geschichte in der Zeitung gelesen —; 2) durch ein nachbarliches Clavier gestört —; 3) einen langweiligen Besuch empfangen —; 4) angebrannte Suppe gegessen —; u. s. f. Der Philosoph wird gebeten, bei den einzelnen Posten die Zahlen einzutragen.

Aber das ist ja eine absurde und kindische Forderung. — Sicherlich, ich bin ganz der Meinung, daß es ein absurdes Unternehmen wäre. Aber die Forderung scheint mir keineswegs absurd. Wenn es ein völlig unmögliches Unternehmen ist, eine derartige Abschätzung der Lust- und Schmerzquanta in statistisch verwendbaren Ausdrücken auszuführen, wie will man denn jene Behauptung, daß mehr Schmerz als Lust herauskomme, begründen? Wenn ein bestimmter Werth für die einzelnen Posten nirgend angesetzt werden kann, wie will man den Werth der Summen gegen einander bestimmen? Wenn man in jenen allereinfachsten Fällen schon rathlos ist, wenn man nicht einmal sagen kann, ob die Lust, welche ein gutes Frühstück gewährt, größer oder kleiner ist, als der Schmerz, der durch die angebrannte Suppe verursacht wird, wie will man in wichtigern Dingen auch nur die allervagste Vermuthung begründen? Wie will man, wenn man nicht das Resultat eines einzigen Tages vorrechnen kann, eine Behauptung über das Ergebniß eines ganzen Lebens wagen? und nun nicht eines einzigen Lebens, sondern aller Menschenleben? Ich finde, es gehört ein maßloser Leichtsinn dazu, auch nur für ein einziges Leben zu entscheiden, ob es mehr Lust oder Schmerz empfunden habe.

Melchior Meyr erzählt in seinem Roman ‚Vier Deutsche' die Geschichte von zwei jungen Leuten, welche mit einander unter ähnlichen Verhältnissen, mit ähnlichen Aussichten und Ansprüchen aufwachsen. Sie studiren zusammen, sie sind Freunde und leben wesentlich in denselben Anschauungen. Mit dem Ende der Studien beginnt die Verschiedenheit der Naturen sich geltend zu machen: der Eine tritt in den Staatsdienst, er wird ein liebenswürdiger und correcter Beamter, er entledigt sich bald der Ansichten, welche in hohen Kreisen für anstößig gehalten werden; er beginnt schneller aufzusteigen; er wird ins Ministerium gezogen, bald Schwiegersohn des Ministers und endlich selbst Minister. Sein Freund, der mehr geneigt ist, seinen Gedanken nachzugehen, betritt die Gelehrtenlaufbahn, er wird Privatdocent und Schriftsteller. Nur darauf bedacht, seine Ueberzeugungen auszubilden, versäumt er es, nach dem Geltenden zu fragen; er wird, ehe er es weiß, mißliebig; die correct Denkenden schütteln die Köpfe; seine Wirksamkeit wird gehemmt, seine Bücher werden nicht gelesen, wie billig: hat er doch für sich selbst geschrieben; er wird dreißig, fünfunddreißig Jahre alt

und lebt immer noch in kümmerlicher Dürftigkeit; sein Vater wird unruhig, seine Mutter grämt sich — da kommt das Jahr 1848 und stürzt Beide in neue Verhältnisse. Lassen wir die. Wie steht es bis dahin mit der Lustbilance in diesen beiden Lebensläufen? Ich denke, es sind auch nicht eben besonders schwierige Fälle; und doch, wer wollte zu entscheiden wagen, welches Leben mehr Glück empfunden? wie sich zu einander verhalten in jenem die Lust, welche durch Befriedigung des Ehrgeizes gewonnen, zu dem Schmerz, der von Furcht und Hoffnung der Strebsamkeit, zu der Enttäuschung, welche von der Erreichung eitler Güter unzertrennbar ist, und wie dagegen in diesem die stillen Freuden des Denkers zu den Schmerzen, welche Kränkung und äußeres Mißlingen verursachen? —

Also die eigentlich durch die Natur der Sache erforderte Begründung ihrer Behauptung ist von den Pessimisten niemals auch nur versucht worden. Statt ihrer werden uns allgemeine Reden geboten. Hören wir die eine und andere. Da begegnet uns zuerst eine alte Rede: Lust sei im Grunde nichts als Befreiung von Schmerz; sie entstehe überall nur, wo ein Bedürfniß befriedigt, eine Krankheit gehoben, eine Furcht von uns genommen werde. Sie sei also ihrer Natur nach negativ, der Schmerz allein positiv. Die Columne Lust in jener imaginären Buchführung bleibe im Grunde ganz unbeschrieben; ein mehr oder minder von Schmerz sei Alles, was die Eintragungen der einen Stunde von denen der anderen unterscheide. — Wenn es wirklich so wäre, daß uns als Lust vorkäme, was im Grunde bloß Befreiung von Schmerz ist, würde dadurch an der Sache etwas geändert, daß im Gefühl Lust und Schmerz ganz in demselben Sinn als positive Größe sich darstellen? Und hat nicht hier in Wahrheit das Gefühl doch das letzte und absolute Urtheil und wäre es nicht im Grunde eine leere Behauptung: Lust ist nichts als Befreiung von Schmerz? Man könnte nur etwa sagen: sie entsteht nie, ohne daß vorher Schmerz da ist und vertrieben wird. Aber wäre das nicht augenscheinlich eine falsche Behauptung? Man sehe in das fröhliche Gesicht eines gesunden Kindes: es wacht lächelnd auf, mit Spiel und Scherz füllt es den Tag und am Abend fallen ihm die Augen zu in sanftem Schlaf. Wo ist da der Schmerz, von dem befreit zu werden seine Freude ausmacht? Etwa die Langeweile, welche käme, wenn es müßig bliebe? und die Uebermüdung, welche einträte, wenn es nicht zur Ruhe ginge? Aber diese Gefühle waren ja doch noch nicht da; sie sind bloß in der Voraussicht der Psychologen.

Schopenhauer begründet den Pessimismus durch den Hinweis auf die Natur des Willens: an und für sich intellectlos, sei derselbe zielloses Streben. Da er nicht ursprünglich durch die Vorstellung eines Zieles bewogen werde, sondern als absoluter und blinder Wille zum Leben ins Dasein trete, so könne es auch nicht irgend einen Zustand, irgend ein Gut geben, in welchem er definitive Befriedigung fände. Hiermit sei das Gefühlsleben eines solchen Wesens gegeben: Schmerz und Enttäuschung und Langeweile müßten seinen Inhalt ausmachen. Der Schmerz, welchen das Bedürfniß verursache, treibe zur Bethätigung: erreiche dieselbe ihr Ziel nicht, so werde der Schmerz zu peinvoller und tödtlicher Noth. Erreiche dieselbe ihr Ziel, so werde einen Augenblick die Befreiung als Lust

empfunden; aber bald sei diese dahin: der Besitz, der in der Ferne dauernde Befriedigung vorspiegelte, erweise sich bald als unfähig, Lustgefühle zu erregen, und so sei das Ende aller Lust die Enttäuschung. Versuche der Wille, diesem Umgetriebenwerden sich zu entziehen, so stachele ihn alsbald die Langeweile, lieber Noth und Plage zu suchen, als in Ruhe zu bleiben. Das seien die Gefühle, zwischen denen der Wille hin- und herpendele. — Man könnte hiernach den Lebensweg einem Fußsteig vergleichen, der zwischen zwei stacheligen Dornenhecken hinläuft, so schmal, daß der Wanderer, wenn er der einen Hecke auszuweichen sich bemühte, allemal an der anderen sich blutig risse.

Das unbefangene Urtheil wird diese Darstellung doch sehr einseitig finden. Es wird kein Leben geben, dem die beiden Gefühle der Noth und der Langeweile fremd bleiben, aber manches mag sie manchen Tag so gut wie ganz vermeiden. Der Steig zwischen jenen Hecken ist nicht so schmal, daß nicht ein Mensch, der sich zum Leben nicht allzu ungeschickt anstellt, leidlich ungeschunden darauf einhergehen könnte. Ein gesundes Kind, das unter erträglichen Verhältnissen aufwächst, wird, wenn es ins Leben eintritt, von Noth und Langeweile noch nicht viel zu sagen wissen; und wenn die Lebensbedingungen weiter leidliche bleiben, so mag noch manches Jahr vergehen, ehe es sie ernstlich kennen lernt. Der Bauer wartet die Noth nicht ab, um durch dieselbe zur Arbeit sich treiben zu lassen, er freut sich am Tage seines Werkes und am Abend der Ruhe; daß jenes Schmerz und diese Langeweile sei, würde man ihm vergeblich einzureden sich Mühe geben. Und so mögen lange Jahre Werktag und Festtag, Sommer und Winter wechseln, ohne große Noth zu bringen und ohne für Langeweile viel Raum zu lassen. Es wird ohne Leid nicht abgehen, aber auch die Erfahrung wird gemacht, daß aus dem Leid Segen kommt. So mag denn am Ende von einem solchen Leben das Wort des Apostels mit etwas veränderter Wendung gelten: des Menschen Leben währet siebenzig Jahre und wenn es hoch kommt achtzig, und wenn es Mühe und Arbeit gewesen ist, so ist es köstlich gewesen. Sind solche Leben verschwindende Ausnahmen? Da es eine Statistik der glücklichen und unglücklichen, der wohlgerathenen und verfehlten Leben noch nicht gibt, so bin ich einstweilen geneigt, dem Urtheil eines einfachen Mannes ebenso viel, als der Beredsamkeit eines pessimistischen Philosophen zu glauben, und schwerlich wird dasselbe sich als Zeugniß für jene Ansicht deuten lassen.

Aber, erwidert Schopenhauer, es mag sein, daß manches Leben einzelnen Anstößen mit leidlichem Glück ausweicht; wird dadurch etwas daran geändert, daß das Leben als Ganzes ein zielloses Streben ins Leere ist? Man könne, meint er, das Leben dem Ringen eines Schwimmers vergleichen, der mit Anstrengung aller Kräfte von einem Augenblick zum andern das Untersinken abwehre, um schließlich ihm gewiß zu verfallen. So sei Leben nichts als ein stetes Ringen, den Tod abzuwehren, dem doch jeder Tag uns näher führe. Und zu der Trostlosigkeit dieses vergeblichen Geschäfts füge die Natur dann noch den grausamen Hohn der stets nachwachsenden Illusion: morgen werde es besser gehen. Wenn ich nur erst groß wäre, denkt der Knabe, der in der Schule seufzt; wenn ich nur erst Prüfungen und Lehrlingszeit hinter mir hätte und im Besitz einer selbständigen Stellung und eines eigenen Vermögens wäre, denkt der

Jüngling, den die Abhängigkeit drückt; wenn ich nur erst Millionär oder Geheimrath wäre, denkt der Mann, den das Leben plagt, dann wollte ich das Leben genießen. Und alle diese Dinge kommen mit der Zeit, nur die Befriedigung kommt nie: und dennoch schwinden die Illusionen nicht, bis der Greis die letzten mit ins Grab nimmt; aber längst hat in Kindern und Enkeln der Kreislauf von vorne begonnen. Ist es nicht ein unwürdiges Spiel, das der Wille zum Leben mit uns treibt? Jene Plagen, von denen die griechische Mythologie weiß, der Stein, den Sisyphus wälzt, das Faß der Danaiden, das Rad des Ixion, sie bedeuten das Leben selbst, nicht das ausnahmsweis unglückliche, sondern das gewöhnliche Leben aller Sterblichen in seiner absoluten Erfolglosigkeit, die täglich erfahren wird und doch täglich neu ist. —

In der That, es ist wahr, daß der Wille zum Leben ziellos ist in dem Sinne, daß er nie einen Zustand erreicht, in welchem er definitive Befriedigung findet; es ist wahr, daß er an jedem Tage nach dem nächsten sich streckt, von diesem die Befriedigung erwartend, die in dem Heute nicht gefunden wird; es ist auch wahr, daß das Ende der Tod ist, und daß ein Leben nicht als Ertrag aller seiner Mühen ein absolut dauerhaftes Gut hervorbringt, das von ihm selbst nun zu beständigem Genuß besessen oder Andern hinterlassen würde. Ist damit das Urtheil über den Werth des Lebens gesprochen? Mir scheint hierbei eine Täuschung mit unterzulaufen. Das Leben wird hier vorgestellt als eine Thätigkeit, die ihren Zweck nicht in sich selbst, sondern außer sich hat. Es ist gewöhnlich, das Leben mit einer Reise zu vergleichen. Nun, eine solche nennen wir vergeblich, wenn das Geschäft, um dessen willen sie unternommen wurde, nicht zu Stande kam, und wir blicken mit Verdruß auf die erfolglose Bemühung zurück. Aber gleicht das Leben einer Geschäftsreise? Mir scheint nicht, denn es hat nicht, wie jene, einen Zweck außer sich selber, zu dem es sich als Mittel verhielte. Das Leben in seiner Gesammtheit ist Selbstzweck. Eher wäre es, wenigstens in dieser Hinsicht, einer Lustreise zu vergleichen. Auch von dieser kann man offenbar sagen, daß sie ziellos ist, daß sie kein Resultat als dauernden Gewinn hinterläßt. Auch von ihr kann man sagen, daß sie in keinem Punkt ihres Verlaufs in dem Sinne befriedigend ist, daß an diesem Punkt ein absolutes Beharren erwünscht wäre. Beständig eilt die Begierde dem Wanderer voraus und occupirt irgend einen in der Ferne vor ihm liegenden Punkt, um, sobald derselbe erreicht ist, wieder vorauszueilen. Schon beim Aufbruch schwebt ihm der ferne Berggipfel vor und während er schweißtriefend und seufzend aufwärts klimmt, sucht der sehnsüchtige Blick, durch manchen vorliegenden Gipfel willig-unwillig getäuscht, das Ziel: und kaum ist dasselbe erreicht, so eilt die Begierde wieder neckend voraus zur Herberge, Ruhe und Erquickung und definitive Befriedigung dort zu finden vorgebend. Müde, erschöpft und wund kommt er endlich dort an und kaum genießt er wenige Augenblicke die ersehnte Ruhe, so beginnt er schon Pläne für morgen zu machen. So geht es einen Tag wie den andern, bis er endlich wieder in der Heimath anlangt und froh ist, sein Haupt auf das eigene Kissen zur Ruhe zu legen. War also die ganze Reise nicht eine einzige große Plage und wird der Reisende nicht schwören, daß er nie wieder zu solcher nichtsnutzigen Plackerei sich werde verleiten lassen? O nein,

sondern ganz vortrefflich hat er sich unterhalten, mit Freude verweilt er in der Erinnerung an jedem Punkt des Weges, nicht am wenigsten gern bei den gefährlichsten oder anstrengendsten Partien, und mit Freude macht er Pläne für eine neue Reise im nächsten Jahr.

Nun, jene Bedenken gegen den Werth des Lebens beweisen nicht mehr, als dieselben Bedenken gegen den Werth einer Lustreise. Wie diese trotz ihrer Zielosigkeit, trotz ihrer Illusionen und Täuschungen, trotz ihrer Schmerzen und Mühen, trotz endlich der Thatsache, daß sie an keinen Punkt führt, wo dauerndes Verweilen auch nur erträglich wäre, dennoch im Ganzen höchst erfreulich sein kann, so kann es auch das Leben. Wenn es ihm nur nicht an reicher und mannigfaltiger Bethätigung in Spiel und Arbeit, in Sorge für sich und Andere gefehlt hat, dann mag am Ende die Erinnerung mit Freude den ganzen Weg noch einmal durchlaufen, und nicht am wenigsten gern wird sie bei den gefährlichen und stürmischen, den mühvollen und kampfreichen Momenten der zurückgelegten Fahrt verweilen.

Alte Leute erzählen gern aus ihrem Leben, sei es mündlich im Kreis der Ihrigen, sei es der Welt in gedruckten Autobiographien. Würden sie dazu geneigt sein, wenn Sisyphusarbeit der Inhalt desselben wäre? Offenbar erblicken sie selbst etwas ganz Anderes darin, ein bewegtes Drama etwa, das, stets zum Fortschritt drängend und Handelnde und Zuschauer mit spannendem Interesse erfüllend, durch manche Bedrängnisse und Kämpfe, durch manche glückliche und minder glückliche Wendungen endlich doch zu einem friedvollen Ausgang geführt hat: die Spannung hat nachgelassen, der Handelnde athmet auf, als Zuschauer läßt er nun nochmals den Inhalt des Stückes an sich vorüberziehen. — Ob er bereit wäre, die Rolle noch einmal zu spielen? Schopenhauer meint, wenn man die Todten in den Gräbern fragen könnte, ob sie noch einmal zu leben wünschten, sie würden mit den Köpfen schütteln. Vielleicht hat er Recht: wer möchte, wenn er eben ein Drama bis zu Ende hätte aufführen sehen, gleich einer Wiederholung beiwohnen? Aber offenbar ist damit nichts gegen den Werth des Dramas bewiesen. Auch die schönste Reise möchte man nicht, eben zu Hause angelangt, von vorne anfangen. — Uebrigens, ist es so selten, von alten Leuten den Wunsch äußern zu hören, wieder jung zu sein? Der Mann wünscht sich nicht, wieder Jüngling, der Jüngling nicht Knabe, der Knabe nicht Kind zu sein: aber mancher Greis wünscht sich wieder jung zu sein; ist es, weil er schon die Ruhe geschmeckt hat und daraus den Muth schöpft, die Fahrt von Neuem anzutreten? —

Also ich kann mich nicht überzeugen, daß die These: das Leben bringe mehr Schmerz als Lust, mehr Enttäuschung als Befriedigung, es werde also gleichsam durch die subjective Stimme des Gefühls für unwerth erklärt, für eine erwiesene oder für eine wahre Behauptung angesehen werden kann.

Die moralistische Beweisführung. Gegenstand derselben ist die Behauptung, daß das Leben ebenso nichtswürdig als unglücklich sei: es fehle ihm durchweg an einem Inhalt, der es, objectiv betrachtet, lebenswerth machen könne. Tugend und Weisheit seien Ausnahme, Schlechtigkeit und Thorheit die Regel. Schopenhauer wird nicht müde, in dieser Weise die Menschen zu beschimpfen:

wie werthlose Fabrikwaare würden sie von der Natur massenhaft erzeugt und massenhaft weggeworfen, nach der Maxime der Massenproduction: billig und schlecht. Bosheit und Dummheit seien die beiden charakteristischen Grundzüge des Durchschnittsmenschen. Bei der großen Masse trete diese letztere am meisten hervor; die Vielen seien armselige Hungerleider, ohne höheres geistiges Leben, allein darauf erpicht, ihr kümmerliches Dasein, dessen einziger Inhalt die Sorge um die Nahrung, so lange als möglich fortzuschleppen, und etwa noch darauf, Nachkommen zu gleichem Glück ins Dasein zu rufen. Das Angesicht zur Erde gebeugt, lebten sie dahin und wenn sie stürben, sei auch die Spur ihres Daseins schon verweht. Eine Beimischung von Bosheit fehle dazu nicht: mit Neid und Haß blickten sie auf diejenigen, welche durch geistige und leibliche Vorzüge oder durch Reichthum und Stellung etwas vor ihnen vorauszuhaben schienen. Nur mit Mühe würden sie durch die Polizei abgehalten, gegenseitig sich anzufallen. Wie wilde Bestien durch Käfige aus einander gehalten werden, so müßten die Menschen durch Strafgesetze, als durch Käfige, deren Drahtgeflecht aus Furcht gewoben, gegen einander geschützt werden. Biete sich einmal Gelegenheit, straflos einen Leidensgenossen zu prellen oder gar einem Beneideten ein Bein zu stellen, so seien sie alsbald dazu bereit. Was sie selbst als Tugenden sich anrechneten, sei bei Licht besehen von ähnlicher Art: sie seien gesellig aus Eitelkeit, mitleidig aus Eigenliebe, ehrlich aus Furcht, friedliebend aus Feigheit, wohlthätig aus Aberglauben. — Bei einer Minderzahl habe die Bosheit das Uebergewicht über die Dummheit, und da mit dem stärkeren Willen zugleich größere Intelligenz verbunden zu sein pflege, so seien die Gesetze regelmäßig unvermögend, sie davon abzuhalten, als Raubthiere sich auf die übrigen zu stürzen. Seien die Vielen wie Schafe voll Furcht, Eigensinn und Beschränktheit, so seien diese Wenigen wie Wölfe und Füchse voll Gewaltthat und Lüge. — Weisheit und Tugend dagegen seien seltene Früchte. Ein Genie gelinge es der Natur kaum zwei- oder dreimal in einem Jahrhundert hervorzubringen, und die Heiligen seien nicht minder spärlich gesäet.

So schildert Schopenhauer, als ein Verächter und Ankläger der Menschheit, mit leidenschaftlicher Beredsamkeit ihre moralische und intellectuelle Nichtswürdigkeit. Er ist nicht der Einzige, der so denkt. Seitdem der alte griechische Weise sprach: „die Meisten taugen nichts," ist das Wort oft genug wiederholt worden; Hobbes dachte von den Menschen nicht viel anders und La Rochefoucauld hat in seinen „Maximen und Gedanken" eine Art Handbuch der philosophischen Medisance geliefert, das in immer neuen Wendungen die Selbstsucht und Eitelkeit als die eigentlichen Triebkräfte der menschlichen Natur aufzeigt. Auch Kant hatte von dem Menschen und seiner Natur nicht eben eine vortheilhafte Meinung.

Ist das Urtheil begründet? — Ich frage auch hier: wie kann seine Wahrheit bewiesen werden? und finde wiederum: im Grunde nicht anders als durch Statistik. Die Behauptung, daß es mehr Böse als Gute, mehr Thoren als Weise gibt, fordert als letztes eigentliches Beweismittel eine Auszählung. Man braucht diese Forderung nur auszusprechen, um ihrer Unmöglichkeit inne zu werden; die Columnen: gut und böse, klug und dumm werden, so großes Interesse eine Ermittelung des Bestandes nach dieser Seite hätte, weder auf den Zähl-

karten bei Volkszählungen, noch bei anderen statistischen Erhebungen jemals vorkommen; man kann Lebensalter, Körperlänge, Vermögensgröße messen, für moralische und intellectuelle Eigenschaften gibt es keine Methode der Messung. Jedes Urtheil über den Durchschnittswerth der Menschen in diesen Hinsichten ist daher zunächst ein rein individuelles und subjectives: es beruht auf den Erfahrungen, welche der Urtheilende an Menschen gemacht, verglichen mit den Forderungen, welche er an dieselben stellt. Einen gewissen Anspruch auf Allgemeingültigkeit könnte das Urtheil nur dadurch gewinnen, daß der Urtheilende nachwiese, er habe einerseits normale Forderungen gestellt, andererseits einen so günstigen Standpunkt für die Beobachtung inne gehabt, daß seinen persönlichen Erfahrungen Durchschnittswerth beigelegt werden dürfe. Entsprechen diejenigen, von denen die Behauptung des Unwerths der Masse der Menschen ausgeht, diesen Bedingungen?

Man kann die Ankläger der Menschennatur in zwei oder drei Gruppen theilen: es sind auf der einen Seite Hof- und Weltleute, auf der andern Seite einsiedelnde Philosophen, denen man als eine dritte Gruppe bekehrungseifrige Priester hinzufügen kann.

Von Leuten, die am Hofe leben, pflegt man zu sagen, daß sie Welt und Menschen kennen. Ist ein Hof wirklich ein günstiger Standpunkt, um allgemein gültige Erfahrungen über die menschliche Natur zu machen? Am Hof hat man Gelegenheit, die Menschen, welche bei Hofe verkehren, kennen zu lernen. Sind die Menschen hier in normaler Lebenslage, so daß von ihnen ein normales Verhalten erwartet werden kann? Mir scheint es mehr als zweifelhaft. La Rochefoucauld hat seine Beobachtungen am Hofe Ludwig's XIV. gemacht. Vielleicht hat es niemals Verhältnisse gegeben, welche für Eitelkeit und Selbstsucht günstigere Entwicklungsbedingungen boten, als die des Versailler Hofes. Man lese H. Taine's Schilderung: der ganze Adel Frankreichs war hier versammelt, nicht um zu arbeiten, sondern um die Größe und den Glanz des Königthums durch seine bloße Gegenwart darzustellen; das ganze Leben müßige Repräsentation: keiner lebte bei und für sich, sondern jeder beständig vor den Augen aller Andern; die Hauptsorge Aller, von dem überschüssigen Ertrag, welchen die arbeitende Hälfte des französischen Volkes in die königlichen Kassen abführte, in Form von Pensionen und Geschenken so viel als möglich in die eigene Kasse überzuleiten; die tägliche Beschäftigung eines Jeden sich mit Hilfe und auf Kosten der Andern zu amüsiren. Daß unter solchen Lebensbedingungen Eitelkeit und Bosheit von allen menschlichen Naturanlagen am besten gediehen, ist nicht auffallend. — Von Friedrich dem Großen wird eine Aeußerung gegen Sulzer berichtet: er, Sulzer, kenne nicht die verfluchte Rasse, zu der sie gehörten. Es war nicht ein vereinzelter Ausbruch einer augenblicklichen Stimmung, sondern der Ausdruck einer Menschenverachtung, welche bei dem König in seinem höheren Alter habituell war. War Friedrich ein Menschenkenner? Ohne Zweifel, aber welche Menschen hatte er Gelegenheit gehabt, kennen zu lernen? Nun, die sich um seinen Hof sammelten: Diplomaten, die dazu da waren, ihn und sich unter einander zu überlisten, Literaten und Gelehrte, die Gunst und Brot suchten und das empfangene sich gegenseitig beneideten, Streber, welche durch Unterwürfigkeit

und Bettelhaftigkeit sich den besseren Platz streitig machten: eine Gesellschaft, deren Bestrebungen zu durchschauen dem geübten Auge nicht schwer fallen konnte. Es gab sicher auch bessere Leute in der Umgebung des Königs, brave Officiere, ehrliche Beamten; aber jene waren es, welche sich am meisten Mühe gaben, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Die Vielen unter seinen Unterthanen, welche friedlich und ohne Ehrgeiz den Acker bauten oder Schuhe machten, die sah er nicht, die standen bloß als so viele Einer in den Listen seiner Volkszählung.

Auch die Philosophen galten für Kenner, wenn nicht der Menschen, so doch des Menschen. Hatte Schopenhauer, hatten Kant oder Hobbes einen besonders günstigen Standpunkt, um über die menschliche Natur Beobachtungen zu machen? Auch das scheint mir bezweifelt werden zu müssen; auch ihre Stellung war in mehr als einer Hinsicht eine abnorme. Vor Allem fehlte es ihnen in ihrem höheren Alter an derjenigen nächsten Umgebung, welche für die Masse der Menschen alle wichtigsten Beziehungen zur Menschheit einschließt: sie hatten keine Familie. Umgeben von Fremden, denen sie mißtrauten, sahen sie als Hagestolze das hilflose Alter einsam und trostlos herankommen. Fürwahr, Frau Martha Schwerdtlein hat Recht: „es hat noch Keinem wohlgethan!" Man kann nicht ohne das tiefste Mitleid die Beschreibungen von Kant's Alter lesen, von den Sorgen um den Haushalt, von der Noth mit seinem alten Diener oder von Schopenhauer's Bemühungen, sein Geld vor diebischen Nachstellungen zu verstecken, von seiner immer wieder getäuschten Hoffnung, an der Wirthstafel einmal eine menschenwürdige Unterhaltung zu finden. Und was ihnen noch mehr fehlte, als Jemand, der für sie sorgte, war Jemand, für den sie zu sorgen gehabt hätten. Der Mensch hängt noch mehr an Denen, denen er Sorge und Liebe widmet, als an Denen, von welchen er Sorge und Liebe empfängt. Was Wunder, daß jene kein Verhältniß zu dem Menschen überhaupt finden konnten, da ihr Verhältniß zu den einzelnen Menschen so wenig innig und erfreulich war! Das Vertrauen und die Liebe eines Menschen zur Menschheit steht auf gar wenig Augen. Jeder von uns, wenn ihm durch den Tod die fünf oder zehn nächsten Menschen genommen würden, stünde fremd in der Welt und er würde ein Menschenfeind, wenn sich jene fünf oder zehn in Untreue von ihm lösten. — Auch daran darf man erinnern, daß sie Schriftsteller und Gelehrte waren und in der Schriftsteller- und Gelehrtenwelt zumeist ihre Erfahrungen über die menschliche Natur machten; in welchen Kreisen aber wäre Eitelkeit und Rechthaberei, Schmeichelei und Unfähigkeit zur Anerkennung fremder Verdienste mehr als hier zu Hause? Ich glaube auch nicht, daß Schopenhauer von dem Verstande der Menschen eine so schlechte Meinung sich gebildet hätte, wenn seine Aufmerksamkeit weniger auf die Bücher und Zeitungen schreibenden Menschen mit ihren verbohrten und verkehrten Doctrinen, mit ihrem oberflächlichen und unehrlichen Gerede, als auf die Bethätigung des gesunden Menschenverstandes in Arbeit und Geschäft gerichtet gewesen wäre.

Was endlich die bei Theologen üblichen Diatriben über die absolute Verderbtheit der menschlichen Natur anlangt, so stammen sie wohl überhaupt nicht so sehr aus Beobachtung und eigenem Urtheil, als aus der überlieferten Lehre und der hergebrachten Gewohnheit zu predigen. Allerdings weisen diese zurück

auf das ursprüngliche Christenthum und ihm war es freilich mit der Behauptung der Unzulänglichkeit der menschlichen Natur voller Ernst. Aber auch sein Standpunkt ist ein besonderer: es ist der einer supranaturalistischen Lebensanschauung, welche für die natürlichen Tugenden und Vollkommenheiten selbst keine Anerkennung hat. Sein Maß für den Werth der menschlichen Dinge ist ein völlig anderes, als das des natürlichen Menschen.

Hören wir nun dagegen das Urtheil gesunder, nicht voreingenommener, mitten im Leben der breiten Volkskreise stehender Männer. Nehmen wir Goethe: eine gesunde und reiche Natur, hat er durch unmittelbare, persönliche Berührung das Leben des deutschen Volkes in einem Umfang und einer Tiefe kennen gelernt, wie es Wenigen zu Theil wird; kaum ein Kreis desselben möchte ihm ganz fremd geblieben sein. Dazu hatte er die Gabe, die Eindrücke, welche sich ihm boten, mit seltener Objectivität aufzufassen, und mit unvergleichlicher Kraft zu formen und darzustellen. In seinen Briefen und autobiographischen Schriften führt er uns in die Menschenwelt, mit der ihn das Leben zusammenbrachte; wir treten in das Elternhaus und die Umgebung seiner Jugend in Frankfurt, wir werden in den Leipziger, in den Straßburger, in den Seesenheimer, in den Wetzlarer, endlich in den Weimarer Kreis eingeführt. Von welcher Art sind die Menschen, denen er begegnet? Wir finden da erfreuliche und weniger erfreuliche Gestalten; um ihre Moralität machen die Meisten sich wenig Sorge; sie leben, wie Menschen zu thun pflegen, nach dem Drang ihrer Natur. Den Beschreibungen der moralischen Pessimisten gleichen doch nur sehr wenige; etwas Verkehrtheit und ein wenig Bosheit läuft wohl mit unter, aber viel häufiger begegnen wir doch natürlicher Liebenswürdigkeit und gesunder Einsicht. Treten wir in die Welt der Goethe'schen Dichtungen, worin sich seine Anschauung von der menschlichen Natur in typischen Gestalten objectivirt hat, so empfangen wir einen ähnlichen Eindruck: im Götz, im Egmont, in Hermann und Dorothea, wo er am meisten breite Schichten des deutschen Volkes poetisch darstellt, überall sind es kräftige, ruhig schaffende und fröhlich genießende Menschen, die im Vordergrund stehen; es fehlt nicht an dürftigen, weichlichen, hinterhaltigen, gewaltthätigen Naturen, aber sie bilden doch nur die Folie für jene.

Hatte Goethe kein Auge für die Kehrseiten der menschlichen Natur? Entging ihm, was Schopenhauer's Zorn und Verachtung beständig stachelte? Sicher war das nicht der Fall; wo Goethe mit seinen literarischen Zeitgenossen abrechnet, in den „Xenien", in den „Sprüchen" in Versen und Prosa, fällt über Eitelkeit und Nichtigkeit, über Verbohrtheit und Niederträchtigkeit manch hartes Wort. Man könnte einen ganzen Katechismus des Pessimismus aus einzelnen Stellen Goethe's zusammenbringen, man denke nur an den einzigen Faust. Aber das Alles hinderte ihn nicht, sich immer wieder mit Glauben und Liebe der Menschheit anzuschließen.

Wenn es nach einem solchen Zeugen noch weiterer bedarf, so denke man an Jeremias Gotthelf und seine herrlichen Erzählungen aus dem Schweizer Bauernleben, oder an Fritz Reuter's unvergleichliche „Stromtid": da fehlt nicht der nichtswürdige Schurke, der leichtsinnige Taugenichts, der eitle Thor, der sich ruinirt, aber nicht minder begegnen wir der bescheidenen, stillen, fruchtbaren

Arbeit, der soliden Tüchtigkeit, der gesunden natürlichen Einsicht, dem frischen, für alles Schöne empfänglichen Gefühl, der thätigen Hingebung für fremde Wohlfahrt, der ehrenfesten Rücksichtslosigkeit gegen Lüge und Schurkerei. Und wir haben nicht den Eindruck, daß dieselben in der Minderheit sind; sie geben keineswegs hoffnungslos den Kampf auf, sondern vereinigen sich zu tapferer und siegreicher Gegenwehr. Oder man blicke in die Welt der Menschen, welche Ludwig Richter's Zeichenstift darstellt und versäume nicht, die Selbstbiographie des trefflichen Mannes, die liebenswürdigste aller Autobiographien, dazu zu lesen.

Ist das Alles ein sich selbst und Andere täuschender Optimismus? Ich glaube es nicht. Ich glaube, auch im wirklichen Leben sind die Tüchtigen und Gesunden nicht in der Minderheit. Von Außen und in Masse gesehen, machen die Menschen keinen guten Eindruck; wer sie bloß sieht, wie sie auf den Straßen der Großstadt und in der Eisenbahn, in Gesellschaften und im Theater, in öffentlichen Versammlungen und Sitzungen aller Art einander drängen und stoßen, schmeicheln und kratzen, sich blähen und neiden: der wird von diesem Geschlecht freilich nicht leicht eine gute Meinung fassen können. Folgt man dem Einzelnen in seinen engen Lebenskreis, wo er zu Hause ist, in seine Familie, in seine Werkstatt, in sein Comptoir, in seine Studirstube, da wird man oft einen ganz andern Menschen finden, einen verständigen Arbeiter, einen umsichtigen Hauswirth, einen fürsorglichen Familienvater; da wird selbst der laute und anspruchsvolle Parteimann aus der Sitzung ein ganz bescheidener Mitunterredner, die großen Phrasen aus der Versammlung kommen in seiner Rede kaum mehr vor, er kann hören, erwägen, zweifeln: lauter Dinge, welche ihm Niemand, der ihn bloß aus seinem öffentlichen Auftreten kannte, zugetraut hätte. Ich glaube, je näher man dem wirklichen Leben des Einzelnen tritt, desto mehr wird man in der Regel finden, das man anerkennen oder wenigstens verstehen und entschuldigen kann. So macht es der Dichter. Schopenhauer dagegen sah die Menschen nur von Weitem und in Masse, Wagnern im Faust hierin ähnlich; er hörte von ferne das Getöse des Jahrmarkts und der Gasse und wendete sich voll Widerwillen ab.

Freilich gibt es auch Dichter, welchen die Sache anders sich darstellt. Byron und Thackeray und so mancher unter den jüngsten französischen und nordischen Dichtern scheinen zu sagen: je näher man herzutrete und das Leben sehe, wie es wirklich und bei sich selber sei, desto mehr schwinde der schöne Schein, mit welchem es sich zu umgeben wisse: Glanz und Glück, Liebenswürdigkeit und Herzlichkeit seien nur der Theateranzug des Lebens, hinter den Coulissen werde das Elend und die Brutalität offenbar. — Wer wollte leugnen, daß auch diese Erfahrung gemacht wird? Aber ist es nicht doch so, daß sie eben in den Kreisen gemacht wird, für welche das Auftreten auf der Bühne der Oeffentlichkeit, sei es in dem Kostüm des Politikers oder des Schauspielers, des Künstlers oder des Gesellschaftsmenschen, des Gründers oder des Schriftstellers, der wesentliche Lebensinhalt ist? Man hat gesagt, die Politik verderbe den Charakter; ich meine, man muß sagen: jedes öffentliche Auftreten hat die Tendenz, den Charakter zu verderben; Ostentation und Scheinwesen sind von dem öffentlichen Auftreten fast unzertrennlich. Aber diese Kreise, welche freilich im Mittelpunkt

der öffentlichen Aufmerksamkeit stehen, machen doch nicht die Substanz eines Volkes aus; ein Volk, das wesentlich aus solchen Schauspielern bestünde, das vermöchte nicht mehr zu leben.

Ist dies Schauspielerthum in der Gegenwart besonders hoch entwickelt? Wem erschiene es nicht zu Zeiten so. Und doch, welche Zeit hätte nicht ihr Schauspielerthum gehabt? Die Geschichte lehrt uns keine kennen. Auch hat es nie an solchen gefehlt, welche die Bühnenansicht durch die Ansicht vom Standort hinter den Coulissen zu corrigiren sich angelegen sein ließen. Ob es jemals mit so viel Behagen geschah, als gegenwärtig, möchte eher zweifelhaft sein; nicht minder auch, ob man hierin eine günstige Wendung der Literatur zu erblicken habe. Es ist doch wohl besser, den Menschen zu zeigen, was sie Gutes und Tüchtiges, als was sie Nichtiges und Schlechtes thun können. In einem Wort des alten A. H. Francke scheint mir eine tiefe Wahrheit zu liegen: „Gottes Werk mag man herrlich preisen, aber von den Werken des Teufels muß man gar behutsam reden. Denn der Zunder dazu ist in dem menschlichen Herzen, da es leichtlich fänget." —

Also mir scheint nicht, daß der Pessimismus den Anspruch erheben kann, eine begründete wissenschaftliche Theorie zu sein. Er ist im Grunde nirgend etwas Anderes, als der in die Form eines allgemeingültigen Urtheils gebrachte Ausdruck für die Summe aller Erfahrungen, welche der Einzelne mit dem Leben und den Menschen gemacht hat. Das Urtheil: das Leben taugt nichts, lautet, auf seinen eigentlichen Inhalt zurückgeführt: mir hat es nicht gebracht, was ich von ihm erwartete und verlange. Das Urtheil: die Menschen taugen nichts, bedeutet: mir ist von den Menschen schlecht mitgespielt worden. Der gesunde Menschenverstand hat überall die Neigung, seine individuellen Erfahrungen in Form allgemeiner Sätze auszusprechen. Jemand ist in seinem ganzen Leben drei Engländern begegnet; sie gefielen ihm nicht; er wird unfehlbar sagen: die Engländer sind unschickliche oder verrückte Leute.

In dem obigen Fall kommt noch ein Umstand hinzu, der die Verallgemeinerung des Urtheils über die Schlechtigkeit des Lebens und der Menschen begünstigt: sie hat in gewissem Sinn etwas Beruhigendes und Tröstliches. Wenn ein Mann von seiner Frau betrogen worden ist, so sagt er: die Frauen taugen nichts. Wenn ein Schriftsteller von dem Publicum verschmäht wird, so sagt er: die Masse hat nie das Gute und Schlechte unterscheiden können. Es verschärft den Schmerz, sich zu sagen: was du erduldest, ist Ausnahme und gleichsam gegen das Schicksal; er wird beschwichtigt durch die Betrachtung: es ist das gemeine Loos. Schopenhauer hat auf seine Schmerzen eine Theorie gemacht, auf die, welche er von den Weibern und den Männern, von den Gassenjungen und den Professoren erlitten hat; sein Pessimismus ist die Generaltheorie zu den einzelnen Theorien. Ohne Zweifel hat er sich dadurch seine Schmerzen erträglicher gemacht. Der Pessimismus war sein Hausmittel gegen die üble Laune, welche aus seinem Temperamentsfehler, der Dyskolie, folgte. Das Mittel vermochte die Krankheit nicht zu heben, aber es wirkte, wie ein Opiat, schmerzstillend. Wer verwendete es nicht gelegentlich so? Denn es hat noch eine Eigenschaft: es stillt zugleich die Reue. Durch die Generalisation wird das eigene Ich ent-

lastet: wenn es bloß mir schlecht ginge, wenn ich allein mit den Menschen kein gutes Verhältniß gewinnen könnte, dann wäre es schwer, die Vermuthung ganz abzulehnen, daß die Sache nicht an den Andern, sondern an mir liege. Geht es allen Uebrigen ebenso, nun dann liegt es eben in der Natur der Dinge, und mich trifft kein Vorwurf. Goethe scheint freilich nicht geneigt, diese Entschuldigung gelten zu lassen, wenn er die „Grillenfänger" mit dem Vers bedenkt:

Fürchtet hinter diesen Launen,
Diesem ausstaffirten Schmerz,
Diesen trüben Augenbraunen
Leerheit oder schlechtes Herz.

Die geschichtsphilosophische Beweisführung. Ich verstehe darunter Betrachtungen über die geschichtliche Entwicklung, durch welche dargethan werden soll, daß mit der Steigerung der Cultur die Menschen immer unglücklicher und immer schlechter werden. *Schopenhauer* kann uns den geschichtsphilosophischen Pessimismus nach der hedonistischen, *Rousseau* nach der moralistischen Seite repräsentiren: jener verweilt gern bei der Betrachtung, daß Cultur die Tendenz habe, den Schmerz zu steigern; dieser hebt die andere Seite hervor: daß Cultur die Tendenz habe, das moralische Verderben zu mehren.

Es ist bemerkenswerth, daß die pessimistische Geschichtsbetrachtung in gewissem Maße auf die *gemeine Meinung* sich scheint berufen zu können. Die Anschauung über den Gesammtverlauf des geschichtlichen Lebens, welche mit dem Christenthum bei den europäischen Völkern herrschend geworden ist, verlegt mit dem jüdischen Mythus die Vollkommenheit an den Anfang der Dinge: der Urstand des Menschengeschlechts war Glück und Unschuld des Paradieses. Die eigentliche Geschichte beginnt mit dem Sündenfall, und das Ende, dem sie entgegenrollt, ist das jüngste Gericht; immer breiter wird der Strom der Sünde, des Elends und des Verderbens, bis er im Reich des Antichrist seine größte Mächtigkeit erreicht und damit in den Weltuntergang einmündet. — Auch den Griechen ist diese Ansicht von dem Verlauf der Menschheitsgeschichte nicht ganz fremd: sie drückt sich aus in jener Hesiodischen Folge der Weltalter vom goldenen bis herab auf das eiserne, in welchem leben zu müssen der Dichter klagt. — Vielleicht läßt diese Anschauung eine psychologische Erklärung in folgender Weise zu. Der Lebensstimmung des höheren Alters entspricht ein rückwärts gewendeter Optimismus. Das Greisenalter kann zur Gegenwart keine Beziehung gewinnen: kraftlos und unfähig zu wirken, sucht es die Ursache nicht bei sich, sondern in der Zeit, die immer schlechter werde. Dagegen leuchtet die Vergangenheit im Glanz der Jugenderinnerung. Das Alter ist der Träger der geschichtlichen Erinnerung, von ihm empfängt die Jugend die Kunde von der Vorzeit und lernt also dieselbe in dieser Beleuchtung sehen. Die Neigung zu verehren, welche der Jugend eigen ist, kommt dem entgegen, nicht minder auch die Neigung, die eigene Abkunft groß und herrlich vorzustellen. Endlich weckt die Neigung, die Geschichte zur Moralpredigt zu benutzen, in demselben Sinn: wer immer mit der Gegenwart aus irgend einer Ursache unzufrieden ist, liebt es, ihr zur Beschämung das Bild einer besseren Zeit vorzuhalten und dies Bild als Bild einer vergangenen Wirklichkeit darzustellen.

Mit dem Beginn der historischen Forschung verschwindet der Glanz, welchen die Sage um die Anfänge gewoben hat. Seitdem mit dem Beginn der modernen Zeit die wissenschaftliche Forschung die wirkliche Vergangenheit zu erhellen begann, vollzog sich, unter dem Einfluß der mächtig aufsteigenden modernen Cultur, ein vollständiger Umschwung der Geschichtsanschauung: schon die Führer des 17. Jahrhunderts verlegten das goldene Zeitalter aus der Vergangenheit in die Zukunft und das 18. Jahrhundert arbeitete die neue Ansicht zu jener systematischen Geschichtsconstruction aus, welche den Gang der Geschichte als einen stetigen Fortschritt von dürftigen Anfängen zu glorreicher Vollkommenheit darstellt und den Anfang dieses Endes in der Aufklärung erblickt.

Gegen diese optimistische Geschichtsbetrachtung erfolgt dann die große Gegenbewegung, welche mit Rousseau anhebt und in der Romantik ihren Höhepunkt erreicht: die Anschauung von dem weisen und vollkommenen Urvolk, welche bei Schelling ihren Spuk treibt, gehört derselben an. Auch Schopenhauer ist als Geschichtsphilosoph ein echter Sohn der Romantik. Einen Fortschritt zum Besseren vermag er in der Geschichte auf keine Weise zu erblicken, ja er ist geneigt zu leugnen, daß überhaupt in der Geschichte zusammenhängende Entwicklung stattfinde: Namen und Kostüme änderten sich wohl, aber der Inhalt des Stückes, das aufgeführt werde, bleibe ewig dasselbe. Nur in einer Hinsicht finde zweifellos continuirliche Entwicklung statt: der Schmerz steigere sich beständig. Am glücklichsten, oder also am wenigsten unglücklich sei das Thier; in dem Menschen entsprängen in dem Maße, als die Erkenntniß wachse, neue Quellen des Schmerzes: qui auget scientiam, auget dolorem.

Seine Gründe für die Ansicht kann man etwa unter folgenden Gesichtspunkt bringen. 1) Mit der steigenden Complication seiner Natur wird ein Wesen für den Schmerz immer angreifbarer. Aller Fortschritt der Cultur besteht nun in der Vermehrung der Bedürfnisse und der erforderlichen Befriedigungsmittel: also wächst in demselben Maße, als die Cultur sich steigert, Begierde, Noth und Enttäuschung. 2) Durch die Entwicklung der Intelligenz wird dem Menschen die Zukunft durchsichtig. Das Thier lebt in der Gegenwart, es fühlt nur den Schmerz des Augenblicks; werden die Lebensbedingungen allzu ungünstig, dann stirbt es, ohne den Tod, den es nicht voraussieht, eigentlich zu erleben. Der Mensch sieht die Uebel kommen, er sieht Alter und Tod voraus; zum Schmerz kommt Furcht und Sorge, peinigender als der Schmerz selbst. Führt doch Furcht vor dem Tode zum Selbstmord. 3) Im Menschen findet eine Verdoppelung seines Wesens statt; zu dem wirklichen Selbst kommt ein Selbst in der Vorstellung, ein ideelles Selbst. Das Ich in der Vorstellung ist nicht weniger verletzlich, und nicht minder tiefer Schmerzen fähig, als das wirkliche; unbefriedigter Ehrgeiz, gekränkte Eitelkeit sind unerschöpfliche Quellen der Qual, Verleumdung und Ehrabschneidung treffen härter als Angriffe auf das leibliche Leben. Und auch diese Verwundbarkeit wird mit der steigenden Cultur beständig größer: je höher die Cultur, desto intensiver die Socialisirung, desto mannigfaltiger und intensiver die Abhängigkeitsverhältnisse. Je höher Jemand auf der Stufenleiter gesellschaftlicher Rangordnung steht, desto mehr ist er dem Urtheil Anderer ausgesetzt: wie sicher und unbekümmert lebt in dieser Hinsicht der

Bauer; wie viel Pein fließt aus dieser Quelle in das Leben des Politikers, des Schriftstellers! 4) Noch in einer anderen Hinsicht findet eine Erweiterung des Lebens und damit eine Steigerung der Verwundbarkeit des Menschen statt: durch die Entwicklung der sympathischen Erregbarkeit wird er zu den eigenen auch der fremden Schmerzen theilhaftig. Das Thier bleibt gleichgültig bei Noth und Tod des Nächsten. Der Mensch, und auch der rohe, leidet mit, was seiner Umgebung zustößt: indem er Krankheit und Tod derer, die er liebt, mit erleidet, erlebt er vielfältigen Tod. Und am meisten leiden die Besten, sie fühlen außer ihrer besonderen Noth auch noch die allgemeine: große und gute Menschen können wir uns kaum ohne einen Zug der Melancholie denken. —

Diese Betrachtungen sind nicht unwahr; aber sie sind einseitig. Nicht eine einseitige Steigerung der Schmerzensempfänglichkeit findet statt, sondern eine Steigerung der Sensibilität nach beiden Seiten: mit den Schmerzen werden auch die Freuden mannigfaltiger und intensiver. Es ist wohl nicht zweifelhaft, daß wir die Erscheinungen des körperlichen Lebens richtig deuten, wenn wir annehmen, daß Wirbelthiere viel heftigerer Schmerzen fähig sind als Wirbellose, die Zerreißung des Körpers eines Wurmes wird auch Schmerzen verursachen, doch schwerlich sind dieselben zu vergleichen mit denen, welche etwa ein Hund bei der Durchschneidung eines einzigen Nervenstranges erleidet. Ebenso wenig dürfte es zweifelhaft sein, daß die Lustgefühle, welche die Jagd in einem Hunde erregt, unvergleichlich intensiver sind, als diejenigen, welche der Regenwurm bei dem Aufsuchen seiner Nahrung empfinden mag.

Den obigen pessimistischen Betrachtungen wäre, um sie zur vollen Wahrheit zu ergänzen, überall eine zweite Betrachtung hinzuzufügen, welche die Steigerung der Gefühle nach der anderen Seite enthielte. Es wurde gesagt 1) mit der aufsteigenden Entwicklung des Lebens nähmen die Bedürfnisse, also die Schmerzen zu. Gewiß, aber auch die Mittel, die Bedürfnisse zu befriedigen. Die Thätigkeit in dieser Absicht wird immer mannigfaltiger, immer größere und entwickeltere Kräfte und Fertigkeiten werden ins Spiel gesetzt: damit werden auch die begleitenden Lustgefühle immer reicher. Man halte das Leben und die Thätigkeit jener ehemaligen Bewohner unserer Küsten, welche in den sogenannten „Kjökkenmöddingern" Spuren ihres Daseins zurückgelassen haben, neben das Leben und die Bethätigung der Bauern und Handwerker, der Fischer und Seeleute, welche gegenwärtig Bewohner dieser Gegenden sind und man wird doch wohl annehmen dürfen, daß dem Mehr von Mühe, Sorge und Noth in ihrem Leben auch ein Mehr von Freude an der Arbeit und ihrem Erfolg entspricht. Ich behaupte nicht, daß der Zuwachs an Freude den Zuwachs an Schmerz übersteigt, ich würde nicht nur an der Beweisbarkeit, sondern auch an der Wahrheit dieser Behauptung zweifeln; aber ebenso wenig scheint mir die umgekehrte Behauptung begründet werden zu können oder wahr zu sein.

2) Es wurde behauptet, daß die Vorausnahme künftiger Schmerzen in Furcht und Sorge den Schmerz vermehre. In der That, alle Schmerzen, wenn sie bloß in der Empfindung des Augenblicks beständen, wären leicht zu tragen: das erdrückende Gewicht erhalten Entbehrungen, Kränkungen und selbst physische Schmerzen erst dadurch, daß sie als Anfang einer langen Reihe angesehen werden.

Aber erhalten nicht ebenso Freuden erst dadurch ihren eigentlich menschlichen Charakter und Werth, daß sie in Hoffnung vorausgenommen worden? Und kann man nicht sagen, so unglücklich ist das menschliche Gemüth doch nicht constituirt, daß es der Furcht mehr als der Hoffnung zugänglich wäre? Die Naturanlage ist in dieser Hinsicht verschieden; vielleicht kann man aber doch sagen: öfter findet eine Fälschung der Zukunftsaussicht durch Hoffnung als durch Furcht statt. Noch gewöhnlicher als durch Hoffnung dürfte eine ähnliche Fälschung, wenn man denn so sagen will, zu Gunsten der heiteren Lebensansicht durch die Erinnerung stattfinden. Schöne und erfreuliche Tage, welche wir erlebten, bleiben auch in der Erinnerung eine Quelle der Freude, ja die Erinnerung verschönert sie, indem sie die kleinen Widrigkeiten und Störungen, welche in der Wirklichkeit nicht leicht fehlen, fallen läßt; sie retouchirt gleichsam das Bild. Dagegen verlieren noth- und kampfreiche, leid- und kummervolle Tage in der Erinnerung den Stachel: der Schmerz um den Verlust eines Gutes wird zur milden, peinlosen Wehmuth, die Erinnerung an bestandene Noth und Drangsal erfüllt mit Selbstgefühl: „olim meminisse juvabit," wird dem Bedrängten von dem römischen Dichter zugerufen. Sind nicht Autobiographien beinahe stets Biodiceen?

3) Was die Schmerzen anlangt, welche die Verwundung des ideellen Ich zur Folge hat, so wäre auch hier zu sagen, daß dieselben in der Freude, welche aus fremder Anerkennung und aus dem erfolgreichen Wettkampf um den Preis der Auszeichnung fließt, ihr Complement haben. Und würden ohne die Empfänglichkeit für Auszeichnung und Ehre die höheren menschlichen Functionen haben entwickelt werden können? Auch daran mag erinnert werden, daß die menschliche Natur ein Heilmittel gegen Verletzungen des ideellen Ich besitzt: Kränkung und Zurücksetzung macht stolz und der Stolz heilt den Schmerz. Schopenhauer hatte Gelegenheit, hierüber an sich selber Beobachtungen zu machen.

4) Dasselbe gilt endlich von den Schmerzen, welche durch Miterregung entstehen: auch ihnen stehen Freuden gegenüber, welche aus der Theilnahme an fremdem Wohlergehen entspringen. Wenn wir einem alten Spruch glauben, so hat die Theilnahme an dem Schicksal Anderer für das Glück der Betheiligten einen sehr günstigen Erfolg: getheilter Schmerz ist halber Schmerz, getheilte Freude ist doppelte Freude; so daß hiernach der Gewinn vierfältig werde.

Also das wäre die Summe: mit der Steigerung der Cultur wächst die Mannigfaltigkeit und Intensität der Leiden, aber auch der Freuden. Ob in stärkerem Maße? das war die zuversichtliche Behauptung des historischen Optimismus: der Fortschritt der Geschichte mehre das Glück. Ihr tritt der Pessimismus mit der ebenso zuversichtlichen Behauptung gegenüber: er mehre die Leiden. Ich halte beide Behauptungen für gleich unerweislich; beiden läßt sich durch rhetorische Ausführungen eine große Scheinbarkeit verschaffen; in Wahrheit kann es kein Verfahren geben, wodurch die entscheidenden Ermittlungen angestellt würden. Vielleicht käme der Wahrheit am nächsten eine dritte Ansicht: daß das Wachsthum auf beiden Seiten stets gleich groß und daher, wenn Lust und Schmerz wie positive und negative Größen addirt würden, die Summe stets dieselbe bleibe, nämlich Null. Man könnte die Gefühle darstellen als Schwankungen um einen Nullpunkt, und nun sagen: mit der steigernden Cultur würden die Schwankungen

häufiger und größer, aber die Summe der Abweichungen erfahre keine Veränderung. Ich gebe diese Ansicht als eine mögliche, sie scheint mir einen eigentlichen Beweis so wenig als die beiden andern zuzulassen. Eine Messung der Gefühle ist unausführbar; ich möchte sogar behaupten, daß wenn Jemand umherginge und die einzelnen Menschen behufs statistischer Aufzeichnung fragte: ob sie in diesem Augenblick Schmerz oder Lust fühlten? er sehr häufig zur Antwort erhalten würde: darauf habe man gar nicht geachtet; und auf weitere Nachfrage: man könne es wirklich selbst nicht sagen — was denn übrigens eine sehr deutliche Erklärung der Natur wäre, daß in ihren Augen Lust und Schmerz nicht so wichtige Dinge seien, als in den Augen der hedonistischen und pessimistischen Philosophen. Aber wenn ich eine Behauptung wählen müßte, so würde ich diese am ersten vertheidigen zu können glauben. Ich würde auf die relative Natur der Gefühle hinweisen, daß sie überall aufträten, wenn Abweichungen von einem Mittel stattfänden: ein Mehr oder Minder, gemessen an einem Mittel, werde mit Lust und Schmerz empfunden. Das Mittel selbst aber scheine beweglich: bei dauerndem Mehr oder Minder verschiebe es sich, so daß es wieder in die Mittellage komme.

Doch statt solche Betrachtungen weiter auszuspinnen, will ich kurz noch auf den moralistischen Geschichtspessimismus eingehen, welchen Rousseau's leidenschaftliche Beredsamkeit der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts so eindrucksvoll predigte. Der Urzustand des Menschen erschien ihm als ein Zustand der Unschuld und Tugend, von welchem die Cultur immer weiter abführe. So viel näher dem Urstand, so viel mehr Reinheit und Tugend: bei Hirten und Bauern meint Rousseau sie noch zu finden, in der Pariser Gesellschaft, am Hof zu Versailles werde man sie vergebens suchen. In seiner berühmten Erstlingsschrift über die Frage: ob die Wiederherstellung der Wissenschaften und Künste dazu beigetragen habe, die Sitten reiner zu machen? ist er geneigt, in der Entwicklung der Wissenschaften und Künste selbst die Ursache des moralischen Verderbens zu suchen. Eine zweite Frage der Dijoner Akademie, nach dem Ursprung der Ungleichheit unter den Menschen, gab Rousseau Gelegenheit, seine Behauptung dahin abzuändern, daß in der Entwicklung der gesellschaftlichen Unterschiede die nächste Ursache des moralischen Verfalls liege. Mit der Steigerung der Cultur, so können wir etwa seine Betrachtung summiren, entstehen die Unterschiede von reich und arm, vornehm und gering, Herren und Knechten; und von hier geht auf die an sich gute menschliche Natur ein depravirender Einfluß aus. Auf der einen Seite entstehen die Herrenlaster: Hochmuth, Uebermuth und Mißhandlung; auf der anderen Seite die Knechtslaster: Feigheit, Niederträchtigkeit und Falschheit. Dazu kommt noch ein Anderes: die sociale Differenzirung hat die Tendenz die natürliche Schätzung der Dinge zu zerstören. Der natürliche Werth der Dinge besteht darin, daß sie unmittelbare Bedürfnisse der menschlichen Natur befriedigen; in der Gesellschaft tritt an die Stelle des natürlichen Werthes der conventionelle: die Dinge werden geschätzt, soweit sie geeignet sind, die ausgezeichnete Stellung in der Gesellschaft zu bezeichnen. Diamanten und Perlen haben gar keinen oder, als Zierrathen, doch nur einen geringen natürlichen Werth; in der Gesellschaft dagegen erhalten sie sehr großen Werth als Zeichen von Reichthum und Vornehmheit; ihr Werth besteht nicht so sehr darin, daß man sie hat, als

darin, daß Andere sie nicht haben. Aehnlich geht es mit der menschlichen Bildung selbst. Kenntnisse z. B. erhalten in der Gesellschaft einen conventionellen Werth: unter dem Namen von Bildung und Gelehrsamkeit verleihen sie sociale Auszeichnung. Aber die Kenntnisse, die hierzu dienen, sind nicht eben dieselben, welche für das Leben wirklichen Werth haben; wirklichen Werth haben diejenigen Kenntnisse, die ihren Inhaber klüger oder weiser machen; Bildung und Gelehrsamkeit thun oft das Gegentheil von beidem: sie unterdrücken den gesunden Menschenverstand und das natürliche Urtheil. Und auf ähnliche Weise erobert in der Gesellschaft das feine Benehmen und der gute Ton die Stellung, welche der Tugend allein zukommt. So zerfrißt Lüge und Schein das Leben der Gesellschaft. „Nous avons de l'honneur sans vertu, de la raison sans sagesse, et du plaisir sans bonheur:" so faßt Rousseau im „Contrat social" sein Urtheil über diese letzten Zeiten der Bildung und Aufklärung in einen jener Sprüche, die sich unvergeßlich dem Gedächtniß einprägen. —

Auch diese Betrachtungen sind sicherlich nicht unwahr, aber auch sie sind einseitig. Ohne Zweifel bringt die Cultur und im Besonderen die sie begleitende gesellschaftliche Differenzirung neue Verkehrtheiten und Laster hervor, aber auch neue Tugenden. Es gibt Herrschertugenden so gut als Laster: Tapferkeit, Großmuth, Selbstbeherrschung, Würde, Umsicht, Fürsorge; und ebenso gibt es, wie Laster, so auch Tugenden der dienenden: Anhänglichkeit, Hingebung, Treue. Wenn die gesellschaftliche Stellung den natürlichen Anlagen entspricht, wenn Jeder auf die Seite kommt, wohin er nach seiner Naturanlage gehört, dann kann es günstigere Bedingungen für die Entwicklung des Charakters nicht geben, dann wird das Verhältniß auch auf beiden Seiten als Glück empfunden. Und ebenso wenig werden wir Ursache haben zu glauben, daß die Güter, welche die Cultur hervorbringt, lediglich Differenzwerth haben: Wissenschaft und Kunst haben doch auch natürlichen und wirklichen Werth, wenn auch jene Verkümmerung in Gelehrsamkeit und Prunkbildung nicht selten ist; und auch die Güter, welche Gewerbe und Handel hervorbringen und zugänglich machen, haben nicht bloß Differenzwerth. Doch Rousseau's Traum von einem glückseligen und unschuldigen Naturzustand gehört ja wohl überhaupt einer vergangenen Zeit: der paradiesische Naturzustand ist die Idealwelt, welche die vornehme Gesellschaft der Zeit Ludwig's XV. hervorbrachte; in ihr spiegelt sich nicht irgend eine auf den Südseeinseln oder bei den Indianern Amerika's vorhandene Wirklichkeit, sondern das Leben eben jener Gesellschaft, welche sie träumte, doch mit vollständiger Umkehrung der Wirklichkeit. Die wirkliche Bekanntschaft mit den uncultivirten Völkern hat nirgend jene stolzen und aufrichtigen, jene tugendhaften und glücklichen Wilden entdecken lassen. J. St. Mill meint (in einem Aufsatz über Natur), daß fast jede achtungswerthe Eigenschaft der Menschheit nicht Ausstattung der Natur, sondern Ergebniß der Cultur sei: Tapferkeit, Wahrhaftigkeit, Reinlichkeit, Selbstbeherrschung, Gerechtigkeit, Wohlwollen seien alle erworbene Eigenschaften; Furcht, Lüge, Schmutz, Unmäßigkeit, Selbstsucht, das seien die Züge, welche unbefangenen Beobachtern in der Physiognomie des Wilden von jeher am meisten in die Augen gefallen seien.

Wächst also mit der Cultur die Moralität? Ich besorge, der Geschichtspessimismus könnte doch eine furchtbare Gegenrechnung zu dieser Betrachtung

Mill's aufstellen. Es mag sein, daß die uncultivirten Menschen jene Tugenden nicht haben; dafür fehlen ihnen auch die Laster der Civilisation. Man steige in die Gaunerwelt einer europäischen Großstadt herab, oder man blicke in die Welt der Geheimnisse, welche der Name der guten Gesellschaft bedeckt, und man wird gestehen müssen: gegenüber dem Raffinement widerwärtigen Genießens, verlogener Bosheit, nichtswürdiger Niederträchtigkeit sind die Laster der Wilden Kinderunarten. — Kann man sagen, das seien doch unglückliche Ausnahmefälle? Numerisch betrachtet, weise die Cultur doch ein stärkeres Wachsthum auf Seiten der Tugend als auf der des Lasters auf? Wie hoffnungslos es wäre für eine solche Behauptung den Beweis anzutreten, wird vielleicht durch eine concrete Fragestellung am ehesten klar: waren die Deutschen, deren Leben Tacitus beschreibt, bessere oder schlechtere Menschen, moralisch betrachtet, als die Deutschen, welche zur Zeit der Kreuzzüge, der Reformation, der Aufklärung lebten?

Wenn ich eine Ansicht in dieser Sache zu vertheidigen genöthigt wäre, dann würde ich wiederum am leichtesten mich entschließen, eben dieselbe, welche oben über das Verhältniß von Cultur und Glück angedeutet worden ist, auch hier anzunehmen: die moralischen Unterschiede zwischen den Individuen werden größer, aber sie wachsen auf beiden Seiten so, daß sie sich compensiren. Oder, wie dort gesagt wurde: die Schwankungen um den Mittelpunkt werden größer, aber die Summe bleibt dieselbe. Die Thiere, so ließe sich diese Ansicht ausführen, stehen auf dem Nullpunkt: sie sind weder gut noch böse. Mit der Menschwerdung beginnt die moralische Differenzirung; auf den ersten Stufen sind die Unterschiede noch gering, die Einzelnen gleichen einander, sie sind Exemplare, die den Gattungstypus im Ganzen gleichartig darstellen. Mit der aufsteigenden Cultur findet fortschreitende Individualisirung statt, das Gute und Böse tritt in schärferen Zügen hervor; die Masse bleibt freilich auch hier in einer unentschiedenen Mitte, den Regungen des Guten, wie des Bösen zugänglich; aber in einzelnen Persönlichkeiten tritt nunmehr das Gute und Böse mit voller Entschiedenheit hervor: auf der einen Seite heilige Liebe, aufopferungsfrohe Treue, leidenschaftliche Hingebung für Wahrheit und Recht, und auf der andern Seite die volle und ganze Verworfenheit des Charakters.

Und was wird also die Zukunft bringen? Die immer schärfer und klarer durchgeführte Sonderung, die immer mehr fortschreitende moralische Differenzirung der trägen und stumpfen Masse? Vielleicht darf man so sagen. Wie, nach dem hebräischen Mythus, die natürliche Welt damit begann, daß Gott Licht und Finsterniß schied, so begann, nach demselben tiefsinnigen Mythus, die geschichtliche Welt mit der Unterscheidung des Guten und Bösen. Und nach der christlichen Anschauung, welche an jenen Mythus sich anschließt, ist der Inhalt der Geschichte die Durchführung jenes Scheidungsprocesses. Im Reich Gottes und im Reich des Teufels ist der Gegensatz des Guten und Bösen zu voller Reinheit und Klarheit entwickelt. Zwischen beide gestellt, trennt sich die Menschheit allmälig in zwei Hälften, indem von dem Reich Gottes die Einen, von dem Reich des Teufels die Andern angezogen und völlig angeeignet werden. Der Abschluß der Geschichte ist die absolute und definitive Trennung dieser beiden Hälften in dem großen Gericht am letzten Tage. Ist alle Religion Spiegelung

des menschlichen Wesens, seiner tiefsten Wissensrichtung und seines tiefsten Selbstbewußtseins in einer transcendenten Welt, so dürfen wir in dieser großartigsten aller Visionen eine Spiegelung des geschichtlichen Selbstbewußtseins der Menschheit erblicken. —

Also das wäre die Summe dieser Erwägungen: in der geschichtlichen Entwicklung wird der Inhalt des menschlichen Lebens mannigfaltiger und reicher, seine Kräfte und Bethätigungen werden vielgestaltiger und complicirter; damit wächst die Sensibilität: die Lust- und Schmerzgefühle werden häufiger und intensiver. Dagegen bleibt es fraglich, ob die Zunahme auf der einen Seite, sei es der des Glücks, oder der des Unglücks, größer ist als auf der andern. Ebenso nimmt die moralische Differenzirung zu: Tugenden und Laster wachsen mit einander, wie denn auch die Empfindlichkeit des moralischen Urtheils sich steigert. Dagegen bleibt es fraglich, ob eine stärkere Zunahme auf der einen als auf der andern Seite stattfindet; die optimistische und die pessimistische Geschichtsansicht sind gleich unerweislich und vermuthlich gleich unwahr.

Aber ist damit nicht dem Pessimismus im Grunde Recht gegeben? Wenn die Menschen im Verlauf der geschichtlichen Entwicklung nicht besser und glücklicher werden, gilt nicht dann jene Rede Schopenhauer's von der absoluten Zwecklosigkeit des Lebens sowohl der Einzelnen als der Gesammtheit? Ist dann nicht alle Arbeit und Mühsal, aller Kampf und alle Aufopferung vergeblich? Und, so könnte man hinzufügen, wird nicht diese definitive Vergeblichkeit von der Wirklichkeit selbst in der deutlichsten Sprache, der sie fähig ist, ausgesprochen: wie die Einzelnen sterben, so sterben die Völker: die Schönheit der Griechen, die Tüchtigkeit der Römer ist dahin für immer; auch die heute lebenden Völker werden sterben; ja schließlich stirbt die Menschheit selbst. Die kosmische Physik rechnet uns vor: die Sonne wird erlöschen, sie gibt Wärme aus, ohne zu empfangen. Dann wird ewiges, starres Schweigen sein. Das Leben, wie es entstanden ist in der Zeit, wird vergehen; wie ein vorübergehendes Phosphoresciren, welches die ziellose und zufällige Bewegung der Atome verursacht, leuchtet es auf, vor ihm und hinter ihm das ewige Dunkel.

Was zunächst die letztere Betrachtung anlangt: wäre es wirklich ein Beweis für die Nichtigkeit alles Lebens, wenn es einmal auf Erden überhaupt ein Ende nähme ohne eine Fortsetzung zu finden? Mir scheint nicht: unendliche Fortdauer in der Zeit ist nicht Bedingung seines Werthes. Ja vielleicht könnte man sagen, eine grenzenlose Fortdauer sei nicht einmal wünschenswerth oder auch nur denkbar. Jeder endliche Inhalt füllt nur endliche Zeit. Ein Drama ist seiner Natur nach ein begrenzter Verlauf, Niemand macht es ihm zum Vorwurf. Ein Menschenleben ist nicht minder ein seiner Natur nach begrenzter Verlauf: nicht bloß äußerlich und zufällig, sondern aus innerer Nothwendigkeit geht es zu Ende; sein Inhalt wird erschöpft und es ist nicht ein Glück, sondern Pein und Verlegenheit, wenn der Tod zögert, den Vorhang fallen zu lassen, nachdem das Spiel zu Ende ist. Nicht um ein langes Leben, sondern um einen rechtzeitigen Tod betet der Weise. Nun, dasselbe gilt von dem Leben eines Volkes; auch sein Inhalt ist nicht unerschöpflich; und so gilt es von dem Leben der Menschheit:

auch sie mag sich ausleben, und dereinst so willig und lebenssatt das Haupt zur Ruhe legen, wie es ein müder Greis nach wohlvollendetem Leben thut.

Für eine solche Betrachtungsart schwindet aber, wie mir scheint, auch jener andere Einwand gegen den Werth des menschheitlichen Lebens, daß nicht im Verlauf Steigerung des Glücks oder der Moralität stattfinde. In einem Drama sind die späteren Acte nicht besser als die früheren; der Werth desselben liegt nicht in der letzten Scene oder in dem, was darauf folgt, sondern jede Scene hat ihren eigenen Werth, freilich nicht als absolut isolirter Verlauf, sondern als Theil dieses Ganzen. So liegt der Werth eines Menschenlebens nicht in einem Schlußact oder in einem Gut, welches als sein ihm äußerliches Resultat von ihm hervorgebracht und hinterlassen würde, sondern in dem ganzen Verlauf: jeder Abschnitt hat seinen eigenen Werth, die Kindes- und Knaben-, die Jünglings- und Mannesjahre, das Greisenalter und der Tod; und jeder wird dadurch bedeutender und wichtiger, daß er zu einem solchen Gesammtleben als Präludium und Vorbereitung, als Erfüllung und Abschluß gehört. Und nicht anders liegt die Sache, wenn es sich um das Leben eines Volkes oder der Menschheit handelt. Die Forderung, daß die späteren Geschlechter glücklicher oder tugendhafter seien als die früheren, ist durch nichts gerechtfertigt: wir mögen es ihnen von Herzen wünschen, aber es ist kein Vorwurf gegen die Geschichte, wenn es nicht so kommt. Die vorangehenden Geschlechter sind nicht bloß so viele Stufen, über welche das letzte zur Vollkommenheit und zum Glück steigt: sie haben ihr eigenes Leben gelebt und es hat seinen eigenen Werth. Die Griechen und Römer haben nicht gelebt, um uns einige Reste ihrer Cultur zu hinterlassen, sondern um ihrer selbst willen, und es ist nur ein Zuwachs zu dem Werth dieses Lebens, daß es sich in solcher Weise als Glied in das größere Leben der Menschheit einfügt — eine Betrachtung, welche auszuführen die Aufgabe einer Philosophie der Geschichte wäre, einer Wissenschaft freilich, von der jenes pythagoreische Wort gilt, daß nur Gott sie habe. Uns Menschen geht es mit der Geschichte, wie es nach Goethe's Urtheil den Meisten in einem Schauspiel geht: sie sehen das Einzelne und ergötzen sich an dem bunten Wechsel, aber den Sinn des Ganzen und daraus die Nothwendigkeit des Einzelnen zu erkennen reicht ihr Fassungsvermögen nicht aus. Ich sagte oben, Autobiographien pflegten Biodiceen zu sein. Vielleicht dürfen wir sagen: wenn wir im Stande wären, das Leben der Menschheit zu übersehen, wie wir das Leben eines Einzelnen übersehen, oder wenn einmal die Menschheit gegen das Ende ihrer Tage ihre Autobiographie schreiben wird, dann wird auch diese, so viel sie immer von Arbeit und Kampf, von Noth und Mißlingen zu berichten haben mag, doch im Ton der Biodicee gehalten sein:

Die Menschheit selbst in ihrem dunklen Drange
War sich des rechten Weges wohl bewußt.

Das britische Weltreich und die Londoner Colonial-Ausstellung.

Von

F. Heinr. Geffcken.

I.

Der erste und überwältigende Eindruck, den der Besucher empfängt, welcher durch die endlosen Höfe und Säle der Colonial and Indian Exhibition wandert, ist der der unermeßlichen Größe des britischen Reiches. Man mag gerne zugeben, daß die Ueberschrift des Eingangs „Britisches Reich. — Flächeninhalt 9,126,999 □M.[1]), Bevölkerung 305,337,929" in ihrem Lapidarstil nicht genau zu nehmen ist; denn wer hat die Eiswüsten des nördlichsten Amerika's auf die Quadratmeile vermessen oder die Kaffern und sonstigen Eingeborenen genau gezählt? Man muß auch anerkennen, daß einzelne Gebiete in der Ausstellung vertreten sind, welche England nicht gehören; Cypern ist keine britische Colonie, sondern wird nur für den Sultan verwaltet, dem der Ueberschuß der Einnahmen gezahlt wird, Nepal ist ein unabhängiger Staat und die Abhängigkeit Kaschmirs beschränkt sich darauf, daß sein Fürst der Kaiserin von Indien jährlich einen Tribut von 1 Pferd, 12 Ziegen und 6 Shawls zahlt. Indeß solche Ausstellungen im Kleinen ändern nichts an der massiven Thatsache der Größe dieses Reiches, neben dem das altrömische klein erscheint, eine Thatsache, die uns auf Schritt und Tritt in der Ausstellung begleitet; übertrifft doch die Dominion of Canada allein Europa an Umfang. Wie gering erscheinen dem gegenüber die heutigen überseeischen Gebiete anderer europäischer Staaten, Hollands 688,000 □M. mit 26,841,600 Einw., Frankreichs: 382,700 □M. mit 8,723,000 Einw., Spaniens: 165,730 □M. mit 8,175,470 Einw. Erst wenn man das Labyrinth dieser Ausstellung durchschreitet, begreift man recht, daß London, diese Riesenstadt von $4^3/_4$ Mill. Einw., gar nicht als die Hauptstadt der britischen Inseln,

[1]) Die engl. Maaße sind hier beibehalten.

sondern nur als die eines Staatenreiches möglich ist, von dem das Mutterland nicht mehr als 1/66 der Gesammtfläche einnimmt und etwa 1/8 der Gesammtbevölkerung zählt. Und dieses Reich ist nahezu über den ganzen Erdball verbreitet, so daß ein Reisender, der von London nach Yokohama und über das Stille Meer, von Vancouver nach Halifax und zurück nach London geht, auf seiner ganzen Fahrt in kurzen Zwischenräumen die britische Flagge findet. Auf der ersten Hälfte sind die Staffeln Gibraltar, Malta, Aden, Indien, Singapore, Hong-Kong; die zweite führt auf der Eisenbahn von Port Moody durch die ganze Breite Nordamerika's bis Neufundland, von wo Dampfer in acht Tagen nach Queenstown gehen; dabei bleiben das Capland, die afrikanischen Inseln und Küstenniederlassungen, alle australischen Colonieen, Westindien, Honduras, Guyana und eine Reihe kleinerer Punkte von Port Hamilton bis Helgoland noch unberührt. Das britische Reich umfaßt alle Zonen von den Pelzjagdgründen der Hudsonsbai bis zu den tropischen Jungles Indiens oder den Mahagoniwäldern von Honduras; kaum ein Erzeugniß des Thier-, Pflanzen- und Mineralreiches läßt sich nennen, das nicht irgend eine britische Provinz in großer Menge und Vorzüglichkeit hervorbringt. Sind Indien und Canada große Kornkammern, so beherrschen Australien und das Capland den Wollmarkt; Canada führt für 32 Mill. M. Käse aus; die westindischen Inseln sind das ergiebigste Zuckergebiet, Ceylons Thee ist jetzt der beste, indische Baumwolle und Jute, australische und canadische Hölzer sind überall gehandelt. Victoria allein hat in dreißig Jahren für 216 Mill. £ Gold geliefert, das Capland sendet seine Diamanten, Ceylon Edelsteine, die Bahamas Perlen. Kohlen, Eisen, Kupfer und alle anderen Metalle finden sich in den verschiedensten Colonien in unerschöpflicher Fülle. Ebenso wird es nicht leicht sein, irgend einen Gegenstand des Gewerbfleißes zu nennen, der nicht im britischen Reiche in erster Güte hergestellt würde, von den indischen Teppichen, Musslinen und Elfenbeinschnitzereien bis zu den Nägeln Canada's, von denen in einer Pyramide viele hundert Sorten ausgestellt sind. Kurz, so unmöglich aus politisch-financiellen Rücksichten ein das britische Reich umfassender Zollverein ist, so könnte, wirthschaftlich betrachtet, ein solcher sich selbst vollkommen genügen und brauchte kaum etwas von anderen Ländern zu beziehen, was nicht in seinen Grenzen auch erzeugt würde.

Nicht minder mannigfaltig sind die Stufen der Gesittung, die das Reich umfaßt, von den schwarzen Urbewohnern Indiens, den nomadischen Stämmen Canada's, den höher gearteten Maoris Neuseelands und den Kaffern Südafrika's bis zu den Einwohnern Toronto's und Sidney's, die keinem Europäer an Bildung nachstehen. Neben den Christen aller Bekenntnisse stehen 150 Mill. Hindus, 50 Mill. Mohammedaner, die Buddhisten Ceylons, die Fetischanbeter Westafrika's; Indien und die Kroncolonieen werden absolut regiert, Canada und Australien erfreuen sich unumschränkt demokratischer Verfassungen; bildet dieses letztere ein Neuengland über See, so herrscht in Indien eine Handvoll Europäer über 200 Mill. Eingeborene. Quebec ist eine französisch redende Provinz, im Capland überwiegt das holländische Element, die Bibel ist in 130 Sprachen und Mundarten gedruckt, welche in Indien und den Colonien gesprochen werden.

Trotz aller dieser bunt durch einander gewürfelter Elemente herrscht im ganzen Reiche Frieden; wie verschieden auch Nationalität, Religion, Gesittung, Regierungsform sein mögen, Ruhe und Ordnung weiß die englische Regierung überall aufrecht zu halten; der indische Aufstand von 1857 war ein rein militärischer aus Ursachen, die sich nicht wiederholen werden. Die einzige Ausnahme bildet das Capland, das überhaupt die schwächste Seite der englischen Colonialpolitik zeigt.

Die Größe dieses, alle jene Elemente umfassenden Reiches, von dem in Wahrheit gesagt werden kann, daß in ihm die Sonne nicht untergeht, ist um so bemerkenswerther, als dasselbe in verhältnißmäßig kurzer Zeit aufgebaut ist. England hatte nicht im Zeitalter der Entdeckungen, wie Spanien und Portugal, in fernen Welttheilen Eroberungen gemacht; mit jenen trat vor ihm Holland in Mitbewerb. Unter der großen Elisabeth besaß es kaum einen Fuß breit überseeischen Landes. Milton spricht zwar von seinem Vaterland als „umgeben von allen seinen Töchterstaaten", aber dies war das Gesicht eines Propheten, nicht Wirklichkeit; denn die einzigen überseeischen Niederlassungen Englands unter Cromwell waren die der von Karl I. vertriebenen Puritaner und Jamaika, das der Protector den Spaniern entrissen. Harrington in seiner „Oceana" sagte die überseeische Größe Englands voraus, weil es für die Begründung eines solchen Reiches durch seine insulare Lage besser geeignet sei, als Venedig, dem die genügende Unterlage eines eigenen Gebietes fehle; aber sicher glaubte er dabei nicht, daß in zweihundert Jahren ganze Festlande von fünfzig Mill. englisch redenden Bürgern bewohnt sein würden und daß das Parlament von Westminster in Afrika und im Reiche des Großmoguls Gesetze geben werde, wo damals Engländer kaum als Kaufleute geduldet waren.

England mußte sich eben nach langen Bürgerkriegen erst innerlich sammeln, um die eigenthümlichen Vortheile auszunutzen, welche seine geographische Lage und seine Bevölkerung bot, um so mit Erfolg in den Streit um die Herrschaft der neuen Welt einzutreten.

Das damalige Colonialsystem beruhte auf der Ausbeutung der überseeischen Besitzungen durch das Mutterland: die Colonien sollten diesem die Erzeugnisse liefern, welche es selbst nicht besaß, und ein Absatzgebiet für dessen Gewerbfleiß bilden; ausschließlich nationale Schiffe vermittelten den Verkehr. Nach diesen Grundsätzen verfuhren Holland und England nicht weniger, als Spanien und Portugal; die Colonieen sollten sich auf die Erzeugung von Rohstoffen beschränken, welche England brauchte oder mit großem Gewinn an andere Länder weiter verkaufte; nicht ein Nagel dürfe in Amerika gemacht werden, sagte Lord Chatham. Selbst die Raffinirung des Zuckers war dem Mutterlande vorbehalten, und als unter Wilhelm III. Virginia um die Erlaubniß bat, eine höhere Unterrichtsanstalt zu gründen, da seine Angehörigen doch auch unsterbliche Seelen hätten, erwiderte der Generalstaatsanwalt: „Zum Teufel mit euren Seelen, baut Tabak!" Indeß ein an sich enges und hartes System kann in sehr verschiedenem Geiste verfolgt werden. Spanien suchte in seinem unermeßlichen überseeischen Reiche nur Herrschaft, Gold und Stellen für seinen Adel; auf den Handel sah der Castilianer geringschätzig herab; er war auf zwei regelmäßige Regierungs-See-

karawanen beschränkt, der Verkehr mit den Philippinen sogar auf eine Galeere jährlich. „Die Versorgung eines großen Reiches ward betrieben, wie die Verproviantirung einer blockirten Festung," sagt A. von Humboldt; die Regierung erfuhr oft die wichtigsten Vorgänge in Amerika erst durch Fremde. — Während so das Mutterland mitten unter seinen Schätzen wirthschaftlich verhungerte, wurde für Holland und England das coloniale Monopol Grundlage einer mächtigen Entwicklung. Sie privilegirten zwar große Gesellschaften für den Handel nach gewissen überseeischen Gebieten, aber sie ließen diese, welche zuerst amtlich Adventurers hießen, frei gewähren und beschränkten sich darauf, deren Interessen nach Außen mit gewaffneter Hand zu vertreten. Hunderte von jungen unternehmenden Leuten gingen jährlich hinaus, um im Dienst dieser Gesellschaften ihr Glück zu machen und kehrten mit großen Vermögen heim, während die Directoren und Mitglieder in London ihre Dividenden einstrichen. Die Reichthümer, welche durch die Hudsonsbai-, die Ost- und Westindischen Gesellschaften im 18. Jahrhundert nach England geflossen, sind für damalige Verhältnisse ungeheuer. Der Verdienst an Colonialzucker allein wird auf 1,200,000 £ jährlich geschätzt, der Tabakshandel beschäftigte 24,000 Tons, und alle Erzeugnisse der Colonien wurden mit englischen Waaren bezahlt. Von 1704 bis 1772 stieg die Ausfuhr nach Nordamerika, Westindien und Afrika von 569,930 £ auf 6,024,121 £; erst durch seine Colonien ist damals Englands Wohlstand begründet worden.

Noch ein anderes Element in der colonialen Entwicklung Englands war ihm eigenthümlich. Die starre Rechtgläubigkeit der spanischen Philippe hätte es als Frevel betrachtet, auch nur einen Ketzer innerhalb seiner Colonien zu dulden. Die Inquisition wartete ihres Amtes in Mexiko und Peru wie in Madrid und Sevilla. Der Plan Coligny's, ein hugenottisches Gemeinwesen jenseits der See zu gründen, scheiterte. In England ließen die Regierungen, welche abwechselnd Dissenters und Katholiken zu Hause unterdrückten, denselben wenigstens die Freiheit, auszuwandern; ja, man gab ihnen in den Freibriefen für ihre amerikanischen Niederlassungen die religiöse Freiheit, welche ihnen in der Heimath verweigert wurde. Diese Auswanderer aber, welche ihr Land nicht wegen Uebervölkerung, sondern nur gezwungen verließen, um dem religiösen und politischen Druck zu entgehen, hatten keine Truppen zu ihrer Verfügung, um Länder zu erobern; sie waren darauf angewiesen, ein Gebiet in gemäßigter Zone zu suchen, das ihnen Raum zur Ansiedlung bot, und in dem sie von ihrer Hände Arbeit leben konnten. Sie fanden es in dem spärlich bevölkerten Nordamerika, das bald die wichtigste Colonie Englands ward, und von dem, als der größte Theil verloren ging, doch Canada erhalten blieb. So entstand ein zweites England jenseits des Meeres, das sich in unseren Tagen durch Australien verdoppelt hat und das mit dem Mutterlande durch Abstammung, Sprache und Gesittung verbunden blieb.

Hiervon abgesehen lag in dem System der damaligen Colonialpolitik die Nothwendigkeit seiner Ausdehnung. Wenn das Mutterland nach Gebieten suchte, welche es zu seinem Vortheil ausbeuten konnte, so mußte es danach trachten, in Besitz der für diesen Zweck werthvollsten Colonien zu kommen und diese, wo sie

andern Mächten gehörten, ihnen zu entreißen. So geräth England, sobald es anfängt, über See Fuß zu fassen, in Krieg mit Holland, welches seinerseits Portugals werthvollste Besitzungen in Asien erobert hat und als Holland besiegt ist, beginnt der große Kampf mit Spanien und Frankreich um die Herrschaft der neuen Welt, welcher mit einmaliger Unterbrechung fast hundert Jahre dauert. Frankreich war unter Colbert's umsichtiger Leitung in die Reihe der Colonialmächte eingetreten, als Spaniens Größe zu schwinden begann, und schien bald England den Rang ablaufen zu wollen. Hatte letzteres die Nordküste der jetzigen Vereinigten Staaten inne, so beherrschte Frankreich die großen Stromthäler des St. Lorenz, Ohio und Mississippi. Waren die englischen Auswanderer fortgezogen, um dem Druck der heimischen Regierung zu entgehen, so hatte Frankreich, welches damals noch nicht die gezwungene Erbtheilung des Code Napoléon und das Zweikindersystem kannte, in den kinderreichen Familien der Normandie und Bretagne einen Ueberschuß von Bevölkerung, welcher Canada und Luisiana colonisirte. St. Domingo war 1789 das größte Zuckerland der Welt, das 1789 für 193 Mill. Frs. ausführte; der ganze Colonialhandel betrug 300 Mill. Frs. und beschäftigte 30,000 Matrosen. In Indien hatte Frankeich sogar die Vorhand; es war der geniale Dupleix, welcher zuerst die Idee faßte, eine eingeborne Armee unter europäischer Führung zum Werkzeug der Eroberung zu machen. 1741 begann er damit, und nach wenigen Jahren herrschte er über 35 Mill. Labourdonnais entriß den Engländern Madras, Bussy eroberte den Mahrattenstaat mit 17,000 □M. Wenn diese kühnen Pioniere dem jungen Abenteurer Clive unterlagen, wenn Frankreich nach einander seine Besitzungen in Nordamerika verlor, so ist die Schuld einerseits in der elenden Regierung Ludwigs XV. zu suchen, während die Englands die größte Vereinigung von Stetigkeit und Freiheit bot, und unter Chatham's genialer Leitung nur nationale Interessen verfolgte; andererseits in Englands insularer Lage, durch die es, selbst unangreifbar, vermochte, alle festländischen Verwicklungen seiner colonialen Machterweiterung dienstbar zu machen. Mit dem Versailler Frieden von 1763 stand Englands Uebergewicht fest.

Die nächste Zeit brachte zwar durch den Verlust des größten Theiles von Nordamerika eine schwere Niederlage, aber der dreiundzwanzigjährige Kampf gegen die französische Revolution und das Kaiserreich machte diese Einbuße mehr als wett. England vereitelt Napoleon's Absichten gegen sein indisches Reich und begründet seine Alleinherrschaft auf der Gangeshalbinsel: es vernichtet die spanisch-französische Flotte bei Trafalgar und sichert sich damit die Alleinherrschaft der Meere; es nimmt Holland Ceylon und das Capland, Frankreich Mauritius und mehrere Antillen und gewinnt in Malta einen Stützpunkt im Mittelmeer, welcher den Plan des lac français beseitigt. Beim Schluß des großen Kampfes steht England als die fast allein herrschende See- und Colonialmacht da, während Frankreich nur kümmerliche Ueberbleibsel seines einstigen überseeischen Reiches behält, Holland auf Java und Guyana beschränkt ist und Spanien seine Herrschaft in Süd- und Mittelamerika durch Losreißung seiner dortigen Colonien verliert, welche in erster Linie wieder dem englischen Handel zu Gute kommt.

Daß nun mit der Entwicklung des Handels und der Schiffahrt, wie sie das 19. Jahrh. gesehen und dem Eintritt der Vereinigten Staaten in die Reihe der Großmächte, das alte Colonialsystem unhaltbar werden mußte, ist begreiflich. Die Colonien hätten dasselbe mit ihrer wachsenden Bevölkerung und ihrer aufstrebenden Industrie nicht ertragen. Dazu begann die Auswanderung, die 1815 nur 2000 Köpfe betrug, aber schon 1819 auf 35,000 stieg und sich vornehmlich nach den Vereinigten Staaten richtete, eine große Rolle zu spielen. Die neue Welt, welche für die alte bisher hauptsächlich ein Handelsgebiet gewesen war, wurde jetzt die Zuflucht Derer, für welche zu Hause der Raum fehlte. Fanden die Auswanderer in den Vereinigten Staaten sich im Vollbesitz aller politischen Rechte und freiester wirthschaftlicher Bewegung, so wurde der Anspruch, Canada und Australien von London aus nach den Interessen des Mutterlandes zu regieren, unhaltbar. Aber das alte englische System ließ sich reformiren, das spanische stürzte zusammen, sobald man einen Stein aus dem künstlichen Bau herauszog. So fielen die alten Fesseln, die Monopole der Gesellschaften, die Korngesetze und die Schiffahrtsacte wurden aufgehoben, die Colonien mit europäischer Bevölkerung erhielten freie Verfassungen, welche ihnen die vollste Selbstregierung sicherten, andererseits wuchs die englische Herrschaft in Indien immer weiter und faßte in China Fuß. Unter dem neuen System nahm der Handel einen gewaltigen Aufschwung; von 1815—43 stieg der Werth der Ausfuhr um 63, die Tonnenzahl der Handelsmarine um 55 Proc., die britische Theeeinfuhr, welche im letzten Jahr des Monopols der ostindischen Gesellschaft 1833/34 nur 29½ Mill. Pfund betrug, war 1853: 70½, 1879: 145 Mill. Pfund. Namentlich aber zeigten Canada und die australischen Colonien, welche das schlimmste Uebel des alten Systems, die Sklaverei, nie gekannt, ein reißendes Wachsthum; überall entstanden aufstrebende Gemeinwesen mit volkreichen Städten, Eisenbahnen, Dampferlinien, lebhaftem Handel, umfassender Schulbildung und selbständigen Parlamenten. Als die ersten Weißen 1834 nach Victoria kamen, fanden sie nur Lager von Eingebornen, welche Känguruh und Opossum mit dem Wurfspeer jagten und die Ströme in ausgehöhlten Baumstämmen kreuzten; jetzt hat das damals mit einigen Blockhäusern gegründete Melbourne 325,000 Einw., mit prächtigen Kirchen, Theatern, Galerien, Werften, Wasserleitungen, Parks und einer Universität. Die älteste Colonie des Festlandes, Neu-Süd-Wales, zählte 1828 36,598 Einw., 1886: 992,875; Victoria, 1834 begründet, fast 1 Mill.; 1792 hatte Neu-Süd-Wales, damals die einzige australische Colonie, 23 Stück Rindvieh, 11 Pferde, 105 Schafe, 43 Schweine. 1881 zählten sämmtliche australische Colonien 9 Mill. Stück Rindvieh, 80 Mill. Schafe, 1½ Mill. Schweine, ihr Gesammthandel betrug 40 £ pro Kopf, der Großbritanniens nur etwas über 20 £; die Bevölkerung Canada's stieg von 1871—1881 von 3,687,024 auf 4,324,810 (17,3 Proc.). Hinter solchem Wachsthum steht nun eine noch auf lange Zeit unerschöpfliche Fülle von natürlichen Hilfsquellen. Von den 2 Mill. □M. Acker- und Forstlandes von Canada sind nur etwa 70,000 unter Cultur und von diesen nur die Hälfte wirklich mit Korn, Weide und Gärten angebaut, so daß mehr als 1,800,000 □M. noch jungfräulicher Boden sind, von denen 1 Mill. als weizenfähig gilt, mehr als die achtfache Fläche der britischen Inseln.

In Neu-Süd-Wales sind 852,000 Acres unter Cultur und 28 Mill. stehen noch zur Verfügung, mit der Ausbeutung der Kohlenlager ist kaum ein Anfang gemacht. So haben sicher diese jungen Töchterstaaten noch eine weit größere Zukunft vor sich. Mag das bekannte Zukunftsbild Macaulay's, der einen Neuseeländer von einem Bogen der London-Bridge die Ruinen der St. Pauls-Kirche aufnehmen läßt, der Einbildungskraft zu sehr die Zügel schießen lassen, so liegt doch kein Grund vor, zu bezweifeln, daß Canada, Victoria oder Neuseeland einst eine so große Rolle spielen werden, wie Frankreich oder Italien: sie werden weiter wachsen, wenn das Mutterland nach Erschöpfung seiner Kohlenfelder in seiner Bedeutung zurückgehen muß, in jedem dieser Staaten wird England verjüngt erstehen.

II.

Es ist dieses Weltreich, welches uns die Ausstellung in South-Kensington in allen seinen Theilen mit allen seinen Erzeugnissen vorführt und zwar in einer Vollständigkeit und Systematik, die nicht genug gerühmt werden können. Man hat sich nicht darauf beschränkt, die Gegenstände jeder Colonie oder Provinz nach Klassen geordnet aufzustellen, sondern fast überall finden wir vortreffliche Karten aller Art, die uns das Land, seine Geologie, Wetterverhältnisse u. s. w. veranschaulichen, vollständige statistische Angaben, Modelle von Eingeborenen in Lebensgröße, von Bauwerken, vom indischen Tempel bis zur malayischen Hütte, Sculpturen, landwirthschaftlichem und fabrikmäßigem Betrieb, von den indischen Frauen, welche Korn zwischen zwei Steinen zerreiben bis zu den canadischen Mäh- und Dreschmaschinen, der australischen Mühle, welche den goldhaltigen Quarz zermalmt und der Diamantschleiferei des Caplandes, in denen wir verfolgen können, wie der rohe Stein gewonnen, bearbeitet und gefaßt wird. Die Thierwelt ist in prächtigen ausgestopften Gruppen vertreten, von denen z. B. die Darstellung eines indischen Jungles mit einer Tigerjagd und der ganzen dortigen Fauna, sowie die Trophäe aller canadischen Pelzthiere Meisterwerke in ihrer Art sind. In den australischen Höfen finden wir plastische Gruppen aus dem Leben der Eingeborenen, in den indischen Modelle eines Dorfes und eines Bazars, in verschiedenen Buden sitzen die Verkäufer von Korn, Gemüse, Früchten und Droguen, über dem Eingang sehen wir ein Concert im Vorhofe eines indischen Palastes, dieser selbst wird uns im vollen Glanze eines Durbars vorgeführt; Ceylon zeigt das Modell eines Elephanten-Kraals, in welchem die wilden Thiere gezähmt werden, Hong-kong eine Cochenille-Fabrik; alle Waffen, Geräthe und Schmuckgegenstände einheimischen Lebens sind vertreten, die Forsten werden uns in einzelnen massiven Blöcken und Stämmen, sowie vollständigen Sammlungen der Durchschnitte vorgeführt, daneben vergegenwärtigen uns eigens angelegte Treibhäuser die ganze Vegetation einzelner Colonien mit ihren Palmen, Farren und Orchideen; Korn und Wolle, Früchte und Baumwolle, Indigo, Opium, Zuckerrohr und alle Arten von Zucker, Thee, Kaffee und Gewürze, Steinkohlen und Erze sind überall in leichtübersichtlicher Weise in vollständigen Mustersammlungen geordnet.

Alles dies wird nun nicht nur durch zahlreiche Zeichnungen, Photographien und Gemälde ergänzt, sondern man ist auch bedacht gewesen, uns lebendige Ver-

treter der Colonieen und ihres Gewerbfleißes vorzuführen. In einem Hofe sitzen indische Arbeiter aller Gewerke in ihren farbigen Gewändern und Turbanen in kleinen Zellen auf ihren Matten, hämmernd und webend, mit den einfachsten Werkzeugen die feinsten Gegenstände herstellend, in einem ceylonischen Theehause bieten uns braune Aufwärter mit weiblicher Haartracht im blendend weißen Gewande den heimischen Trank, in einem Bambusgebäude wird indischer Cacao geschenkt, in dem offenen Hofe kann man die herrlichsten australischen Früchte kaufen, dicht daneben die australischen und Capweine kosten. Eine Canadierin, in wollige Vließe gehüllt, bietet concentrirten Fleischsaft, ein Mädchen in griechischer Tracht kredenzt den feurigen Cyperwein, während das westindische Montserrat mit seinen nicht alkoholhaltigen Lime juice cordials als Mäßigkeitsapostel auftritt. Kurz, wohin man geht und blickt, findet man Belehrung und Anregung in einer Fülle, welche überwältigend wirkt, bis man durch wiederholten Besuch und eingehendes Studium allmälig einen Ueberblick über all den entfalteten Reichthum gewinnt.

Nur in großen Zügen lassen sich auf beschränktem Raum die einzelnen Colonien vorführen.

III.

Wenn man vom Haupteingang die Vorhalle durchschreitet, überblickt man die Süd-Galerie, welche in drei Abtheilungen die indische Ausstellung enthält und verhältnißmäßig den größten Theil derselben einnimmt. Es entspricht dies der gegenwärtigen Bedeutung Indiens für England; denn die Natur der Herrschaft des letzteren über das erstere bringt es mit sich, daß die Beziehungen beider in gewisser Hinsicht weit enger sind, als die des Mutterlandes mit den Colonien, welche sich selbst regieren. Die Zahl der Engländer in Indien beläuft sich nicht auf 150,000, und doch sind sie das maßgebende Element in einer Bevölkerung, die nur von der China's übertroffen wird. In diesem Lande der Kasten sind sie die regierende Kaste, die nur durch überlegene Einsicht und Organisation ein so unbedingtes Ansehen genießt, daß ihr überall willig gehorcht wird. Mit englischem Gelde ist das ganze indische Eisenbahnnetz gebaut, und von der Gesammteinfuhr, die im Durchschnitt der letzten Jahre 68,156,653 £ betrug, kommen auf Großbritannien 49,711,562 £. Nirgends in der Geschichte finden wir ein ähnliches Beispiel, daß ein Staat, der auf der Weltkarte nur einen winzigen Raum einnimmt, auf eine Entfernung von Tausenden von Meilen ein Reich von 250 Millionen regiert, welche so verschiedenen Racen und Religionen angehören, wie die Nationen Europa's. Ethnographisch ist Indien nur ein geographischer Begriff für alle die Völkerschaften, welche die Halbinsel bis zu den westlichen und nördlichen hohen Bergketten bewohnen; politisch bezeichnet es die Herrschaft Englands über dies Menschenmeer, welche das einzige allgemeine zusammenhaltende Band bildet.

Die indische Ausstellung umfaßt außer dem erwähnten Hofe mit einheimischen Arbeitern und dem indischen Palaste, der in voller Größe die Residenz eines einheimischen Fürsten zeigt, drei Abtheilungen: 1) die wirthschaftliche, welche die Naturerzeugnisse, die Thierwelt, die Bewohner und ihr Leben vorführt; 2) zwei Galerien, mit den Erzeugnissen von Kunst und Gewerbe; 3) die admini-

strative, welche zeigt, wie Indien regiert wird. Am anziehendsten für das Auge ist die Ausstellung des indischen Kunstgewerbes, das schon dem Alterthum als unerreichtes Muster galt und noch heute auf so hoher Stufe steht, daß wir mehr von demselben lernen als dasselbe lehren können. Aber man darf dabei nicht übersehen, daß Indien vor Allem ein ackerbauendes Land ist, 90 Proc. der nichtstädtischen Bevölkerung leben von landwirthschaftlicher Arbeit und es würde ein Buch erfordern, wenn man eine Uebersicht der großen Mannigfaltigkeit der Culturen der verschiedenen Provinzen geben wollte, in denen zusammen über 180 Mill. Acres bebaut werden, die allein 1 Mill. Tons Weizen und 1½ Mill. Tons Reis ausführen. Den Eingang zu der wirthschaftlichen Galerie bildet die Forsttrophäe, ein massiver Bau mit zwei Thoren, 15′ hoch, 46′ breit, welcher 3000 Muster indischer Nutzhölzer enthält, vom eisenharten Tiekholz bis zum duftenden Sandal; große Blöcke zeigen daneben den Umfang, den einzelne Bäume erreichen, der des Gryon's mißt 20 Fuß, ein aus einem Stück gearbeiteter Tisch aus Padukholz ist in seiner Platte 7′ lang, 6′ 3½″ breit. Etwas weiter hin erhebt sich eine massive Brücke aus dreißig Arten Bambusrohr zusammengesetzt, welches im südasiatischen Leben eine so große Rolle spielt und aus dem die zierlichsten Körbchen, wie thurmhohe Gerüste gefertigt werden. Zahlreich ist das Geschlecht der Nüsse vertreten, unter ihnen in erster Linie die Cocos und Singa, von der die ärmeren Klassen Monate lang leben; die bekannte Revalenta, eine Linsenart, soll 48 Millionen Acres einnehmen. Das Hauptnahrungsmittel eines großen Theiles der Halbinsel ist Reis, mit dem fast 60 Millionen Acres bestellt sind; Weizen, der jetzt für die Ausfuhr eine so große Rolle spielt, erscheint daneben nur mit 20,3 Mill. Acres, die ärmeren Klassen sind hauptsächlich auf Hirse und Gerste angewiesen. Der Baumwolle wurde erst bei Absperrung oder Aufhören der amerikanischen Zufuhr im Bürgerkriege Sorgfalt gewidmet, sie nimmt jetzt 14 Mill. Acres ein, welche einen Werth von über 13 Mill. £ erzeugen, daneben ist die Jute der wichtigste Faserstoff, von dem roh und fabricirt für 6,241,568 £ ausgeführt wird, insgesammt zählt Indien über 300 Faserarten, von denen etwa ⅓ verarbeitet wird. Die Production der Oelsaaten repräsentirt einen Werth von jährlich fast 11 Mill. £, die Fabrikation des Indigo, das neben Gewürzen die erste von Europäern ausgeführte Waare war, beschäftigt in Bengalen 197 Fabriken. Fast 9 Mill. £ zieht die Regierung aus dem verderblichen Opium-Monopol, wovon 8 Mill. £ auf die Ausfuhr kommen. Eine verhältnißmäßig neue Pflanze ist in Indien der Thee, der 1830 in Assam, wo er wild wuchs, angepflanzt wurde. 1838 kamen die ersten 12 Kisten nach England, 1884 bereits 60 Mill. Pfund. Unter den Harzen sind Catechu, Gutta Percha, Kautschuk und Kampher zu nennen, unter den mehr als 100 officiellen Droguen steht die Chinarinde obenan. Das merkwürdige und werthvolle Lack, das im asiatischen Kunstgewerbe eine so große Rolle spielt, ist ein verhärtetes Harz, das an den Zweigen gewisser Bäume durch den Stich eines Insektes ausschwitzt; in Spiritus aufgelöst wird es als Firniß, mit Schwefel gemischt als Siegellack und zur Ueberziehung von Holzwaaren gebraucht.

Das indische Kunstgewerbe finden wir in zwei langen Galerien vertreten,

eingetheilt in eine Reihe von Höfen, welche durch reich geschnitzte oder lackirte Holz- und durchbrochene Steinwände gebildet werden, deren vorderste, um die Circulation zu erleichtern, aus drei Bögen besteht. Sie vergegenwärtigen uns auf das anschaulichste in Copien einheimischer Arbeiter die hochentwickelte decorative Kunst der Inder, welche sich von jeher auf die Ausschmückung der Tempel und Häuser durch Schnitzereien und feine Steinmetzarbeiten gelegt. Noch heute verwenden alle wohlhabenden Leute einen Theil ihres Ueberflusses auf diesen Luxus, welcher das Kunsthandwerk in erster Linie beschäftigt. Die Originale dieser Wände sind meist Tempel und Paläste, welche uns zugleich in zierlichen Modellen von Gips, Holz, Messing und Elfenbein vorgeführt werden. Sie zeigen im Material, Stil und Ausführung die reichste Mannigfaltigkeit; bald ist der Stoff durchbrochener Sandstein oder eingelegter Marmor, bald Tiek-, Schwarz-, Cedern- oder Birkenholz und Bambus, hier finden wir die Wand einer Moschee in saracenischer Kunst, dort die eines Hindu- oder Buddha-Tempels; überwiegt die Schnitzerei, so sind doch andere Wände ganz mit buntfarbiger Lack- und Glasmosaik oder Papiermaché überzogen. Die Höfe selbst und ihr Inhalt sind nach geographischer Reihenfolge und nicht nach Gegenständen geordnet, weil die indischen Kunstbauten sowohl als das Handwerk der einzelnen Gebiete verschiedenartig sind, manche Gegenstände werden nur von einer oder zwei Familien eines Landes verfertigt. Der frühere geringe Verkehr des unermeßlichen Landes, die Thatsache, daß zufolge der Abschließung der Kasten jedes Handwerk vom Vater auf den Sohn übergeht und manche Kunstzweige durch die einzelnen Fürsten eingeführt wurden, erklären diese Sonderung bei manchem allgemein Verwandten. So sehen wir in der Ausstellung des Punjab entschieden den Einfluß Persiens; in den Gebieten, die früher dem Großmogul unterworfen waren, finden sich Anklänge der Renaissance, indem, wie mir der frühere Vicekönig Lord Lytton sagte, jene Dynastie italienische Künstler heranzog, bei andern erklärt sich der Verfall der Kunst daraus, daß die reichen Höfe verschwanden, welche früher die Arbeiter vornehmlich beschäftigten.

Die dravidischen Tempelbauten der ältesten Zeit stehen den ägyptischen an Großartigkeit nicht nach und übertreffen sie an Durchbildung; ihnen eigenthümlich sind die lotusartigen Capitäle, über denen verzierte Klammern den Fries tragen, der mit Laubwerk, Vögeln, Schlangen und Ungeheuern der indischen Mythologie bevölkert ist. Die späteren Tempel und Pagoden mit ihren vielen Kuppeln erinnern an die byzantinisch-russischen Kirchen. Die buddhistische Architektur ist wesentlich nur durch Birma vertreten und weicht in ihrer ganzen Anlage so von der vorderindischen ab, daß wir sofort den Eindruck einer ganz andern Cultur empfangen. Die mohammedanischen Bauten, welche den Bogen einführten, lehnen sich an den maurischen Stil an; verwandt damit sind auch die der Sikhs, deren Hauptheiligthum der mit vergoldeten Kupferplatten belegte Tempel von Amritsar ist.

Von dem ganzen bildnerischen Kunsthandwerk Indiens läßt sich sagen, daß es durchaus edel in seinen Formen und Motiven ist, so lange es sich an die nie zu erschöpfende Welt geometrischer Figuren und Arabesken hält, aber sofort ins Steife, Groteske oder Fratzenhafte fällt, sobald es Menschen- oder Thiergestalten

darstellt. Alle Götterbilder sind greuliche Mißgeburten, nur die lebensgroßen, naturwahren Figuren aus Papiermaché, welche die Typen der indischen Bevölkerung und die Hauptwaffen des Heeres darstellen, machen eine Ausnahme, sind freilich auch unter europäischer Leitung gefertigt.

In Gold- und Silberarbeiten ragen hervor das Punjab, Mysore, Dakka in Bengalen, Rangun, Gujerat und Kutch in Bombay, letzteres besonders in schweren getriebenen Gefäßen; alles indische Geschmeide trägt einen religiös-symbolischen Charakter, der Schmuck ist nicht Zierrath, sondern soll den Träger vor irgend einem Uebel bewahren. Die Mohammedaner tragen keine Talismane, dagegen bewahren sie in Medaillons einen kleinen Compaß, der die Richtung nach Mekka zeigt, und bevorzugen das Silber, das in heidnischer Zeit dem Mondgott geheiligt war, wie Gold dem Baal, und im Anschluß an diese Tradition wurde auch Silber, das in Arabien damals zugleich das seltene Metall war, das Geld des Orients. Der Schmuck gilt gleichsam als Sparkasse, da er leicht zu Geld zu machen ist. Travancore und Kuttak zeichnen sich besonders durch Filigran aus, welches wahrscheinlich schon von Phöniciern und Arabern nach dem Westen, von den Normannen nach dem Norden gebracht wurde, denn wir finden es in Arabien und Malta, wie in Etrurien und Skandinavien; es wird vorzugsweise von Knaben verfertigt, deren scharfe Augen und zartfühlige Finger die feinen Silberfäden mit der nöthigen Genauigkeit und Schnelligkeit zusammenzufügen wissen. Die Emailarbeiten sind von großer Schönheit, namentlich das sog. grüne Email, das durch Aetzungen einer Glasplatte hergestellt wird, welche mit feinem Goldstaub bestreut werden, den starke Hitze anhaften läßt; hinter das Glas wird dann eine dünne Silberplatte gelegt, welche dem Ganzen einen eigenen Glanz und Tiefe der Farbe gibt.

Die damascirten Waffen Hyderabads halten ihren alten Ruf aufrecht. Schilder von Stahl und eingelegter Rhinoceroshaut mit Goldbuckeln, Dolche mit erhabener Arbeit zeigt Jeypore, Kettenpanzer, golddamascirte Brustplatten, welche an italienische Sgrafitti erinnern, das Punjab.

Der allgemeine Gebrauch von Gefäßen in Messing, Kupfer und andern Metallen für religiöse und häusliche Zwecke gibt der Herstellung dieser Gegenstände weite Verbreitung; durchbrochene Messingarbeiten und Gefäße in getriebenem Kupfer stehen dabei an der Spitze, in letzter Art ist der große Krug, der von Zöglingen der Bombay-Kunstschule gearbeitet worden, ein Meisterwerk. Indien eigenthümlich sind die Bidri-Waaren, genannt nach der Stadt Bidra, wo sie zuerst gefertigt wurden; der Grundstoff ist eine Mischung von Kupfer und Zinn, in welche die Zeichnung in Gold, Silber oder Messing eingelegt wird, entweder ist der Grund hell und das Muster in Schwarz ausgeführt, oder ersterer dunkel, das Muster silbern oder lichtgelb. Die Waare von Lucknow zeigt eine etwas erhabene Einlage, bei der von Moradabad wird eine Zinnplatte auf Messingunterlage gefügt und die Zeichnung in die erstere entweder einfach eingeschnitten oder mit Lack ausgefüllt. In Hyderabad muß jede Aussteuer einen vollständigen Satz von Bidriwaaren umfassen und bei dem immerhin hohen Preise derselben haben die Väter schon lange vorher zu sammeln, ehe die Töchter heirathsfähig sind.

Die indischen Lackarbeiten unterscheiden sich ganz von den chinesischen und japanischen; während diese auf einfarbig schwarzem oder rothem Grunde Zeichnungen in Gold bieten, zeigen die indischen nur Arabesken in hellen Farben auf meist glänzend rothem oder blauem Grund aufgetragen. Die Gegenstände in Holz oder Bambus werden auf einer Scheibe gedreht und das Lack dann in weichem Zustande in einer oder mehreren Lagen aufgetragen, die Zeichnung wird eingeritzt oder aufgetragen, in Hyderabad werden besonders erhabene Muster gemacht, welche durch eine aufgelegte Mischung von Muschelkalk mit einem besonderen Harz hergestellt und dann reich vergoldet werden. Man verwendet das Lack als architektonischen Schmuck wie zu den kleinsten Gegenständen; in einem Schachspiel aus Sindh reiten König und Königin auf Elephanten, die Springer auf Pferden, nur die Bauern gehen zu Fuß. Die Elfenbeinschnitzereien sind kunstvoll, stehen aber den chinesischen an Feinheit nach, dagegen sind die eingelegten Arbeiten in Elfenbein, Eben- und Sandelholz, Silber und kleinen Steinchen, aus denen die kunstvollste Mosaik hergestellt wird, ebenso unübertroffen, wie die in Schwarzholz geschnitzten Möbel und Rahmen.

Die Baumwollenweberei hält sich trotz der starken Einfuhr von Manchester's Maschinenwaare, der Bombay nachstrebt, noch für den Hausgebrauch. Die Kattune sind einfarbig, gestreift oder auf weißem und farbigem Grunde bedruckt, letzteres geschieht, wie man im indischen Hofe sieht, meist mit der Hand. Der Arbeiter hat einen Stempel, ähnlich wie unsere Buchbinder zum Vergolden, und trägt damit das Muster in nie fehlender Regelmäßigkeit auf das Gewebe. Persischer Waare nachgeahmt sind die mit Goldstaub bestreuten Zitze, die vorher mit Leimwasser befeuchtet werden. Unerreicht stehen die feinen Musline da, die jedoch in ihrer früheren Vollendung kaum noch angefertigt werden. Vor Alters hatte man so duftige Gewebe, daß ein Stück, 15 Ellen lang und 1 breit, nur 300 Gramm wog, während jetzt das feinste von gleicher Größe 1600 Gramm Gewicht hat. Die Namen des alten sind dann auch orientalisch-poetisch, um eine Idee von der Zartheit des Gespinnstes zu geben: laufendes Wasser, Abendthau, gewobene Luft. Auch die heutigen besten, Königsmuslin, genannt, können nur in der Morgen- und Abendkühle gewebt werden, wo die Finger der Arbeiter nicht durch die Hitze feucht werden. Bei den gestickten werden vorzugsweise Gold- und Silberfäden, sowie glänzende Käferflügel verwendet, oft zeigen sie eingestickte Verse aus den Vedas oder dem Koran: die Künstlerinnen sind kleine Mädchen, deren feine Finger sich am besten für solche Arbeit eignen. Die Seidenweberei war in Indien von jeher ein blühendes Gewerbe und ist es noch; auch hier haben die reichen Stoffe vielverheißende Namen: Silbergerieſel, Tauben- und Nachtigallen-Augen, Pfauenhals u. s. w. Gemischte Gewebe von Baumwolle und Seide werden namentlich für die Mohammedaner gemacht, denen es verboten ist, ganzseidene Gewänder zu tragen. Besonders schön sind die mit Gold broschirten Seidengewebe, Kinkhabs genannt, sie passen vortrefflich zu der matten Olivenfarbe indischer Frauen von hoher Kaste, wie man sie jetzt häufig in der hohen Gesellschaft Londons sieht, und wogen wie fließendes Gold um die geschmeidigen Gestalten. Die Stickerei ist sehr verbreitet; selbst Bauerfrauen sticken ihre Hemden, die oft ihre ganze Bekleidung bilden, wie dies ähnlich in

Rumänien geschieht, mit Baumwolle oder Seide in bunten Farben, kostbarere Gewänder für Brautpaare und Tänzerinnen werden mit Silber- und Goldfäden gestickt. Am reichsten aber sind die Arbeiten auf Sammt oder Tuch für Staatsfeierlichkeiten, Elephantengeschirr, Palankine und Throne; die Gold- und Silberspitzen zeichnen sich durch außerordentliche Zartheit aus, wie man daraus abnehmen mag, daß aus einer Rupie Silber fast 800 Ellen Fäden gezogen werden.

Die indischen Shawls sind durch die Feinheit ihres Gewebes wie durch den geschmackvollen Glanz ihrer Muster bekannt, wenn auch die französische Nachahmung dieselben jetzt vielfach von den europäischen Märkten verdrängt hat und dasselbe gilt auch von den Teppichen, bei denen man zum Schaden der Industrie vielfach die alten harmonischen Farben verlassen, hauptsächlich indem die Regierung die Teppichweberei zur Gefängnißarbeit machte und die glänzenden aber unhaltbaren Anilinfarben einführte. In neuester Zeit bemühen sich die Kunstschulen in Bombay, Lahore und Madras, die alten reinen orientalischen Muster wieder herzustellen. Die ursprünglich indischen Teppiche sind von Baumwolle in Streifen von blauer oder Chokolade-Farbe mit jeweiligen Feldern, sie werden vornehmlich in Bengalen und Nordindien verfertigt; die wollenen wurden von den mohammedanischen Eroberern eingeführt und ihre Hauptwerkstätten sind noch in den muselmännischen Mittelpunkten. — Eine Erwähnung verdienen noch die musikalischen Instrumente, meist Variationen der Guitarre oder Mandoline in unzähligen Formen, daneben einfache Trompeten und verschiedene Trommeln und Gongs. Streichinstrumente scheinen ganz unbekannt zu sein.

Der administrative Hof kann allerdings die eigentliche Organisation der indischen Regierung nicht zeigen, er veranschaulicht sie nur in manchen wichtigen Beziehungen. Wir sehen in Modellen das Soldatenleben in Kasernen und Zelten, Kriegsmaterial und Transport desselben, Ambulanzen, Feldhospitäler, Vorrichtungen, um wilde Elephanten und Tiger zu fangen. Das Postamt zeigt die fahrenden, reitenden und laufenden Boten, durch welche es jährlich 184 Mill. Sendungen vertheilt. Das öffentliche Arbeitsamt vergegenwärtigt die großen Bewässerungsanlagen, von denen Millionen von Leben abhängen, Strom- und Seehafenbauten, Eisenbahnwagen u. s. w. Die Forstabtheilung gibt außer der genannten Trophäe eine Uebersicht seiner Verwaltung der ungeheuren Wälder, an deren Spitze bis vor Kurzem ein Deutscher, Dr. Brandis, stand, und deren rationelle Bewirthschaftung nicht nur für nachhaltige Lieferung von Nutzholz, sondern auch für die Vertheilung des Regenwassers so wichtig ist. Das Amt des Innern schickt eine merkwürdige Sammlung aller Unterrichtsmittel, die in den 112,237 Schulen mit 2,750,161 Zöglingen verwendet werden. Es bestehen in Indien drei Universitäten, in Calcutta, Madras und Bombay, in denen indeß nicht gelehrt wird, sondern die nur in Recht, Medicin, Kunst- und Ingenieur-Wesen prüfen und so die ganze höhere Erziehung leiten, welche in den Colleges vor sich geht. Diese, zweiundachtzig an der Zahl, sind nach den Gegenständen eingetheilt, in welchen sie unterrichten und zählen an 9000 Studirende. Zum Eintritt in dieselben werden die Knaben durch höhere Schulen vorbereitet, deren in jedem District eine besteht und in denen englisch unterrichtet wird. Die Volksschulen lehren in der Landessprache, die Mittelschulen in den kleineren Städten und größeren Dörfern brauchen je

nach Umständen das eine oder andere Idiom. Besonders in neuester Zeit ist für die Volksschulen viel gethan, die bei der Verschiedenheit der Racen und Religionen nicht gleichförmig sein können; in Birma sind sie z. B. noch wesentlich in Händen buddhistischer Mönche, in manchen Orten in denen christlicher Missionen, die Mohammedaner haben ihre besondern Schulen. Die Regierung überwacht alle Privatschulen, gibt ihnen Subventionen und errichtet, wo sie fehlen, solche selbst. Die Mädchenschulen sind in Folge der einheimischen Vorurtheile noch sehr zurück, in den Nordwestprovinzen mit 15 Mill. Einw. zählen sie nur 6550 Zöglinge, in Bengalen bei 30 Mill. kaum 12,000; besser steht es in Madras, Bombay und dem Punjab, wo man mit Erfolg Knaben und Mädchen in einer Schule vereinigt hat. Die einheimische Presse hat seit 1818, wo die erste Zeitung in Hindustan gedruckt ward, einen großen Aufschwung genommen: 1880 gab es 230 Blätter in 18 verschiedenen Landessprachen mit 130000 Exemplaren, die Zahl der Leser aber ist unendlich viel größer, da jedes Blatt in den Bazaren von Hand zu Hand geht. Im Zusammenhang mit der sich verbreitenden Bildung ist in neuerer Zeit vielfach die Forderung örtlicher Selbstregierung aufgetreten, aber viel weniger von Indern als von englischen Theoretikern aufgestellt, die in dem letzten schwachen Vicekönig Lord Ripon ein Mundstück fanden. „Der Eingeborne," sagt Hübner[1]) „will nicht von seines Gleichen gewählt sein, sondern von solchen, die über ihm stehen und das sind für ihn die englischen Beamten; in den nordwestlichen Provinzen mußte die Regierung sehr gegen ihren Wunsch den Statthalter bevollmächtigen, die Municipalverwaltung in die Hand zu nehmen." Indem Lord Ripon den Indern sagte, daß in der Selbstregierung das Mittel für alle ihre Uebel liege, brachte er sie auf den Gedanken, daß England die Zeit voraussehe, wo es Indien sich selbst überlassen müsse. Während der Eingeborene stets vorzieht, von einem englischen Richter, dessen Unparteilichkeit er vertraut, Recht zu nehmen, wollte er im Widerspruch mit aller praktischen Erfahrung, in ländlichen Districten die Europäer unter einheimische Richter stellen. Die radical-sentimentale Schule, welche Engländer mit den verschiedenartigen Racen gleichstellen will, die sich gegenseitig abstoßen, untergräbt die dortige englische Herrschaft und doch ist kein Zweifel, daß nach dem Sturz die alte Anarchie eintreten würde. In Indien gibt es nur religiöse, wirthschaftliche und örtliche Institutionen, keine politischen, die Bevölkerung ist seit undenklichen Zeiten stets von Fremden beherrscht und das englische Regiment wird willig getragen, weil das große Land nie zuvor so gut regiert war. Dies Regiment muß seiner Natur nach autokratisch sein, aber es ist das eines intelligenten und wohlwollenden Absolutismus, der durch berathende Behörden der Willkür der Gouverneure Schranken setzt und die Herrschaft einer Reihe einheimischer Fürsten hat bestehen lassen, welche ihre Staaten (1/3 des Reiches mit 54 Mill.) unter Leitung britischer Residenten regieren. Hübner sagt in dieser Beziehung vol. II. p. 174:

„Indien ist büreaukratisch regiert, aber diese Büreaukratie zeichnet sich vor der unsrigen aus, ich habe im intimen Umgang Beamte aller Grade kennen lernen. Ueberall habe ich Männer gefunden, die sich ganz ihrem Dienst hingaben, vom Morgen bis zum Abend arbeiteten und trotz ihrer mannigfaltigen Beschäftigung noch Muße fanden, sich mit Literatur und ernsten Studien

[1]) A travers l'Empire Britannique. 1886. II, p. 235.

zu beschäftigen. In Europa herrscht unter den Beamten Routine, die Tage folgen und gleichen sich, es bedarf großer Revolutionen, europäischer Kriege, um ihre gemächliche Eintönigkeit zu stören. So ist es hier nicht. Die Mannigfaltigkeit der Pflichten erweitert und bildet den Geist des anglo-indischen Beamten, die Gefahren, denen er von einem Augenblick zum andern begegnen kann, stählen seinen Charakter. Er bekommt einen weiten Gesichtskreis und lernt in seinem Zimmer zu arbeiten, während der Boden unter seinen Füßen zittert. Ich glaube nicht zu viel zu sagen, wenn ich behaupte, daß es keine unterrichtetere, geschäftskundigere und staatsmännisch geschultere und, wie Niemand bestreiten wird, keine unbescholtenere Büreaukratie gibt, als die, welche die Ganges-Halbinsel verwaltet." „In materieller Beziehung," sagt Hübner (p. 267), „ist Indien nie so blühend gewesen, wie jetzt. Das Aussehen der Eingebornen, die meist wohl gekleidet sind, sowie auch ihre Dörfer, Häuser und Felder scheinen dies zu beweisen. In ihrem Benehmen liegt nichts Knechtisches, vielmehr begegnen sie ihren englischen Gebietern mit einer gewissen Freiheit, die weit von der platten Unterwürfigkeit entfernt ist, welche uns in andern Ländern des Orients abstößt. Ich vermag nicht, den heutigen Eingeborenen mit dem zu vergleichen, der er früher war, aber ich habe die der Kaiserin unmittelbar untergebenen Völkerschaften mit den Unterthanen der einheimischen Fürsten vergleichen können. Man überschreitet z. B. die Grenzen von Hyderabad, Himmel, Sonne und Race sind dieselben, aber der Unterschied zwischen beiden Gebieten ist auffallend und ganz zum Vortheil der Präsidentschaft Madras oder Bombay, die man verlassen hat. Selbst wenn man sich auf den Standpunkt der Pessimisten stellt, so kann man nicht bestreiten, daß Britisch-Indien ein Beispiel bietet, das ohne Gleichen in der Weltgeschichte dasteht. An die Stelle ewiger Fehden ist ein fest begründeter Friede im ganzen Umfang des Reiches getreten, statt der früheren grausamen Erpressungen werden mäßige Steuern erhoben, die geringer sind als in den Gebieten der einheimischen Fürsten, die Willkür ist durch Gerechtigkeit ersetzt, welche für Alle die gleiche ist, die Gerichte, deren Käuflichkeit sprichwörtlich war, haben unbescholtenen Richtern Platz gemacht, deren Beispiel schon auf die Eingebornen zu wirken beginnt; die Sitten mildern sich; abgesehen von gewissen Schranken, welche im Interesse der öffentlichen Sittlichkeit gezogen sind, werden die religiösen Culte aller Unterthanen und ihre herkömmlichen Gebräuche streng geachtet. Materiell, wie gesagt, ein Aufschwung ohne Beispiel und selbst die periodischen Hungersnöthe, welche gewisse Theile der Halbinsel heimsuchen, werden durch die Eisenbahnen gemildert, welche die Zufuhr erleichtern. Und wer hat alle diese Wunder bewirkt? Die Weisheit und Unerschrockenheit einiger leitender Staatsmänner, die Tapferkeit und Zucht eines Heeres, das aus einer Anzahl Engländer und einer großen Zahl Eingeborner zusammengesetzt ist und von Helden geführt wurde, endlich und ich möchte fast sagen hauptsächlich, die Hingebung, die Einsicht, der Muth, die Ausdauer, das Geschick, vereint mit einer unbedingt probehaltigen Unbescholtenheit einer Handvoll Beamter und Richter, welche das indische Reich regieren und verwalten."

Ceylon, von Indien nur durch die Palkstraße getrennt, unterscheidet sich von demselben doch sehr; das umgebende Meer mäßigt die Hitze, die Fruchtbarkeit ist allgemein, die ganze Natur der Insel höchst reizvoll: sie zeigt in ihren Ruinen von Tempeln und Palästen die Reste uralter Cultur und ist im Gegensatz zu Indien fast ganz buddhistisch; so begreift es sich, daß Ceylon, „das hängende Kleinod Indiens" von Dichtern genannt, von Alters her Abenteurer und Eroberer angezogen hat. Die ersten europäischen Ansiedler waren Portugiesen, die dann von Holländern verdrängt wurden, welche 160 Jahre die Küsten beherrschten, während das Innere unter einheimischen Herrschern blieb, erst 1795—98 eroberten die Engländer Ceylon und unterwarfen das ganze Land, das in sieben Provinzen getheilt als Kron-Colonie regiert wird. Die Bevölkerung ist durchweg ackerbauend, wie dies die schon 500 v. Chr. begonnenen großen Bewässerungsanlagen zeigen, der Handel liegt ganz in den Händen eingewanderter Mohammedaner. Bis vor Kurzem war die Hauptcultur Kaffee, der, von den Arabern eingeführt, auf dem Londoner Markt höher als irgend ein anderer bezahlt wurde; 1874 war die Ausfuhr 5 Mill. £; in jüngster Zeit aber sind die Pflanzungen von einem Blätterpilz heimgesucht worden,

der einen Verlust von 15 Mill. £ herbeigeführt hat. Ersatz hat man außer Cacao und Chinarinde hauptsächlich in der Theecultur gefunden, welche jetzt schon an 4 Mill. Pfd. liefert und deren Waare mit 1 ß 3½ d bezahlt wird, während die China's nur 10½ d durchschnittlich bedingt, so daß Ceylon sicher in Zukunft eines der Haupttheeländer werden wird. Neben zahlreichen andern Erzeugnissen hält die Ausstellung den alten Ruhm der Insel für Edelsteine aufrecht; die Perlenfischerei lieferte 1881: ½ Mill. £., die Gesammtausfuhr betrug 1881: 3,161,262 £.

Die unter dem Namen der Straits-Settlements zusammengefaßten und seit 1865 von der indischen Verwaltung getrennten Niederlassungen auf oder nahe der malayischen Halbinsel gehören zu den blühendsten britischen Colonien, ihre Gesammtausfuhr beläuft sich auf 17⅓ Mill. £. Die Hauptbedeutung dieser Collectiv-Colonie, von der die wichtigste Insel Singapore 1819 durch den Scharfblick Sir Stamford Raffles, des früheren Statthalters von Java, erworben wurde, ist commerciell; in ihren Freihäfen sammelt sich ein gewaltiger Handel, der 1884 für Singapore, ohne einheimische Fahrzeuge 2,288,118, für Penang 1,164,982, für Malacca 181,074 Tons betrug. Die Bevölkerung besteht fast zu gleichen Theilen aus mohammedanischen Malayen und eingewanderten Chinesen; ihre Ausstellung bietet überwiegend ethnographisches Interesse durch die Modelle einheimischer Häuser, Geräthe, Waffen, Boote; von Handelserzeugnissen sind besonders Zinn, Bauholz, Gewürze, Kaffee, Kautschuk und Gutta-Percha zu nennen.

Die 30 □M. große Felsen-Insel Hong-Kong, welche 1842 erworben ward, beherrscht die Gewässer von China, ist aber namentlich durch ihre Lage und ihren vortrefflichen Hafen für den Handel wichtig, welcher durch den Suezkanal 1884 auf 5½ Mill. Tons gestiegen war; die Ausstellung der eigenen Producte ist ganz chinesisch. Im Malayischen Archipel sind vor Allem bedeutend die Ansiedelungen auf Borneo; Sarawak wurde in den dreißiger Jahren von Sir James Brooke erworben und ist jetzt eine Colonie von 300,000 Einw.; als noch zukunftsreicher erscheint Nord-Borneo, dessen Colonisatoren 1881 einen Freibrief erhielten, welcher der Gesellschaft die weitgehendsten Rechte verleiht. Im Mittelpunkt des malayischen Verkehrs gelegen, mit einer Küstenlinie von 600 M., trefflichen Häfen und fruchtbarem Boden, der Kaffee, Tabak, Gewürze und Faserstoffe erzeugt, große Wälder von Mahagoni und Eisenholz und reiche Guanolager hat, ist dies Gebiet einer großen Entwicklung gewiß.

IV.

Wenden wir uns jetzt nach Westen und lassen Aden-Perim nördlich liegen, die weniger eine Colonie als eine militärische und Kohlenstation sind, so finden wir auf dem Wege nach Afrika eine Inselgruppe, von denen Mauritius die bedeutendste ist. Bis zum Kaiserreich in französischen Händen, war diese stella clavisque maris Indici oder wie Thiers sie nennt, das „Malta des Indischen Oceans", das Hauptquartier der Kreuzer, welche dem ostindischen Handel der Engländer schweren Schaden thaten; von denselben genommen, blieb sie im Pariser Frieden britisch und hat die hohe Cultur, welche sie den Franzosen verdankt, erhalten. Fast alle Bedürfnisse der 370,000 Einw. werden von Außen eingeführt, dagegen das Gesammterzeugniß ihres Bodens an Zucker, Rum, Droguen, Hölzern und Faserstoffen ausgeführt;

hierbei herrscht Zucker, dessen Cultur Labourdonnais vor 140 Jahren einführte, so vor, daß von der Gesammtausfuhr von 3,941,373 £ nur 370,000 £ auf andere Erzeugnisse kamen. Von hier aus wird hauptsächlich Indien, Südafrika und Australien versorgt; doch hat die Ausfuhr nach letzterem, das selbst beginnt, Zucker zu bauen, sich von 56 Mill. Tons auf 24 000 vermindert.

Das Capland wurde 1652 zuerst von den Holländern besetzt und dem Monopol ihrer Ostindischen Gesellschaft übergeben, erst zu Ende des 17. Jahrh. kamen Holländer, Deutsche, französische und italienische Flüchtlinge als Colonisten, welche, um dem engherzigen Regiment der Gesellschaft zu entgehen, sich ins Innere zogen. 1793 eroberten die Engländer die Colonie, gaben sie im Frieden von Amiens an Holland zurück, aber besetzten sie 1806 wieder und behielten sie. Das holländische Element hat nichts desto weniger seine große Bedeutung aufrecht erhalten, sowohl in der Capstadt, als durch die zahlreichen Ansiedler im Innern, die Afrikanders; Hübner fand landeinwärts noch ganz die Dörfer Ruysdael's und die Häuser der großen Zeit der Republik in Seeland und Friesland. In der Behandlung dieser Bevölkerung, welche das Land zu dem gemacht, was es ist, hat nun England nicht das Geschick gezeigt, das sonst seine Colonialpolitik auszeichnet. Die Holländer hatten eine Art Hausſklaverei der Eingebornen eingeführt, die sie übrigens sehr gut behandelten und damit vertheidigten, daß dieselben ohne Zwang überhaupt nicht arbeiteten. Bei der allgemeinen Aufhebung der Sklaverei wurde den Holländern nur eine im Vergleich mit andern Colonien ganz geringe Entschädigung zugesprochen, welche sie verweigerten; dazu hob die Regierung die Gesetze gegen Landstreicherei auf, die nun eine allgemeine Plage für die Ansiedler ward. So wurden die Boers, die an sich gegen alle Politik gleichgültig waren, in die Opposition getrieben, packten auf und zogen 1835 weiter ins Innere, wo sie allmälig Natal, Transvaal und den Oranjestaat begründeten; im Colonialamt fand man, daß sie trotzdem englische Unterthanen blieben und verfolgte sie, es gab eine Reihe von Kriegen mit den Afrikanders und Kaffern, bis man 1852 den Oranjestaat und Transvaal als unabhängig anerkannte und sich verpflichtete, nicht mehr in ihre Beziehungen zu den Eingebornen sich zu mischen. Siebzehn Jahre dauerte der Friede, und jene beiden Staaten gediehen. Da wurden die Diamantenfelder in Oranje entdeckt und unter dem Vorwand, daß sie einem Griquahäuptling gehörten, nahm man sie den Boers, hetzte die Kaffern gegen sie auf, versuchte dann die gegeneinander erbitterten Theile in eine Südafrikanische Conföderation zusammenzubringen und als dies naturgemäß scheitern mußte, einverleibte man Transvaal. Dazu gerieth man in Kriege mit den Kaffern und Zulus, und um die Verwirrung voll zu machen, gab man der Colonie eine Verfassung, die auf zwei wesentlichen Grundsätzen beruhte, der Autonomie in eignen Angelegenheiten, der entsprechend dieselbe für ihre eigne Vertheidigung sorgen soll und der Gleichheit der Racen. Die erstere hat bei unzureichenden Kräften stets zu Verwicklungen geführt, in denen England schließlich doch einschreiten mußte. Die Behauptung der Gleichheit aller Unterthanen widersprach den offenkundigsten Thatsachen, die Erfahrung hat gezeigt, daß es unmöglich, eine Colonie von gemischter Bevölkerung, in welcher die farbigen Eingebornen die große Mehrheit bilden, constitutionell zu regieren. Jamaika und Natal, die man auch mit

einer Verfassung beglückt, haben selbst verlangt, wieder Kroncolonien zu werden; im Capland kam der Gegensatz von Holländern und Engländern hinzu, welche sich schroff im Parlament gegenüberstehen. Die Verwirrung führte zu einem allgemeinen Kriege, der mit einer entscheidenden Niederlage der englischen Truppen bei Majuba-Hill endete. Es war unvermeidlich, nachzugeben; aber man that es ungeschickt mit Vorbehalten, schädigte das englische Ansehen in ganz Südafrika und kam doch nicht zum Frieden. Man mußte die Unabhängigkeit Transvaals wieder anerkennen und zog in dem unklugen Streit mit Deutschland über Angra-Pequena den Kürzeren, wollte dann aber zeigen, daß England noch einen Willen habe und unternahm gegen die Ansicht der Capregierung und der Majorität ihres Parlaments einen neuen Feldzug gegen Bechuanaland, mit dem man jetzt nichts anzufangen weiß. Die ganze englische Politik in Südafrika ist eine Kette von Widersprüchen, von ungerechtem Vorgehen und kleinmüthigem Rückzug und der Präsident des Transvaal, Krüger, sagte Froude nicht mit Unrecht, daß mit seltenen Ausnahmen jeder Schritt derselben von dem Gedanken eingegeben erscheine, die Herrschaft Englands zu untergraben. Im Parlament haben die Holländer die Mehrheit, der Statthalter und sein Ministerium hängen von ihr ab und doch ist ersterer zugleich Obercommissar für ganz Südafrika und soll die Befehle des englischen Colonialamts ausführen. Die Beamten haben in dieser Verwirrung jedes Vertrauen verloren, da sie fürchten müssen, entweder in London verleugnet oder im Parlament angegriffen zu werden. Man hat das Recht aufgegeben, die Colonie zu regieren und es doch den Colonisten unmöglich gemacht, sich selbst mit der nöthigen Unabhängigkeit zu regieren. So ist das Land die Beute wohlmeinender Philanthropen, wechselnder Colonialminister und innerer Parteien geworden, deren jede um englische Hilfe wirbt. Nachdem man es mit allen Parteien verdorben, bleibt nur eine Alternative, entweder die Verfassung zu beseitigen und die Colonie durch einen festen und umsichtigen Statthalter zu regieren, oder da das wohl nicht möglich sein wird, die Colonie sich selbst zu überlassen und nach dem Willen der holländischen Mehrheit zu regieren.

Daß die Elemente des Gedeihens an sich nicht fehlen, zeigt die materielle Entwicklung inmitten aller dieser Wirren: die Einfuhr stieg von 2,065,592 £ in 1860 auf 5,240,000 £ in 1884, die Ausfuhr 2,080,398 auf 6,345,674 £; die Schiffahrtsbewegung von 655,292 auf 5,322,147 Tons. Die Straußenzucht lieferte 1857 für 10,000 £ Federn, jetzt für 966,840 £, die Ausfuhr von Wolle betrug 1830: 10,000 £, 1872: 49 Mill. Pfd. Der berühmte Capwein zählt 70 Mill. Stöcke, die von 1868—84 ausgeführten Diamanten und andere Steine repräsentiren einen Werth von fast 32 Mill. £, die Kupfer-Minen sind sehr reichhaltig, die Hauptgesellschaft gab bis 40 pCt. Dividende. Die Erzeugnisse der nordöstlichen Kroncolonie Natal sind ähnlich, aber schon mehr tropischer Natur, Zucker und vorzüglicher Thee stehen im Vordergrunde. St. Helena und Ascension haben durch den Suezkanal sehr an Bedeutung verloren, die westafrikanischen Besitzungen aber steigen an Wichtigkeit durch die bedeutende Ausfuhr von Cocos- und Palmöl, Palmkernen, Elfenbein und Gold, das zukunftsreichste Gebiet ist das des Niger, welches 1885 unter Protectorat gestellt ist und von dessen Handel die Engländer, da die Congoacte nur freie Schiffahrt des Stromes festgesetzt hat,

andere Nationen, namentlich die Deutschen durch Zollplackereien auszuschließen suchen. Die National African Company hat die am Niger und Benum bestehenden französischen Factoreien aufgekauft, hat mit allen dortigen Häuptlingen Verträge abgeschlossen, die ihr das Handelsmonopol sichern und von der Regierung einen Freibrief erhalten, welcher ihr die vollste autonome Verwaltung überträgt. Von den europäischen Colonien bietet der Felsen Gibraltars so wenig Ausstellungswürdiges wie Helgoland; Cypern gehört, wie erwähnt, England nicht, aber hat sich unter seiner Verwaltung sehr gehoben: die Ein- und Ausfuhr stieg von 334,775 £ in 1878 auf 634,393 £ in 1883—84. Malta hat vor Allem strategische Bedeutung, ist aber auch vortrefflich angebaut und bewährt seinen alten Ruf für Spitzen und Filigranarbeit.

In Süd- und Mittelamerika besitzt England, von den Falklands-Inseln abgesehen, die 1833 als Walfischfahrer-Station besetzt wurden, aber jetzt nur Viehzucht und Fischfang treiben, Guyana und Honduras. Die Hauptausfuhr beider sind Holz, vor Allem Mahagoni und Kampesche und Zucker, der in den fruchtbaren Marschen der Seeküste wunderbar gedeiht, bei dem heißen und feuchten Klima ist die Arbeiterfrage die Hauptschwierigkeit. Von den Antillen gehören England Jamaika, Trinidad, die Windward-Inseln: Barbados, St. Vincent, Granada, Tobago, St. Lucia, die Leeward-Inseln: Antigua, Montserrat, St. Christopher, Dominica, die Virgin-Inseln, endlich die Bahamas, ohne letztere zählen sie eine Bevölkerung von 1½ Mill., eine Ausfuhr von 6,711,243 £ und eine Schiffahrtsbewegung von 5,398,869 Tons. Alle diese Inseln sind von größter Fruchtbarkeit, meist gutem Klima und erzeugen alle tropischen Producte, welche die Ausstellung uns in ebenso großer Fülle als geschmackvoller Ausstattung auf dem Hintergrunde ihres ethnographischen Lebens vorführt. Alle sind durch die Aufhebung der Sklaverei sehr zurückgegangen, da die freigewordenen Neger nicht mehr arbeiteten, als sie zu ihrer Nothdurft gebrauchten und haben sich erst neuerlich durch die Einführung von Kulis und die Schaffung kleinen Grundeigenthums für Neger wieder gehoben. Die Hauptcultur bleibt Zucker, trotz der drückenden Concurrenz der durch Ausfuhrprämien begünstigten europäischen Rübe, man hält daran fest, weil das Rohr sich allen verschiedenen Bodenbedingungen fügt und zuverlässigen Ertrag gibt, und erzielt durch verbesserte Preßmaschinen größeren Ertrag, während die Creolen Cuba's in träger Resignation ihre Pflanzungen eingehen lassen. Kaffee, Tabak und namentlich Südfrüchte bilden die nächstwichtigen Ausfuhrartikel, namentlich gehen Ananas, Orangen und Citronen in großen Mengen nach den Verein. Staaten. Die Bahamas sind neben ähnlichen Erzeugnissen namentlich bemerkenswerth durch die der See: Schwämme, Korallen, Muscheln, aus denen schöne Kameen geschnitten werden; Seefarren, die den Stoff zu zierlichen Körben und Damenhüten liefern und die kostbaren rosa Perlen, welche für den Nichtkenner freilich kaum von blassen Korallen zu unterscheiden sind.

Neufundland, die älteste überseeische Colonie Englands, ist vor Allem durch seine Fischerei bekannt, welche schon Lord Bacon für werthvoller als die Minen Peru's erklärte und welche bis auf die Gegenwart der Gegenstand stets wiederkehrenden Streites mit Frankreich und den Vereinigten Staaten geblieben ist. Den Hauptfang bildet der Kabeljau, der getrocknet als Fastenspeise nach katho-

lischen Ländern geht, von 1872—76 war die durchschnittliche jährliche Ausfuhr fast acht Mill. £ oder Doll. Die Lebern liefern feinen Thran, die Luftblasen Fischleim und die Abgänge werden durch Dampf getrocknet und zu Dünger verarbeitet.

Canada, über dessen Abtretung (1763) die hochmüthige Unwissenheit Voltaire's als „quelques arpents de neige" seine Landsleute tröstete, ist jetzt zu einer blühenden Conföderation mit fünf Mill. Einwohnern gewachsen, deren unermeßliches Gebiet noch einer unübersehbaren Entwicklung fähig ist. Und doch war England nach dem amerikanischen Unabhängigkeitskriege nahe daran, es freiwillig aufzugeben und sich ganz vom Festland zurückzuziehen, nur die Rücksicht auf die Loyalisten der Vereinigten Staaten, die sich dorthin begeben hatten und die man ehrenhalber schützen mußte, hielt es davon ab. Im Gegensatz zum Capland hat die Regierung mit einer kurzen Ausnahme verstanden, die beiden Haupt-Nationalitäten der Colonie gerecht zu behandeln; Canada hatte bei der Abtretung eine fast ganz französische Bevölkerung, die aber so schnell zu loyalen Unterthanen ward, daß sie bereits gegen die Vereinigten Staaten im Unabhängigkeitskrieg und noch mehr 1812 tapfer focht. Die damals 60,000 französisch redenden Canadier sind zu 1,260,000 angewachsen und haben aus der Provinz Quebec die Engländer fast ganz verdrängt, die nur im Handelsviertel von Montreal sich halten; sie greifen nach Ontario über und zeigen große Assimilationskraft; schottische Regimenter, die in Quebec aufgelöst wurden, sind französische Ansiedler geworden. Gleichwohl besteht so gut wie gar keine innere Gemeinschaft zwischen ihnen und ihrem Mutterlande Frankreich mehr; unter freien britischen Institutionen ist das französische Canada ein Stück des vorrevolutionären Frankreichs geblieben, die Bauern haben ihr Patois und ihre Cultur erhalten, der Clerus, der reich und mächtig, haßt die Revolution und die Vereinigten Staaten und ist vom Gallikanismus zum Ultramontanismus übergegangen. Engländer wie Franzosen waren ursprünglich streng conservativ, erst die starke Einwanderung puritanischer Schotten (jetzt 695,863) brachte ein liberales Element, das sich gegen die oligarchische Regierung auflehnte, so daß es, als diese auch suchte, die Franzosen zu vergewaltigen, zum Bürgerkrieg kam. Die weise Verwaltung Lord Elgin's stellte den Frieden her, die Colonie erhielt eine Repräsentativ-Verfassung und 1868 wurden unter Lord Dufferin die einzelnen Provinzen Ontario, Quebec, Neu-Braunschweig, Neu-Schottland, Manitoba, Britisch-Columbia und Prinz Eduards-Inseln zu einer Conföderation, der Dominion of Canada vereinigt. Dieselbe genießt unter einem von der Krone ernannten General-Statthalter vollständige Autonomie mit verantwortlichem Ministerium, daneben hat jede Provinz unter einem Lieutnant governor ihre Legislative. Der von der Regierung ernannte Senat ist ziemlich null, das Wahlgesetz für das Abgeordnetenhaus ganz demokratisch. Als Gegengewicht hat die Regierung den Befehl über die ganze Miliz, die Ernennung der Richter auf Lebenszeit und der Beamten, ein Veto gegen alle Beschlüsse des Parlaments binnen zwei Jahren. Streitigkeiten zwischen der Centralregierung und den Provinzen und zwischen diesen untereinander gehen an den Geheimen Rath in London. Die Seeprovinzen Neu-Schottland und Neu-Braunschweig, sowie der Nordwesten und Columbia sind von den alten Provinzen noch durch weite Wildnisse getrennt; aber die neue interoceanische Bahn, die von Halifax

nach Port Moody geht und ein Meisterwerk moderner Technik ist (sie überschreitet das Felsengebirge in einer Höhe von 5000 Fuß), wird viel beitragen, den Verband zu stärken und den Verkehr zu fördern. Einzelne Orte zeigen ein reißendes Wachsthum: Winnipeg war bis 1870 nur eine befestigte Handelsstation der Hudsons-Bay-Gesellschaft mit 253 Köpfen, jetzt zählt es 30,000 Einwohner mit Pferdebahn, Telephon, Parlamentsgebäude, bequemen Hôtels, und die phantastisch gekleideten Indianerfamilien, welche noch in seinen Straßen lungern und die Umwandlung ihrer Jagdgründe in Weizenfelder betrauern, werden rasch verschwinden. Die Canadische Regierung wird directe Dampfer von England nach Halifax und vom Endbahnhof am Stillen Meere nach Hong-Kong laufen lassen, so daß man nach Letzterem von Liverpool in sechsundzwanzig Tagen gelangt und auf diese Weise die rascheste Verbindung mit Ostasien herstellen, welche auch militärische Bedeutung haben wird, da Truppen und Kriegsmaterial in vier Wochen von England nach Esquimalt auf Vancouver gelangen, während Dampfer dorthin mehrere Monate brauchen.

Der Schwerpunkt der canadischen Production liegt in den Naturerzeugnissen; die Forste, welche 1884 auf 280,000 □ Meilen veranschlagt wurden, gleich dem fünffachen Flächeninhalt von England und Wales, liefern einen Ertrag von fast 27 Mill. Doll., wovon für etwa 21 Mill. ausgeführt wurde. Diese Forste bilden dann mit den Strömen und Küsten auch die Jagdgründe der Pelzthiere, die uns in einer prächtigen Trophäe ausgestopft, vom Elenthier und Eisbären bis zum Zobel vorgeführt werden. Demnächst kommen Fischereiproducte mit 17,7 Mill. und 7½ Mill. Ausfuhr, letztere beträgt an Getreide 11 Mill., Käse 8,2 Mill., Pelze 1,6 Mill., Eier 1,8, Butter 1,4 Mill. Doll. Rindvieh 90,684, Schafe 304,434 Stück. Berühmt sind in Europa bereits die herrlichen Früchte, namentlich Aepfel und Birnen von einer Größe und einem Aroma, die nur von den besten französischen erreicht werden; die großen Kohlen- und Erzlager stehen erst im Anfang des Betriebes. Ueberrascht wird jeder Besucher der canadischen Ausstellung sein daneben auch eine sehr entwickelte Industrie in Mobilien, Pianofortes, Orgeln, Wollwaaren u. s. w. zu finden; diese ist nun allerdings, wie mir der frühere Statthalter Lord Lorne bemerkte, wesentlich durch die hohen Schutzzölle großgezogen und arbeitet durchweg zu theuer, um auf auswärtigen Märkten concurriren zu können, ihre Ausfuhr betrug von einer Gesammtziffer von 76 Mill. nur 3 Mill, und auch diese kommt überwiegend auf Artikel, wie sinnreiche landwirthschaftliche Maschinen, die uns in voller Arbeit vorgeführt werden, Leder und Conserven, für welche die Natur besonders günstigen Rohstoff liefert.

Das Klima Canada's bietet größere Gegensätze als das europäischer Länder von gleicher Lage. Der Winter ist kälter und länger, der Sommer heißer. Indeß wird die Temperatur günstig beeinflußt durch das Meer und im Innern durch die großen Seen, die Luft ist rein und trocken, Nebel sind selten und die Kälte erträglich, weil es wenig Wind gibt. Der starke Schneefall schützt die Saaten, erleichtert die Verbindungen zu Schlitten und gibt zu mannigfachem Sport Anlaß, namentlich dem beliebten Hinabfahren über steile Abhänge (tobaggoning). Eine Photographie zeigt uns einen Kostüm-Ball auf Schlittschuhen in einem Eispalast.

Besondere Aufmerksamkeit schenkt man dem Unterrichtswesen, das uns mit der Ueberschrift „Education the glory of Canada" in genauer Statistik vorgeführt wird; es trägt, der Natur der Sache nach, einen überwiegend praktischen Charakter.

Im Verhältniß zu seinen unermeßlichen Hilfsquellen ist die Bevölkerung Canada's mit etwa 5 Mill. gering, eben deshalb aber ist es sehr zur Einwanderung geeignet, die in den letzten Jahren zwischen 103—138,000 Köpfen schwankte; der lange wirthschaftliche Druck in Europa wird den Zuzug in den nächsten Jahren um so mehr steigern, als erst jetzt durch die Erwerbung der großen Ländereien der Hudsons-Bay-Gesellschaft in Manitoba seitens der Regierung weite fruchtbare Gebiete erschlossen sind und die Einwanderer eine einsichtige feste Verwaltung ohne Parteikämpfe, unparteiische Justiz, Ordnung ohne Lynch und Revolver, volle religiöse und politische Freiheit und gute Schulen finden. Deutsche zählt man jetzt 282,906, sie halten gut zusammen und haben in den größeren Städten Clubs, über denen die schwarz-weiß-rothe Flagge weht. Die Finanzen sind wohl geordnet, die Colonie bringt mit Leichtigkeit ein Budget von 78½ Mill. Doll. auf und die Staatsschuld von 264¾ Mill. ist fast ganz für productive Zwecke angelegt; wenn Lord Lorne daher bei seiner Rückkehr sagen konnte, es sei erstaunlich, was die verhältnißmäßig geringe Bevölkerung von der See bis ins Innere geleistet, so kann man mit Sicherheit der Dominion eine noch weit größere Zukunft vorhersagen.

V.

Von allen britischen Colonien sind die australischen die jüngsten und zeigen zugleich das reißendste Wachsthum, obgleich der größte Theil des innern Festlandes eine Wüste ist und bei seinem Regenmangel voraussichtlich auch bleiben wird. Die erste Ansiedlung war 1787 bekanntlich die Strafcolonie von Botany-Bai, indem die Regierung nach dem Verlust der Vereinigten Staaten einen andern Ort suchte, wohin sie Sträflinge bringen konnte; bis 1800 waren deren 5000 hinübergesandt. Allmälig verschwand der Charakter der Strafcolonie; aber noch vor 45 Jahren schrieb Mr. Macquarie, Statthalter von Neu-Süd-Wales nach seiner Ankunft: „Ich finde die Colonie kaum aus den Windeln kindlicher Blödigkeit heraustretend, unter den verschiedensten Entbehrungen und Mängeln leidend, das Land über vierzig Meilen von Sydney hinaus, undurchdringlich, der Ackerbau noch unentwickelt, der Handel in seinen ersten Anfängen, ohne feste Einkünfte, mit Hunger bedroht, durch Parteiungen zerrissen, die öffentlichen Gebäude in Verfall, die wenigen Straßen und Brücken unpassirbar, die Bevölkerung von Armuth gedrückt, weder öffentlichen noch privaten Credit, die Moral der größten Masse auf dem niedrigsten Stand und Religion fast verschwunden." Jetzt zählt die Colonie fast 1 Mill. Einwohner, obwohl sich 1851 Victoria und 1855 Queensland von ihr abgezweigt haben, die Hauptstadt Sydney 240,000 und eine Schiffahrtsbewegung von über 4 Mill. Tons, mehr als London 1838 hatte. 852,000 Acres sind unter Cultur und 28 Mill. stehen noch zur Verfügung, die Zahl der Schafe stieg von 7 Mill. in 1863 auf 34 Mill. in 1883, von denen für 9½ Mill. £ Wolle ausgeführt ward, das Unterrichtsbudget betrug 700,000 £. Noch wunderbarer war das Wachsthum Victoria's, das

1834 als Port Philip begründet und 1851 selbständig geworden, 1 Mill. Einwohner hat, mit einer Ausfuhr von 20,2 Mill. £. Vor dreißig Jahren waren die Straßen Melbournes voll von Baumstümpfen und bildeten während mehrerer Monate einen Sumpf, in dem die Wagen versanken, jetzt ist die Stadt die viertgrößte des britischen Reiches, ein Wachsthum, das wohl unerreicht in der Geschichte dasteht. An einem Ende des Victoriahofes der Ausstellung sehen wir ein Lager der Eingebornen in Hütten von Baumrinde, wie es die ersten Ansiedler 1834 fanden, am andern einen Bogen, der die Masse des in der Colonie bis 1875 gewonnenen Goldes von 216 Mill. £ veranschaulicht. Die Bevölkerung von Queensland stieg von 1881—86 um 117,300 Seelen. Noch in den dreißiger Jahren führten in Neuseeland die Maoris ihre Kriegstänze auf, bei denen sie die Gefangenen verspeisten; jetzt hat die Colonie 600,000 Einw., 14 Mill. Schafe, eine Ausfuhr von 7 Mill. £, ihre Goldproduction betrug bis 1885: 41 Mill. £ und 83 Dampfer waren auf heimischen Werften gebaut. Die Entdeckung der großen Goldlager, in den fünfziger Jahren, welche von allen Seiten Einwandrer herbeiströmen ließen, hat natürlich sehr viel zu diesem gewaltigen Aufschwung beigetragen; aber die Goldsuche ist jetzt in den Hintergrund getreten, die großen Klumpen (nuggets), die wir ausgestellt sehen, werden nur noch selten gefunden, der goldhaltige Sand muß mühsam gewaschen, der Quarz in Mühlen zerstampft werden, inzwischen sind Viehzucht, Ackerbau und Kohlengruben weit wichtiger geworden. Die australische Wolle, von der die Ausstellung der verschiedenen Colonien sechzig verschiedene Muster zeigt, hat den größten Einfluß auf die europäische Landwirthschaft geübt, Kohlen gehen jetzt schon in beträchtlicher Menge nach Indien, Manilla, Japan und San Francisco, vor 25 Jahren wurde noch Korn von Chile und Californien eingeführt, jetzt werden große Quantitäten, besonders aus Süd-Australien ausgeführt, der Weinbau hat bedeutende Verhältnisse angenommen, eine Trophäe bietet nicht weniger als 105 Sorten, Adelaide sendet das Modell einer Traube, die der Kanaitischen Kundschafter nicht unwürdig wäre und mit Stolz zeigt die Château-Tablik-Pflanzung den auf der Ausstellung von Melbourne erhaltenen ersten Preis Kaiser Wilhelms. Wenn man den Zuckergehalt der Trauben noch zu stark findet, so kann dies wahrscheinlich durch Cultur gemildert werden und bei dem Rückgang des französischen Weinbaus steht den australischen Weinen vielleicht noch eine so große Zukunft offen wie der Seidenzucht bei dem üppigen Gedeihen des Maulbeerbaumes. Die Früchte, die in der Ausstellung zu Kauf stehen, namentlich die Aepfel, Birnen, Pfirsiche, Trauben und Bananen sind die schönsten, die man finden kann, und denen man die weite Reise nicht ansieht. An Hölzern zeigt die Ausstellung nicht weniger als 114 Arten, am reichsten sind die Eukalyptuswälder, daneben die riesige Kauri-Fichte, die erst in 800 Jahren ausgewachsen ist und 300 Fuß hoch, 60 Fuß im Umfang wird, der Pokutukama, dessen nicht weniger gigantische Stämme, wie Froude sagt, wie die Säulen eines Tempels stehen, während die Wurzeln einem Nest aufgerollter Pythonschlangen gleichen, der Totara, Puketu, Cedern, Gummibäume, Cypressen und Palmen, welche mit den gewaltigen Farren und Schlingpflanzen die reichste Vegetation bilden. Von Vierfüßlern sind nur das Känguruh, das Opossum und die Ratte heimisch; aber alle Hausthiere und auch Wild sind von

Europa eingeführt, die Kaninchen sogar durch ihre reißende Vermehrung eine Landplage geworden; die einheimische Vogelwelt ist eigenthümlicher, eine ausgestorbene Riesenart, der Moa, wird in einem Gerippe gezeigt, dessen Beine allein mannshoch und dessen Ei doppelt so groß als ein Straußenei ist. Ferner gibt es Casuare, Papageien und eine Fülle von Seevögeln, aus deren Federn die schönsten Pelzwaaren gemacht werden. Das Klima ist allerdings heiß, besonders in Queensland; doch kann der Europäer überall arbeiten und mit Ausnahme der Fiji-Inseln finden sich wenig Kulis, das Festland leidet bei Mangel an Flüssen oft an Dürre, wogegen aber durch eine Nachahmung indischer Bewässerung viel geschehen könnte; das Klima des vulkanischen Neuseelands mit seinen großen Strömen, Wasserfällen, heißen Quellen und alpinen Gebirgen wird als wundervoll bezeichnet.

Die Eingeborenen sind im Aussterben; auch der intelligenteste und kräftigste Stamm, die Maoris, welche im 15. Jahrhundert in Neuseeland eingewandert und uns durch eine vollständige ethnographische Sammlung von Bildern hervorragender Typen, kunstreicher Waffen und Geräthe gezeigt werden, dürfte sich (jetzt etwa 40,000) schwerlich lange halten. Hiervon abgesehen ist die Bevölkerung von 3,250,000 so gut wie rein englisch. Froude sagt, daß es in Exeter oder York mehr Provinzialismus gibt als in Australien[1]), so daß die Colonien noch weit mehr ein Neuengland im Süden bilden, als Canada im Westen. Obwohl durchaus demokratisch in ihrer Verfassung, ist die Bevölkerung durchaus loyal gesinnt und nimmt den lebhaftesten Antheil an der englischen Politik. Froude fand 1885 überall ein empörtes Staunen, daß England sich die Demüthigungen des Gladstone'schen Regimentes gefallen lasse, und trotz der zögernden Lauheit Lord Derby's sandte Neu-Süd-Wales seine Freiwilligen nach dem Sudan. Die australische Demokratie hat auch nichts gemein mit dem europäischen Radikalismus; in einem Lande, wo Jeder sein Auskommen hat, der arbeiten will, würden socialistische Träumereien keinen Anklang finden. Die höheren Klassen, die viel zu verlieren haben, sind sogar in ihrer Art conservativ und empfänglich für persönliche Auszeichnungen des Mutterlandes. Schattenseiten sind allerdings vorhanden, Neuseeland hat z. B. eine Schuldenlast angehäuft, die über seine Mittel geht, die Arbeiter widersetzen sich vielfach der so nöthigen Einwanderung, weil sie davon ein Fallen der hohen Löhne befürchten, für die parlamentarische Regierung fehlen natürliche Parteiunterschiede, die materiellen Interessen überwiegen, die Colonien haben keine auswärtige Politik, keine Diplomatie wie keine Geschichte, es fehlt jedes aristokratische Element. Die Gesellschaft von Melbourne und Sydney gleicht der von Manchester und Birmingham, die höheren Klassen sind reiche Geschäftsleute und die jeunesse dorée reicher Väter zeigt eine Abwesenheit alles idealen Strebens. Dagegen geschieht sehr viel für Unterricht; Botanik und Astronomie werden gepflegt. Die großen Städte haben vortreffliche Bibliotheken, die besten englischen Zeitschriften sind allgemein verbreitet, überall begegnet der europäische Reisende einer großartigen Gastlichkeit, das Haus der Statthalter, die politisch wenig Macht haben, bietet der Gesellschaft einen veredelnden Mittelpunkt und selbst

[1]) Froude, Oceana or England and her colonies. 2 ed., 1886, p. 156.

Anfänge einer landed gentry finden sich, indem reichgewordene Geschäftsleute der englischen Vorliebe folgend sich schöne Landsitze gründen.

Mit ihren praktisch noch auf lange unerschöpflichen Hilfsquellen einer energischen, rasch zunehmenden Bevölkerung und immer mehr erleichterter Verbindung mit der übrigen Welt gehen diese aufstrebenden Gemeinwesen unstreitig einer großen Zukunft entgegen, die, wenn ihr plötzliche Anregungen, wie die frühere Goldausbeute fehlen, bei steigender Einwanderung um so gesunder sein wird. Der Plan einer Conföderation der einzelnen Colonien wird sich schwerlich verwirklichen, obwohl sich ein gewisses australisches Gemeingefühl zeigt, welches sogar zur Monroedoctrin „Australia for the Australians" neigt, was den französischen Strafcolonien gegenüber berechtigt ist, hinsichtlich der deutschen Besetzung Nord-Guinea's unberechtigt und darum auch vorübergehend war. Für eine engere Verbindung sind die Interessen der einzelnen Colonien zu verschieden, zwischen dem Schutzzolltarif von Neu-Süd-Wales und dem freihändlerischen Neuseelands ist schwer eine Einigung möglich und keine Colonie wird leicht auf ihre selbständigen Zolleinnahmen verzichten. Dazu würde eine australische Conföderation die Verwirklichung einer dort sehr populären engeren Verbindung mit dem Mutterlande, einer Imperial federation, eher erschweren als erleichtern.

VI.

Dies führt uns schließlich auf die Zukunft des britischen Colonialreiches. Vor zwanzig Jahren konnte man in England selbst vielfach hören, Colonien seien ein überwundener Standpunkt; in früheren Zeiten seien sie gewiß sehr vortheilhaft gewesen, aber seit das alte Monopol- und Ausbeutungssystem unhaltbar geworden, hätten sich die Verhältnisse vollständig geändert. Selbstregierung sei die Losung für alle Colonien geworden und ihre vollständige Unabhängigkeit sei nur eine Frage der Zeit. Wozu also die Bande noch erhalten, welche die Colonien an England fesselten, da sie letzteres nur zu dem kostspieligen Schutz der ersteren nöthigten und es in fortwährende kleine Kriege verwickelten, die möglicher Weise große werden könnten, während die Selbständigkeit der Colonien England von dieser Last befreien und ihm nur eine Reihe von Beamtenposten kosten würde, mit denen die Aristokratie ihre jüngeren Söhne versorge. Es war die Zeit der Blüthe der Manchesterschule, wo diese Ideen von ihren Führern vertreten wurden; ihr Ideal war nicht, die Nation mächtig zu erhalten und zu einer immer höheren Stufe der Gesittung zu erheben, sondern die größtmögliche Menge von wirthschaftlichen Werthen zu erzeugen. England sollte seine Industrie immer mehr entwickeln und mit ihren Erzeugnissen die ganze Welt versorgen, welche denselben offen stehe; mit seinem Capital und billigen Lebensmitteln und Löhnen sei es jedem Mitbewerb gewachsen, der Erfolg des Freihandels in England werde allmälig auch in anderen Ländern die Zollschranken beseitigen und so immer neue Märkte eröffnen. Demgemäß mußten die Colonien, für welche früher so große Opfer gebracht waren und die nichts an das Mutterland zahlten, als eine Last für den Steuerzahler erscheinen, welche möglichst zu vermindern sei. Cobden schrieb (7. Oct. 1836): „Die Colonien, das Heer, die Flotte und Kirche sind nur Anhängsel unsrer aristokratischen Regierung, John Bull hat

für die nächsten fünfzig Jahre die Aufgabe vor sich, sein Haus von diesem Schmutz zu reinigen." Und im Juni 1853 erklärte er im Unterhause, das indische Reich sei eine Last, die man je eher je lieber abschütteln solle, da Indien nicht werth sei, was es koste. Nov. 1864 behauptete er: „Indien zu halten ist ein gefahrvolles Unternehmen, das mit Freihandel nichts zu thun hat und durchaus nicht mit dem heutigen Zug der Dinge stimmt, der zu Gunsten der Nationalität und nicht der Gewaltherrschaft geht." Ebenso ward Bright nicht müde, „gegen die steigenden Lasten unsers immer wachsenden Reiches" zu eifern und Trollope, der doch die Colonien selbst kannte, schrieb noch vor zwölf Jahren: „Die Colonien sind Kinder, welche großjährig geworden, Töchter, die man verheirathen will; man hat sie erzogen, ausgesteuert und wird sich nicht ohne einen gewissen Schmerz, aber freundschaftlich von ihnen trennen." Es ist dies die Wiederholung der Behauptung Turgot's, der unter dem Eindruck der Losreißung Nordamerika's meinte, daß Colonien, wenn sie das Alter der Reife erlangt, sich unvermeidlich vom Mutterlande ablösten. Aber diese Ansicht muß dahin berichtigt werden, daß entwickelte Colonien sich nur dann losreißen, wenn sie unbillig behandelt werden; hätte man seiner Zeit den Grundsatz „keine Besteuerung ohne Vertretung" Nordamerika gegenüber anerkannt, so wären Franklin und Washington zufrieden gewesen. Jene Anschauung, daß die Colonien nur eine Last für das Mutterland seien, welcher übrigens schon damals so entschiedene Liberale, wie J. St. Mill widersprachen, beruhte auf einer seltsamen Ueberschätzung des Freihandels, den Cobden als das Heilmittel aller Uebel ansah: die Menschheit ist denn doch nicht bloß eine Summe von Producenten, Consumenten und Steuerzahlern, sie ist durch Gottes Fügung in Nationen getheilt, welche den Beruf haben, sich nach ihren Kräften auszugestalten und, in Macht und Gesittung wetteifernd, zu wachsen. Daß die Colonien den Staatsschatz belasten, ist unbestreitbar und ebenso gewiß, daß sie mannigfache Gefahren bringen und England verwundbar machen, besonders Indien; aber wesentlich sind diese Gefahren die Folgen falscher Politik, vor Allem der Gladstone'schen, die so viel beigetragen, das Ansehen Englands nach Außen zu erschüttern, das für die Macht desselben ist, was für den Kaufmann der Credit, und andererseits ist eben keine Machtstellung ohne Gefahr, Kosten und Verantwortlichkeit. Verlöre England sein überseeisches Reich und speciell jene Reihe von Marine- und Schiffsstationen Gibraltar, Malta, Cypern, Aden-Perim, Mauritius, Ceylon, Singapore, Hong-Kong, Port Hamilton, Vancouver, durch die es in fast allen Gebieten die Vorhand hat, so würde es zu einer Macht dritten Ranges herabsinken, selbst wenn seine Flotte ziffermäßig die stärkste der Welt bliebe. Sodann aber stehen den Unkosten und Lasten überwiegende Vortheile gegenüber. Die Manchesterleute übersehen, daß, wenn England zu ihrer Zeit den freien Mitbewerb mit allen anderen Staaten aufnehmen konnte, es in diese Bahn mit dem Vorsprung seines großen Capitals und seiner altgesicherten Verbindung mit seinen Colonien trat, und diese Vortheile verdankte es seiner alten Colonialpolitik, durch die es im 18. und 19. Jahrhundert ebenso reich geworden, wie Holland im 17. Aber England hat seine Handelsübermacht und seinen Reichthum nicht nur an den Colonien groß gezogen, beide wurzeln noch heute wesentlich in seinem gewaltigen Reiche von 300 Mill. Seelen. Cobden wies seiner Zeit darauf hin, daß

der britische Handel mit Indien nur neun Proc. des Gesammthandels betrage, aber wie anders hat sich das Verhältniß in neuester Zeit gestellt. Auf die Aera der Freihandelspolitik ist eine rückläufige Bewegung gefolgt, welche man als falsch und vorübergehend betrachten mag, aber die unzweifelhaft dem Absatz englischer Waaren auf den festländischen Märkten große Hindernisse bereitet; im Gegensatz dazu ist derselbe in den Colonien stetig gestiegen.

1869—73 war die britische Ausfuhr nach allen fremden Ländern 218,131,000 £, nach den Colonien 59,920,000 £, 1881 nach ersteren 154,658,000 £, nach letzteren 79,365,000 £. 1884 war das Verhältniß 152,149,000 £ zu 80,876,000 £, die Ausfuhr nach den Colonien übersteigt also um mehr als die Hälfte die nach der ganzen übrigen Welt. Von der Gesammteinfuhr Indiens mit 68,156,654 £ kamen auf Großbritannien 49,711,562, von der der Capcolonie mit 5,260,697 £: 4,023,819 £, von der der australischen Colonien mit 61,571,000 31,702,000 £, von der Hong-Kong's mit 4 Mill.: 3,218,940 £. Während der Verkauf britischer Waaren 1884 in den Vereinigten Staaten 13 sh 6 d per Kopf, in Frankreich 8, in Deutschland 9 war, betrug er trotz der Schutzzölle Canada's und Australiens in ersterem 2 £ 3 sh, in letzterem 8 £ 6 sh, im Capland 2 £ 15 sh; in den letzten 30 Jahren stieg die britische Ausfuhr nach jenen Colonien von 11 Mill. £ auf 41 Mill., 270 Proc., nach den Vereinigten Staaten von 18 auf 32 Mill., also 78 Proc. So wahr ist das Wort des australischen Staatsmannes Sir J. Vogel's: „Trade follows the flag." Die in den Colonien festgehaltenen Sitten, Bedürfnisse und Anschauungen der Heimath ziehen deren Erzeugnisse an. Außerdem aber kommt es nicht bloß auf den ziffermäßigen Betrag des Handels an, sondern darauf, was an demselben verdient wird und es steht fest, daß der Gewinn bei dem Verkehr zwischen einem in Cultur und Gewerbfleiß hochstehenden und einem industriell unentwickelten, aber an Natur schätzereichen Lande, am bedeutendsten ist. In den letzten beiden Jahren ist allerdings der Werth der Ausfuhr nach den Colonien etwas zurückgegangen, was sich sowohl aus dem allgemeinen wirthschaftlichen Druck als aus den gesunkenen Preisen erklärt, aber die Wichtigkeit des colonialen Marktes im Verhältniß zum Gesammtabsatz nicht vermindert. Während der ersten elf Monate von 1885 kauften Australien, Indien, Canada und Capland von England für 7 Mill. £ Eisen, die Vereinigten Staaten nur für 3,779,359 £. Verlöre England Indien durch Aufstand oder Eroberung, so daß ihm dessen Häfen verschlossen würden, so würde das für seinen Gesammthandel einen Verlust von 60—70 Mill. £ bedeuten. Abgesehen von dem eignen Absatz bezieht England aus den Colonien noch erheblichen Gewinn durch den Zwischenhandel, den es für dieselben mit anderen Staaten vermittelt. Es kann sich auf diese Weise die beste Waare aussuchen, bestimmt den Preis für ganz Europa und gewinnt Fracht, Commission, Versicherung. Wechselprovision, lediglich dadurch, daß die in seinem Gebiete weder erzeugte noch verbesserte Waare aus seinem großen Stapelplatz bezogen wird. Die Eifersucht, mit der man in London auf die wachsende Emancipation Deutschlands durch eigene Dampferlinien und Goldwährung blickt, zeigt die Wichtigkeit dieses Zwischenhandels.

Abgesehen aber vom Handel bieten die Colonien dem englischen Capital sichere und gewinnreiche Anlage; die in England gemachten Anlagen derselben belaufen sich auf über 250 Mill. £, in indischen und Colonialbahnen waren 1885 200 Mill. £ angelegt, in Banken 25 Mill., dazu kommen die noch größeren Summen, die in Landgesellschaften, Bergwerken und industriellen Unternehmungen arbeiten, die Gehalte der dort angestellten Beamten, die Pensionen, welche sie nach ihrer Rückkehr beziehen. Durch ihren großartigen überseeischen Besitz ist die englische Gesellschaft im Stande, ihre überschüssigen Kräfte vollauf zu verwerthen; kaum eine Familie wird sich finden, von der nicht Mitglieder in den Colonien beschäftigt sind.

Vor Allem aber bieten dieselben das beste Auswanderungsgebiet: von 1853—84 sind 1½ Mill. nach Australien, fast 2 Mill. nach anderen Colonien gegangen. England legt natürlich seiner Auswanderung keine Fesseln an, verschmäht aber keineswegs Opfer zu bringen, um sie in seine Besitzungen zu leiten; noch am 31. Juli 1883 theilte Lord Derby im Oberhause mit, daß die Regierung der canadischen Executive einen Vorschuß von 1 Mill. £ gewähren wolle, um 10,000 Familien in Manitoba anzusiedeln. Die Colonialregierungen thun das ihrige, um Auswanderer anzuziehen. So wachsen und entwickeln sich überall englisch redende Gemeinwesen, in denen der Auswanderer seine Sprache, Sitte und Institutionen wiederfindet und die in der Cultur von England abhängig bleiben, jeder englische Schriftsteller schreibt für Millionen überseeischer Landsleute, jeder Künstler findet dort sein Publicum. Bei der gegenwärtigen Stagnation wird die Ausstellung sicher beitragen, diese Bewegung zu fördern. England ist bis zum Ueberfließen bevölkert, weitere Zunahme wird es nicht stärken, sondern schwächen; in seinen Colonien findet es Raum und Luft und in einer neuen großen Auswanderung wird auch die Lösung der irischen Frage liegen, deren eigentlicher Kern ist, daß ein Volk, welches wenig Anlage hat, die geringen Vortheile zu verwerthen, die ihm die Natur bietet, seit langer Zeit sich vergeblich abmüht, auf einem mittelmäßigen Boden mehr Menschen zu erhalten, als derselbe leidlich nähren kann.

So begreift es sich, daß jene falsche merkantile Ansicht von dem Unwerth der Colonien heute in England nur noch ganz vereinzelte Vertreter findet und vielmehr die Beklemmung, mit der man auf die überseeischen Unternehmungen Frankreichs und Deutschlands sieht, für den Werth zeugt, den man Colonien beilegt. „Die Nationen Europas," sagte der kürzlich verstorbene Staatsmann Forster im Frühjahr 1885, „beginnen herauszufinden, was es für England bedeutet, große Besitzungen in verschiedenen Gegenden der Welt zu haben und suchen ihren Antheil an solchen zu bekommen." Gerade sehr vorgeschrittene Liberale betonen den Werth der Colonien.

In einem Aufsatz der radicalen „Westminster-Review" (Januar 1880) wird ausgeführt, daß Alles, was England in den Colonien geleistet, erst der Anfang zur Entwicklung ihrer unermeßlichen Hilfsquellen ist. „England ist ein altes Land, die Colonien sind in jedem Sinne neue Länder, diese fest mit einander zu verbinden, heißt eine der besten Gelegenheiten künftigen Gedeihens eröffnen; Kaufleute, Fabrikanten, Capitalisten, Arbeiter, jeder Bürger des Landes als

Producent haben ein Lebensinteresse an diesem Problem, und ebenso sollte jeder Consument seine Pflicht erkennen, die hohen Vortheile der Lösung dieser Aufgabe richtig zu schätzen. Bis jetzt sind die Colonien entfernte Besitzungen (dependencies) gewesen, sie sollten integrirende Bestandtheile der britischen Macht werden; sie sind Söhne gewesen, welche genährt, versorgt und beschützt wurden, sie werden schwerlich ein getrenntes Geschäft anfangen und der Welt isolirt entgegentreten, sondern als Gesellschafter in die alte Firma eintreten und durch frischen Muth und geistige Kraft eine weite Ausdehnung des Geschäftes und eine künftige Entwicklung ermöglichen, deren Grenzen heute noch nicht erkennbar sind."

So stark ist diese Strömung, daß selbst ein Gladstone, der glaubt, daß die Quellen der englischen Macht allein in den britischen Inseln liegen, sich ihr nicht entziehen kann; unter ihm haben die Nord-Borneo-Gesellschaft und soeben die National-African-Company für das Nigergebiet ihre Freibriefe erhalten, sind die Fiji-Inseln und Birma einverleibt. Das Colonialreich dehnt sich ebenso durch die Regierung wie durch den Unternehmungsgeist Einzelner aus, der Interessen schafft, denen man dann von London aus Schutz gewähren muß. Auch der Einfluß der englischen Missionen geht in gleicher Richtung, außerhalb des britischen Gebietes fassen sie stets neben der Bekehrung auch die Beherrschung der Heiden ins Auge; Anfangs gewinnen sie auf Einzelne Einfluß, dann auf Häuptlinge und Gemeinden, schließlich leiten sie den Stamm und führen ihn zur Colonie.

Nicht anders aber als die Engländer jetzt über ihr Verhältniß zu den Colonien, denken diese über ihre Beziehungen zum Mutterlande. In der Zeit, wo es Ton war, über Colonien geringschätzig zu sprechen und die leitenden Staatsmänner sich wenig um sie bekümmerten, beklagten sich natürlich die Colonisten über diese Gleichgültigkeit, protestirten gegen unzeitige Einmischungen in Dinge, von denen man zu Hause nichts wußte und behaupteten nicht mit Unrecht, England gebe ihre Interessen Preis und sehe in den Colonien nur Stellen, um Leute zu versorgen, die man sonst nicht brauchen könne. Aber dies hat sich mit dem Umschwung der öffentlichen Meinung geändert. Gewähren die Colonien dem englischen Handel große Vortheile, so beruhen dieselben jetzt doch keineswegs auf Ausbeutung. Man hat vielmehr in London kein Wort dagegen gesagt, daß Canada und mehrere australische Colonien sich mit Schutzzöllen umgaben, welche England sehr unwillkommen waren. Findet letzteres drüben Anlage für sein Capital, so brauchen die Colonien dasselbe, um ihre Hilfsquellen zu erschließen; in allen auswärtigen Fragen, für den Schutz ihres ganzen Handels sind sie auf die englische Diplomatie und Flotte angewiesen. Wie wollte sich Canada allein wohl in seinen stets wiederkehrenden Fischerei-Streitigkeiten mit den Vereinigten Staaten derselben erwehren? Die autonomen Colonien genießen die vollständigste Freiheit. England schickt ihnen nur ihre Statthalter als Vertreter der Krone, durchweg gebildete kenntnißreiche Staatsmänner, und so wird die höchste Stellung in jeder Colonie dem Kampf der Parteien entrückt, welcher alle vier Jahre die Vereinigten Staaten erschüttert. In den Kroncolonien dagegen, d. h. in denen, in welchen England die ganze Controle der Gesetzgebung

hat, während die Verwaltung von Beamten geführt wird, die unter dem Colonialamt stehen, findet sich durchweg eine Minderheit von Engländern einer großen Mehrzahl von Eingeborenen oder eingewanderten Arbeitern gegenüber und diese findet allein bei der heimathlichen Regierung Schutz und Halt. Bürgerkriege sind in den Colonien nicht möglich, so lange die Beziehung zum Mutterlande besteht; alle inneren Streitigkeiten finden ihre schließliche Erledigung durch den richterlichen Ausschuß des Geheimen Rathes (eingesetzt 3 und 4 Will. IV. c. 41 und 8 Vict. c. 69). Hier werden die Angelegenheiten von Quebec und Mauritius nach altfranzösischem Recht, die von Guyana nach holländischem, malayische nach dem Koran, kirchliche nach dem kanonischen Recht entschieden; der Ausschuß ist in der Vielseitigkeit seiner Aufgaben ein lebendiges Bild des britischen Colonialreiches, und seine Entscheidungen genießen überall das unbedingteste Vertrauen, weil sie unter keinem örtlichen oder amtlichen Einfluß stehen. So hat derselbe soeben in einem Streit der beiden Kammern von Queensland erkannt, daß die erste, der gesetzgebende Rath, in Geldfragen nicht gleiches Recht mit dem gewählten Abgeordnetenhause habe, weil alle colonialen Legislaturen dem britischen Parlamente nachgebildet seien.

Nirgends macht sich ein Bestreben geltend, die Bande mit dem Mutterlande zu zerreißen, weil man weiß, daß man damit nichts gewinnen, sondern nur verlieren würde. Froude sagt, daß in jeder öffentlichen Versammlung Australiens Jemand, der Trennung von England befürworten wollte, ausgezischt werden würde, überall habe er die Colonisten „ipsis Anglis Angliciores“ gefunden. Niemand in Canada denkt an eine Vereinigung mit den Vereinigten Staaten; die Franzosen wissen, daß sie dabei ihre Nationalität nicht würden bewahren können, die Engländer hängen am Mutterlande und sind mit ihrem Loose zufrieden, da sie in der Conföderation der Dominion die Mehrheit bilden, selbst die deutsche Nationalität hält sich in Canada besser als in den Vereinigten Staaten.

Gewiß, Colonien, wie die australischen und Canada, könnten sich vertheidigen, auch wenn sie vom Mutterland abgeschnitten würden; aber sie wollen sich nicht trennen und werden es nur thun, wenn man sie mißhandelt. Georg III. und das Parlament Lord North's allein trieben die amerikanischen Colonien zum Aufstand. Gegenwärtig geht der Zug umgekehrt auf eine engere Verbindung. Die Pläne einer Imperial federation, die bis jetzt aufgetaucht sind, scheinen freilich meist von Theoretikern erdacht. Den Colonien Vertreter im Unterhause zu geben, ist unmöglich, sie würden dort immer in der Minderheit sein, überstimmt werden und sich deshalb den Beschlüssen nicht fügen wollen. Ebenso wenig wäre es thunlich, ihre Vertreter in das Oberhaus zu berufen. Eine Ernennung solcher durch die Krone würde man sich in den Colonien nicht gefallen lassen; die Wahl derselben durch die colonialen Legislaturen würde zum Gegenstand des Parteikampfes werden und jedes neue Ministerium in Ottawa oder Melbourne einen neuen Vertreter senden. Vollends unpraktisch ist der Gedanke einer Delegation, gebildet aus den britischen und den colonialen Parlamenten. Ein Parlament kann ein Land regieren, es kann nicht über verschiedene Parlamente regieren; gerade die parlamentarische Einmischung in ihre Angelegenheiten

verbitten sich die Colonisten, weil diese am meisten geschadet, wie das Capland zeigt. Endlich ist auch eine wirkliche Föderation, ein Bundesstaat, ohne Zollverein unmöglich, es fehlt die Continuität des Gebietes, welche dafür Voraussetzung ist, und keine der autonomen Colonien könnte ihre wirthschaftliche Selbständigkeit aufgeben und auf ihre Zölle verzichten; die Verschiedenheit der Interessen ist dafür zu groß, selbst ein Differentialzollsystem gegen das Ausland wäre unausführbar.

Aber es ist doch sehr wohl möglich, das Band zwischen Colonien und Mutterland in anderer Weise zu stärken. Die autonomen Colonien ernennen jetzt General-Agenten in London, welche mit dem Colonialamte verhandeln; man könnte diese zu Mitgliedern des Geheimen Rathes ernennen, dessen Judicial-Committee schon eine so wichtige Stelle in Colonialangelegenheiten spielt, ihnen das Recht geben, von den Parlaments-Comitees gehört zu werden für Fragen, welche ihr Land betreffen, ja ihren Rath der Krone selbst zugänglich machen, der Civil- und Militärdienst im ganzen Reiche müßte den Colonisten offen stehen. Ein derartiger Zusammenschluß beider Theile ist um so leichter durchführbar, als durch Dampf und Telegraphen die Entfernungen, welche sie trennen, immer mehr zusammenschrumpfen.

Vor Allem aber ist eine defensive Union angezeigt. Die Colonien können sich gegen eine Invasion vertheidigen, aber sie können nicht ihren Handel schützen, weil sie keine Flotte haben; als im vorigen Frühjahr ein Krieg mit Rußland drohte, fürchtete man in Melbourne und Sydney schon eines Tages das russische Amurgeschwader erscheinen zu sehen. Andererseits ist die englische Flotte zu schwach, um in einem großen Kriege die colonialen Interessen wirksam zu schützen. Obwohl absolut die stärkste, ist sie ganz unzureichend für ihre gegenwärtigen Aufgaben. Sie hat nicht mehr die Alleinherrschaft des Meeres wie bis 1815, sondern zahlreiche andere Flotten neben sich, darunter die französische, die allein fast gleich stark ist. Dagegen hat sich der britische Handel in 35 Jahren verdoppelt, der der Colonien versechsfacht; wenige feindliche Alabamas könnten denselben furchtbar schädigen und während England so sehr viel verwundbarer geworden, hängt es nicht nur für seine Industrie, sondern auch für seine Ernährung von auswärtiger Zufuhr ab: es wäre verloren, wenn eine feindliche Flotte es von den großen europäischen und überseeischen Märkten abschneiden könnte. Dazu haben sich die Verhältnisse der Marine durch den Dampf vollständig geändert, ein Geschwader kann nicht mehr wie zu Nelson's Zeiten jahrelang umherschwimmen, sondern hängt ganz von Kohlen ab; im Kriege sind ihm die neutralen Häfen verschlossen, die englischen Kohlenstationen sind nicht zahlreich genug und Docks für Ausbesserungen nur in wenigen Plätzen vorhanden. Auf das Geschützwesen der Flotte ist durch die neuesten Vorgänge ein bedenkliches Licht gefallen; durch ein falsches Sparsystem des Gladstone'schen Regiments vernachlässigt, ist sie selbst überhaupt jetzt eine unbekannte Größe, welche ihre Proben erst zu bestehen hat. Wenn die Kriege der Gegenwart kurz sind, so sind sie nicht weniger entscheidend und bedürfen weit längerer Vorbereitung. Es liegt also auf der Hand, daß England, um seinen Aufgaben gewachsen zu sein, seine Flotte stark vermehren, seine Kohlenstationen verdoppeln und be-

festigen, Arsenale und Docks in Australien, Columbia und Neufundland anlegen muß. Es ist in dieser Beziehung allerdings Manches geschehen; Sierra Leone, Simons Bay, Trincomali, Singapore, Hong-Kong sind befestigt, aber die Werke für Mauritius, Jamaika, Esquimalt, die Tafelbai und St. Lucia sind noch erst zu bauen. Das wird einen starken Mehraufwand bei stockender Steuerkraft erfordern; es ist nur billig, daß die Colonien für ihren Schutz hierzu mit beitragen und sie werden dazu bereit sein. In einer Besprechung zwischen dem Befehlshaber des australischen Geschwaders, Admiral Tryon, und den Ministern der australischen Colonien, die in Sydney kürzlich stattfand, ist der Plan hierfür festgestellt; es soll ein neues australisches Geschwader gebildet werden, das einen Theil der Reichsflotte bilden wird, aber die australischen Gewässer nicht ohne Zustimmung der Colonialregierungen verlassen darf, wogegen letztere die Kosten des Geschwaders tragen und die Torresstraße, sowie den König Georgs-Sund befestigen wollen. Ein ähnliches Abkommen mit Canada und Indien würde keine Schwierigkeiten bieten. Die Frage ist, ob England demnächst eine Regierung haben wird, welche die Größe ihrer Reichsaufgabe begreift. Sir A. Help erzählt, daß Lord Palmerston, als er einst bei der Bildung eines Ministeriums keinen Colonialsecretär finden konnte, ihm sagte: „Ich glaube, ich muß die Sache selbst nehmen; kommen Sie nach der Sitzung herauf, wir wollen die Karten ansehen und Sie sollen mir zeigen, wo diese Orte liegen.“

Wenn das am grünen Holze geschah, wie mußte es erst mit dem dürren Gladstone's beschaffen sein! England ist jetzt diesen seinen „bösen Genius“, wie ihn Carlyle nannte, los, voraussichtlich für immer; wir werden sehen, wie Lord Salisbury, der jetzt fester steht, das Ruder führt und ob die Colonialausstellung ihm eine so wirksame Vorlesung gewesen, wie sie für die Massen unstreitig ist, welche täglich die weiten Höfe in endlosem Gedränge erfüllen. Den deutschen Besucher muß sie neben aufrichtiger Bewunderung schmerzlich erinnern, wie weit unser Vaterland in dem großen Wettlauf um überseeische Herrschaft zurückgeblieben ist, während deutsche Soldaten bei Roßbach, Leipzig und Waterloo mittelbar halfen, Englands Reich zu vergrößern. Jetzt, nach gewonnener politischer Einheit haben wir uns aufgerafft; wir haben deutsche Colonien, haben namentlich in Ostafrika den Grund zu einem überseeischen Reiche gelegt, die ersten Dampfer schwimmen, welche bestimmt sind, in Wettbewerb mit englischen und französischen Linien zu treten. Aber mögen wir uns stets vor Augen halten, daß dies erst Anfänge sind; daß es noch große Opfer und harte Arbeit kosten wird, uns den gebührenden Rang unter den Colonialmächten zu sichern und daß die tüchtigste Colonialpolitik erst langsam Früchte bringt. Im Zeitalter des Dampfes nimmt der Wettstreit der Nationen große Verhältnisse an; wie die Rolle, welche ein Land im Welthandel spielt, maßgebend für seine Stellung überhaupt ist, so wird für die nationale und Cultur-Bedeutung eines Landes die Stellung immer wichtiger, die es aus eigener Kraft auf überseeischen Gebieten einnimmt. Das Hinausgreifen in dieselben ist keine Zersplitterung der Kräfte, sondern der Beweis einer Entwicklung in aufsteigender Linie und die beste Bürgschaft für die Machtstellung einer Nation.

Grübeleien eines Malers über seine Kunst.

Von

Otto Knille.

II.

Zu Ende der vierziger Jahre war die deutsche Malerei in wenig erfreulichem Zustande verblieben. Versuche, mit düsseldorfer und münchener Mitteln durch die sogenannte Historienmalerei ein Compromiß zwischen der „grande peinture“ und der Genremalerei herzustellen, hatten keinen erquicklichen Erfolg (Lessing's Huß, Schorn's Wiedertäufer). Da kamen von Westen die ersten großen Bilder des Gallait, Delaroche und Cogniet nach Deutschland und nun fiel es uns wie Schuppen von den Augen. „Wir können nicht malen, wir müssen in der Schule der Nachbarn lernen!“ Jetzt begannen von München, Düsseldorf, Berlin, Dresden und Wien die Wanderungen nach Paris. Antwerpen, wo vordem bereits Manche hospitirt hatten, kam aus der Mode. In Paris ging unseren Landsleuten eine neue Welt auf und zugleich ward ihnen dort eine Enttäuschung: das Axiom von dem „Nichtzeichnenkönnen“ der Franzosen, welches ihre Eitelkeit bisher ebenso treu gepflegt hatte, wie die Fabel von der „deutschen“ Gothik, schwand dahin.

In Folge der neuen Strömung nach dem Westen verringerten sich unsere herkömmlichen Bildungsreisen nach dem Süden. Die Einsicht war erwacht, daß die Früchte derselben doch dem Genusse, welchen sie gewährten, nicht ganz entsprächen. Auch hier drängt sich ein beschämender Vergleich auf: den jungen Franzosen, denen durch den grand prix Italien erschlossen war, traten in der Académie de Rome sofort wieder, wenn auch im freiesten Sinne, in die Zucht der Schule, um in ihr dasjenige ergänzt zu bekommen, was sie in großen Zügen bereits daheim erworben hatten. Und ihre nicht preisgekrönten Genossen, welche den geweihten Boden betraten, waren wenigstens fast ohne Ausnahme entweder in der Ecole, oder doch im Sinne derselben vorgebildet. Wir dagegen! Worin hat denn, bei ehrlicher Prüfung, durchschnittlich der positive Nutzen unserer Pilgerfahrt in das gelobte Land bestanden?

Der Anfang freilich war lichte Wonne, Staunen und Bewunderung ob aller erschauten Herrlichkeit. Dann erhob sich leise die Frage: was Angesichts derselben beginnen? Copiren mit unseren schlechten Mitteln, oder gar selbst schaffen, gegenüber der niederdrückenden Vollendung, welche uns umgab?

Unter diesen Umständen geschah es meistens, daß, dem deutschen Naturell angemessen, der Weg einer thatenlosen Stimmungswandelei eingeschlagen wurde. Wir gehörten ja schon als „Römer" zu den Auserwählten, die wir betrachtungsvoll auf den Trümmern der ewigen Stadt sitzen durften. Gibt es dort einen historisch-malerischen Winkel, einen Fleck auf dem Forum, in den Thermen, oder in der Campagna, wo nicht einer unserer Landsleute Stimmung gehabt, eine Vigne, wo er nicht mit den Heroen der vergangenen Welt und Kunst Geistesbrüderschaft getrunken hätte?

Inzwischen zerbröckelte allmälig in uns der alte Adam und es gewährte schließlich einen geheimnißvollen Reiz, unter Trümmern sich selbst Trümmer zu wissen. Wohl ertönte noch manchmal aus der Tiefe des Gewissens die Stimme des Malers: „arbeite", ihr Klang aber war elegisch und unsicher.

Eine Art von Stilbedürfniß Carstens'schen Nachlasses pflegt in Rom für das verlorene Selbstvertrauen eingetauscht zu werden. Indem es jene Gewissensstimme unterstützt, führt es dazu, dem Thätigkeitsdrang zunächst an den Resten der classischen Welt zu genügen. Geschieht dies im strengen Umriß, so wird schon darin ein Verdienst gefunden, jedenfalls bietet es eine ungefährliche Unterhaltung, die bekannten Pinien von Villa X, malerische Mauerreste, edle Gebirgsformen und dergl. dem Skizzenbuche einzuverleiben. Fast sämmtliche Historienmaler haben seit den letzten fünfzig Jahren in Rom die Nebensache zur Hauptsache gemacht, mehr gelandschaftert, als sich mit dem Studium des Menschen beschäftigt. Letzteres im Sinne der Stilisten zu betreiben, war dem Zeitgeschmack nicht mehr angemessen; die Modelle der spanischen Treppe führten kaum über den herkömmlichen Hirten und das Brunnenmädchen hinaus und zur Geschichtsmalerei nach moderner Art fehlte es in Rom an dem unentbehrlichen Kostümmaterial. Solche, den Verhältnissen entsprechende, Thätigkeit der Ohnmacht würde mit peinvoller Selbsterkenntniß geendigt haben, wenn wir uns dieser nicht durch Geringschätzung der ganzen modernen Kunst zu entziehen gewußt hätten. Indem wir über Andere das Richteramt übten, entgingen wir der eigenen Verurtheilung.

Die Mehrzahl blieb in einem contemplativen Verhältniß zu den Meisterwerken ringsumher stecken. Daß ein Mann, wie Feuerbach, sich mit Erfolg romanisirte, ist als Ausnahme anzusehen. Poussin und seine Zeitgenossen lernten noch in lebendiger Schule, und mit Hilfe dessen vermochten sie an eine Götter- und Heroenwelt heranzutreten, welche für die Kunstsprache ihrer Zeit unentbehrlich war. Die Cornelianer, obschon ohne lebendige Anknüpfung, wagten in Rom jene Ideale sich wenigstens schaffend zu assimiliren, und, mag man über den Erfolg verschieden urtheilen, ihren Muth wird Jeder preisen. Diese Männer hatten wenigstens eine hohe Vorstellung von den Kunstzielen mit nach Italien gebracht und dort in gemeinsamer Grundgesinnung befestigt. Sie waren je nach der Größe ihres Talents künstlerische Charaktere. Immerhin ein Ersatz für den Mangel an technischer Fachkenntniß.

Meine Zeitgenossen aber überstiegen fast sämmtlich die Alpen ohne feste Ueberzeugung und im Grunde mit nicht besserer akademischer Vorbildung, nur ein wenig malerisch angeflogen. Sie suchten ihren Weg planlos tastend oder nachahmend. Ihr Gesundestes war ihre Jugend und Begeisterungsfähigkeit. Es

ist nicht zu verwundern, daß sie, kaum in Rom angelangt, von der unvermittelten hohen Botschaft über den Haufen geworfen wurden und sich aus dieser demüthigenden Stellung nur soweit erhoben, als nöthig war, um bewundernd abzuzeichnen, wenn es weit kam, abzumalen.

So sind denn schließlich fast Alle heimgekehrt in voller Confusion über das, was nunmehr im Vaterlande anzufangen sei. Die Meisten knüpften genau an der Stelle wieder an, wo sie beim Antritt der Reise abgeknüpft hatten, oder suchten die Ueberfülle der Eindrücke auf ganz äußerliche Weise los zu werden: durch Mönchskutten- und Ciocciaren-Malerei, etwa auch durch irgend einen Act mit antiken Attributen. Dergleichen war vielleicht noch leidlich zu malen, nicht aber, was die tiefste Seele erfüllte. Eine schmerzliche Demüthigung für Solche, welche ein Jahr oder Jahre lang an der Tafel der Götter gespeist hatten!

Ich frage meine ehemaligen Mitpilger, sofern dieselben in Italien mehr als ethnographische Anregung oder „Motive" gesucht haben, ob die obige Schilderung nicht im Ganzen der Wahrheit entspricht. Wer ernsthaft die Schöpfungen des Einzelnen vor und nach der italienischen Reise mit einander vergleicht und außerdem überblickt, was die deutsch-römische Colonie seit Jahrzehnten an Werken der Malerei geleistet hat, kann nicht zweifelhaft sein, daß ein Verhältniß obwalten muß — mag man es Verhängniß nennen —, welches sich lähmend zwischen die große Kunst Italiens und die deutsche stellt. Unleugbar sind die Früchte unserer Bildungsreisen der dort verbrauchten Begeisterung nicht entsprechend gewesen. Worin besteht jenes Verhältniß? Meines Erachtens in Folgendem:

Die Kunst der Renaissance gleicht einer Sprache, die Form und Inhalt hat. Unsere Zeit schmückt sich zwar mit der ersteren, dem letzteren aber fühlt sie sich mehr und mehr entfremdet. Sie lebt in einer geistigen Tageshelle, gegen welche die Vergangenheit wie trübes Lampenlicht erscheint und verlangt, die erweiterten Grenzen ihrer Vorstellungen auch durch ihre Kunst ausgefüllt zu sehen. Unsere Wissenschaft erforscht mit staunenswerthem Scharfsinn die Offenbarungen der Natur, um deren Gesetze festzustellen. Kein Satz hat Bestand, ohne immer und immer wieder auf seine Richtigkeit geprüft worden zu sein. Von solchem Beispiele konnte die bildende Kunst nicht unberührt bleiben. Auch sie begann sich gegen ererbte Autorität aufzulehnen und verlangte deren Revision. So unsicher, so schwächlich dies Vorgehen, verglichen mit dem der Wissenschaft, im Anfang sein mochte, man kann es in sämmtlichen Malerschulen um die Mitte dieses Jahrhunderts wahrnehmen. Der alte revolutionäre Zug, hier aber kritisch bewußter, welcher durch die ganze Kunstgeschichte geht. Ueberall war die Einsicht erwacht, daß es fortan weniger auf Luftschiffahrt, als auf Bergwerksarbeit ankomme, daß durch vorurtheilsloses Naturstudium ein neuer Schwerpunkt gefunden werden müsse.

Bei unseren Romreisen ist diese wachsende Gährung, die den Glauben an eine alleinseligmachende transalpinische Kunst zu zersetzen begann, durchaus ignorirt worden. Man wollte sich nicht gestehen, daß der in Italien herkömmlich entwickelte Enthusiasmus zwar in Anbetracht der großen Werke, an welchen er sich entzündete, echt war, daß übrigens aber sein Erfolg mehr ein theoretischer

als ein praktischer sein konnte. Sind doch nahezu sämmtliche deutsche Maler als Kinder ihrer Zeit über die Alpen heimgekehrt, um wenig oder nichts in ihrer schöpferischen Kraft und nur in ihrem Urtheil gereift.

In den fünfziger Jahren war es in Deutschland fast schon Regel geworden, zuerst Paris und — wenn überhaupt — dann erst Italien aufzusuchen. Der Erfolg dieser veränderten Wanderrichtung zeigte sich überraschend schnell. Farbenfreudig belebten sich daheim alle Gebiete der Malerei. Piloty ward der Gründer einer neumünchener Schule, aus welcher alsbald Hans Makart, deren glänzendster Stern, erwachsen sollte. Knaus, Vautier, Defregger erfaßten das Volksleben in seinem innersten Nerv und traten an die Spitze der Genremaler. Dort stand bereits A. Menzel auf seinem vorgeschobenen Posten. Die größte Zahl der Landschafter breitete sich über das unermeßliche Feld der Vedute aus und nahm ihren Ausgangspunkt mehr von dem Objectiv-Malerischen, dessen täuschende Wiedergabe sie erstrebte, als von einer inneren Seelenstimmung, wie solches noch Lessing gethan hatte. Das technische Können — „die Mache" — wuchs in zwanzig bis dreißig Jahren so rapide, daß wir Grund haben, uns darob selbst zu bewundern[1]). Der erstarkte Individualismus löst den Einzelnen mehr und mehr vom Zusammenhang mit seiner landsmännischen Schule los. Die bildende Kunst wird, wenigstens in den Ausdrucksmitteln, immer internationaler, ihre Werke lassen oft kaum mehr unterscheiden, welchem Volke sie entstammen. Oberflächlich betrachtet, sieht ein französischer Salon wie ein deutscher aus. Demungeachtet scheint mir die Ueberlegenheit unserer westlichen Nachbarn, im großen Ganzen wenigstens, auch heute noch unbestreitbar. Sie genießen den Vorzug, eine historische Fühlung und feste Schulprincipien bewahrt zu haben, welche durch den mehr und mehr anschwellenden, einst von Courbet angestimmten Schlachtruf: „la nature, toujours la nature!" wohl erschüttert, aber keineswegs zu Fall gebracht worden sind. In Frankreich steht der hohe Tempel noch aufrecht, sämmtliche übrigen Völker dagegen fühlen sich den alten Kunstgöttern entfremdet und verlassen die zu deren Heiligthum führenden Geleise, um frische Felder für ihre Phantasie aufzusuchen. Eine Rundschau über unsere Nachbarländer möge dies näher erläutern.

England ist noch später als Frankreich zu einer selbständigen Malerei, zu einer Idealkunst aber überhaupt kaum (und daher auch zu keiner hervorragenden Sculptur) gelangt, wenn man von den geringen Erfolgen des Eklekticismus, dessen Vertreter einst J. Reynolds in der Royal Academy war, absehen will[2]).

---

[1]) Früher pflegte die Virtuosität mit dem Lebensalter zu reifen, heute beginnen die jungen Maler bereits mit ihr, so daß wir Aelteren fast betroffen fragen: wo hinaus soll sich das noch weiter entwickeln können?

[2]) Hier ist lediglich Reynolds als Theoretiker gemeint. Seine persönlichen Verdienste im Bildnißfach, wie die seiner Landsleute überhaupt, hebe ich deshalb nicht hervor, weil es mir an dieser Stelle auf den Nachweis von Gegensätzen ankommt, die Porträtmalerei aber zwischen diesen verhältnißmäßig neutral zu bleiben pflegt. Für die künstlerische Grundrichtung eines Volkes ist dessen Stellung zum Genre maßgebend. Nur die holländische Malerei ist durch das Bildniß mindestens ebenso bestimmt worden, als durch das Sittenbild. — Gegenwärtig ist der feinfühlende Sir Frederik Leighton Englands einziger hervorragender Akademiker.

Italienischen Mustern zu folgen, entsprach offenbar nicht dem britischen Geiste, welcher nun einmal in der persönlichen Freiheit seine Burg sieht und dahin drängt, diese auch in die Mitte der Kunst zu stellen.

Hogarth, im 18. Jahrhundert der bedeutendste Sittenmaler Englands, stand noch in einem polemischen Verhältnisse zu der aufdringlichen Barockkunst seiner Zeit; als unbefangener und naiver Vertreter des Genre erscheint erst hundert Jahre später David Wilkie[1]), mit Recht verehrt als Vorkämpfer einer frischen und national empfindenden Schule, deren Spuren heute bis tief in den Dilettantismus hinein reichen und deren Bedeutung Alles, was jenseits des Canals künstlerisch erstrebt wird, überragt. Wohl sucht dort die Sentimentalität noch ihren Ausdruck in religiösen Vorwürfen, gelangt aber selten zu großer Conception. Ferner sind die alten Toscaner mehrfach und erfolgreich von den sog. Praeraphaeliten nachgeahmt worden: beide Bestrebungen haben jedoch den Sieg des Realen über das Ideale nicht verhindern können.

Die englische Malercolonie war in Rom von jeher schwach vertreten und ist es auch in der Gegenwart. Sie hat nie die Aspiration gehabt, dort eine Akademie zu besitzen, noch weniger je einen „Römling" aus ihrem Schooße erwachsen sehen. Aber wenn auch die britische Kunst nicht Ambra- und kaum Orangenduft entsendet, so entschädigt sie dafür durch ihren erquickenden Ozongehalt. Nicht durch diesen allein. Denn der Naturſinn, richtiger Natürlichkeitssinn, ist in jener doch nicht das Ausschlaggebende, wie z. B. in der Malerei der modernen Spanier und mehr noch der Italiener. Was die Engländer von diesen Nationen besonders unterscheidet, müssen wir als etwas Sittliches, als höhere Wahrheitsliebe bezeichnen.

Der Engländer malt ehrlich, sachlich, sucht im Problem den springenden Punkt zu fassen, welcher ihm ein geistiger ist und macht wenig Umstände mit dessen Einkleidung. Sein Werk mag unbeholfen erscheinen, mit den Härten der Ueberzeugungstreue behaftet, sogar geschmacklos: aber es wird darin nicht geflunkert, nicht geschwindelt, der Sinn ist rein, wenn auch nicht die Form. Auf dem „Was", nicht auf dem „Wie" liegt der Schwerpunkt. Daher mehr Gewolltes als Gekönntes, ungeschickte Technik und bei Leibe keine — Pyrotechnik.

Während die französische Kunst, was ich früher nachzuweisen versucht habe, wesentlich durch ästhetische Disciplin bestimmt ist, kann für die englische das ethiſche Moment der Wahrheitsliebe als das entscheidende gelten, ebenso wie für die deutsche das Moment des Gemüthvollen gegolten hat und vielfach noch gilt. —

Seit etwa 20 Jahren ist es den ſpaniſchen Malern mehr und mehr gelungen, die Augen der Welt auf sich zu ziehen.

Sie schaffen, national zwar weit einseitiger als die Engländer, und in einem beschränkteren Vorstellungskreise verharrend, dafür aber aus einem plastischen und farbigen Volksleben heraus, in dessen Verwerthung so ziemlich noch die einzige Aehnlichkeit zwischen neu- und altspanischer Schule besteht. Denn dieses bis zum

[1]) Wie Delaroche als Vater der modernen Historienmalerei, so kann Wilkie als Vater des modernen psychologischen Genres überhaupt angesehen werden. Sein herrlichstes Werk dieser Art, die Testamentseröffnung, bildet eine Zierde der Münchener neuen Pinakothek.

Fanatismus katholische Volk hat sich künstlerisch dem Dienst der Kirche gänzlich entzogen, ebenso wie das italienische, nur mit dem Unterschiede, daß letzteres bis zur Trivialisirung verweltlicht worden ist, ersteres aber sich gewisse Züge einstiger Vornehmheit zu erhalten gewußt hat.

Die Italiener waren in ihrer Malerei bis tief in das neunzehnte Jahrhundert hinein im Bann der Frührenaissance verblieben und darüber ihres Natursinnes so gut wie verlustig geworden. Offenbar haben sie der Befreiung vom Kirchenregiment bedurft, um auch künstlerisch von den Idealen der Vergangenheit frei zu werden. Heute besteht jenseits der Alpen eine frische Kunst, stillos zwar und vielfach zügellos, aber wenigstens nicht mehr lahm und ermüdet. Sie spiegelt keinen gedachten Himmel wieder, dagegen wird sie von der heimathlichen silberhellen Luft durchweht und weiß des Volkes Leiden und Freuden schlagend und lebenswahr darzustellen. Da ist nicht Reflexion noch Gedankenspiel, Alles bewegt sich im Rahmen vaterländischer Anschauung und modernen Empfindens. Ich zweifle nicht, daß die Kunst im Süden und vornehmlich die Malerei — die Sculptur hält sich hier wie überall von den äußersten Consequenzen zurück — bald mehr Stetigkeit zeigen, fraglich aber bleibt mir zugleich, ob sie je das verlorene Paradies wieder betreten wird[1]).

Die Empörung gegen die Autorität des Kunstdogmas, welche sich drüben vollzogen hat, gehört wohl zu den lehrreichsten Beispielen aus der Geschichte derartiger Auflehnungen. —

In neuerer Zeit sind noch die Slawen und Magyaren und zwar mit seltener Aneignungsgabe in den internationalen Kunstwettkampf eingetreten. Bei ihnen hat es sich gezeigt, daß unter Umständen das Talent lediglich durch äußeren Anstoß zur Bethätigung gebracht und auf diese Weise ein stufenweises Heranreifen übersprungen werden kann. Es müssen dann aber in dem betreffenden Volke Reste von anschaulich-nationaler Eigenthümlichkeit vorhanden sein, welche der jungen Gestaltungskraft aus eigenem Boden Nahrung zuzuführen vermögen.

Hat eine Nation nüchterne und prosaische Lebensformen, so erblüht ihr keine Kunst im höheren Sinne, oder doch nur in der Voraussetzung, daß dieselbe ihre Leistungen durch consequente Anleihen bei gesegneteren Völkern bestreite, mit anderen Worten, imitativ verfahre. —

Das Mittelalter hatte der Kunst außerordentlich reiche Anregung zugeführt. Seine Cultur bedingte einen übersichtlichen Ideenkreis, elementare Leidenschaften, unverwaschene Sitten, scharf ausgeprägte Gliederung der Stände und dement-

[1]) Auffallend ist die Ungeschicklichkeit der heutigen Italiener, sich mit der Phantasie über das zu erheben, was ihnen unmittelbar vor Augen steht. In dieser Beziehung — welcher Niedergang! Die Historienmalerei scheint bei ihnen erloschen zu sein. Andere Nationen ermangeln zwar auch des großen Zuges, wie ihn z. B. Alfred Rethel besessen; aber, wenn es dafür einen Ersatz gibt, so sind sie wenigstens bestrebt, ihn unter entschiedener Mitwirkung der Bildung und des Geschmacks zu bieten. Damit ist es denn auch überall noch gelungen, das Heldenhafte zur Darstellung zu bringen. Wir müssen annehmen, daß jene beiden Eigenschaften den Italienern vollständig abhanden gekommen sind, sonst würde ihr Fiasco in der Gestaltung geschichtlich-dramatischer Vorgänge nicht ein so eclatantes sein. In keinem modern-italienischen Bilde habe ich je einen Helden dargestellt gesehen, der sich wesentlich über den Friseur oder den primo tenore erhöbe.

sprechendes Kostüm, pomphafte Repräsentation des weltlichen und geistlichen Regiments: dies Alles, im Rahmen enger nationaler Grenzen, bildete ein unerschöpfliches, großentheils anschaulich vorhandenes künstlerisches Material.

Die Kirche trug kein Bedenken, das Volksleben im religiösen Bildwerke pulsiren zu lassen. Sie mochte fühlen, daß mit dem „genre ennuyant“ nach byzantinischer Art die Gemüther nicht dauernd zu fesseln seien und handelte instinctiv richtig, wenn sie ein gegensätzliches Verhältniß zwischen kirchlicher und freier Kunst gar nicht aufkommen ließ. Bei sämmtlichen Culturvölkern ist das im Rahmen der Kirche geduldete Genre Jahrhunderte lang auf das Reizvollste geübt worden. Aber um den vorhandenen wesentlich religiösen Idealvorstellungen im Formenschönen den angemessenen und höchsten Ausdruck zu geben, bedurfte es nicht allein der frommen Empfindung, sowie des Zuflusses aus volksthümlichen Lebenserscheinungen. Es mußte in demjenigen Volke, aus dessen Naturell heraus der Künstler schuf, noch eine andere Gabe vorhanden sein und eine solche hat allein die italienische Nation besessen. Ich meine deren plastischen Sinn, welcher sich besonders in Mimik und Gestus äußert. Ohne ihn würde die Renaissancekunst niemals haben erstehen, das Menschliche im hellenischen Sinne nicht haben wieder erfaßt werden können.

Die Italiener bewahren ihr classisches Erbtheil der Plastik in Ruhe und Bewegung — ich möchte sagen ihre physische Veranlagung zur Idealkunst — noch heute, obschon dasselbe unter dem Einflusse der Weltcultur zusammen zu schmelzen beginnt, und mittels dessen Hilfe mag ihre Kunst sich dereinst wieder erhöhen, nachdem sie sich bereits verjüngt hat.

Sie posiren, ohne es zu wollen. Ihre Gesichtszüge sind, namentlich beim niederen Volke, durch Jahrtausende lang geübte Mimik gestrafft. Gymnastik im Gestus hat ihre Hände vielfach zu Mustern anatomischer Klarheit durchgebildet. Sie wissen eine Gebärden- und Zeichensprache zu reden, welche z. B. im Ballet Jeder unter ihnen versteht. Nehmen wir hierzu dieses Volkes angeborene Grazie und deren Bethätigung im Sinnlich-Harmonischen, so ergab und ergibt sich für ihre künstlerische Production ein Motivreichthum, welcher uns Deutschen leider nicht annähernd zu Gebote steht. Wer je in Italien gelebt hat, ist in der Lage gewesen, solche Vorzüge zu ermessen. Es würde mich zu weit führen, wollte ich dieselben noch mehr ins Einzelne, z. B. an der körperlichen Structur, nachweisen. Man denke nur an Hals, Nacken und Büste der Italienerin, an die feinen Gelenke, den elastischen Gang beim männlichen und weiblichen Geschlechte. In physiognomischer Hinsicht sind wir wenig besser daran. Das deutsche Kartoffelgesicht ist kein leerer Wahn, jener — freilich durch eine Schicht des Hasses getrübte — Spiegel, welchen A. de Neuville uns vorhielt, zeigt uns kein ganz unwahres Bild. Wir Maler wissen, wie selten ein Kopfmodell und besonders, wenn ihm der Alles besiegende Zauber der Jugend nicht anhaftet, für mehr als die platte Wirklichkeit zu brauchen ist. Die meisten unserer Gesichter werden mit dem Alter statt durchgearbeiteter und präciser, nur schwammiger und flächenärmer. Was nun gar den Gestus betrifft, so ist dieser beim Deutschen nahezu verkümmert. Schon die Bildung verlangt, ihn aufs Aeußerste einzuschränken; verwenden wir ihn aber, so pflegt er unklar zu bleiben, oder sich durch sinnlose

und windmühlenflügelartige Armbewegungen zu äußern[1]). Der Deutsche hat eine verständliche Zeichensprache entweder nie besessen oder wieder verloren.

Die Verschrumpfung der Volksepidermis — um ein so kühnes Bild zu gebrauchen — beeinträchtigt das Studiengebiet des Künstlers auf das Empfindlichste. Unter „Epidermis" möchte ich auch die Kleidung verstanden wissen. Diese vermag ebenso wie die Bewegung der Gliedmaßen eine persönliche Sprache zu sein, wie sie im classischen Alterthum gewesen ist; heute ist sie zu einem Welt-Schneider-Idiom geworden. Welchen Vorzug genoß dagegen der Grieche, genießt noch heute der Orientale! Indem jener seinen Körper drapirte, machte er ein tägliches Exercitium des Schönheitssinns durch. Die Draperie kann als ein lebendiges Ding gelten, mit welchem sich sein Träger den ganzen Tag activ zu beschäftigen hat, während die geschneiderte Kleidung passiv wie ein Harnisch getragen wird. Sich drapiren heißt plastisch, heißt künstlerisch an sich arbeiten. Der Vortheil, welcher dem Berufskünstler aus solchen Vorbildern erwächst, liegt auf der Hand. Er hörte freilich schon im frühen Mittelalter so ziemlich auf, als den Menschen eingefallen war, sich anzuziehen, statt zu umhüllen[2]). Aber noch Jahrhunderte hindurch blieben wallende Mäntel, lange Tuniken und blieb damit für den Künstler die Möglichkeit bestehen, imposante Gewandmotive auch außerhalb der Werkstatt vor Augen zu haben. Der moderne Maler und Bildhauer ist sich dessen, was er eingebüßt, voll bewußt, selbst der Laie erkennt instinctiv die Mängel seines nüchternen und dabei verwirrten Zeitgeschmacks, so fest er auch sonst in demselben verharrt. Daher wohl die Neigung, sich durch Kostümfeste auf eine kurze Weile in die Geschmackswelt der Vergangenheit zurückzutäuschen.

Unsere heutige Männertracht, in ihrer festlichen Potenz zum Kellnerfrack und zur Angströhre verjämmerlicht, ist an Phantasielosigkeit wohl das Ungeheuerlichste, was die Kostümgeschichte aufzuweisen hat. Aller Glanz der Stoffe, welchen die Frauenwelt entfaltet, kann dafür nicht entschädigen. Der Jammer ist aber ein internationaler: nur in den versteckten Winkeln Europa's hat der große Culturbesen noch nicht vollständig aufgeräumt.

Es fehlt also besonders im deutschen Vaterlande an frischer Nahrung für ideelle Vorstellungen, welche dagegen fast allein mit aufgesammelten fremdländischen Conserven groß gezogen werden müssen. In Folge dessen schweben unsere wenigen Idealisten gleichsam in der Luft, und es ist damit deren Geisterverbindung mit den ruhmreichen Schatten der Vergangenheit zur Genüge erklärt. Andererseits sind unsere realistischen Maler entweder auf die gemeine Natur angewiesen — was sie im Mittelalter durchaus nicht waren —, oder aber auf die

---

[1]) Ich beobachtete unlängst einen berühmten Redner, wie er auf der Tribüne eine Stunde lang immer den gleichen Tact mit dem Bleistift schlug, gleichviel, ob er von den gewöhnlichsten oder von den erhabensten Dingen redete; einen anderen, welcher den Zeigefinger erhob, wenn er von „unten auf der Erde", und auf den Katheder zeigte, wenn er von „droben im Himmel" sprach.

[2]) Jacob Falke hat in seiner nicht genug zu empfehlenden älteren Trachtengeschichte auf das Klarste auseinandergesetzt, wann und wie diese Umwandlung (und zwar durch Aufschlitzen des Untergewandes) vor sich gegangen ist.

höheren Gesellschaftsclassen, in welchen das Malerische unter modischer Convenienz selten einen ungezwungenen und flüssigen Ausdruck gewinnt, am wenigsten beim männlichen Geschlechte. Wenn der Genremaler die fesselndste Seite des häuslichen und Salonlebens erfassen will, wird er das psychologische Element bis zur Spitzfindigkeit hervorzuheben trachten müssen. Der breite Raum, den dasselbe mehr und mehr im modernen Bilde einnimmt, kann wohl mit Recht als das schärfste Unterscheidungszeichen alter und neuer Malerei überhaupt gelten. —

Die Stämme der Slawen und Magyaren haben sich in Folge ihrer Neigung zum Pomphaft-Kostümlichen besonders der Geschichtsmalerei zugewandt: reiche Volkstrachten, mit denen wir Deutschen es nicht über das Niveau der Dorfgeschichte hinaus bringen, boten ihnen dazu Folie und Stoff, und es muß neidlos zugestanden werden, daß sie auf dem tapfer eroberten Felde bereits wahre Triumphe gefeiert haben. Die Intensität ihres Schaffens wird dadurch verstärkt, daß sie nichts zu verlernen haben und in den künstlerischen Gährungsproceß der Neuzeit als frische Ankömmlinge eintreten konnten, um daraus die besten Theile für sich zu erraffen.

So lange das historische Sensationsbild als bedeutsamster Ausdruck der modernen Malerei gilt, werden unsere östlichen Nachbarn uns wahrscheinlich ebenbürtig, wenn nicht überlegen bleiben. Sollte aber dermaleinst der Zeitgeist wieder nach tieferen Klängen die Sehnsucht fühlen, dann fragt es sich doch, ob dazu der Resonanzboden einer umfassenderen weltgeschichtlichen Cultur nicht wird vorhanden sein müssen. —

Während sich die Malerei in England, Spanien und Italien, sowie bei unseren östlichen Nachbarn innerhalb nationaler Schranken wiedergefunden hat, scheint die unsrige bestrebt, diese immer mehr verschwinden zu lassen. Frankreichs Kunst ist allerdings auch in ihren Gegenständen und Ausdrucksformen weltumfassend geworden, ruht aber auf festeren Ankern und läuft darum weniger Gefahr, auf einem universellen Stoffgebiete umhergeworfen zu werden als die deutsche. Wir tasten heutzutage überreizt nach der Beziehung, der Pointe, in welchem Weltwinkel und auf welchem Blatte der Geschichte dieselbe auch aufzufinden sei, überblicken vermöge unserer kunstgeschichtlichen Bildung das Schaffensfeld sämmtlicher Epochen und Nationen, und äußerst selten producirt Jemand naiv und ohne mit irgend einem Vorbilde zu liebäugeln. Daher willkürliches Verwenden aller Stilarten. Der Eine gefällt sich holländisch zu malen, der Andere altdeutsch, Dieser à la Watteau, Jener nach venezianischem Recept, Manche naschen aus den verschiedensten Töpfen.

Die technische Errungenschaft der Gegenwart sucht sich an allem Malerisch-Reizvollen zu bewähren. Das Stillleben hat eine nie dagewesene Bedeutung gewonnen, viele moderne Sitten- und Geschichtsbilder sind ihrem Kern nach Stilllebenapparate[1]).

---

[1]) Folgendes als kleines Beispiel, wie so etwas sich macht. E. Leutze hatte sich in Düsseldorf mächtige rindslederne Reiterstiefel bauen lassen und in diese einen Puritaner gesteckt, welcher auf dem Altare ein Madonnenbild zerschmetterte. Das Bild erregte ums Jahr 46 Aufsehen sowohl durch seine breite Technik überhaupt, als durch den Muth der „Stiefel" insbesondere, und

Kommende Generationen werden es nach erfolgter Abklärung zu schätzen wissen, daß unsere Besten: auf weiterem Gebiete Knaus, auf engerem Defregger, fortfahren, aus tiefster deutscher Volksseele zu schaffen. Soviel stofflich Erfreuliches sie bringen, es ist immer der Pulsschlag menschlicher Liebe, menschlicher Lust, der selbst das Kleinste in ihren Werken belebt und erwärmt. Unsere äußerste Linke, welcher der feingestimmte Lappen so viel gilt, als der feingestimmte Mensch, hat freilich kein Verständniß für ein Bewahren des geistigen Elements. Und doch ist und bleibt dieses letztere beim Deutschen durchschlagend trotz aller Thuerei mit dem Malerisch-Stofflichen[1]).

Das Gegenständliche hat für die Germanen nun einmal größere Bedeutung als für die Romanen, bei welchen sich mehr als bei jenen Mittel und Zweck zu decken pflegen. Die nordische, vielfach nebelhafte Phantasie findet schwer einen vollen plastischen Niederschlag, es bleiben Theile übrig, die nicht unterzubringen sind, Hintergedanken, welche der gefundenen Conception gewissermaßen über die Schulter blicken und Spuk treiben. An diese Hintergedanken pflegt der deutsche Beschauer fast mehr sein Interesse zu knüpfen, als an die schlichte Darstellung selbst. Je länger die Ideenkette ist, zu welcher ein Bild anregt, für desto fesselnder gilt ihm dasselbe. Hier liegt zum Theil der Grund, weshalb er ein geringeres Interesse an der Sculptur hat, denn diese erlaubt kein Scheinwesen und bietet zum Versteckenspielen mit Gedanken selten Veranlassung. Unser Publicum ist das am wenigsten unbefangene; ihm ist die Handlung oder Situation, welche es vorgeführt sieht, nur der feste Punkt, um Stimmungen und besonders Reflexionen daran zu knüpfen. Daher sein Behagen an der verzwicktesten Lösung einer einfachen Aufgabe.

Man möge sich beispielsweise vergegenwärtigen, wie die für den Hellenen unzweifelhaft klare und sonnige Vorstellung vom „Gefilde der Seligen" im Kopfe des Deutschen verschoben und verdüstert werden konnte. Die Seligkeit des Böcklin'schen Gefildes besteht in einem feierlichen Naturklang, der bleischwer auf die Nerven fällt. Purgatorium statt Elysium. Es ist aber in das an sich helle Motiv etwas hinein geheimnißt, oder eine Emulsion ist hervorgerufen, die der Beschauer zu seinem Behagen immer noch trüber rühren kann.

---

gab den Anstoß zu einer blühenden Puritanermalerei (Camphausen u. A.). Die rheinische Künstlerschaft verfügte damals nur über einen ärmlichen Costümvorrath und die Leutze'schen Stiefel, von Atelier zu Atelier verliehen, dienten jenen englischen Fanatikern jahrelang als Bekleidungsbasis, auch nachdem dieselben, was später geschah, in „dreißigjährige Krieger" umgewandelt waren. Besonders liebevolle Verwendung fanden zu gleicher Zeit auch Lessing's schöne Radschloßbüchsen, auch diese mußten den Krystallisationspunkt für manches historische Genrebild abgeben.

[1]) Wenn man die Schöpfungen von Knaus überblickt, so darf man wohl behaupten, daß dieselben in Hinblick auf Erfindungsgabe, psychologischen Reichthum und feinen Humor Alles von den alten Holländern an Sittenbildern Geschaffene in den Schatten stellen. Terburg, Jan Steen, D. Teniers, A. Brouwer und wie sie alle heißen, blieben durchgängig in behaglicher Zuständlichkeit, gemeiner Komik, rohen Bambocciaden oder auch nichtigen Nebendingen befangen, von feiner Seelenmalerei ist da kaum die Rede. Freilich gelang es dafür diesen Meistern, die Vorstellung in dem engen Kreise der ihrigen gebannt zu halten und zwar sowohl durch den Zauber der Unbefangenheit, als den der malerischen Stimmung.

Wenn Böcklin in seinen Bildern wesentlich Stimmungsräthsel aufgibt, so gehen andere Meister, wie z. B. G. Max, mehr darauf aus, Gedankenräthsel zu malen; der erstere greift in das Gebiet der Musik hinüber, der letztere in das der Dichtkunst. Beide soll aber damit kein Vorwurf treffen, denn sie schaffen nur aus dem Volksgeiste heraus und müssen ihm zu entsprechen suchen: ich habe mit den angeführten Beispielen lediglich die Eigenthümlichkeit desselben belegen wollen. Uebrigens besitzen die Franzosen eine verwandte Ader. In ihrer peinture anecdotique liegt auch der Accent auf dem geistreichen Bezuge, und namentlich Paul Delaroche hat frappante Belege zur Geschichtsgrübelei geliefert. Es ist eben im künstlerischen Schaffensgebiete der früher von der Kirche eingenommene breite Raum frei geworden und in ihm bethätigt sich zugleich mit der entfesselten Phantasie die Reflexion, welche letztere eine Nation um so schwerer wieder los wird, je mehr dieselbe der Zufuhr aus dem Schatze ihres eigenen Volkslebens entbehrt. Spanier und Italiener haben sich in dessen Abspiegelung wieder verjüngt. Wir Deutschen aber müssen aus nüchternen, für die Kunst größtentheils unbrauchbaren Lebensformen extrahiren und im trüben Atelier brüten, wie wir unsere meist aus Reminiscenzen oder Lectüre entstammenden Motive gestalten können. Wahrlich, da ist es nicht zu verwundern, wenn oft das Erklügelte an die Stelle des lebendigen Eindrucks tritt und selbst Hallucinationen als Offenbarungen der Originalität sich breit machen. So lange das auf dem Gebiete des Gemüth- und Stimmungsvollen, sowie des Tiefsinnigen geschieht, haben wir immerhin noch den Vorzug, in einer angemessenen Tonart zu bleiben; leider aber entzündet sich in der überreizten Gegenwart die malerische Phantasie allzu oft am Blutigen und Wollüstigen. Nicht daß der Deutsche zur Darstellung von Leidenschaft und Sinnlichkeit unberechtigt oder unbegabt wäre — welche Kunst könnte beider entbehren? — aber alle historische Fäulnißmalerei sollten wir füglich den Romanen, insbesondere den Franzosen überlassen, deren Salon alljährlich von Cleopatra's, Messalinen, Phrynen und verrückten Cäsaren starrt — lauter Variationen über den Kitzel. Wenn ich solches Zeug sehe, dann wird mir, als befände ich mich im letzten Act der menschlichen Tragikomödie und unmittelbar vor dem Ende: dem Schwefelregen! Die Malerei braucht der Reize nicht zu entbehren, welche für sie in der Zersetzung liegen, doch diese seien ihr nicht Zweck, und Schiller's Mahnwort bleibe uns unvergessen: „Der Menschheit Würde ist in eure Hand gegeben. Bewahret sie!" — —

Daß die bildende Kunst den Halt, welchen sie auf religiösem Gebiete verloren hat, auf weltlichem wieder suchen mußte, war unvermeidlich. Die Historienmalerei — im Sinne der Geschichts- und Culturgeschichtstreue — ist als Bindeglied zwischen Genre- und Idealmalerei getreten, soweit die letztere unter staatlicher, städtischer und kirchlicher Pflege oder aus persönlicher Neigung noch betrieben wird.

Paul Delaroche legte bereits in seinen Werken eine außergewöhnliche Materialkenntniß nieder, verfügte aber noch nicht über die blendenden Täuschungsmittel der Jetztzeit, welche uns leicht übersehen lassen, daß diese ganze Richtung einen gewissen Schaden in sich trägt. Es wird nämlich der vom Maler behandelte geschichtliche Vorgang in fast allen Fällen nur ein vorgestellter, nicht erschauter,

das zur Darstellung verwendete Kostüm aber mehr oder weniger greifbar vorhanden gewesen sein. Ein thatsächlicher Rock wurde einer abstracten Person angezogen, oder, um es deutlicher auszudrücken, ein nothdürftig ergänzendes Modell wurde statt des wirklichen Trägers damit bekleidet. Die Gefahr liegt nahe, daß bei solcher, durch die Sache gegebenen Procedur der Mensch gegen den Stoff zu kurz kommt.

Und alles dem Künstler verfügbare Stoffliche, deutlicher gesagt, sein Kostümschatz im Kleiderschrank, ist noch dazu durchschnittlich unecht, ein kümmerlicher Behelf und täuschender Wiedergabe kaum werth. Andererseits kann die physiognomische Wahrheit der dargestellten historischen Persönlichkeiten, sofern letztere der Vergangenheit angehören, höchstens mit Hilfe von Bildnissen, und nicht anschaulich, vielmehr lediglich intuitiv gewonnen werden. Fast alle modernen Geschichtsbilder leiden an dem Zwiespalt, daß der Vorgang nicht aus der Wirklichkeit, wie das Genrebild, sondern nur durch Verkleidung ergänzt, aber wiederum auch nicht mit ungefesselter Phantasie verbildlicht werden konnte; denn das Wahrscheinlichkeitsbedürfniß, dem hier Rechnung getragen werden muß, verlangt allzuviel Mitwirkung von Verstand und Kritik und nimmt dadurch der Phantasie einen Theil ihrer Freiheit. Die ganze Gattung scheint mir durch Vorzüge und Schwächen dem historischen Roman verwandt.

Vermittelst der genannten Factoren hat Alma Tadema Eminentes geleistet. Er wußte in seinen antiken Darstellungen mit seltenem Raffinement festzuhalten, daß, wenn ein entferntes Zeitalter veranschaulicht werden soll, Gestalt und Aeußeres der vorgeführten Menschen etwas Fremdartiges, ja Unwahrscheinliches an sich haben müssen, oder aber beides rückt uns, was es nicht soll, zu nah auf den Leib und erscheint modern. Leider wird der Mensch, falls mit ihm eine entsprechende Mumificirung vorgenommen wird, damit er ebenso wie seine Hülle zweitausend Jahre alt aussehe, dasjenige einbüßen, was ihm für uns ein menschliches Interesse zu geben vermag. Und hier ist offenbar die wunde Stelle an den sonst so bewunderungswürdigen Schöpfungen Tadema's.

Man könnte gegen meine Ausführung einwenden: der Idealist denkt sich ja auch nur seine Menschen und wenn er sie bekleidet darstellt, so bedarf er ebenfalls real vorhandener Stoffe. Allerdings. Aber es bleibt zu erwägen, daß hier die Kleidung auch eine ideelle, vom Schneider unabhängige ist und deshalb als nebensächliches Anhängsel leicht der Hauptsache, dem Menschen, untergeordnet werden kann. Der oben dargelegte Zwiespalt droht also bei Werken dieser Gattung nicht.

Eine aus wissenschaftlichen Quellen ernährte und den Schwerpunkt in der geschichtlichen Beziehung suchende „Historienmalerei", wie wir heute ausüben, gab es ehemals nicht: alles Derartige ist in den Rubriken Ideal-Genre- und Porträtmalerei unterzubringen. Bei der nebelhaften Geschichtskenntniß, welche bis vor hundert Jahren herrschte, genügte es vollkommen, wenn die Situation bildlich klar gemacht wurde, und der Beschauer verlangte keine andere, als allgemein menschliche Wahrscheinlichkeit. Der Maler aber vermochte dieser schon zu entsprechen, indem er den dargestellten Personen ihr Zeitkostüm beließ, oder dem letzteren höchstens einige willkürlich-phantastische Züge beimischte. Auf solche Weise

hatte er also nichts zusammen zu reflectiren, bezog sein Material aus demjenigen, was er um sich sah und behielt sich nur das Recht vor, frei und nach malerischem Bedürfniß hier zu potenziren, dort umzugestalten. Die meisten von Rembrandt's testamentarischen Figuren in Kaftan und Turban sind portugiesische Juden, wie sie damals in den Straßen Amsterdams einhergingen. Selbst Rafael pflegte in vielen Fällen nicht von einer abstracten Vorstellung auszugehen: die Studien, welche wir von ihm besitzen, beweisen es. Die meisten seiner Madonnen haben offenbar in Trastevere das Licht der Welt erblickt.

Wollte man aus dem fieberhaften Angebot von künstlerischer Arbeit jeder Art, welche in Deutschland stattfindet, einen Schluß ziehen auf das Publicum, dem ein so eminenter Einsatz von Fleiß und Talent vorgeführt wird, so könnte man leicht zu dem Resultate kommen, es müsse doch wohl eine gewisse Harmonie von Angebot und Nachfrage vorhanden und das Kunstbedürfniß der Consumenten ein entsprechend reges sein. Leider ist aber eher das Umgekehrte der Fall und wir haben damit zu rechnen, daß unser Volk von der bildenden Kunst nur in sehr äußerlicher Weise berührt wird.

Der eigentliche Grund hierfür liegt weniger in der politisch-materialistischen Zeitrichtung — die wird hoffentlich über kurz oder lang eine andere werden —, als in dem sich zunehmend verkümmernden Anschauungsleben, in der Buchbildung. Der größte Theil des Publicums sieht mit dem Gehirn, statt mit den Augen und seine Vorstellungen bilden sich viel mehr nach dem Gelesenen als nach dem Gesehenen. So ist es denn gekommen, daß heutzutage die Meisten sich durch Zeitungsreferate mit der Kunst abfinden. Unsere Schule thut fast nichts zur ästhetischen Erziehung, und wenn die bildenden Künstler eine Menschenclasse als feindlich ansehen dürfen, dann ist es die Classe der Schulmeister — trotz theilweiser Einführung von Anschauungsunterricht, Handfertigkeitsübungen u. s. w. Dies hat einen tiefen Grund. Die menschliche Bildung läuft auf Vergeistigung hinaus, und zur vollen Verstandesreife verhält sich die Kunst nicht viel anders als ein Jugendtraum zur hellen Wirklichkeit.

Wir Deutschen stehen an der Spitze der kopfarbeitenden Völker. Die classische Schulbildung, bei uns noch das unerschütterte Fundament für alle geistige Arbeit, hat unter ihren Disciplinen ein Vacat für die Rubrik „bildende Kunst". Kein Wunder also, daß diese sogar von vielen der geistig höchststehenden Männer nahezu ignorirt wird.

Ganz besonders ist es der Berliner, welcher seinen Mangel an Ruhe und Sinnigkeit mit der Verkümmerung des ästhetischen Empfindens büßen muß. In Folge überfluthender Production und Reproduction verliert die Einzelleistung für ihn an Reiz und Werth, und doch pflegt die bildende Kunst gerade auf den einzelnen Fall ihr Bestes aufzubauen. Der Berliner, als Großstädter ohnehin zerstreut, erfüllt noch vermöge seines besonderen Naturells selten die Vorbedingung alles Kunstschauens, welche in einem empfindungsmäßigen Entgegenkommen besteht. Statt dessen sind ihm Statuen und besonders Gemälde wesentlich Objecte für den Verstand und nebenbei für den Witz. Es ist wohl Manchem noch erinnerlich, daß die „wilde Jagd" von Cordes auf der

Ausstellung berühmt wurde, sobald sie „schwimmendes Aquarium" getauft war und daß man vor Böcklin's schon erwähntem „Gefilde der Seligen" sich drängte, um die Schwäne zu sehen, die man „bei Söhlke kaufen kann".

Bilder von großem Maßstab und anerkannten Meistern üben natürlich in Berlin wie außerhalb ihre, von der Presse vorbereitete Anziehung; doch kommt es dabei selten über die Emotion des Gruselns, des Sinnenreizes, oder über patriotische Anregung hinaus, je nach dem Grundton des vorgeführten Werkes. Mit unseren akademischen Ausstellungen ist es kaum anders. Unter den Tausenden, welche deren Säle durchströmen, pflegt nur ein kleiner Bruchtheil mehr als Befriedigung der Neugier oder Material zu Gesprächsstoff zu suchen. Die stille Welt des Schönen öffnet sich nur wenigen Auserwählten: den naiven — das sind die begnadigten — oder denjenigen, welche sich schulmäßig in die Kunst eingelernt haben. Die letztere lebt, täuschen wir uns nicht, viel mehr durch ihre eigenen Athemzüge, als die des Volkes; sie hat ihren Halt im Geleise traditioneller Uebung, ferner im Reichthum, welcher sich mit ihr schmückt und in den großen Gesichtspunkten des Staats, welcher sie schützt.

Wie in der Wissenschaft, so findet auch in der bildenden Kunst die *inductive* und die *deductive Methode* ihre Anwendung.

Die Deduction geht hier von einer Idee aus, welche zunächst im Subject vorhanden sein muß, um sodann als Krystallisationspunkt für dessen weitere sinnliche Wahrnehmungen zu dienen.

Die Induction dagegen leitet die letzteren a priori in die Phantasie des Subjects und läßt erst daraus die Idee sich bilden.

Diese Methoden fließen bei ihrer Anwendung wohl mannigfach ineinander, sind aber theoretisch als getrennt festzuhalten. Also einerseits sinnlich umkleideter Ideenkern, andererseits sinnliche Wahrnehmung, zur Idee abgeklärt.

In jedem Kunstwerke, so oder so entstanden, muß das aus der Natur erschaute Stoffliche vermocht haben, entweder die im Centralorgan bereits gebildete Idee zu ergänzen, oder letztere in ersterem erwachsen zu lassen. Und zwar kann nur das Lebendige im Stoff seelisch verarbeitet werden. Es ist selbstverständlich im Organischen, aber auch im Anorganischen vorhanden, sobald auf diesem die Wirkung der Kraft, also Bewegung sichtbar geworden ist. Ein Felsblock z. B. an und für sich ist noch kein Object für die Malerei. Zeigt sich aber der Block verwittert und zerbröckelt, so ist bereits Leben im Verfall da, Leben gibt ihm auch das Spiel der Sonne. Ferner kann der Stein belebt erscheinen durch menschliches Gebilde. Hier liegt die Berechtigung des Architekturbildes.

Das der Phantasie zugeführte belebte Stoffliche, im Subject zusammengefaßt, wird schließlich wieder an den diesmal unbelebten Stoff gebunden (Thon, Leinwand u. s. w.) und tritt sodann als Kunstwerk zu Tage.

Man ist jedoch nicht berechtigt, ein solches Werk lediglich darum, weil es von der Vorstellung, statt von der Anschauung ausging, ein idealistisches und umgekehrt ein solches, wo die Anschauung das erste war, ein *realistisches* zu nennen. Beides sind Eigenschaften, welche sich nicht aus der Entstehungsweise,

sondern allein aus dem Gehalt des Kunstwerkes ergeben. Man kann deductiv ebenso zum Realen, wie inductiv zum Idealen gelangen. Beispielsweise vermag aus der erschauten Gruppe einer Mutter mit dem Kinde ganz wohl ein idealistisches Bild, eine Madonna, aus der bloßen Vorstellung (Idee) von „zechenden Bauern" ein realistisches zu entstehen. Im letzteren Falle müssen aber wenigstens die Bestandtheile der zechenden Bauern, ihre Gesichter, Bewegungen, Kleider u. s. w., wenn auch stückweise oder in anderer Zusammensetzung, einmal erblickt worden sein, weil die künstlerische Idee kein Abstractum ist, wie der Gedanke, sondern sinnliche Wahrnehmung zur Voraussetzung hat.

Im Farben- und Formengedächtniß besitzen wir die Gabe, der Idee ihren Stoff zuzuführen. Der Maler wird das Wenigste von den Lebenserscheinungs rings umher zu zeichnen oder zu malen, vielmehr das Meiste und Werthvollste davon lediglich mit dem Auge zu erfassen vermocht haben. Das Compositionstalent hängt deshalb in erster Linie von der Reichhaltigkeit des Erinnerungsvorraths ab. Diesem dankte Rubens, der fast immer von der freien Vorstellung ausging, seine eminente Gestaltungskraft. Unter den Neueren sind hier H. Vernet und Wilhelm von Kaulbach als besonders veranlagt hervorzuheben.

Die gedächtnißarmen Figurenmaler wählen mit Vorliebe das Porträtfach, oder bauen sich die für ein Sujet nöthigen Bestandtheile mit dem Modell und den entsprechenden Requisiten zusammen, woraus ja schließlich etwas zu Wege gebracht werden kann, was einer Erfindung gleicht. Weil nun aber das ad hoc aus der Natur Extrahirte meistens unvollkommen und einer Ergänzung aus der leider leeren — Gedächtnißkammer bedürftig ist, so sehen wir in derartigen Gemälden das Stillleben, welches still hält und pure copirt werden kann, mit sichtlichem Behagen hervorgehoben.

Wenn man im Gedächtniß eine wesentliche Bedingung für das freie Schaffen zu erblicken hat, so erscheint es durchaus gerechtfertigt, daß der Meister, dem sich ein Schüler zu Eigen geben will, zunächst fragt, wie es mit dessen Fähigkeit sich verhält, „etwas aus dem Kopfe zu machen". Ist diese nicht vorhanden, so bleibt er sein Lebelang ein Vogel mit lahmen Flügeln: es mag ihm gelingen, auf der Erde seine Nahrung zu finden, der Wonne aber, je über derselben — über dem Gegenstande — zu schweben, wird er nie theilhaftig werden.

Die Düsseldorfer Akademie hat sich's, wie ich höre, zur Regel gemacht, gleich bei der Aufnahme ihrer Schüler deren Compositionsgabe in Betracht zu ziehen; sie verlangt, daß eine solche, wenn auch noch sehr primitiv, vorhanden sei, ehe mit dem Naturstudium begonnen wird. Man betont dort also von Anfang an den Zweck, zu dem dieses dienen soll. Aus dem bloßen Nachahmer entwickelt sich nie ein voller Künstler, und was nicht in der Phantasie umgestaltet wird, bleibt stets ein geistloser Abklatsch. Der Künstler herrscht und siegt über die Materie, der Dilettant weiß sie nur nachzubilden. Es ist verständig, die Schüler frühzeitig darauf hinzuweisen, daß sich das Gleichgewicht zwischen Form und Inhalt fortwährend mehr zu Gunsten des letzteren verschoben und daß die technische Virtuosität eine minder selbständige Bedeutung hat, als man glauben möchte, vielmehr doch schließlich der geistigen Seite zu Gute kommt, sei es durch Hervorhebung

der „Idee der Erscheinung", sei es durch Verschärfung der verstandesmäßigen Bezüge, welche dem Gegenständlichen erst die rechte Würze geben sollen.

In der Neuzeit ist die Handarbeit als solche weniger maßgebend geworden, der Arbeit des Kopfes steht vielmehr die der Maschine gegenüber. Es heißt: hie Kopf, hie Maschine, und alle Höherstrebenden drängen nach der Kopfseite. Nur wer Gedanken hat, wer erfinden kann, sieht sich emporgehoben. Zum Glück ist das bildnerische Schaffen nothwendig auch ein manuelles, und darum wird dasselbe stets ein harmonisches in sich bleiben; aber jene Zweitheilung läßt unsere Künstler doch nicht unberührt und zwar zu ihrem Vortheile, wenn sie ihn verstehen wollen. Denn offenbar steigt der Werth der geistigen Arbeit in dem Grade, in welchem die Maschine die objective Wiedergabe der Kunstwerke besorgt [1]).

Es ist nur noch eine Frage der Zeit, wann darüber die vervielfältigenden Künste ihren letzten Seufzer aushauchen werden. Mit dem Kupferstecher, dem Holzschneider ꝛc. sterben Alle dahin, welche gewissermaßen vom Zwischenhandel lebten, indem sie aus Mangel an schöpferischem Talent die höhere Copie, oder, um es gerechter auszudrücken, Uebersetzung betrieben. Photographie und Buntdruck werden bald in vollendeter Weise unsere Originale nachtäuschen [2]).

Die Maschine greift bereits in das Studiengebiet des Künstlers ein. Die meisten Porträts werden mit Hilfe der Photographie hergestellt. Es gibt schon jetzt Maler, welche mit dem photographischen Apparat reisen. Was wir früher nur nach langwieriger Beobachtung zu erhaschen vermochten: schäumende Wellen, fliegende und laufende Geschöpfe, wehende Gewänder, alle solche flüchtigen und darum so schwer wiederzugebenden Erscheinungen liefert heute das Momentsbild täuschend genau in die Werkstatt.

Aus der Ueberschauung dieses Umstandes kann unser Selbstgefühl nur gestärkt hervorgehen. Denn wir werden uns sagen müssen, daß für den Künstler nicht eine objective Abspiegelung der Natur, sondern allein die Summe des Lebendigen entscheidet, welches er in seiner Seele zusammenzufassen wußte. Seine Studien sollen ihn durch Bereicherung des Gedächtnisses zur geistigen Freiheit führen, welche nicht zu gewinnen ist, wo ausschließlich so zu sagen von

---

[1]) Den materiellen Werth davon wissen diejenigen Maler zu schätzen, welche allein aus den mechanischen Reproductionen ihrer Werke jährlich eine ansehnliche Rente zu beziehen pflegen.

[2]) Wir Maler pflegen die mühselige und liebevolle Arbeit der graphischen Künstler kaum genug zu würdigen, ja vielfach im Vergleich mit der Photographie gering zu schätzen und am wenigsten den hohen Werth zu ermessen, welchen jene für das Publicum hat. Das letztere steht namentlich zu dem ernsthaft-vornehmen Kupferstich in einem noch unerschütterten Achtungs- und Pietätsverhältniß, davon ein ansehnlicher Theil wieder dem Original zu Gute kommt. Historisch hat der Kupferstich das große Verdienst gehabt, die Gebildeten in die Welt des Schönen einzuführen. Sammlungen von Stichen, Radirungen und Holzschnitten nährten und nähren noch heute die Liebe zur Kunst. Das Verhältniß der Menge aber zur Photographie wird stets, als zu einer Maschinenarbeit, ein kaltes und gleichgültiges bleiben und letztere nie Sammelwerth bekommen. Die Freude an der technischen Vollendung eines Kupferstichs schärft bei den Laien das ästhetische Genußvermögen; die empfindende Hand, welche die Arbeit geschaffen, regt wieder die Empfindung des Beschauers an. Insofern vermag eine künstlerische Reproduction reichlich für das zu entschädigen, was sie etwa als ungenaue Copie dem Originale schuldig blieb.

der Hand in den Mund gelebt wird. Dieser Gesichtspunkt scheint mir auf den deutschen Akademien nicht genug festgehalten worden zu sein. — — —

Werfen wir zur Ergänzung einen Blick auf die alte Kunst. Bei ihr liegt der Schwerpunkt weniger in dem Reichthum des Angeschauten, als in dessen Assimilirung mit dem Schaffenden. Mögen ihre Werke mittelst des deductiven oder inductiven Verfahrens hervorgebracht sein, immer stehen wir angesichts derselben wie vor einem geschlossenen Schöpfungsact. Dieses weit mehr als ihre Patina] und die Distanz der Jahrhunderte ist es, was uns aus ihnen so feierlich berührt. Ein altes Bild in seiner ruhigen Tonstimmung drückt den vollsten inneren Einklang aus; man glaubt dessen Schöpfer daraus sprechen zu hören: So hat es sich in meiner Seele gespiegelt, folglich ist es so. Man zweifelt vor dem unwahrscheinlichsten alten Gemälde nicht, weil sein Meister nicht daran gezweifelt hat.

Der sociale Untergrund war bei den Alten weitaus günstiger als bei uns. Ihre geistige Bildung ging nicht der handwerklich-technischen voraus. Das Gebiet ihrer Anschauungen und Vorstellungen war ein beschränktes, vor kritischer Zersetzung gesichertes, in der Uebung erprobtes. Sie arbeiteten meistens auf Bestellung, nicht, wie wir, nervös und befangen durch die bevorstehende große Ausstellungsparade, wo Einer um so eher Beschauer und Käufer anlockt, je mehr er — gleichviel durch welche krampfhaften Mittel — aufzufallen verstanden hat. Ihre Zerstreuung war geringer als die unsrige, daher ihr Fleiß größer. Rafael, Titian und Rubens sind zwar auch Gesellschaftsmenschen gewesen, aber als Fürsten unter Fürsten und die prächtige Welt, in welcher sie sich bewegten, gewährte ihnen ganz andere Anregung als uns der Salon gewährt, aus dem wir ermüdet und ohne Sammlung für das neue Tagewerk heimzukehren pflegen.

Untersuchen wir jetzt, ob die Kunst der Renaissance, von welcher uns ein mehr als dreihundertjähriger Verlauf entfernt hat, fortan noch als mustergültig für das Schaffen der Jetztzeit anzusehen ist.

„Alle Kunst," sagt Conrad Hermann, „kann nichts sein, als die sinnliche Ausprägung des Charakters der Zeit, welcher sie angehört, daher ist nöthig, daß sie wahr sei über dieselbe, und es ist deswegen das Streben nach falschen Idealen und falschen Stilgattungen nicht weniger etwas Verkehrtes, als die Abwesenheit eines jeden derartigen Strebens überhaupt."

In Anwendung dieser inhaltreichen Worte muß ich, um die obige Frage zu beantworten, die Vorfrage stellen: Ist unser Zeitgeist demjenigen, aus welchem die Muster der Renaissance erwachsen sind, noch adäquat? Wenn die drei Elemente, mit deren Hilfe Männer wie Rafael und Michelangelo schufen, für uns unverändert werthvoll geblieben sind, dann können wir offenbar nichts Besseres thun, als in den Spuren jener Heroen weiter zu wandeln.

Da drängt sich nun sofort die Einsicht auf, daß eines dieser Elemente und zwar das der christlich-sentimentalen Begeisterung seinen Werth für

unser Zeitalter verloren hat. „Die Phantasie ist aus dem Bunde der Religion getreten, ihr ist die ganze ursprüngliche Stoffwelt wiedergegeben, der unästhetische Bruch zwischen Inhalt und Form ist getilgt; diese Tilgung konnte bei den Völkern der neueren Geschichte nur durch erworbene Bildung vollzogen werden, welche im Gebiete der Phantasie bedingt ist durch wahre Aneignung vom objectiven Ideal des Alterthums." So kennzeichnet F. Theodor Vischer unsere neue Welt. Philosophisch-kritische Bildung hat den mythisch-religiösen Stoff allmälig aufgelöst, der modernen Kunst bleibt kein Stoff mehr, als Natur und Geschichte. In diesem werden wir künftig Ersatz suchen müssen für den Verlust eines im Glauben gefestigten Vorstellungsgebietes, wie solches ehemals die Kirche unseren Vorfahren bot. Auch der griechische Mythus hat den größten Theil seines Werthes für die Jetztzeit eingebüßt. Selbst die Dichtkunst verwendet ihn nur noch zögernd. Nicht „Titan's goldner Strahl" erleuchtet uns die Erde, sondern die schlichte Sonne. Nur der Bildhauer hält noch an der Götter- und Heroenwelt fest, der Maler wird sich kaum noch mit einem „Apoll unter den Musen" oder einem „Urtheil des Paris" befassen.

Die Gegenwart erleidet unzweifelhaft einen großen Verlust dadurch, daß sie keinen aus ihr selbst quellenden künstlerischen Ausdruck mehr für das Göttliche zu finden weiß. Ihre religiösen Vorstellungen haben sich zu rein intellectuellen vergeistigt, und was die Kirche noch Anschauliches braucht, das liefert ihr die kleine Gemeinde der Heiligenmaler, ohne originelle Zuthat, nach alter Vorschrift und durchaus conventionell[1]).

Unsere geistigen Kräfte arbeiten wesentlich im Dienste des rationellen Erkennens und zugleich des Mechanisch-Nützlichen, das Empfindungsleben ist darüber verkümmert. Der herrschende Utilitäts-Egoismus begünstigt die Verwendung aller Stilarten. In den schmückenden Künsten, nicht in den bildenden, liegt der Schwerpunkt. Nur aus diesem Grunde hat die Renaissancekunst in der Neuzeit wieder Boden gewonnen. Ihr Sinn und innerer Zusammenhang ist für uns nicht mehr lebendig, ihre Gottheiten, Genien, Greife und Sphinxe sind dem modernen Menschen vollkommen gleichgültig, aber wir dürfen den glänzenden Niederschlag ihres Inhalts: die Formenschönheit, als ein unverlierbares Gemeingut betrachten. Dabei drohet freilich die Gefahr, daß unsere Zeit die letztere, als Extract einer zweitausendjährigen Cultur, lediglich ihrer Wohlgefälligkeit halber pflegen und den Mangel des Zeitstils[2]) durch einen bloßen Formenstil zu ersetzen bestrebt sein werde. In der That sehen wir diesen heutzutage auf die verschwenderischeste Weise für den Schmuck des Lebens, für Verzierung des Nützlichen verwendet.

Der wahre Zukunftstil darf aber lediglich empirisch gewonnen, nicht entlehnt, sondern nur im Schweiße des Angesichts der Natur abgerungen sein; denn

[1]) Eigenartig, bei aller Anlehnung an altdeutsche Formengebung, zeigt sich hier allein der „Protestant" von Gebhardt.

[2]) Die Abwesenheit desselben wird allein schon aus unserer Fähigkeit, objectiv treu zu copiren, ersichtlich, welche Völker und Zeitalter mit eigenem Stil nie zu besitzen pflegten.

die Erbschaft des Formenschönen bleibt so lange ein todter Schatz für den Künstler, als dieser es unterläßt, jene im Feuer eigenen Studiums auf ihre Echtheit zu prüfen. Hier steckt das Mittel zur Wiedergewinnung einer großen Malerei, falls dieselbe überhaupt noch zu erhoffen ist: im Muth der Naturwahrheit im höchsten Sinne und angesichts des alten Götterhimmels, aus welchem herab man noch immer die Kunst das letzte Wort sprechen zu lassen pflegt.

Nicht der Gedankenreichthum allein macht die große Malerei und noch weniger der patriotische, kriegerische und freiheitliche Enthusiasmus. Dieser bildet zwar Lichterscheinungen im Leben der Völker, hat aber zugleich die Eigenschaft, dasjenige Helldunkel zu verscheuchen, in welchem allein die künstlerische Phantasie gedeihlich zu arbeiten vermag. Bei Freiheitskämpfen, Revolutionen und Reformationen pflegt sich die Kunst, wie deren Geschichte beweist, nahezu apathisch zu verhalten. Sie erbietet sich nicht wie das zündende Wort zum Ausdruck mächtiger Volkserregung, sondern flüchtet viel eher vor der letzteren in ihre eigenen Tiefen. Wenn jedoch Zeiten der Stagnation kommen, dann weiß sie für ihr früheres scheues Verhalten zu entschädigen, indem sie allen in trüber Wirklichkeit Enttäuschten ihr blühendes Reich als Asyl öffnet.

Darum hat die vielfach gehegte Erwartung, daß aus dem Jahre 70 unserer Malerei ein mächtiger Aufschwung erwachsen werde, keine Erfüllung finden können. Zwar sind die bildenden Künste wohl bestrebt gewesen, jener ruhmreichen Zeit einen höheren, allgemein menschlichen Ausdruck zu verleihen und ich bin weit entfernt, dasjenige anzufechten, was dieserhalb zu Allegorien abstrahirt worden ist. Wir haben ohne Zweifel das Recht, uns eine Nike nach eigenem Geschmack zu formen und desgleichen eine Germania, wenn dieses gepanzerte Ritterfräulein düsseldorfischer Abstammung einmal die Gestalt ist, in welcher wir den Begriff unseres Vaterlandes zu kleiden beliebten. Aber man gebe sich nicht der Illusion hin, als sei die moderne Kunst durch bloßes Allegorisiren nur um einen Zoll erhoben worden, erinnere sich vielmehr der Thatsache, daß in Zeiten tiefsten Verfalls gerade diese hyperbolische Sprache es war, welche am meisten zu lügen verstand.

In den letzten fünfzehn Jahren ist auch mehrfach versucht worden, patriotischer Zwecke halber die Allegorie mit einem modern-concreten Inhalte zu vermischen, nach meinem Dafürhalten jedoch ohne befriedigendes Resultat. Die Kunstgeschichte gibt uns freilich — und am entschiedensten bei Rubens — Beispiele von Zusammenstellung lebender und abstracter Wesen. In den vergangenen von mythischen Vorstellungen durchzogenen Jahrhunderten erscheint diese Willkürlichkeit aber weit ungezwungener als heute. Dichtung und sogar Prosa waren damals überladen mit Allegorie, ein festlicher Uebermuth bauschte die prächtigen Gewänder jener Zeit wie die der Gottheiten, und der Maler ward nicht, wie es in der Neuzeit geschieht, durch trockene Wahrscheinlichkeitstüftelei gelähmt, durch reglementsmäßige Genauigkeit im militärischen wie im bürgerlichen Kostüm. So lange diese festgehalten werden muß, thut er meines Erachtens besser, die von ihm täuschend dargestellte Gegenwart sich selbst interpretiren zu lassen und nicht die gleiche Sache — tautologisch — in den Wolken noch einmal auszudrücken.

Es ist unverkennbar, daß die moderne Volksseele mehr und mehr trachtet, ihren erschöpfendsten Ausdruck in der *Schrift*, statt im *Bilde*, zu finden. Trotz-

dem muß sich stets ein Ueberschuß von Einbildung ergeben, welcher nur durch die bildende Kunst frei werden kann und es ist keineswegs erwiesen, daß letztere heutzutage durch die kritische Basis, auf welche sie sich stellt, an Gestaltungskraft erlahmt wäre. Die Probe steht ihr eben noch bevor, wenn einmal Zeiten kommen eines viel tieferen und umfassenderen Aufschwungs, als eines bloß politischen, demzufolge der Mensch den uralten Drang von Neuem fühlen wird, *sein erhöhtes und vergeistigtes Spiegelbid vor Augen zu sehen*. Dann mag die Malerei wieder an die Lösung erhabener Aufgaben herantreten. Sie muß dazu allerdings im richtigen Moment eine entsprechende Fractur bereits vorfinden, um in diese hinein ihre Vorstellungen zu ergießen. Große Ausdrucksformen aber bilden sich nur langsam und lassen sich nicht plötzlich schaffen.

Darum suche der Staat die *Tradition*, welche uns noch mit der Idealkunst vergangener Epochen verknüpft, nach Kräften zu erhalten. Es gilt, den *kunstgeschichtlichen Zusammenhang* nicht trennen zu lassen, denn nur in diesem vermögen wir uns ein Correctiv für alle Kopfsprünge des befreiten Subjects zu bewahren.

Der Staat pflege namentlich die *Monumentalkunst* und übe damit die Gabe, große Vorstellungen in großen Zügen zu gestalten, selbst auf die Gefahr hin, daß auf solchem Wege vorläufig wohl mehr mit Reminiscenzen, als aus inneren Impulsen geschaffen werden wird.

Die Mitwirkung der *Akademie* ist dabei vorauszusetzen. Dieselbe wird ihre Aufgabe als höchste künstlerische Vorbildungsanstalt nur dann zu erfüllen vermögen, wenn sie zwar zunächst anleitet, das Natürliche vorurtheilslos abzubilden, sodann aber auch, die Empfindung für das Schöne zu erwecken und formell zum Ausdruck zu bringen. Denn das „*Schöne*," so sagt ein geistvoller Aesthetiker, „*ist die Vollkommenheit im Sinnlichen, oder die auf ihren Begriff erhobene Natur*." Und „*das Häßliche*," können wir hinzufügen, „hat nur insofern Berechtigung in der Kunst, als aus ihm *der negative Beweis des Schönen* sich ergibt."

Die Wege und Ziele der Kunst stehen mit den *Lehranstalten* derselben in so inniger Verbindung, daß Eines ohne das Andere nicht wohl der Betrachtung unterzogen werden kann. Deutschlands Akademien sind nach dem Muster der Académie Royale sammt ihrer immanenten École eingerichtet worden und wir haben deshalb ohne Zweifel die Berechtigung, Sinn und Leistung beider mit einander zu vergleichen.

Niemand kann leugnen, daß Frankreichs blühendes Kunstleben schulmäßig erarbeitet, daß namentlich auch dessen herrliches Geschmackscapital, welches berufen war, die Lebensformen der civilisirten Welt zu verschönern und sich nebenbei der eigenen Nation auf das Reichste zu verzinsen, einer nahezu zweihundert und fünfzig Jahre lang geübten „application" zu danken ist. Und zwar ward diese unermüdlich zur Heranbildung des Schönheitssinnes im Studium der Natur und der alten Kunst verwendet.

Ueberschauen wir dagegen zunächst historisch die Wirksamkeit der höheren

Unterrichtsanstalten im eigenen Vaterlande, so ergibt sich daraus ein beschämendes Resultat. Was jenseits des Rheins lebendiger Organismus war, ist diesseits lahme Copie geblieben. Jede deutsche Akademie hat ihre durch periodische Reformansätze kaum aufgehaltene Geschichte des Verfalls. Und zwar ist derselbe mit zunehmender Lockerung des alten akademischen Gesinnungsfonds nur beschleunigt worden. Kurz nach ihrer Gründung scheinen die Anstalten bei geringem Umfang und im Verhältniß zu der reducirten Kunstübung ihrer Zeit bescheidenen Ansprüchen noch einigermaßen genügt zu haben. Die Professoren, um die „Bundeslade" geschart, hielten eine Richtschnur inne und mochten dadurch den Unterricht bei aller Einseitigkeit doch verhältnißmäßig ergiebig machen. Lief dieser auch auf Convention hinaus, so schuf er wenigstens nicht Confusion, als Folge individueller Verschiedenheit unter den Lehrern, welche letztere heutzutage einen besonderen Stolz darin sehen, die Spuren ihrer Vorgänger so rasch und so gründlich wie möglich in ihren Schülern auszulöschen.

Erst als das Licht der Neuzeit die moderigen Räume unserer Kunstbildungshäuser durchschien, begann eine scharfe Kritik des bisherigen, in der vis inertiae befestigten und im Schlendrian bequem gemachten Zustandes und ward später unterstützt durch wiedergewonnenes nationales Selbstgefühl. Man warf die Frage auf: ob, nachdem sich das alte Dogma mit seinen Schul- und Schönheitsregeln als hinfällig erwiesen hat, fernerhin dessen beliebte Ausdrucksform, der Classenunterricht, aufrecht zu erhalten und ob nicht wenigstens alle höheren Entwickelungsstadien in Meisterateliers zu verlegen seien.

Seit mehr als zwanzig Jahren und bis auf die Gegenwart sind energische Directoren, zugleich hervorragende Künstler, bestrebt gewesen, in dieser Beziehung ein Compromiß zu schaffen. Es ist ihnen auch gelungen, frische Kräfte in den alternden Organismen arbeiten zu lassen und bei den Schülern manche tief gesunkene Hoffnung neu zu beleben. Aber, so dankbar das Alles anerkannt werden muß, sie haben es bis heute nicht vermocht, den morschen Kern der Anstalten fest zu machen und mit einem straffen und zielbewußten Régime wie in Paris zu versehen, vielmehr scheint auf den Akademien die mala fides — und sogar unter den Lehrern — gegen alles Classen- und Schablonenmäßige in der Zunahme begriffen zu sein. Bei deutschen Malern habe ich kaum je ein Dankgefühl für ihre einstige alma mater bemerkt, wohl aber unzählige Male den Ausruf gehört: „Was ich bin, das bin ich trotz der Akademie geworden!"

Nimmt man hierzu die sichtbaren Mißerfolge des bisherigen Unterrichts: Abstumpfung statt Anregung der Phantasie durch vieljährige monotone Modellstudien, erschreckende Halt- und Hilflosigkeit, wo es gilt, letztere zu verwerthen, endlich die jämmerlichen Resultate der Romreisen unserer Pensionaire, so muß man gestehen, daß den Widersachern dieser Art von Staatsschulen Waffen genug in die Hände gegeben sind. Und nicht allein die Naturalisten schreien: à bas la Bastille! Hat doch ein angesehener Parlamentarier, der sonst keineswegs naturalistisch gesinnt ist, ihre Schleifung gepredigt, freilich wohl mit dem Hintergedanken, daß auf deren Trümmern handwerklich-patriarchalische Schulen wie im Mittelalter entstehen und hierdurch jene entschwundene künstlerische Glaubenstreue wieder erweckt werden möchte, in welcher einst Deutschlands Kunst ge-

wurzelt hat. Heutzutage aber wird kein Maler aus dem Farbenreiber, statt aus dem Gymnasiasten hervorgehen wollen, und ebenso bleibt die Regothisirung wenigstens von Malerei und Sculptur ein frommer Wunsch. Der Abgrund zwischen uns und den Vätern ist nicht mehr zu überbrücken.

Wenn nun schon die Wirksamkeit der Akademien im Inneren nicht ohne Grund angefochten worden ist, so mußte die Opposition noch verstärkt werden bei Ueberschauung des geringen Einflusses, den dieselben nach Außen und im weiteren als zünftigen Sinne zu üben verstanden haben. Hier fällt wieder ein Vergleich mit der Ecole höchst ungünstig aus. Die ersten fünfzig Jahre unseres Jahrhunderts zeigen in Deutschland den tiefsten Niedergang des Geschmacks, von Akademie wegen aber kaum einen Versuch, der ästhetischen Verkommenheit durch Hinweis oder Vorbild abzuhelfen. Berlins Hochschule unterbrach ihre klösterliche Versunkenheit nur einmal im Jahre und zwar nur äußerlich: sechs Wochen lang wurde unter ihrem Dache die jährliche Kunstausstellung abgehalten. Im Uebrigen sorgte die große Uhr für eine sichtbare Verbindung mit der Außenwelt: der Berliner stellte nach ihr die seinige.

So ist denn die Wiederauferstehung des Kunstgewerbes ohne alles Zuthun der akademischen Hochschulen — man möchte sagen — über den Kopf derselben geschehen. Diese erquickende Erhebung haben wir theils dem Vorbilde rivalisirender Nationen, theils der Initiative von wenigen intelligenten Männern zu danken und die Gründung junger Kunstgewerbeschulen ist wiederum vor sich gegangen, ohne daß Anschluß an die ehrwürdige Mutteranstalt gesucht worden wäre, die doch ihrer Stellung nach Richtschnur und Maßstab für solche Bestrebungen hätte sein müssen, welche dahin zielten, dem Volke ein Geschmackscapital zu erwerben, zu erhalten und zu mehren.

Ich glaube, in der Kürze den Zustand unserer heutigen Akademien unbefangen dargelegt zu haben. Offenbar bekämpfen sich in ihrem Innern die gleichen Gegensätze, welche die bildende Kunst in zwei Lager theilen: die Normalisten streben nach Bewahrung des alten Erbguts, die Individualisten nach Befreiung von demselben. Jene behaupten, die Kunst sei eine Kulturerbschaft und müsse ackerbauend ihre Felder immer und immer wieder bestellen; die anderen: sie habe allein aus der Jugend, nicht aus dem Alter zu erwachsen und nomadisirend eine freie Jagdbeute zu gewinnen. Wer von beiden hat Recht? — — —

Der Hauptinhalt des Gesagten möge zum Schluß in Folgendem zusammengefaßt sein:

1. Die Verbildlichung erhabener Vorstellungen, durch welche ein Zeitalter künstlerisch sein Ideal aufstellt, führt schließlich zu periodischer Erlahmung in der Convention.

2. Diese vermag allein durch Naturstudium überwunden, durch letzteres allein der Kunst eine ewige Jugend gesichert werden.

3. Auf solchem Wege wird auch die deutsche Malerei das Gleichgewicht wieder erlangen, nachdem deren zu Anfang unseres Jahrhunderts gemachter Versuch, im Geiste des Mittelalters und mit den mythischen Stoffen der Re-

naissance ihren zeitgemäßen Ausdruck zu finden, keinen harmonischen Abschluß gefunden hat.

4. Ungeachtet dieses Mißerfolges ist jedoch das Ergebniß von zwei großen Kunstepochen, der classischen, wie der christlich-romantischen: *das freie Menschlich-Schöne* als ein im Griechenthum von Anfang an Bezwecktes, am Ausgang des Mittelalters aber schließlich Wiedergewonnenes, *vorbildlich* festzuhalten.

5. Die moderne Kunst, obgleich aus dem Bunde der Religion getreten, bewahrt die Erbschaft eines in der schönen Form geläuterten menschlichen Selbstbewußtseins. Sie erhält sich auf diese Weise ihren Zusammenhang mit der großen Kunst der Vergangenheit und die Möglichkeit, erhabene Gedanken angemessen zu verbildlichen.

6. Das Naturstudium der Neuzeit kann nur subjectiv vertieft und insofern unbegrenzt sein. Daher hat jeder Realist Recht, wenn er sich von bloßer Formentradition unbeeinflußt zu erhalten sucht. Aber die wahre Formenschönheit ist zugleich eine geistige, ein Lebendiges in höchster Potenz, *in diesem Gewinn des Lebendigen berührt sich der Realist mit dem Idealisten.* Und das Facit von allem durch den Realismus zu Tage Geförderten wird doch schließlich dem gesammelten Schönheitscapitale gutgeschrieben werden. Dann mögen unsere Nachkommen die Schlagwörter „*Wahrheit*“ und „*Schönheit*“ auf *eine* Fahne schreiben.

Ueber den Rückschritt in der Natur[1]).

Von

August Weismann.

Wenn von der Entwicklung des Thier- und Pflanzenreichs gesprochen wird, so denkt man wohl meistens an eine vom Niedern zum Höhern gerichtete und ununterbrochene voranschreitende Entwicklung. Dies trifft aber nicht zu; im Gegentheil spielt der Rückschritt dabei eine sehr bedeutende Rolle, und fassen wir die Erscheinungen der Rückbildung scharf ins Auge, so gestatten sie uns fast noch mehr als diejenigen der Fortbildung, zu den Ursachen hinab zu dringen, welche die Umwandlungen in der lebenden Natur hervorrufen. Sie sind deshalb von hohem Interesse.

Es sei mir gestattet, gleich mit einem bestimmten Beispiel zu beginnen, und an der Hand desselben den Leser in die Erscheinungen und Fragen, um welche es sich hier handelt, einzuführen. — Es gibt, wie Jedermann weiß, Vögel, welche nicht fliegen können, und unter ihnen auch solche, welche eigentliche Flügel überhaupt nicht besitzen. Dahin gehört der sogenannte „Waldstrauß" Neuseelands, der Kiwi-Kiwi, wie ihn die Eingeborenen nennen. Schon bei oberflächlicher Betrachtung des Thieres hat man das Gefühl, als ob etwas Wesentliches an ihm fehle, es macht etwa den Eindruck eines Menschen ohne Arme, denn die Flügel fehlen ihm. An der Stelle, an welcher sie sitzen sollten, ist nichts von ihnen zu sehen; glatt und schlicht hängt das haarähnliche Federkleid am Körper herab, man bemerkt keine Spur einer vorderen Gliedmaße. Warum hat nun wohl dieser Vogel keine Flügel?

Vor nicht gar langer Zeit würde man diese Frage für beantwortet gehalten haben durch den Hinweis auf die Lebensweise des Thieres. Der Kiwi lebt in den Wäldern, aber nicht auf Bäumen, sondern am Boden, wo er sich bei Tage in Erdlöchern verbirgt, bei Nacht aber vorsichtig und scheu auf seine Nahrung ausgeht, die in Insecten und Würmern besteht. Er braucht also nicht zu fliegen, um seine Nahrung zu finden, und auch Feinde braucht er unter den einheimischen,

---

[1]) Nach einem im Januar 1886 in der „Akademischen Gesellschaft" zu Freiburg i. B. vor gemischtem Zuhörerkreis gehaltenen Vortrag.

am Boden lebenden Thieren nicht zu fürchten, da Neuseeland außer zwei Fledermausarten überhaupt keine Säugethiere besitzt. Man würde also früher geantwortet haben: der Kiwi sei ohne Flügel erschaffen worden, weil er nicht zu fliegen brauche. Heute, wo wir an einer Schöpfung in dem alten kindlichen Sinn nicht mehr festhalten können, wo wir wissen, daß die Thiere und Pflanzen einer jeden Epoche unserer Erdgeschichte nicht plötzlich aus dem Nichts entstanden sind, sondern sich aus älteren Arten entwickelt haben, befriedigt eine solche Antwort nicht mehr. Mit unserem heutigen Wissen läßt sich die Vorstellung einer plötzlichen Erschaffung der Dinge nicht mehr vereinigen; der Urquell alles Seins kann nicht den augenblicklichen Zustand der Dinge, wie sie jetzt gerade sind, durch sein „Werde" hervorgerufen haben, vielmehr nur die Kräfte, gebunden an die Materie, welche durch ihr Aufeinanderwirken diese ganze Welt des ewigen Wechsels hervorzauberten, werdende und vergehende Sonnensysteme so gut, als werdende und vergehende Arten irdischer Thiere oder Pflanzen. Für uns ist der Kiwi nicht aus dem Nichts erschaffen, sondern er hat sich aus anderen Thierarten entwickelt, die vor ihm gelebt haben, und zwar aus anderen Vogelarten. Die Vögel aber haben sich aus eidechsenartigen Reptilien entwickelt. Da diese nun nicht bloß Hinterfüße, sondern auch Vorderfüße besaßen, so müssen auch die Vögel ursprünglich alle solche gehabt haben, Vorderfüße, die aber bei ihnen sich zu Flügeln umwandelten. Die Vorfahren des Waldstraußes müssen also Flügel besessen haben, und es fragt sich, warum der Waldstrauß sie verloren hat.

Daß er sie wirklich verloren hat, daß seine Vorfahren sie besaßen, wissen wir ganz bestimmt, denn heute noch trägt er kleine Flügelstummel verborgen unter seinem Federkleid. Wenn er sie auch in keiner Weise mehr gebrauchen kann, so zeigen sie uns doch noch vollkommen deutlich alle wesentlichen Theile des Vogelflügels; ja, sie tragen sogar noch einige kurze, krumme Federn, welche in ihrem starken Schaft ganz an echte Schwungfedern erinnern.

Die nächste Ursache, warum die Flügel des Kiwi-Kiwi so vollständig rudimentär geworden sind, muß nun offenbar darin gesehen werden, daß dieselben für ihn, so wie er heute im Uebrigen gebaut ist und lebt, nutzlos sein würden. Insoweit wäre also die obige Antwort im Recht, welche sagt, der Vogel habe deshalb keine Flügel, weil er nicht zu fliegen brauche. Er ist in der That vollkommen für das Leben am Boden gebaut. Seine kurzen, aber gewaltigen Beine und Füße dienen ihm zum Aufscharren des Erdreichs, zum Graben von Höhlen unter dem Wurzelwerk großer Bäume und erlauben ihm zugleich mit der Geschwindigkeit und Geräuschlosigkeit einer Ratte davonzurennen, wenn er von den Eingeborenen oder von einem der wenigen Raubvögel der Insel verfolgt wird. Dabei verweist ihn sein langer, feinfühliger Schnabel fast ausschließlich auf die Nahrung, welche er in der Erde finden kann, hauptsächlich auf Würmer. Er sticht mit dem Schnabel in den weichen und feuchten Waldboden nach Art der Schnepfen, und holt mit großer Sicherheit und Geschicklichkeit die Würmer aus ihm hervor.

Zu der Zeit also, als sich die Art bildete, war sie bereits an den Boden gebunden und hatte keinen Grund, ihn zu verlassen, und diesen Lebensbedingungen

hat sich denn auch der Körper angepaßt, die Flügel verkümmerten. Hätte es heute erst zu geschehen, so würde es vielleicht unterbleiben, denn durch die Einwanderung des europäischen Menschen mit seinem Schießgewehr und seinen thierischen Begleitern, der Katze und dem Hund, sind die Lebensbedingungen des Kiwi erheblich verändert worden. Flügel würden jetzt dem wehrlosen Vogel von großem Nutzen sein. Nun sind sie aber einmal verloren gegangen, und der Kiwi wird wohl schon in kurzer Zeit ebenso ausgerottet sein, als die riesigen Strauße, die Moa's, welche Neuseeland noch zu Menschengedenken bewohnten und deren über zwölf Fuß hohe Skelette wir jetzt in den Sammlungen anstaunen.

Dadurch also, daß die flügelbesitzenden Vorfahren des Kiwi sich mehr und mehr dem Leben am Boden der Wälder anpaßten, kamen sie auch mehr und mehr in die Lage, ihrer Flügel nicht mehr zu bedürfen, und wir werden mit der Annahme nicht irre gehen, daß diese immer vollständigere Vernachlässigung der Flügel in irgend einer Weise mit ihrer Verkümmerung zusammenhängt, daß diese durch lange Generationsreihen hindurch fortgesetzte Enthaltung vom Flug eine Rückwirkung auf das Flugorgan selbst ausgeübt, in irgend einer, wenn auch ganz indirecten Weise, den Flügel allmälig kleiner gemacht und ihn schließlich auf das unscheinbare Anhängsel zurückgebracht habe, welches wir heute beim Kiwi vorfinden.

Wir können auch verstehen, warum die Verkümmerung beim Kiwi einen höheren Grad erreicht hat als beim Strauß, denn dieser bedient sich der Flügel noch, wenn auch nicht zum Fliegen, so doch zur Beförderung seines eiligen Laufes durch die Steppen und Wüsten Afrika's. Dem Kiwi aber ist ein so pfeilschnelles Dahinjagen über weite Flächen schon durch das Waldesdickicht untersagt, in welchem er lebt. Kurze, aber mit schönen großen Federn besetzte Flügel, wie sie der Strauß besitzt, würden ihm beim Durchschlüpfen durch Busch und Gestrüpp nur hinderlich, jedenfalls in keiner Weise nützlich gewesen sein. So sind denn seine Flügel beinahe vollständig verkümmert und von der äußeren Bildfläche des Vogels ganz verschwunden.

Die Strauße sind übrigens nicht die einzigen Vögel, deren Flügel bis zu einem gewissen Grad rückgebildet sind; auch unter den Wasservögeln finden wir einzelne Arten, die allzu schwer und plump geworden sind, um sich noch in die Luft erheben zu können, und auch bei diesen, z. B. beim Pinguin, sind die Flügel als Flugorgane gänzlich außer Thätigkeit gesetzt. Wenn aber auch nicht mehr zum Fliegen, so werden sie doch zum Rudern im Wasser gebraucht und sind dem entsprechend nicht vollständig verkümmert wie beim Kiwi, sondern nur viel kleiner als bei fliegenden Vögeln, und durch dichte Bekleidung mit kurzen, schuppenartigen Federn einer Fischflosse ähnlich.

Schon an diesen wenigen Beispielen läßt sich erkennen, daß die Zweckmäßigkeit in der lebenden Natur nicht bloß darin sich kundgibt, daß neu entstehende Theile zweckmäßig gebildet werden, d. h. in einer solchen Weise, daß sie aufs beste leisten können, was sie leisten sollen, sondern daß auch umgekehrt alles Ueberflüssige entfernt, daß jeder Theil wieder beseitigt wird, sobald ihn das Thier nicht mehr gebraucht. Offenbar geschieht aber diese Beseitigung nicht plötzlich und gewissermaßen willkürlich, sondern allmälig und gesetzmäßig, so daß wir sehr

häufig die Zwischenstufen zwischen dem noch voll entwickelten Organ und seinem vollständigen Fehlen beobachten können.

Solche Rückbildungen früher wichtiger Theile treten aber nicht nur hier und da in der Natur auf, sondern sie sind überaus häufig, ja sie fehlen bei keinem höheren Thier und lassen sich bei vielen derselben in großer Zahl nachweisen. Es muß ja auch so sein, wenn die heutigen höheren Thiere aus früheren niederen hervorgegangen sind, da letztere unter ganz verschiedenen Bedingungen und Verhältnissen leben, folglich auch vielfach andere Theile und Organe besaßen, die im Laufe der Zeiten entweder umgewandelt wurden oder aber verkümmerten und gänzlich verschwanden. Wäre die Natur nicht im Stande, daß Schwinden überflüssiger Organe zu bewirken, so würde der größte Theil der Artumwandlungen überhaupt nicht vor sich gegangen sein können; denn die einmal vorhandenen, aber überflüssig gewordenen Theile des Thiers würden den anderen in Thätigkeit befindlichen im Wege gestanden und ihre Ausbildung gehemmt haben, ja, hätten alle Theile, die die Vorfahren besaßen, beibehalten werden müssen, so würde schließlich ein Monstrum von Thier entstanden sein, ein gar nicht mehr lebensfähiges Ungeheuer. *Der Rückschritt überflüssig gewordener Theile ist also Bedingung des Fortschritts.*

Wenn wir nun die nächste Ursache, warum ein Theil im Laufe der Artentwicklung schwindet, darin gefunden haben, daß derselbe nicht mehr gebraucht wird, so werden wir zunächst weiter fragen, wie es denn kommen kann, daß ein Theil, der bisher unentbehrlich zum Leben war, nun nicht mehr gebraucht wird? Offenbar kann dies nur dadurch geschehen, daß die Bedingungen, unter denen das Thier lebt, andere werden. Wenn ein Vogel, der bisher seine Nahrung auf Büschen und Bäumen suchte, am Boden des Waldes so reichliche Nahrung entdeckt, daß er davon allein besser als früher leben kann, so wird er sich jetzt mehr und mehr an das Leben auf dem Boden gewöhnen und immer weniger mehr auf Büsche und Bäume fliegen. Dadurch allein schon wird er unter ganz andere Lebensbedingungen versetzt sein, als die waren, unter welchen er früher lebte; er wird nun das Fliegen nicht mehr nöthig haben, wird deshalb zuerst weniger als früher und in späteren Generationen gar nicht mehr fliegen. Dabei braucht sich der Wald, in dem er lebt, das Klima, die Thierwelt, die ihn umgibt, nicht geändert zu haben; es genügt, daß es selbst eine neue Gewohnheit angenommen hat.

Aehnlich verhält es sich mit den Thieren, die ihren ursprünglichen Wohnort verlassen. Auch dadurch können sie in wesentlich andere Lebensverhältnisse gerathen, die unter Umständen ein Organ überflüssig machen, welches bisher zum Leben ganz unentbehrlich gewesen war. Wenn z. B. eine Thierart, die bisher im Licht lebte, in dunkle, gänzlich lichtlose Aufenthaltsorte auswandert, so kann sie ihre Augen nicht mehr gebrauchen, und wir finden dem entsprechend ganz allgemein, daß solche Arten ihre Augen mehr oder weniger vollständig eingebüßt haben.

Das ist z. B. der Fall bei den sogenannten *Höhlenthieren*. In den Krainer Tropfsteinhöhlen lebt in großer Zahl der blinde Molch, Proteus, leben blinde Asseln, blinde Flohkrebse, blinde Insekten und Schnecken; in der Mammuth-

höhle in Kentucky findet sich neben anderen blinden Thieren auch ein blinder Fisch und ein blinder Flußkrebs. Es bedarf eigentlich nicht erst eines Beweises, daß diese Arten von sehenden Vorfahren abstammen, da man ja weiß, daß die betreffenden Höhlen nicht von Ewigkeit her existiren, daß also die in ihnen lebende Thierwelt vom Lichte her eingewandert sein muß; aber bei manchen von ihnen kann man auch den directen Beweis führen, denn sie besitzen noch Andeutungen der früher vorhanden gewesenen Augen. So liegt beim Olm und dem blinden Fisch der Kentuckyhöhle ein kleines, unvollkommenes und zum Sehen nicht mehr brauchbares Auge unter der Haut, und bei dem blinden Flußkrebs sind zwar die Augen selbst völlig geschwunden, nicht aber die beweglichen Stiele, auf welchen sie früher saßen.

Höhlen sind übrigens nicht die einzigen lichtlosen Aufenthaltsorte von Thieren: auch in tiefen Brunnen und vor Allem auf dem Grund des Meeres und der Seen herrscht vollkommene Dunkelheit. Wir verdanken Professor Forel in Morges die ersten Angaben darüber, wie tief das Licht ins Wasser eindringt. Photographische Platten wurden bei Nacht in eine bestimmte Tiefe versenkt und nun dort, befestigt an einem Schwimmer, ein- oder mehrmals vierundzwanzig Stunden der Wirkung des etwa noch bis zu ihnen hinabdringenden Lichtes ausgesetzt. Forel fand auf diese Weise, daß selbst in dem krystallklaren Wasser des Genfer Sees das Licht im Winter, wo das Wasser am reinsten ist, nicht bis zu 100 Meter Tiefe hinabdringt, im Sommer nicht einmal bis zu 50 Meter. Neuere Untersuchungen von Fol und Sarasin, die mit vervollkommneten Apparaten und mit noch empfindlicheren photographischen Platten angestellt wurden, rückten indessen die Grenze, bis zu welcher das Licht in den Genfer See eindringt, bis auf 170 Meter hinab. In dieser Tiefe findet an hellen Tagen etwa eine Beleuchtung statt, wie wir sie in einer sternklaren, aber mondlosen Nacht zu sehen gewohnt sind. Erst unterhalb 170 Meter herrscht völlige Finsterniß, und dort finden wir denn auch bis zur größten Tiefe unserer Seen (300 Meter) einige blinde Thiere, z. B. eine blinde Assel und einen Flohkrebs. Im Meer liegt die Lichtgrenze, vermöge der mangelnden Trübung des Wassers viel tiefer, nämlich in 400 Meter; da indessen das Meer, wie wir jetzt wissen, bis in Tiefen von 4000 Meter hinab noch von Thieren bewohnt wird, so ist also ein ungeheures dunkles Wohngebiet vorhanden, aus welchem denn auch zahlreiche blinde Thiere hervorgezogen worden sind, blinde Fische, blinde Krebse aller Ordnungen, blinde Schnecken und Würmer, lauter Formen, deren nächste Verwandten aus der beleuchteten Meereszone Augen besitzen.

Auch Thiere, die in selbstgegrabenen Gängen im Boden leben, haben meist verkümmerte oder gar keine Augen. So sind die Regenwürmer augenlos, während ihre Verwandten in der Oberflächenzone des Meeres meistens Augen besitzen, zum Theil sogar Augen von erstaunlich hohem und complicirtem Bau. Der gewöhnliche Maulwurf besitzt zwar noch Augen, wenn auch nur winzige, unter dichtem Haarbesatz ganz versteckt liegende, aber in Afrika gibt es Maulwürfe, die ganz augenlos und also vollständig blind sind.

Es könnten noch viele Beispiele angeführt werden, die uns zeigen, daß Thiere, die keine Gelegenheit haben, zu sehen, ihre Augen einbüßen. Was aber

für die Augen gilt, das gilt für alle Organe; die Erfahrung lehrt uns, daß jedes Organ, welches nicht mehr gebraucht wird, sich zurückbildet und schließlich ganz verloren geht.

Interessante Belege dafür besitzen wir auch an den übrigen Sinnesorganen, obwohl die Fälle seltener sind, in welchen dieselben gänzlich außer Gebrauch gesetzt werden. So haben die Cöcilien oder Blindwühlen, tropische Amphibien von Wurm- oder Schlangengestalt, die in der Erde leben, nicht nur die Augen, sondern auch das Gehör eingebüßt! Sie besitzen weder ein Trommelfell, noch eine Paukenhöhle, und wenn auch das im Innern des Schädels verborgene Gehörbläschen noch vorhanden ist, so ist doch der Hörnerv verkümmert, der zu ihm hinlaufen und es mit empfindenden Elementen versehen sollte. Diese Thiere hören also durchaus nichts! Es muß wohl für sie im Innern der Erde werthlos gewesen sein, zu hören, sonst würde das Organ nicht verkümmert sein. Ersatz für Gehör und Gesicht leistet ihnen ihr ganz ungewöhnlich stark ausgebildetes Geruchsorgan; sie haben von allen Wirbelthieren die feinste Nase.

Auch von Verkümmerung des Geruchsorgans durch Nichtgebrauch kennen wir Beispiele. So haben die Wale und Delphine das so hoch entwickelte Geruchsorgan der übrigen Säugethiere verloren, bald mehr, bald weniger vollständig; im Wasser ist dasselbe eben nutzlos.

Nicht immer geht der Rückbildungsproceß bis zum vollständigen Verschwinden des Organs fort. Bei den Sinnesorganen allerdings wird dies wohl immer der Fall sein, weil diese kaum zu irgend einem anderen Gebrauch umgewandelt werden können; aber sonst kommt es nicht selten vor, daß das schwindende Organ noch in irgend einer anderen, als der ursprünglichen Weise für das Thier nutzbar gemacht werden kann, und dann bleibt es auf einer gewissen Stufe der Rückbildung stehen, wie z. B. der oben erwähnte Flügel des Straußen, oder es wird außerdem noch in einer gewissen Weise verändert und umgewandelt, d. h. für seine neue Function brauchbarer gemacht, wie der zu einem Wasserruder umgewandelte Flügel des Pinguin.

Wie tief aber solche Rückbildungsprocesse in Folge von Nichtgebrauch in die Entwicklungsgeschichte der Arten eingreifen, das kann an keinem Beispiel besser gezeigt werden als an dem der Schmarotzer.

In sehr vielen Thiergruppen gibt es einzelne Gattungen oder auch ganze Familien, ja selbst ganze Ordnungen, welche auf Kosten anderer Thiere, von deren Blut oder sonstigen Säften leben, ohne sie doch nach Art der Raubthiere zu tödten. Dies sind die Schmarotzer. Manche von ihnen besuchen nur zeitweise, wenn sie Hunger empfinden, ihren unfreiwilligen Wirth, und verlassen ihn wieder, wenn sie sich gesättigt haben; andere aber haben ihren festen Wohnsitz auf oder in ihm und verlassen ihn erst mit ihrem Tode. Besonders zahlreich sind die Schmarotzer in der großen Klasse der Würmer, aber fast ebenso häufig kommen sie auch in einer anderen, noch größeren Klasse von Thieren vor, in der der Krebse oder Crustaceen. Die meisten Krebsarten sind zwar frei schwimmende oder laufende Bewohner des Wassers, vor Allem des Meeres, und ernähren sich theils von Pflanzen, theils von lebenden oder todten Thieren; aber fast in allen

Ordnungen der Krebse gibt es auch Schmarotzer, und diese zeigen uns in auffallender Klarheit die Wirkungen des Nichtgebrauchs durch Parasitismus.

Man braucht nur in irgend einer Hafenstadt Europa's den Fischmarkt zu besuchen und die größeren Fische zu durchmustern, so wird man nicht selten auf ihrer Haut einzelne zolllange gegliederte Thiere festgeklammert finden, die eine gewisse Aehnlichkeit mit Kellerasseln haben. Es sind dies Schmarotzerasseln, welche sich vom Blute der Fische ernähren. Sie gehören nicht zu den vollkommen seßhaften Schmarotzern, sondern verlassen von Zeit zu Zeit ihren Wirth, um einen anderen aufzusuchen.

Sie zeigen nun schon deutlich die Wirkungen des Parasitismus. Alle ihre Beine sind kurz, da sie nicht mehr zum Schwimmen, sondern vorwiegend zum Anklammern benutzt werden, und auch die Sinnesorgane sind einigermaßen zurückgebildet, da ein Schmarotzer sie nur wenig mehr braucht. Ein Krebs, der vom Raube anderer Thiere lebt, muß freilich seine Beute womöglich schon von weitem her erkennen, und dazu braucht er gute Augen und feine Spürorgane, wie sie bei den Krebsen auf den Fühlern angebracht sind; ein Schmarotzer aber, wenn er erst einmal auf seinem Wirth angeklammert festsitzt, verläßt denselben nicht so leicht wieder, und wenn er es thut, so ist ein anderer Wirth bald gefunden, denn die Fische leben ja meist in Mehrzahl beisammen. So finden wir denn bei diesen Fischasseln Augen und Fühler klein und unansehnlich.

Das ist aber nur der erste Grad der Rückbildung, die um so weiter fortschreitet, je seßhafter der Schmarotzer wird. Zu derselben Krebs-Ordnung der Asseln gehört auch die Familie der Binnen-Asseln oder Entonisciden, deren Arten alle im Innern von anderen Krustern, besonders von Taschenkrebsen schmarotzen. Sie wechseln den Wirth nicht, ja bewegen sich nicht einmal von der Stelle innerhalb desselben, sondern wo sie sich einmal festgesetzt haben, da bleiben sie während ihres ganzen Lebens sitzen. Eingesenkt in die Leber ihres Wirths, saugen sie dessen Säfte, wachsen enorm, produciren Tausende und aber Tausende von Eiern und sterben endlich. Es leuchtet ein, daß bei einer solchen Lebensweise viele Theile, welche für das freie Leben im Meer bei ihren Vorfahren nothwendig waren, jetzt nicht mehr gebraucht werden, und also der Rückbildung verfallen sein werden. In der That ist bei ihnen diese Rückbildung in einem so hohen Grad eingetreten, und der ganze Bau des Thieres dadurch dermaßen verändert worden, daß es schwer fällt, in einer solchen Binnenassel das Krebsthier überhaupt noch zu erkennen. Die so charakteristische Gliederung des Körpers in Ringel oder Segmente ist gänzlich verschwunden, und an Stelle des harten Hautpanzers ist eine dünne und weiche Haut getreten. Dabei hat sich der Körper wurmförmig in die Länge gestreckt, hat sonderbare zipfelförmige Anhänge bekommen zur Aufbewahrung der Eiermassen und ist farblos geworden, wie bei allen im Dunkeln lebenden Thieren. Alle diese Veränderungen lassen sich leicht begreifen. Die Segmentirung des Körpers vermittelt bei den Krebsen die Beweglichkeit desselben und das harte Hautskelett dient zum Ansatz der Muskeln. Aber auch die Augen und Fühler fehlen vollständig; das Thier lebt ja im Dunkeln, zu sehen braucht es also nicht und auch zu tasten und zu spüren gibt es nichts, nachdem es sich einmal festgesogen hat. Auch sämmtliche Mundtheile,

die bei den übrigen Asseln so wohl ausgebildeten Kiefer sind spurlos verschwunden, ebenso wie sämmtliche Beine, von denen bei den frei lebenden Asseln sieben Paare an der Brust stehen und sechs am Hinterleib. Nicht minder reducirt sind die inneren Organe, mit einziger Ausnahme der Eierstöcke, welche enorm vergrößert sind, so daß man fast glauben könnte, das Thier sei nichts als ein einziger großer Eiersack.

Man wird nun aber fragen, woher wir denn wissen, daß dieses wurmförmige sonderbare Wesen ein Krebsthier und zwar eine Assel ist? Darauf ist zu antworten, daß wir viele andere Schmarotzerasseln kennen, bei denen die Rückbildung nicht so weit geht wie bei dieser, und die eine ziemlich zusammenhängende Uebergangsreihe bilden von der vorhin erwähnten Fischassel zur Binnenassel. Noch sicherer aber und bestimmter wird die Abstammung der Binnenassel von frei lebenden Asseln dadurch bewiesen, daß die Jungen derselben *noch vollständige Asseln sind* mit Augen und Fühlern, mit gegliedertem Körper, mit Mundkiefern und vielen Beinpaaren, kurz in allen wesentlichen Theilen freien Asseln gleich gebildet. Diese jungen Binnenasseln leben auch wirklich frei. Sie *müssen* es ja, wenn ihre Art nicht aussterben soll; denn wie sollte ein Mutterthier einer Binnenassel von dem ursprünglichen Wirth auf einen neuen gelangen können, da es keine Bewegungsorgane besitzt? Und doch muß die Art immer wieder neue Wohnthiere ausbeuten können, da die alten mit der Zeit sterben. Es verlassen also die jungen Binnenasseln in vollkommener Asselgestalt die Mutter, arbeiten sich aus dem Wirth, dem Taschenkrebs, heraus und schwimmen nun frei im Meer herum, so lange, bis sie einen anderen Taschenkrebs gefunden haben, in den sie sich einbohren können, um nun in rascher Folge eine ganze Reihe von Rückbildungen durchzumachen, die schließlich zu jener sonderbaren, wurmförmigen Gestalt hinführen, die wir zuerst kennen gelernt haben. Gewiß ist diese so weitgehende Rückbildung nicht auf einmal erlangt worden, sondern erst im Laufe zahlloser Generationen und zahlreicher Arten. Die ersten parasitischen Asseln lebten ohne Zweifel nach der Art der heutigen Fischasseln außen auf der Haut ihrer Wirthe, dann folgten etwa solche, die in inneren Höhlen des Körpers, in der Athemhöhle, der Darmhöhle sich festsetzten. Bei diesen wird die rückschreitende Umwandlung ihres Körpers schon stärker gewesen sein und sie wird sich immer mehr gesteigert haben, je mehr die Schmarotzer sich in die inneren Organe selbst einzusenken im Stande waren. Die Binnenassel ist nicht einmal der extremste Fall von Rückbildung, der bei parasitischen Krebsthieren vorkommt. Es gibt Krebse, bei welchen nicht nur die Beine, Fühler und Augen, sowie die Gliederung des Körpers verloren geht, sondern auch der ganze Kopf, ja der Magen und Darm und die Mundöffnung; bei welchen die Nahrung durch sonderbare wurzelartige Schläuche aufgenommen wird, welche das Blut des Wirthes auffangen, so daß dasselbe ohne Verdauung direct zur Ernährung des Schmarotzers verwendet werden kann. Das Beispiel der Binnenassel aber läßt schon zur Genüge erkennen, eine wie mächtig umgestaltende Wirkung der Nichtgebrauch von Theilen auf den gesammten Organismus einer Art ausüben kann.

Wenn wir nun auf diese Weise die Einsicht gewonnen haben, daß der

Nichtgebrauch eines Theiles stets begleitet wird von dem allmäligen, im Laufe sehr zahlreicher Generationen eintretenden Schwund desselben, so liegt die Vermuthung nahe, es möchte dieser Schwund die directe Folge des Nichtgebrauchs sein, das Verkümmern des betreffenden Organs möchte unmittelbar dadurch hervorgerufen sein, daß dasselbe nicht mehr in Thätigkeit versetzt wird. Wirklich hat man die Sache bisher so aufgefaßt, und auf den ersten Blick scheint diese Vorstellung auch ganz annehmbar, ja sogar überaus wahrscheinlich.

Ist es doch eine allbekannte, wenn auch nicht gerade genau studirte Thatsache, daß Theile, welche viel benutzt werden, stark und kräftig werden, solche aber, die nur selten oder gar nicht in Thätigkeit treten, schwach und klein werden. Wir können durch fleißiges Turnen die Muskeln unserer Arme bedeutend kräftiger und massiger machen, als sie vorher waren, und umgekehrt verlieren unsere Arme die frühere Kraft, wenn sie nie in stärkerem Maße angestrengt werden. Die Gymnastiker des Cirkus zeigen uns am besten, zu welch erstaunlicher Fülle und Kraft die Muskulatur des Menschen durch Uebung gebracht werden kann, und umgekehrt lassen manche Handwerke, die mit stetem Sitzen und mit Mangel kräftiger Bewegungen verbunden sind, sehr deutlich den erschlaffenden Einfluß des Nichtgebrauchs erkennen. Noch bestimmter spricht der Versuch: nach Durchschneidung des Muskelnerven entartet der betreffende Muskel, da er nun nicht mehr in regelmäßige Thätigkeit versetzt werden kann, und auch Drüsen entarten, wenn sie mittelst Durchschneidung ihrer Nerven außer Function gesetzt werden. Man darf ganz allgemein den Satz aufstellen, daß ein Organ durch seine normale Thätigkeit gekräftigt, durch anhaltende Unthätigkeit aber geschwächt wird. Wie das etwa kommen mag, braucht hier nicht erörtert zu werden, ist auch noch nicht ganz vollständig klargelegt; es genügt zu wissen, daß dem so ist.

Wenn wir nun als sicher annehmen dürfen, daß Nichtgebrauch eines Organs dasselbe schon im Verlauf des Einzellebens der Verkümmerung entgegenführt, was liegt dann näher, als das allmälige, im Laufe der Generationen eintretende Schwinden nicht mehr gebrauchter Theile bei einer Art einfach durch die Annahme zu erklären, daß die verkümmernde Wirkung des Nichtgebrauchs sich von einer Generation auf die andere übertrage, sich auf diese Weise steigere und so schließlich zur gänzlichen Beseitigung des Theils führe? Wenn auch die Wirkung des Nichtgebrauchs im Laufe jedes Einzellebens nur eine sehr geringe wäre, so müßte sie sich doch im Laufe der Generationen summiren, das Organ müßte immer mehr von seiner Höhe herabsinken, immer schwächer und kleiner werden, bis schließlich nichts mehr von ihm übrig wäre!

So einleuchtend diese Erklärung nun auch aussieht, so kann sie doch nicht die richtige sein, denn es gibt zahlreiche Thatsachen, die unvereinbar mit ihr sind.

Zunächst setzt sie schon etwas voraus, was zwar oft behauptet, aber noch niemals erwiesen worden ist: die Vererbung erworbener Eigenschaften.

Wohl wissen wir, daß sämmtliche körperliche und geistige Eigenschaften von den Eltern auf die Kinder übergehen können, die Farbe der Augen und des Haares, die Form und Größe der Fingernägel, ja, wie Jedermann weiß, jene kleinsten und undefinirbaren körperlichen und geistigen Eigenheiten, welche die Aehnlichkeit der Gesichtszüge, der ganzen Körperhaltung, des Ganges, der Hand-

schrift, des milden und versöhnlichen, oder des heftigen und aufbrausenden Temperamentes bedingen. Aber alle diese Eigenschaften besaßen die Vorfahren schon vermöge ihrer Keimesanlagen, mögen sie früher oder später zur Entwicklung gelangt, und in verschiedener Stärke oder Combination bei ihnen vorhanden gewesen sein. Solche Eigenschaften aber, die der Vorfahr erst im Laufe seines Lebens durch äußere Einwirkung „erworben" hat, kann er nicht vererben. Der Verlust eines Fingers vererbt sich nicht auf die Nachkommen; alle die tausendfachen Fähigkeiten, welche durch Uebung einzelner Theile oder auch des gesammten Körpers erworben werden, sind nur Errungenschaften für die eigene Person; nichts davon überträgt sich auf die Nachkommen. Noch niemals ist es erhört worden, daß ein Kind von selbst lesen gekonnt hätte, obwohl doch seine Eltern ihr ganzes Leben hindurch sich diese Kunst fest und fester eingeübt haben. Nicht einmal das Sprechen können unsere Kinder von selbst, und hier haben nicht nur die Eltern, sondern eine unendlich lange Reihe von Vorfahren ihr Gehirn und ihre Sprechwerkzeuge fort und fort geübt und vervollkommnet. Es ist jetzt als sicher festgestellt zu betrachten, daß Kinder civilisirter Völker, wenn sie in der Wildniß und gänzlich außer Gemeinschaft der Menschen aufwachsen, keine Spur einer Sprache hervorbringen. Ich brauche mich dabei nicht bloß auf jene unverbürgte Erzählung zu beziehen, nach welcher ein persischer König den grausamen Versuch angestellt haben soll, etwa zwanzig neugeborene Kinder mit einander aufziehen zu lassen, ohne daß denselben jemals ein menschliches Wort zu Gehör kommen konnte. Keines von ihnen soll irgend etwas wie ein Wort hervorgebracht, alle dagegen das Meckern einer Ziege, mit der sie zusammenlebten, mit Virtuosität nachgeahmt haben. Aehnliches wird auch von allen jenen sicher bekannten Fällen berichtet, in welchen halb oder ganz herangewachsene Menschen in völlig wildem Zustand in den Wäldern aufgefunden wurden, wie solche bis in das vorige Jahrhundert hinein in Deutschland, Frankreich, England und Rußland zu verschiedenen Malen vorgekommen sind. Beinahe alle sollen Töne hervorgebracht haben, die denen bestimmter wilder Thiere ähnlich waren, mit denen sie zusammen lebten, keiner aber auch nur eine Spur von menschlichen Worten.

Wenn man sich recht lebhaft vorstellt, wie überaus stark und unausgesetzt die Uebung ist, welche wir dem Sprechen während unseres ganzen Lebens widmen, sei es, daß wir wirklich sprechen, sei es, daß wir nur still für uns denken, und wenn man dabei erwägt, daß trotz dieser unausgesetzten Uebung, wie sie seit Jahrtausenden auf alle menschlichen Gehirne und Sprachorgane eingewirkt hat, sich dennoch die Kunst zu sprechen nicht im allergeringsten Grad erblich befestigt hat, so wird man geneigt sein, darauf allein hin schon stark zu bezweifeln, daß im wahren Sinn erworbene Eigenschaften jemals vererbt werden können. Das stimmt auch vollkommen mit theoretischen Ansichten über die Grundlage des Vererbungsvorganges, wie sie mir wenigstens als die einzig haltbaren erscheinen.

Wenn aber die Resultate der Uebung eines Organs sich nicht vererben, dann müssen auch die der Nichtübung, des Nichtgebrauchs auf das Individuum beschränkt bleiben. Ist das aber der Fall, dann kann auf diesem Wege unmöglich eine Steigerung in der Rückbildung eines Organs im Laufe der Generationen

eintreten, denn dann muß ja in jeder Generation der Rückbildungs-Vorgang wieder von vorn anfangen, kann also auch nie weiter kommen, als er schon in den Individuen der ersten Generation gekommen war. Wir müssen deshalb die ganze vorhin gegebene Erklärung für die allmälige Verkümmerung eines Organs durch Nichtgebrauch für irrig halten und sehen uns genöthigt nach einer andern und besseren Erklärung auszuschauen. Eine solche nun finden wir, wenn ich nicht irre, in dem, was man die Kehrseite der Naturzüchtung nennen könnte.

Was ich damit meine, wird sogleich klar werden. Bekanntlich versteht man seit Ch. Darwin und Alfred Wallace unter dem Worte „Naturzüchtung" jenen Proceß der Auslese, welchen die Natur selbst, ohne menschliche Nachhilfe, dadurch vornimmt, daß stets viel mehr Individuen geboren werden, als am Leben bleiben können, und daß unter ihnen stets nur die Besten erhalten bleiben. Die Besten sind aber hier diejenigen, welche die beste Organisation besitzen, welche — wie wir sagen — ihren Lebensbedingungen am besten „angepaßt" sind. Da nun diese im Laufe einer größeren Zahl von Generationen allein übrig bleiben und allein sich vermehren, so übertragen auch sie allein ihre Eigenschaften auf Nachkommen, und die schlechteren Eigenschaften der weniger gut ausgerüsteten Individuen sterben aus. Die folgende Generation wird also im Ganzen aus besser organisirten Individuen bestehen als die vorhergehende, und die Steigerung der vortheilhaften Eigenschaften muß so lange von Generation zu Generation weitergehen, bis die überhaupt erreichbare größte Vollkommenheit wirklich erzielt ist. Soweit sind ja wohl diese Vorstellungen auch einem weiteren Leserkreis nichts Neues mehr; sie sind so oft in den verschiedensten populären Büchern und Zeitschriften dargelegt worden, daß ich wohl annehmen darf, sie mit vorstehenden Worten jedem meiner Leser wieder voll zum Bewußtsein gebracht zu haben.

Was nun aber für das Thier als Ganzes gilt, das gilt auch für jeden einzelnen Theil, denn von der Güte der einzelnen Theile hängt ja die Gesammtleistung des Thieres ab. Es kann also jeder Theil durch diese fortgesetzte Auslese zu möglichst hoher Vollkommenheit emporgeführt werden. Auf diese Weise, und auf diese Weise allein vermögen wir zu begreifen, wie Alles, auch das Kleinste an Thieren und Pflanzen, so wunderbar zweckentsprechend eingerichtet ist, vermögen wir die Entwicklung der Organismenwelt aus den bekannten Kräften der Natur allein abzuleiten.

Wenn nun diese Ansicht richtig ist, wenn wirklich die Zweckmäßigkeit der lebenden Wesen in allen ihren Theilen auf dem Vorgang der Naturzüchtung beruht, dann muß diese Zweckmäßigkeit auch durch dasselbe Mittel erhalten werden, durch welches sie zu Stande gekommen ist, und sie muß wieder verloren gehen, sobald dieses Mittel, die Naturzüchtung, in Wegfall kommt. Mit diesen Folgerungen aber haben wir die Erklärung dafür gefunden, warum Theile, welche überflüssig geworden sind und nicht mehr benutzt werden, nothwendig von der Höhe ihrer Ausbildung herabsinken und nach und nach verkümmern müssen.

Ein bestimmtes Beispiel wird die Sache am besten klar machen. Denken wir uns einen Wassermolch, wie sie bei uns in jedem Frühjahr in den

Sümpfen und Wassertümpeln zu finden sind, und betrachten wir seine Augen. Dieselben sind nicht sehr groß, aber doch schon sehr hoch ausgebildet, unseren eigenen Augen ganz ähnlich und spielen eine sehr wichtige Rolle in dem Leben des Molchs, weil dieser fast allein auf die Augen angewiesen ist, um seine Beute ausfindig zu machen. Alles, was sich bewegt, sieht er sogleich und schnappt danach; hätte er seine Augen nicht, so müßte er rettungslos verhungern. Diese Augen sind nun äußerst complicirte und feine Organe, die sich jedenfalls nur sehr langsam, d. h. im Laufe unzähliger Generationen und ganzer Erdperioden erst zu der Höhe der Organisation und Leistung emporgeschwungen haben, welche sie bei dem heute lebenden Salamander besitzen. Wir kennen zwar diese Vorfahrenreihe nicht, aber wir kennen in anderen Thiergruppen eine große Anzahl von Stufen der Augenentwicklung und können uns daraus ein Bild davon machen, wie etwa die allmälige Verbesserung der zuerst noch einfachen und unvollkommenen Augen stattgefunden haben mag. Der langsame, aber stetige Fortschritt nun von einem Stadium der Augengüte auf das nächsthöhere ist nach unserer Vorstellung dadurch zu Stande gekommen, daß zu jeder Zeit die Augen der Thiere nicht alle ganz genau gleich, und auch nicht ganz genau gleich gut und scharf waren, sondern daß bessere und schlechtere Augen stets neben einander vorkamen, und daß von den Individuen jeder Generation durchschnittlich immer nur die mit besseren Augen erhalten blieben. Durch diesen Proceß der natürlichen Auslese muß aber nicht nur die Güte der Augen sich allmälig gesteigert haben, sondern sie muß auch durch ihn auf der einmal erreichten größten Höhe erhalten worden sein.

Lassen wir nun aber eine solche Molchart in eine dunkle Höhle mit unterirdischen Wassern einwandern. Die Einwanderung wird nur langsam stattfinden, weil die Thiere sich erst den neuen Lebensbedingungen anpassen müssen, aber im Laufe der Generationen werden sie lernen, auch im vollständigen Dunkel, also ohne Hilfe ihrer Augen ihre Nahrungsthiere zu erkennen und zu erhaschen. Dies wird dadurch möglich werden, daß ihre übrigen Sinnesorgane, vor Allem ihre Spür- und Geruchsorgane sich schärfer ausbilden. So wird denn nach einer Reihe von Generationen in den Eingängen der Höhle eine Molchrasse entstehen, die ganz wohl im Stande ist, auch ohne jede Hilfe der Augen nur durch ihre feine Nase sich ihre Nahrung zu verschaffen, und diese Rasse wird nun tiefer in die Höhle eindringen und in absoluter Finsterniß ihr ganzes Leben ausharren können. Auf diese Weise muß es gekommen sein, daß nicht bloß die Eingänge der Höhlen, sondern daß ein meilenlanges unterirdisches Höhlensystem mit Bächen, Flüssen und Seen, wie es z. B. im Karst bei Triest vorliegt, von Thieren bewohnt wird.

Sobald nun aber bei einem solchen Höhleneinwanderer die Fähigkeit erreicht ist, ohne Hülfe der Augen sich hinlänglich Nahrung zu verschaffen, so muß auch ein Rückbildungsproceß der Augen beginnen; denn sobald dieselben nicht mehr nothwendig sind zur Existenz der Thiere, sobald stehen sie nicht mehr unter dem Einfluß der Naturzüchtung, denn nun kommt ja nichts mehr darauf an, ob die Augen ein wenig besser oder ein wenig schlechter sind. Jetzt wird also keine Auslese mehr stattfinden zwischen den Individuen mit besseren und denen mit

schlechteren Augen, sondern beide werden gleich viel Aussicht haben, erhalten zu bleiben und sich fortzupflanzen. Es wird also von nun an eine Kreuzung stattfinden von Individuen mit besseren und von solchen mit schlechteren Augen, und das Resultat davon kann nur eine allgemeine Verschlechterung der Augen sein. Möglicher Weise hilft dabei noch der Umstand mit, daß kleinere und verkümmerte Augen jetzt sogar ein Vortheil sein können, insofern dadurch andere, für das Thier jetzt wichtigere Organe, wie die Spür- und Geruchsorgane, sich um so kräftiger entwickeln können. Aber auch ohne dies wird das Auge, sobald es nicht mehr durch Naturzüchtung auf der Höhe seiner Organisation erhalten wird, nothwendig von ihr herabsinken müssen, langsam, sehr langsam sogar, besonders im Beginn des Processes, aber unaufhaltsam.

Auf diese Weise erklären sich in einfacher Weise alle Fälle von Rückbildung, mögen sie Organe oder Arten betreffen, welche sie wollen. Der frühere Erklärungsversuch reicht nicht so weit; er steht zahlreichen Fällen rathlos gegenüber, selbst wenn wir annehmen dürften, erworbene Eigenschaften, wie es die Verkümmerungsresultate des Nichtgebrauchs sind, könnten sich vererben.

Zunächst ist es klar, daß ein Organ nur dann durch Nichtgebrauch verkümmern kann, wenn der Gebrauch auf einer wirklichen Thätigkeit desselben beruht, also auch irgend einen Einfluß auf dasselbe ausüben kann. Beim Sehen gehen chemische Veränderungen in der Netzhaut des Auges, vielleicht auch im Sehnerven vor sich, die also wegfallen, wenn das Auge niemals vom Licht getroffen wird. Beim Fliegen erfolgt ein energischer Stoffumsatz in den Muskeln, welche den Flügel bewegen, und auch dieser fällt weg, wenn nicht mehr geflogen wird. Hier also kann und muß sogar in der That ein rückbildender Einfluß auf gewisse Theile des Auges oder auf die Muskeln ausgeübt werden, wenn Nichtgebrauch eintritt. Aber wie sollte das Staubgefäß einer Blume davon beeinflußt werden, ob der Blüthenstaub, den es hervorbringt, auf die Narbe einer anderen Blüthe gelangt oder nicht? Und doch wissen wir, daß zwittrige Blumen zuweilen zu der ursprünglichen Trennung der Geschlechter zurückgekehrt sind, und zwar in der Weise, daß in der einen Blüthe die Staubgefäße, in der anderen die Griffel verkümmerten. Ob gerade dieser Fall bloß durch Nachlaß der Auslese zu erklären ist, ob nicht active Naturzüchtung mitspielt, ist eine andere Frage. Verfolgen wir ihn aber weiter! Nachdem im Laufe der Artentwicklung die Staubbeutel selbst verkümmert und gänzlich geschwunden sind, bleiben doch noch ihre Stiele zurück, die nicht selten eine erhebliche Länge und Stärke besitzen. Allmälig, aber sehr allmälig, verkümmern dann auch diese, und wir finden sie bei manchen Arten noch ziemlich lang, bei anderen schon ganz kurz, bei noch anderen vollständig verschwunden und nur gelegentlich einmal in einer einzelnen Blume als Erinnerung an ihr früheres regelmäßiges Vorhandensein wieder auftauchend. Der Stiel des Staubfadens wird nicht mehr gebraucht, aber wie sollte er dadurch direct beeinflußt und zur Verkümmerung gebracht werden! Sein Bau ist derselbe geblieben, der Saft circulirt in ihm wie vorher und fließt ihm ebenso gut zu als den benachbarten Blumenblättern oder dem Griffel. Von unserem Standpunkte aus erklärt sich die Sache ganz leicht, denn der bloße Stiel des Staubfadens ist völlig bedeutungslos für das Fortbestehen der be-

treffenden Blumenart, Naturzüchtung zieht deshalb ihre Hand von ihm ab und er verkümmert allmälig.

Noch viel klarer und einleuchtender sind aber gewisse Fälle aus dem Thierreich. Warum haben wohl die meisten unserer Hausthiere ihre ursprüngliche Färbung verloren? Offenbar zunächst aus dem Grund, weil dieselbe ihnen unter dem Schutz des Menschen von keiner oder doch nur von geringer Bedeutung ist, während sie beim freien Leben in der Wildniß einen wichtigen Schutz gegen die Nachstellungen ihrer Feinde bildet.

Ganz ähnlich verhält es sich auch bei dem Schwinden des Haarkleids, wie es bei einigen Säugethieren eingetreten ist, für die der Besitz eines solchen von keiner Bedeutung mehr sein kann. Wale und Delphine haben eine ganz haarlose, nackte Haut, obwohl sie ohne jeden Zweifel von behaarten Vorfahren abstammen und noch jetzt an einzelnen Stellen des Körpers rudimentäre Haare in der Haut bei Untersuchung mit dem Mikroskop erkennen lassen. Offenbar kann die Beseitigung des Haarkleides nicht etwa eine directe Folge des Nichtgebrauchs sein, denn es ist für das Gedeihen der Haare ganz gleichgültig, ob der Wärmeschutz, den sie verleihen, dem Thier nothwendig und nützlich ist oder nicht. Aber auf indirectem Wege läßt sich die Sache leicht begreifen; denn sobald durch die Entwicklung einer enormen Specklage unter der Haut den Walen ein Wärmeschutz entstanden war, wie sich besser kaum einer denken läßt, wurde das Haarkleid überflüssig; Naturzüchtung kümmerte sich nicht weiter darum, und der Rückbildungsproceß nahm seinen Anfang. Wer etwa zweifeln sollte, ob nicht vielleicht die directe Einwirkung des Wassers das Schwinden des Haares verursacht habe, der braucht sich nur die Seehunde ins Gedächtniß zu rufen, deren kleinere Arten alle einen dichten Pelz besitzen, während die großen Arten, wie z. B. das Walroß, nur noch spärliche Borsten auf der Haut tragen, weil bei ihnen eine ähnliche Specklage sich entwickelt hat wie bei den Walen, die allein schon ausreicht, um den mächtigen Körper warm zu halten.

Ein Beispiel ganz anderer Art geben uns diejenigen Thiere an die Hand, welche einen Theil ihres Körpers in Gehäusen verbergen. So stecken die Einsiedlerkrebse ihren Hinterleib in leere Schneckenschalen, die Larven der im Wasser lebenden Köcherfliegen (Phryganiden) verfertigen sich Gehäuse, in denen sie ihren langgestreckten, vielgliedrigen Hinterleib verbergen, und dasselbe thun die Raupen gewisser kleiner Schmetterlinge aus der Gruppe der Spinner, die sog. Psychiden. Bei allen diesen Thieren finden wir nun, daß die Haut der durch das Gehäuse geschützten Körpertheile weich ist und weißlich, d. h. ohne besondere Farben, während die aus der Schale hervorragenden Theile den gewöhnlichen harten Hautpanzer der Gliederthiere und verschiedentliche, meist lebhafte Farben besitzen. Nun kann man ja in einem gewissen und etwas uneigentlichen Sinn sagen, der Hauptpanzer der Krebse und Insecten habe die „Function", die inneren weichen Theile des Thiers vor äußeren Verletzungen zu schützen, aber im wahren Sinn ist das eben keine Function, weil keine Thätigkeit damit verbunden ist; die Leistung des Panzers beruht einfach auf seiner gänzlich passiven Anwesenheit. Ob das Thier durch ihn gegen Stiche oder Bisse geschützt wird, oder ob solche Bedrohungen gar nicht bis an ihn gelangen, das ist für den Panzer selbst und

sein Gedeihen völlig gleichgültig; er verliert und gewinnt dabei nichts, und am allerwenigsten hängt sein Wohlbefinden davon ab, möglichst häufig von Stichen oder Bissen getroffen zu werden. Er kann unmöglich dadurch direct zur Rückbildung veranlaßt werden, daß er durch das Gehäuse solchen Angriffen ganz entzogen ist. Wenn also der Panzer in allen den drei aufgeführten Fällen sich genau so weit zurückbildet, als der Körper von dem schützenden Gehäuse bedeckt ist, so kann dies wiederum nur dadurch erklärt werden, daß für die von dem Gehäuse bedeckten Körperstellen der Panzer überflüssig und bedeutungslos wurde, und daß Naturzüchtung sich deshalb nicht mehr mit seiner Erhaltung befassen konnte.

Die schlagendsten Fälle aber liefern uns die staatenbildenden Insecten, vor allen die Ameisen. Bei diesen sind Männchen und Weibchen geflügelt und benutzen auch ihre Flügel, um sich zu gewisser Zeit des Jahres in großen Schwärmen hoch in die Luft zu erheben. Wer hätte sie nicht schon im Sommer und Herbst auf der Spitze eines Berges oder hoch oben auf einem Aussichtsthurm angetroffen, wie sie theils fliegend die Luft erfüllen, theils aber die Mauer und Brüstung des Thurmes, die Hüte und Kleider der anwesenden Menschen bedecken. Männchen und Weibchen bilden aber nur den kleineren Theil der Bevölkerung eines Ameisenstaates, die Hauptmasse derselben wird von den Arbeiterinnen gebildet, den gewöhnlichen, gänzlich flügellosen Ameisen. Diese also haben ihre Flügel im Laufe der Artenbildung eingebüßt und zwar in Folge des Nichtgebrauchs, denn für sie ist es werthlos, sich in die Luft erheben zu können, sie würden sogar dort größeren Gefahren ausgesetzt sein als am Boden, ohne doch einen Vortheil dafür einzutauschen. Ihr Geschäft ist es, die Nahrung, das Bauholz u. s. w. herbeizuschaffen, was Alles am Boden zu finden ist, auch haben sie die Fütterung der Larven, die Sorge für die Puppen zu übernehmen, wie denn auch die Vertheidigung ihrer Colonie gegen einen Feind allein ihnen zufällt. Alle diese Aufgaben binden sie an den Boden; sie werden also in früheren Perioden, als sie sich allmälig aus wirklichen Weibchen herausbildeten, in dem Maße ihre Flügel weniger gebraucht haben, als sie sich mehr und mehr ausschließlich den genannten Lebensaufgaben widmeten. Nun könnte man ja auch hier — so scheint es — annehmen, daß durch den steten Nichtgebrauch die Flügel schon in jedem einzelnen Thier ein wenig verkümmert wären und daß dieser erste Anfang der Rückbildung sich auf die folgende Generation vererbt habe und bei dieser nun durch weiteren Nichtgebrauch einen höheren Grad erreicht habe und so fort. Dem steht aber hier eine Thatsache entgegen, die keine Umgehung oder Vermittlung zuläßt: die Arbeiterinnen der Ameisen sind unfruchtbar, sie pflanzen sich nicht fort!

Es ist also unmöglich, daß die durch den Nichtgebrauch der Flügel beim einzelnen Thier etwa hervorgerufene Verkümmerung sich auf eine folgende Generation vererben sollte. Nur auf die andere Weise können wir das Schwinden der Flügel erklären, durch Nachlaß der Naturzüchtung von dem Augenblick an, in welchem die Flügel nicht mehr nöthig und nützlich waren. Man möchte vielleicht die Behauptung aufstellen, die Flügel könnten früher verloren gegangen sein als die Fähigkeit der Fortpflanzung; allein eine solche Vermuthung müßte

aus sehr bestimmten Gründen, auf deren Darlegung ich hier verzichte, verworfen werden. Man könnte vielleicht einwerfen, daß die Unfruchtbarkeit der Arbeiterinnen auch für unsere Erklärungsweise ein Hinderniß sei; allein man darf nicht vergessen, daß alle Auslese-Processe hier nicht direct an den Arbeiterinnen, sondern an deren Eltern, den fortpflanzungsfähigen Thieren der Colonie, ihren Ablauf nehmen. Mit anderen Worten: nicht die Arbeiterinnen selbst werden durch Naturzüchtung ausgewählt, sondern die Eltern, je nachdem sie schlechtere oder bessere Arbeiterinnen hervorbringen.

Man kann den Vorgang, der die Rückbildung eines überflüssigen Organs zu Stande bringt, vielleicht ganz passend als „Allgemein-Kreuzung" (Panmixie) bezeichnen, weil sein Wesen eben darin besteht, daß nicht nur diejenigen Individuen zur Fortpflanzung gelangen, welche das betreffende Organ, um welches es sich gerade handelt, in größter Vollkommenheit besitzen, sondern alle, ganz unabhängig davon, ob dasselbe besser oder schlechter bei ihnen beschaffen ist.

Dieser Proceß der Panmixie muß eine große Bedeutung in der Entwicklung der Organismenwelt gehabt haben und noch besitzen, denn der Umwandlungen waren und sind unzählige und sie erfolgen keineswegs immer bloß in aufsteigender Linie, sondern — wie wir vorhin an den Schmarotzern sahen — sehr häufig auch in absteigender, und vielleicht am allerhäufigsten zugleich in beiden Richtungen, an dem einen Theil in dieser, an einem anderen in jener Richtung. Sehr häufig bedingte der Fortschritt in einer Richtung den Rückschritt in anderer. Wir selbst würden wohl kaum einen so hoch entwickelten Intellect erhalten haben, wenn wir nicht ein bedeutendes Theil der körperlichen Vorzüge unserer Ahnen aus grauer Vorzeit aufgegeben hätten. Zeigen doch heute noch die als Jäger lebenden Naturvölker eine weit größere Schärfe des Gehörs, Geruchsinns und des Auges, als wir sie besitzen, und das beruht sicherlich nicht bloß auf der unausgesetzten Uebung, welche diesen Organen im Einzelleben zu Theil wird, sondern es ist schon angeboren. Wir sind in dieser Beziehung durch die Civilisation herabgesunken und zwar durch Vermittlung der Panmixie, dadurch daß die möglichst hohe Ausbildung dieser Sinnesorgane nicht mehr den Ausschlag gab über das Gedeihen des Einzelnen. Wir können heute unser Brot verdienen, ganz einerlei, wie scharf wir hören und wie fein wir riechen, ja selbst die Schärfe unseres Auges ist kein ausschlaggebendes Moment mehr für unsere Existenzfähigkeit im Ringen ums Dasein. Seit Erfindung der Brillen sind kurzsichtige Menschen kaum in irgend einem Nachtheil in Bezug auf Erwerbsfähigkeit gegen scharfsichtige, wenigstens nicht in den höheren Gesellschaftsklassen. Darum finden wir auch so viel Kurzsichtige unter uns. Im Alterthum würde ein kurzsichtiger Soldat, oder gar ein kurzsichtiger Feldherr einfach unmöglich gewesen sein, ebenso ein kurzsichtiger Jäger, ja in fast allen Stellungen der menschlichen Gesellschaft würde Kurzsichtigkeit ihm ein wesentliches Hinderniß bereitet, sein Emporkommen und Gedeihen erschwert oder ganz gehindert haben. Heute ist das nicht mehr der Fall; er kann seinen Weg machen wie jeder Andere, und seine Kurzsichtigkeit, soweit sie auf ererbter Anlage beruht, wird sich auf seine Nachkommen weiter vererben und so dazu beitragen, die vererbbare Kurzsichtigkeit zu einer in bestimmten Gesellschaftsklassen weitverbreiteten Eigenschaft zu machen. Gewiß kann

Kurzsichtigkeit auch erworben werden, aber dann vererbt sie sich nicht, wie ich wenigstens bestimmt glaube annehmen zu müssen. Nicht allein der übermäßigen Anstrengung der Augen und dem steten Sehen in die Nähe verdanken wir, meiner Ansicht nach, die weite Verbreitung der Kurzsichtigkeit, sondern der Panmixie, dem Nachlaß der Naturzüchtung nach dieser Richtung, unter deren Wirkung wir so gut stehen als alle anderen Organismen.

Es ließe sich viel darüber sagen, in wie mancherlei Beziehung die körperliche Beschaffenheit des civilisirten Menschen durch die Civilisation selbst verschlechtert worden ist und wohl auch noch weiter verschlechtert werden wird. Denken wir nur an die Zähne, bei welchen die Kunst der „Zahntechniker" es beinahe schon so weit gebracht hat, daß man die künstlichen Zähne den natürlichen vorziehen möchte. Jedenfalls braucht heute Niemand mehr an ungenügender Ernährung in Folge schlechter Zähne zu Grunde zu gehen, und die allerschlechteste Zahn-Anlage kann sich ungehindert auf eine beliebige Nachkommenzahl übertragen.

Trotzdem brauchen wir wohl nicht zu fürchten, daß das Menschengeschlecht durch die Civilisation gänzlich entarten werde. Das Correctiv dagegen liegt in demselben Proceß, der das Herabsinken eines Organs von seiner ursprünglichen Höhe bewirkt; denn offenbar kann dies Herabsinken nur so lange andauern, als es die Existenzfähigkeit des Einzelnen noch nicht schädigt, sobald aber dieser Punkt erreicht ist, greift Naturzüchtung ein und verhindert ein weiteres Sinken. Oder — um bei dem gewählten Beispiel zu bleiben — so ist es wohl denkbar, daß ein immer größerer Procentsatz von Menschen die Anlage zur Kurzsichtigkeit mit auf die Welt bringen wird, nicht aber, daß die Augengüte der menschlichen Rasse im Allgemeinen, oder auch nur eines einzelnen Volkes, oder einer bestimmten Gesellschaftsklasse noch weiter herabsinken werde, weil sie dann entscheidend für die Einzelexistenz würde, und der Besitzer ganz schlechter Augen nicht mehr die Concurrenz im Kampfe ums Dasein aushalten könnte. Wir brauchen also nicht zu fürchten, daß unsere Augen je einmal gänzlich verkümmern werden wie die Augen der Dunkelthiere oder jener Parasiten, von denen oben die Rede war; und ganz ähnlich verhält es sich mit der Herabminderung unserer Muskelkraft, unserer Wetterhärte und manchem Anderen.

Ich habe bisher nur von den körperlichen Eigenschaften gesprochen, welche durch Nichtgebrauch und dadurch eintretender Panmixie zurückgebildet werden; ganz dasselbe geschieht aber auch bei geistigen Eigenschaften. Das kann uns weiter nicht Wunder nehmen, da jeder geistige Vorgang durch einen körperlichen bedingt ist; da nicht nur die relative Größe und die Complicirtheit des Gehirns den Grad von Intelligenz bedingt, sondern auch jede instinctive Handlung eines Thiers eine entsprechende Einrichtung in seinem Nervensystem voraussetzt, welche es mit sich bringt, daß auf einen bestimmten Reiz die bestimmte Handlung folgt. Wenn also Instincte bei einem Thier verkümmern in Folge des Nichtgebrauchs, so müssen vorher jene Nervenverflechtungen in seinem Gehirn verkümmert sein, welche die Instinkthandlung auslösen. Es besteht also kein principieller Gegensatz zwischen der Rückbildung irgend welcher Körpertheile und der von Instincten und geistigen Fähigkeiten; mit einer Rückbildung der Letzteren gehen immer körperliche Rückbildungen Hand in Hand.

So wird eine sehr starke und allgemeine körperliche Rückbildung immer auch von einer geistigen begleitet. Jene Binnen-Asseln, welche Augen und Fühler, Beine und Kauwerkzeuge verloren haben, sind auch geistig verkommen, wie sich das bei Thieren von selbst versteht, die nichts mehr zu leisten vermögen, als stille zu liegen und Nahrung einzusaugen; ihr gesammtes Nervensystem ist bedeutend reducirt.

Es gibt aber Fälle, die in interessantester Weise zeigen, daß Rückbildungen sich auch nur auf einen einzelnen Instinct beziehen können, während das Thier in seiner Gesammtform und Gesammtleistung völlig unberührt davon bleibt.

Dahin gehört z. B. der Verlust des Fluchtinstinktes bei domesticirten Thieren. Fast alle Thiere der Wildniß, Säugethiere sowohl als Vögel, besitzen den Instinct des Flüchtens; sie sind nicht nur äußerst aufmerksam auf jedes Geräusch, jeden Geruch, jeden sich bewegenden Punkt in ihrem Gesichtsfeld, sondern alle, die Räuber nicht ausgeschlossen, sind unausgesetzt auf ihre Sicherheit bedacht. Sie sind das aber nicht bloß bewußt durch Denken, sondern in vielleicht noch weit höherem Grade unbewußt, instinctiv. Ein wilder Vogel fliegt bei dem leisesten Geräusch davon, ein überraschter und zusammengekugelter Igel wartet lange, ehe er sich wieder aufrollt, um davon zu laufen, und wenn er nur den geringsten verdächtigen Ton hört, so rollt er sich sofort wieder fester zusammen. Das geschieht nicht durch Reflexion, sondern rein instinctiv in der Weise, daß durch das Hören eines Geräusches von selbst schon die Bewegung des Zusammenrollens ausgelöst wird, gewissermaßen ehe das Thier noch Zeit gehabt hat, über die Bedeutung des Geräuschs nachzudenken — blitzschnell, ganz so wie wir momentan das Auge schließen, sobald irgend etwas gegen dasselbe fährt. Sicherlich beherrscht das Bewußtsein bei den höheren Thieren diese instinctiven Bewegungen, d. h. sie können unterdrückt werden, und darauf beruht es, daß die Thiere in der Gefangenschaft sich das ewige Erschrecken und Flüchten abgewöhnen. Aber es sitzt doch tief in ihnen, und es bedarf einer langen Reihe von Generationen, die alle in Gefangenschaft gelebt haben, ehe diese natürliche Furchtsamkeit sich ganz verliert. Ich glaube, daß dies größtentheils auf dem Nachlaß der Naturzüchtung beruht, und auf einer in Folge davon eintretenden allmäligen Verkümmerung dieses Instinctes. Allerdings ist es schwer zu sagen, wie weit hier nicht etwa die Gewöhnung des einzelnen Individuums mitspielt; aber es ist doch wohl als sicher anzunehmen, daß die Jungen unserer zahmen Hühner, Gänse, Enten viel von dem Flüchtungstrieb ihrer wilden Vorfahren verloren haben und nicht wieder zur vollen Scheu der Wildheit zurückkehren würden, könnte man sie auch von Beginn ihres Lebens an unter die Führung einer wilden Mutter stellen.

Wie langsam aber diese passive Wildheit, wie man den Flüchtungstrieb nennen könnte, durch die Domestication verloren geht, sieht man z. B. an den Meerschweinchen. Erst seit der Entdeckung Südamerika's sind sie dem Haushalt des Menschen einverleibt worden, also seit etwa vierhundert Jahren, und diese Zeit hat nicht ausgereicht, ihre natürliche Furchtsamkeit zu beseitigen. Bei jedem starken Geräusch schrecken sie heftig zusammen und suchen zu flüchten, auch wenn sie noch niemals in ihrem Leben eine schlechte Erfahrung gemacht haben, ja schon

kurze Zeit nach der Geburt. Hier, wie bei den verschiedenen Arten von Fasanen, die in dem Hühnerhof Aufnahme gefunden haben, sind gerade die jungen Thiere die wildesten. Der Flüchtungstrieb wird also hier noch ziemlich unverkürzt vererbt und die Zähmung muß bei jedem einzelnen Individuum von Neuem beginnen. Die Zahmheit des erwachsenen Thiers ist hier noch eine „erworbene", d. h. im Einzelleben erworbene Eigenschaft, sie ist noch nicht in die Keimesanlage übergegangen, oder besser: sie rührt noch nicht von einer Veränderung der Keimesanlage her, wie sie durch Allgemein-Kreuzung allmälig eintreten muß, sondern sie entsteht ganz so, wie bei einem jung eingefangenen wilden Thier, einem Fuchs, Wolf, Fink oder einer Ratte, die sich ja Alle bis zu einem gewissen Grad zähmen lassen, d. h. an das Fehlen von Feinden gewöhnen.

Interessant ist auch das Verkümmern des Instinctes der Nahrungssuche, wie solches in manchen Fällen eingetreten ist. Die Aufnahme von Nahrung, und also auch der Erwerb derselben ist unentbehrlich zum Leben, und der Nahrungstrieb darf wohl der erste und ursprünglichste von allen Trieben genannt werden. Dennoch kann auch er gelegentlich ganz oder theilweise verloren gehen. Viele junge Vögel besitzen den Trieb zum Nahrungserwerb nicht mehr. Sie sperren wohl den Schnabel auf und schreien, auch verschlingen sie das Futter, das ihnen in den Mund gesteckt wird, aber es fällt ihnen nicht ein, dasselbe Futter, wenn es auf dem Boden ihres Käfigs liegt, aufzupicken; der Anblick desselben löst bei ihnen nicht den Trieb zum Fressen aus, sie haben in dieser Zeit ihres Lebens es verlernt, selbst zu fressen. Das begreift sich auch, denn sie kommen in einem noch wenig entwickelten Zustand aus dem Ei, und die Eltern füttern sie, indem sie ihnen das Futter in den aufgesperrten Schnabel stecken. So brauchten sie nicht mehr durch den Anblick der Nahrung zum Fressen angeregt zu werden, sondern nur durch das Gefühl des Bissens in ihrem Schnabel. Ein Theil ihres Nahrungstriebes wurde also überflüssig und dieser verkümmerte. Man darf hier nicht einwerfen, die Thierchen seien noch zu unentwickelt, um ihre Nahrung selbst zu suchen. Gewiß sind sie das, und eben deshalb wurden sie von den Eltern gefüttert und wurde der Trieb der Nahrungssuche überflüssig. Viele andere Vögel, wie die Hühner, laufen gleich nach dem Auskriechen aus dem Ei umher, suchen nach Nahrung und picken sie auf. Hier ist der Trieb der Nahrungssuche unverkürzt erhalten.

Einer der merkwürdigsten Fälle verkümmerten Ernährungstriebes ist aber der gewisser Ameisen. Schon seit dem Beginn dieses Jahrhunderts ist es bekannt, daß manche Ameisenarten sich Sklaven halten, so z. B. die auf Wiesen in der Schweiz und im Elsaß vorkommende röthliche Ameise, Polyergus rufescens. Sie ist eine nicht sehr große, aber kräftige Art, die die Gewohnheit hat, von Zeit zu Zeit in hellen Haufen auszuziehen, um den Bau einer schwächeren Art, z. B. der aschgrauen Ameise, Formica fusca, zu überfallen und auszuplündern. Dabei geht sie aber nicht etwa auf Tödtung und Verspeisung der Ueberfallenen aus, ihre Absicht ist eine ganz andere; sie nimmt ihnen nur ihre Puppen weg und schleppt sie in das eigene Nest. Dort versorgt sie dieselben aufs beste, benutzt aber dann die aus ihnen ausschlüpfenden Arbeiter als Diener, oder wie man gewöhnlich sagt als Sklaven. Solche „Sklaven" verrichten dann

alle häuslichen Geschäfte, welche sonst die röthlichen Arbeiterinnen selbst besorgen müßten, sie füttern die Brut, bauen die Gänge und Wohnungen, schleppen Nahrung herbei, ja füttern sogar ihre faulen Herren! Dies ist nicht etwa eine Fabel, wie man früher wohl manchmal meinte, sondern eine sichere Thatsache, die zuerst von dem berühmten Beobachter der Ameisen, Huber in Genf, im Beginn dieses Jahrhunderts beobachtet wurde und die seitdem durch den Nachfolger und Schüler desselben, August Forel, vollständig sicher gestellt wurde. Auch ich selbst habe mich von ihrer Richtigkeit überzeugt.

Das Merkwürdigste ist nun aber dies, daß die röthlichen Ameisen in Folge der steten Fütterung durch ihre Sklaven das Aufsuchen der Nahrung völlig verlernt haben. Sperrt man sie ein und gibt ihnen ihre Lieblingsspeise, Honig, mit, so rühren sie ihn nicht an, hungern vielmehr, werden matt und schwach und sterben schließlich, wenn man sich ihrer nicht erbarmt und ihnen einen ihrer aschgrauen Sklaven beigibt. Sobald dies geschieht, macht sich der Sklave an die Arbeit, frißt zuerst selbst nach Herzenslust von dem Honig und füttert dann seine Herren, die es sich sehr gerne gefallen lassen, auf diese Weise vom Tode errettet zu werden.

Hier ist also, wie bei jenen jungen Vögeln, der Trieb der Nahrungssuche und die Fähigkeit, die Nahrung mit dem Auge zu erkennen, verkümmert, und offenbar in Zusammenhang damit, daß er nicht mehr gebraucht wurde. Da in einem Staate röthlicher Ameisen stets Sklaven in großer Zahl vorhanden sind, und da diese ihre Herren stets mit Nahrung versorgen, so wurde der Trieb der Nahrungssuche bei diesen Letzteren überflüssig, wurde nicht mehr durch Naturzüchtung auf seiner ursprünglichen Höhe erhalten, sondern verkümmerte allmälig. Auch andere Triebe sind bei diesen röthlichen Ameisen durch Nichtgebrauch in Folge ihrer Sklavenhaltung ganz oder theilweise verschwunden. Das Bauen ihrer Wohnungen z. B. scheinen sie ganz verlernt zu haben und die Sorge für ihre Brut wenigstens zum größten Theil. Andere Ameisen widmen ihren Puppen unausgesetzt die größte Sorgfalt, tragen sie zeitweise an andere bessere Stellen des Baues, manchmal auch heraus ins Freie und an die Sonne, wie sie denn auch ihre Larven mit der größten Emsigkeit füttern. Von alle dem ist bei den röthlichen Sklavenhaltern wenig zu bemerken; sie würden nicht mehr im Stande sein, ihre eigene Brut groß zu ziehen und die Art müßte somit aussterben, wenn sie plötzlich ihrer Sklaven beraubt würde. Also nicht nur unter den Menschen liegt ein Fluch auf der Sklavenhalterei, auch die Thiere verkommen und entarten unter ihrem Einfluß.

Es sind noch andere Arten von sklavenhaltenden Ameisen bekannt und genau studirt worden, und bei diesen geht die Entartung der Herren noch weiter und bezieht sich auch auf die Körperstärke. Doch ist gerade im Leben dieser Arten noch manches Dunkel zu lichten, und ich möchte deshalb hier von ihnen absehen, so außerordentlich merkwürdig auch die bisher an ihnen beobachteten Erscheinungen sind. Alle diese Fälle bilden übrigens eine weitere Bestätigung für die Richtigkeit unserer Erklärung der Rückbildungsprocesse in Folge von Nichtgebrauch; denn alle diese Verkümmerungen von Instincten beziehen sich auf Arbeiterinnen, d. h. auf Thiere, die keine Nachkommen hervorbringen.

Das Schwinden der betreffenden Triebe kann also nicht wohl dadurch zu Stande gekommen sein, daß das einzelne Thier sich z. B. daran gewöhnte, seine Nahrung nicht mehr selbst zu suchen, und daß diese Gewohnheit sich auf seine Nachkommen in irgend einem Grade übertrug.

In den bis jetzt angeführten Fällen ist nicht der ganze Nahrungstrieb rückgebildet, sondern nur ein Theil desselben, der Trieb zum Aufsuchen und die Fähigkeit zum Erkennen der Nahrung. Es fehlt aber auch nicht an Beispielen, in welchen der Nahrungstrieb überhaupt verkümmert ist, so zwar, daß kein Hunger empfunden und keinerlei Nahrung aufgenommen wird. Das klingt sehr sonderbar, findet aber seine Erklärung darin, daß solchen Thieren aus ihrer früheren Lebenszeit her so viel Nahrungsstoffe in ihrem eigenen Körper mitgegeben werden, als sie für die Dauer ihres Lebens brauchen. Zahlreiche Nachtschmetterlinge, besonders Spinner, besitzen mehr oder weniger verkümmerte Mundtheile, ebenso die Eintagsfliegen, und beide nehmen auch wirklich keinerlei Nahrung zu sich. Bei den Männchen der Räderthiere fehlt sogar der ganze Nahrungskanal; sie haben weder Mund, noch Magen, noch Darm; ihr Leben braucht nur so kurze Zeit zu dauern, daß sie mit dem Stoff, den sie im Ei mitbekommen haben, gerade ausreichen. Die Natur treibt eben keinen Luxus; kein Trieb und kein Organ des Körpers hat Bestand, wenn es nicht durchaus nöthig ist für die Erhaltung der Art. Panmixie — oder wenn man lieber will — Ausfall der Naturzüchtung sorgt dafür, daß alles Ueberflüssige auf das bloß Nothwendige allmälig herabgesetzt wird.

Aber freilich *nur sehr allmälig* können solche Rückbildungen zu Stande kommen, wenn unsere Erklärung die richtige ist; sehr zahlreiche Generationen werden darüber hingehen, ehe das Ueberflüssige ganz entfernt ist, und wir werden erwarten müssen, bei vielen Thieren noch Reste von Organen und Einrichtungen zu finden, die früher bedeutungsvoll waren, jetzt aber dem gänzlichen Schwinden entgegen gehen. Das ist denn auch, wie oben schon gezeigt wurde, in der That der Fall; die sogenannten „rudimentären" Organe sind in ungemein zahlreichen Fällen und bei den verschiedensten Thieren zu finden und geben uns Kunde von den tiefgreifenden Umwandlungen, welche die betreffende Art im Laufe der Zeiten durchgemacht hat. Dahin gehören die unter der Haut verborgenen Augen des Olms, des Goldmaulwurfs, der Blindwühle, das verkümmerte innere Gehörorgan der Letzteren, dahin auch die Flügelreste des Kiwi, die Flügelstummel mancher weiblicher Nachtschmetterlinge, deren Männchen wohlentwickelte Flügel besitzen, dahin die unscheinbaren Vorsprünge um die Mundöffnung der Eintagsfliegen, welche nichts Anderes sind, als die noch nicht völlig geschwundenen Kiefer und tausenderlei Anderes. Dahin gehören aber vor Allem auch jene zahlreichen Fälle, in denen ein bei den Vorfahren ausgebildetes Organ zwar beim heutigen Thier in seinem erwachsenen Zustand gänzlich fehlt, in seiner Jugendzeit aber als Anlage vorhanden ist. So besitzen zwar die Arbeiterinnen der Ameisen, wie oben angeführt wurde, keine Flügel mehr, aber die *Anlage* des Flügels finden sich dennoch in der Larve vor in Gestalt eines kleinen, unter der Haut gelegenen Scheibchens, das später verkümmert. So haben die Larven der Bienen ihre Füße eingebüßt, da sie ja nicht umherzukriechen brauchen, sondern eingeschlossen in einer Wachs-

zelle unmittelbar neben ihrer Nahrung leben. Obwohl sie aber in Zusammenhang mit dem Nichtgebrauch der Füße zu fußlosen „Maden" geworden sind, legen sich doch noch während ihrer Entwicklung im Ei die Fußpaare an, welche ihre blattwespenartigen Vorfahren besessen haben müssen. Wir sehen an solchen Fällen, daß ein Organ, welches durch Nichtgebrauch rückgebildet wird, zuerst im ausgebildeten Zustand verschwindet, viel später aber auch in seiner ersten Anlage. Diese letztere kann sich noch viele Tausende von Generationen hindurch erhalten, wenn das Organ selbst in seinem ausgebildeten Zustand längst aus der Organisation des Thieres ausgeschaltet ist. Solche rudimentäre, sich nicht weiter entwickelnde Anlagen von Organen sind durch die Entwicklungsgeschichte jetzt schon in einer überaus großen Zahl nachgewiesen worden. Sie sind begreiflicher Weise ein wichtiger Hinweis auf die Vorgeschichte der betreffenden Art und würden für sich allein schon einen ausreichenden Beweis dafür bilden, wie viele und verschiedenartige Vorfahren einer jeden der jetzt lebenden Arten vorausgegangen sein müssen, und wie verwickelte und durchaus nicht immer geradlinige Bahnen die Entwicklung der Organismenwelt einhält. Bald war sie vorwärts, bald rückwärts gerichtet, bald nur in einzelnen Theilen, bald im ganzen Organismus. Was die Natur im Laufe unzähliger Generationen gewissermaßen aufgebaut hat: z. B. hochorganisirte Organe der Bewegung, Beine von bestimmter Tragkraft, complicirter Gelenkverbindung und Elasticität, genau abgewogener Muskelstärke, eingerichtet zum Lauf auf der Erde, oder gar Flügel, jene in allen ihren Theilen wunderbar zweckmäßig abgepaßten Organe zur Ueberwindung der Schwere und zum Emporschwingen in den Luftraum, oder aber jene Organe, die den Thieren die Kunde von der sie umgebenden Außenwelt übermitteln, jene Augen von unglaublicher Feinheit der Ausführung, jene Gehörorgane und Geruchsorgane, in deren wunderbare Zweckmäßigkeiten erst die lange und vereinte Arbeit unserer besten Forscher einzudringen vermocht hat — sie alle werden sofort wieder aufgegeben und einem langsamen Zerstörungsproceß überliefert, von dem Augenblick an, in dem sie nicht mehr nöthig sind für die Existenz der Art.

Da scheint es denn freilich, als könne eine Entwicklung in solcher Richtung unmöglich als ein Fortschritt bezeichnet werden. In Beziehung auf das einzelne Organ, das schwindet, ist es auch sicherlich ein Rückschritt, allein für das ganze Thier steht die Sache anders. Denn wenn von Ziel und Zweck bei lebenden Wesen gesprochen werden soll, so kann der Zweck immer nur das Dasein selbst sein; in welcher Form, in welcher Complicirtheit des Baues, in welcher absoluten Höhe der Leistungen der Organismus ausgeführt ist, das kommt dabei zunächst gar nicht in Betracht, vielmehr nur, wie die Art existenzfähig bleibt; denn weniger darf sie nicht sein, sonst geht sie unter, mehr kann sie nicht sein, weil ihr die Mittel dazu fehlen, sich höher emporzuschwingen als eben gerade zur Existenzfähigkeit. Der so ungemein pessimistisch gemeinte Satz Schopenhauer's, daß diese Welt so schlecht sei als nur irgend möglich, und daß sie zu Grunde gehen müßte, wäre sie noch ein klein wenig schlechter, ist genau ebenso wahr und besagt genau dasselbe, als wenn man ihn ins Optimistische umkehrt und sagt: die Welt ist so vortrefflich, als es überhaupt möglich war, daß sie werde auf Grund der einmal gegebenen Kräfte, es ist nicht denkbar, daß sie auch nur um

einen Grad vortrefflicher hätte ausfallen können. Die Organismenwelt beweist uns, daß dem so ist; denn bis ins Einzelnste hinein sehen wir jede lebende Art sich zweckmäßig gestalten und sich den speciellen Lebensbedingungen anpassen, denen sie unterworfen ist. Aber nur so weit paßt sie sich an, als es unumgänglich nothwendig ist, um sie existenzfähig zu erhalten, nicht um ein Minimum mehr. Das Auge des Frosches ist ein sehr unvollkommenes Sehorgan gegenüber dem Auge des Falken oder des Menschen, aber es genügt, um die krabbelnde Fliege oder den sich krümmenden Wurm zu sehen und es sichert die ausreichende Ernährung der Art. Aber auch das Auge des Falken ist kein absolut vollkommenes Sehwerkzeug im rein optischen Sinn, es reicht aber gerade aus, um den Vogel seine Beute aus hoher Luft herab mit Sicherheit entdecken zu lassen, und das genügt zur Existenz der Art und schließt deshalb eine jede weitere Steigerung der Augengüte auf dem Wege der Naturzüchtung vollkommen aus. Nicht immer aber wird das Ziel aller Umwandlungen: die Existenzfähigkeit der Art nur durch eine gesteigerte Verfeinerung des Baues im Ganzen oder eines einzelnen Organes erreicht, nicht immer fügt sich neuer Besitz dem alten hinzu, sondern sehr oft wird alter Besitz im Laufe der Zeiten überflüssig und muß entfernt werden. Und auch dies geschieht nicht in idealer Vollkommenheit, plötzlich, wie auf ein Zauberwort hin, sondern langsam, wie es den zur Verfügung stehenden Kräften entspricht, also lange Zeiträume hindurch nur unvollkommen. Aber schließlich wird doch das nicht mehr zum Leben unentbehrliche Organ ganz beseitigt, und so das volle Gleichgewicht zwischen dem Bau des Körpers und seinen Leistungen wieder hergestellt und auch in diesem Sinne ist also der Rückschritt ein Theil des Fortschritts.

Wilhelm Scherer.

Es mögen jetzt etwa vierundzwanzig Jahre sein, daß ich bei einem Feste der „Berliner Presse“ in Arnim's Hôtel unter den Linden einen jungen Mann zum ersten Male sah, dem ich nachher im Leben noch manchmal begegnen und der mir sehr theuer werden sollte. Damals, ich erinnere mich, machte er einen äußerst jugendlichen Eindruck, fast noch den eines Studenten, wiewohl er bereits Doctor war. Er zählte noch nicht ganz einundzwanzig Jahre. Sein Gesicht war fein und anziehend, sein Wesen ungemein lebendig, voll Temperament, leicht erregbar, durch ein hingeworfenes Wort zum Aufwallen gebracht, dabei fest und bestimmt, wenn er eine Meinung ausgesprochen, bis zur Schroffheit, dann wieder munter, übersprudelnd, mit einem gemüthlichen Zuge, der durch den Accent des Oesterreichers erhöht ward. Nur von einem kleinen Kreise persönlicher Freunde gekannt, durch nichts ausgezeichnet als durch das, was er zu werden verhieß und was ihn auf den ersten Blick eher bedeutend als liebenswürdig erscheinen ließ, war er Einer von Denen, die man nicht wieder vergißt, wenn man sie einmal gesehen hat; die, wenn nicht anders, durch ein starkes Bewußtsein dessen, was sie wollen und können, imponiren, sich dem Gedächtnisse der Wenigen einprägen, mit denen sie zusammentreffen, bis zu dem Tage, wo sie das wirklich geleistet haben, was sie versprachen, und nun von Allen gekannt, geehrt und bewundert werden. Die Mitwelt nimmt ihrer erst wahr, wenn sie die allgemeine Anerkennung längst gefunden haben, und betrachtet ihren Ruhm als etwas ihrer Persönlichkeit Anhaftendes, was sie gleichsam fertig mit sich gebracht. Aber zwischen dem einen Tag und dem andern lag eine lange Reihe von Jahren, von Arbeiten, von Mühen und Sorgen ohne Zahl; und nun, wo dieses schöne Leben abgeschlossen ist, abgebrochen vor der Zeit, geknickt in seiner reichsten Entfaltung, in welcher Frucht und Blüthe sich berührten, wie an jenem immergrünen Baume des Südens — nun, wo wir trauernd an dem Sarge des Frühverblichenen stehn und um Wilhelm Scherer als um einen Todten klagen — nun drängt es mich, noch einmal in das Jünglingsantlitz zu blicken, das heitere, lebensfrohe von vor vierundzwanzig Jahren.

Den Lesern der „Rundschau“ brauch' ich es nicht zu sagen, was wir an Wilhelm Scherer verloren haben; in ihren Bänden hat er von Jahr zu Jahr viele der edelsten Gaben niedergelegt; und hier war es, an dieser Stelle, daß er — es sind nicht mehr als drei Jahre — seinen Aufsatz über Schiller mit den Worten schloß:

„In Goethe's „Achilleis“ redet Athene in der Gestalt des Antilochos, Nestor's Sohn, zu Achilles über das Sterben und preist seine Wahl des kurzen rühmlichen Lebens:

„Köstliches hast du erwählt. Wer jung die Erde verlassen,
Wandelt auch ewig jung im Reiche Persephoneia's,
Ewig erscheint er jung den Künftigen, ewig ersehnet.
. . . . Völlig vollendet
Liegt der ruhende Greis, der Sterblichen herrliches Muster.
Aber der Jüngling fallend erregt unendliche Sehnsucht.“

Zu Denen, welche gleich dem Achilles nicht mehr ein Jüngling, aber in der Vollkraft der Jahre starben, gehört Wilhelm Scherer, und auch er, wenn wir fortan seiner gedenken, „erregt unendliche Sehnsucht".

Denn wenn es jemals von einem Todten gesagt werden konnte, von ihm ist es wahr: die Lücke, die sein Hingang läßt, kann nicht ausgefüllt werden, er ist unersetzlich. Und ich denke dabei nicht einmal an das trauliche Haus im Thiergarten, das die Jahreszahl „1885" trägt; nicht an die liebende, geliebte junge Gattin, die verwittwet, an die beiden verwaisten Kinder, den Knaben von sechs, das Mädchen von zweiundeinhalb Jahren. Ich denke an die Wissenschaft und die Literatur, an die Goethe-Gesellschaft, an seine Schüler, an seine Freunde, und ich denke auch, denn der Schmerz macht egoistisch, an die „Rundschau". Kein Heft dieser Zeitschrift, fast seit ihrem Beginn vor zwölf Jahren, bei dem er nicht direct oder indirect betheiligt gewesen; keines, für welches er nicht, wie für etwas Eignes gefühlt, wie für Etwas, das ihn persönlich anging; aber auch keines, ich darf es sagen, das nicht unter dem stillen Vorsatz entstanden, seiner würdig zu sein. Mehr als nur eine beträchtliche Zahl der werthvollsten Beiträge bedeutete seine Mitwirkung für diese Zeitschrift: sie gab ihr von Anfang an die Stellung, deren sie bedurfte, um das zu werden, was sie sein mußte, wenn sie ihre Aufgabe erfüllen wollte. Gestehen wir es doch an diesem noch frischen Grabe, daß zwischen der Wissenschaft und der Literatur im engern Sinne des Wortes eine Kluft bestand, zum Theile noch besteht; daß die Wissenschaft nicht immer zu ihrem eigenen Nutzen, aber sicherlich immer zum Schaden der Literatur, der zeitgenössischen Literatur will ich sagen, von dieser sich abgewandt hat; daß beide sich von einander entfernten; daß die eine sich kastenmäßig abschloß, die andere nur zu sehr das Gefühl der Grenze zwischen sich und dem Dilettantenthum verlor oder schwinden sah; daß die Literatur, mit Einem Worte, der Führung mehr und mehr entbehren mußte, welche zu übernehmen das Vorrecht der Wissenschaft ist. Ein solcher Führer zu werden war Wilhelm Scherer berufen; und er hat es ernst genommen mit diesem seinem Beruf, nicht nur als akademischer Lehrer, als der Erste, der die Professur für neuere deutsche Literaturgeschichte an der Berliner Universität bekleidete, nicht nur als Verfasser der „Geschichte der deutschen Literatur", die sein bleibendes Denkmal sein wird: sondern er schlug die verbindende Brücke, indem er es nicht verschmähte, mit allen Ehren der Wissenschaft geschmückt, selbstthätig einzugreifen in die zeitgenössische Literatur als wohlwollender Kritiker, Förderer und Berather.

Es ist gewiß nicht zufällig gewesen, daß er in einem der schönsten seiner Beiträge zu dieser Zeitschrift (Bd. XVII, S. 62 ff. 1878) den jungen „Goethe als Journalist" dargestellt und mit jenem leichten Anflug von Uebermuth, der ihm in dem berechtigten Gefühle seiner Ueberlegenheit so wohl stand, mit jener feinen Ironie, deren er, wenn er wollte, sich mit solcher Anmuth zu bedienen wußte, die Meusel'schen Bleifederbemerkungen zu dem auf der hiesigen königlichen Bibliothek befindlichen Exemplar der „Frankfurter Gelehrten Anzeigen", diese „Ach's!" und „O's!" des Entsetzens über Goethe'sche Kühnheiten des Urtheils oder des Satzbaus zum Ausgangspunkt gemacht hat, um die trockne Buchgelehrsamkeit zu geißeln, welche sich vor den tausendfältigen Stimmen des wirklichen Lebens gleichsam die Ohren zuhält. Indem man es schmerzlich empfindet, daß der Blick und die Hand, welche hier so glücklich die philologische Methode Lachmann's auf einen Goethe'schen Text angewendet haben, der künftigen Goethe-Ausgabe fehlen sollen, wird man zugleich von der Wärme des Antheils ergriffen, welchen dieser strenge Fachmann an den lebendigen Interessen der Gegenwart nimmt, so sehr, daß er sogar die Tagesschriftstellerei über das Niveau des Tages erhoben zu sehen verlangt. „Ich bekämpfe, wo ich kann," sagte er, „die rohe Ansicht, als ob Recensionen für den Tag geschrieben würden .... Auch Recensionen haben eine Kunstform. Auch Recensionen können eine Menschenseele spiegeln. Auch Recensionen dürfen den Anspruch erheben, dauernde und werthvolle Besitzthümer der Nationalliteratur zu werden, wenn sie aus reiner Gesinnung fließen, wenn sie im Dienste der Gerechtigkeit geschrieben sind, wenn ihre

Verfasser eigene Gedanken verrathen, der Sprache einen neuen Ton ablauschen und den bewundernden Verstand oder das willige Gemüth des Lesers zu rühren wissen." Scherer hatte ein Herz für die Literatur; und wiewohl ganz eingetaucht in den Geist Goethe's, von demselben genährt und in ihm erwachsen, war er doch keiner von den Vornehmen, welche mit dem Ausdruck „Epigonen" alles Uebrige verurtheilen und ablehnen. Er mochte wohl, aus inneren und äußeren Gründen, sein großes Werk mit dem Tode Goethe's abschließen; aber schon seine Charakteristik Heine's zeigt, daß er auch die Modernen verstand, daß er sie zu ihrem Rechte kommen lassen wollte; und ich kann es hier, aus einem meiner letzten Gespräche mit ihm bezeugen, daß es seine Absicht war, in einem zweiten Bande die neuere deutsche Dichtung bis zum heutigen Tage zu behandeln. In freundschaftlichen Beziehungen stand er mit vielen ihrer hervorragenderen Repräsentanten. Die Leser dieser Zeitschrift werden sich wohl noch des warmen Nachrufs an Emanuel Geibel erinnern, dessen harmonische Natur der seinen so sympathisch war; vielleicht das Letzte, was er schrieb, war der herrliche Brief, mit welchem er Gustav Freytag zu seinem siebenzigsten Geburtstage beglückwünschte — ein Brief, so voll inniger Pietät, wie der Schüler zu seinem Meister spricht. Und doch war er selbst ein Meister, und ich, wiewohl um zehn Jahre älter als der Hingeschiedene, bekenne dankbar an seinem Grabe, daß er mir ein Lehrer gewesen, dessen Unterweisungen unschätzbar für mich waren, so lang er lebte, und unvergeßlich sein werden, nun er todt ist. Ja, wir Schriftsteller haben vor Allem Grund, seinen Verlust zu beklagen. Wir alle haben einen Freund in ihm verloren; und wie es ein Fest der Presse war, auf welchem ich ihn zuerst sah, so waren es Angelegenheiten der Presse, die uns bis zuletzt verbanden. Er war nicht der Jüngling mehr, der einst, vor Jahren, meine Aufmerksamkeit erregt; nicht mehr so heftig, nicht mehr so rasch emporlodernd — die Krankheit, der er zum Opfer fiel, hatte ihn schon gezeichnet; es war ein leidender Zug in seinem Gesicht und er mußte zuweilen nach einem Worte suchen. Aber in der Dämmerung jenes Abends, in seinem neuen Haus und mit der trefflichen, liebenswerthen Gattin ihm gegenüber, wie viel Pläne wurden noch besprochen, wie schien die Zukunft noch so weit! . . . Als ich wieder kam, unter den schon vom ersten Herbstabendhauch bewegten Thiergartenbäumen, an jenem verhängnißvollen Freitag-Nachmittag, zu der Stunde, zu welcher er mich in einem Briefchen vom Tage vorher zu sich entboten; und als ich dem mir verstört entgegentretenden Portier sagte: „führen Sie mich nur gleich zum Herrn Professor, er erwartet mich," da versetzte dieser, und jetzt stürzten Thränen aus seinen Augen: „Er ist nicht mehr unter den Lebenden." Eine Viertelstunde vorher war er gestorben.

Diese Hand, welche dem theuern Todten eben die letzte Scholle ins Grab geworfen hat, vermag nicht, mit einiger Sicherheit sein Bild zu zeichnen; aber ein ruhigerer Tag wird kommen und ein Besserer sich finden, um das zu ergänzen und auszuführen, was hier nur als unmittelbarer Ausdruck eines von Vielen getheilten Schmerzes seine Berechtigung haben mag.

Berlin, 9. August 1886. J. R.

Politische Rundschau.

Berlin, Mitte August.

Der Zusammenkunft des österreichischen Ministers des Aeußern, Grafen Kalnoky, mit dem deutschen Reichskanzler in Kissingen ist am 8. August diejenige des Kaisers von Oesterreich mit unserm Kaiser in Gastein gefolgt. Daß Graf Kalnoky sich ebenfalls in Gastein eingefunden hat, um daselbst von Neuem mit dem Fürsten Bismarck zusammenzutreffen, ist eine Thatsache, deren Bedeutung nicht unterschätzt werden darf. Vor Allem leuchtet ein, daß das deutsch-österreichische Bündniß eine Bekräftigung erhält, welche allen Freunden des europäischen Friedens erwünscht sein muß. Mögen immerhin Skeptiker und Pessimisten darauf hinweisen, daß der „Dritte im Bunde", Rußland, keinen Vertreter nach Gastein entsendet hat, so verbürgt doch die Innigkeit der Beziehungen zwischen Oesterreich und Deutschland, welche aus Anlaß der Kaiserentrevue wiederum zum deutlichen Ausdrucke gelangt ist, an und für sich schon, insofern die Staatskunst dies überhaupt vermag, den europäischen Frieden. Hieran wird auch nichts durch die Versuche panslawistischer Organe geändert, welche ihrer Phantasie freien Spielraum lassen, indem sie die Perspective eines französisch-russischen Bündnisses gegen — England eröffnen. Daß in Asien früher oder später die englischen Interessen mit denjenigen Rußlands in Collision gerathen können — wer wollte dies in Abrede stellen! Die öffentliche Meinung in Frankreich verwahrt sich aber jetzt bereits gegen die Zumuthung, „de travailler pour le czar", zumal da man sich auch jenseits der Vogesen nicht verhehlt, daß Rußland durch die Erreichung seines letzten Ziels, die Besitzergreifung Constantinopels, die Machtstellung Frankreichs am mittelländischen Meer in hohem Grade schädigen würde. Sollte aber die panslawistische Presse mit ihrem Hinweise auf ein russisch-französisches Bündniß andeuten wollen, daß Frankreich anderwärts entschädigt werden könnte, so lassen sich Herr Katkow und Genossen einen argen Rechenfehler zu Schulden kommen, indem sie nicht in Betracht ziehen, daß Rußland und Frankreich auf der einen, auf der andern Seite aber Deutschland, Oesterreich und Großbritannien sich finden würden. Ernsthafte russische Organe bezeichnen deshalb die panslawistische Zukunftspolitik als Hirngespinnste, die allenfalls der Staatskunst des gegenwärtig auf seiner Agitationsreise befindlichen „Revanchedichters" Paul Déroulède Ehre machen könnten. Wie nebelhaft erscheint eine derartige Zukunftspolitik gegenüber der positiven Thatsache, daß Kaiser Wilhelm und der erstgeborne Sohn unsers Kronprinzen im innigen persönlichen Verkehr mit dem österreichischen Kaiserpaar die zwischen den beiden Regentenhäusern und den beiden Monarchien bestehenden Bande der Freundschaft aufs Neue befestigten. Die „Wiener Abendpost" spiegelte jedenfalls auch die Auffassung der österreichischen Regierung treu wieder, wenn sie hervorhob, daß in diesen regelmäßig erfolgenden Zusammenkünften mit Recht eine

bedeutsame Gewähr des Weltfriedens erblickt würde. Die deutsch-österreichische Allianz richtet ihre Spitze in der That gegen keine der übrigen Mächte, wohl aber ist sie in vollem Maße geeignet, abenteuerliche Eroberungsgelüste im Keime zu ersticken. Von diesem Gesichtspunkte darf es mit Freuden begrüßt werden, daß durch die Anwesenheit des Prinzen Wilhelm gewissermaßen angedeutet wird, wie die beiden mit einander verbündeten Nationen auch in ferner Zukunft als Hüterinnen des europäischen Friedens sich ihrer hohen Culturaufgabe bewußt bleiben werden. In dieser Ueberzeugung konnte Kaiser Wilhelm zugleich mit seinem Enkel am 10. August nach einem herzlichen Abschiede vom österreichischen Kaiserpaare Bad Gastein verlassen, woselbst der greise Herrscher zur freudigen Genugthuung der gesammten deutschen Nation vor der Rückkehr in die Heimath Erholung und Kräftigung gefunden hat.

Wie Kaiser Wilhelm in Gastein im Vereine mit dem Kaiser Franz Joseph eine neue Bürgschaft für den Weltfrieden geschaffen hat, wirkte auch unser Kronprinz jüngst bei einem Friedenswerke in hervorragender Weise mit. Das Jubelfest der Heidelberger Universität, welches in der ersten August-Woche begangen wurde, war nicht bloß eine nationale Feier, sondern zeigte auch durch die Theilnahme der hervorragendsten gelehrten Körperschaften des Auslandes einen internationalen Charakter, der mit der Bedeutung der im Jahre 1386 begründeten Universität als Culturstätte in vollem Einklange steht. Sollte doch die Ruperto-Carola zu einer machtvollen Leuchte werden, welche ihre Strahlen nach allen Richtungen versendet, um in den ersten Jahrhunderten ihres Bestehens die Finsterniß, welche die Geister gefangen hielt, zu erhellen, sowie später bis zu unsern Tagen den richtigen Weg im Kampfe gegen die Dunkelmänner zu weisen. Diese bedeutsame Stellung an der Spitze der deutschen Universitäten charakterisirte unser Kronprinz bei der am 3. August in der Heidelberger Aula veranstalteten Feier treffend mit den Worten: „Begründet in der ersten Frühe unseres Culturlebens, hat die Heidelberger Universität alle die Schickungen an sich erfahren, welche dem deutschen Wesen im Ringen nach selbständiger Ausprägung verhängt gewesen sind. Sie hat wechselnd geblüht und gewelket, geduldet und gestritten um Glaubens- und Forschungsrecht, hat Trübsal und Exil ertragen, um endlich, gehoben von der starken und milden Hand ihrer erlauchten Beschützer, die ehrenvollen Wunden mit dem Festkleide des Sieges zu decken." Der Kronprinz unterließ auch nicht, zu betonen, wie ihr Ehrenschild in der Sonne des einigen Vaterlandes glänzender strahlt, indem er daran erinnerte, daß der Großherzog von Baden, der Rector magnificentissimus der Universität Heidelberg, als der Erste dem Führer unseres sieghaften Volkes mit dem ehrwürdigen Namen des Kaisers gehuldigt hat. Wenn in dieser Zeitschrift unlängst mit vollem Rechte hervorgehoben wurde, daß das Eindringen des politischen Chauvinismus in das Gebiet der Kunst ein für allemal abgewehrt werden müßte, so gilt dies nicht minder für die Wissenschaft und Literatur. Deshalb darf es mit Freuden begrüßt werden, daß die Académie Française, sowie die übrigen Abtheilungen des „Institut de France" Vertreter nach Heidelberg entsendeten, und daß Einer derselben, Jules Zeller, von den Deputationen des Auslandes mit der ehrenvollen Aufgabe betraut wurde, im Namen dieser Gesammtheit der Jubilarin die herzlichsten Glückwünsche zu übermitteln. Als dann unser Kronprinz und der Großherzog von Baden die Repräsentanten der französischen Wissenschaft besonders auszeichneten, durfte auch hierin ein Ausdruck jener humanistischen Gesinnung erblickt werden, welche politische Gegensätze auf dem neutralen Gebiete der Kunst und Wissenschaft nicht zuläßt.

Wird doch diesen Gegensätzen, sowie der Polemik freier Spielraum gewährt, sobald es sich um die Politik selbst, z. B. um eine der zahlreichen Evolutionen des französischen Kriegsministers, handelt. Kaum waren die Zwischenfälle mit den Generalen Saussier und de Courcy erledigt, als das Duell des Generals Boulanger mit dem Senator Baron de Lareinty die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Aus Anlaß seiner Streichung in der Armeeliste hatte der zugleich aus Frankreich ausgewiesene Herzog d'Aumale an den Präsidenten der Republik ein Schreiben gerichtet,

in welchem er darauf hinwies, daß er Doyen des großen Generalstabes wäre und im Frieden wie im Kriege die höchsten Functionen eines Soldaten versehen hätte, so daß es ihm wohl anstände, Jules Grévy an die Unverletzlichkeit der Militärgrade zu erinnern. Als dann der Kriegsminister im Senate bei Gelegenheit einer Interpellation die gegen den Herzog d'Aumale ergriffenen Maßregeln in schroffer Weise vertheidigte, bezeichnete Baron de Lareinty diese Angriffe auf einen Abwesenden als Feigheit, worauf eine Herausforderung von Seiten des Generals Boulanger erfolgte. Der Zweikampf selbst hatte jedoch einen so wenig ernsthaften Charakter, daß auch ein Theil der republikanischen Presse über die große Distanz der beiden Kämpen, sowie über die anderen wenig kriegerischen Bedingungen spottete, zumal den Kriegsminister im entscheidenden Augenblicke noch das Mißgeschick traf, daß seine Pistole versagte.

Verhängnißvoller als der Zwischenfall im Senate mit dem unblutigen Duelle im Gefolge sollten sich für den General Boulanger die Vorgänge erweisen, die sich an die Erörterung der Prinzenangelegenheit in der Deputirtenkammer knüpften. Hier hatte der Abgeordnete de la Rouchefoucauld dem Kriegsminister zugerufen, daß der Herzog d'Aumale ihn zum General gemacht habe, worauf derselbe feierlich erklärte, daß dem orléanistischen Prinzen auch nicht der geringste Antheil an seiner Beförderung gebühre. Wie mußte man daher erstaunen, als das „Journal de Bruxelles" einen an den Herzog d'Aumale gerichteten Brief veröffentlichte, in welchem General Boulanger dem Prinzen in den überschwenglichsten Ausdrücken für seine Protection dankte und den Tag als einen gesegneten bezeichnete, der ihn wieder unter den Oberbefehl seines Gönners rufen würde. Die Vertrauensmänner der Orléans bedienten sich bei dieser Veröffentlichung einer Kriegslist, indem sie in den an und für sich echten Brief an verschiedenen Stellen den Ausdruck „Votre Altesse Royale" verwebten, welcher den Autor des Schreibens im radikalen Feldlager besonders bloßstellen mußte. General Boulanger ließ sich denn auch überlisten, indem er die Echtheit des ganzen Briefes und insbesondere derjenigen Stelle bestritt, welche unzweifelhaft von ihm herrührte. Diesen Augenblick hatten seine Widersacher gerade erwartet, indem sie nunmehr verschiedenen Pariser Blättern das authentische Material überlieferten, aus welchem hervorging, daß Boulanger nicht bloß ohne jeden republikanischen Stolz die Protection des Herzogs d'Aumale angefleht, sondern auch nach seiner Beförderung zum General ausdrücklich erklärt hatte, er verdankte diese Ernennung dem orléanistischen Prinzen. Und dennoch konnte im „Journal officiel" vom 14. Juli 1886 die wörtliche Aeußerung des Kriegsministers berichtet werden: „Je ne vois donc pas en quoi le duc d'Aumale a été pour quelque chose dans ma nomination." Nochmals hatte General Boulanger den Muth, die Echtheit der seine Wahrheitsliebe so arg compromittirenden Schriftstücke in Abrede zu stellen, als der Vertrauensmann des Herzogs d'Aumale, der ehemalige Präfect Limbourg, die Briefe im Facsimile den Zeitungen zugehen ließ und den Kriegsminister zwang, nunmehr zu gestehen, daß er der Verfasser wäre. Ein in die Enge getriebener Klopffechter, versuchte dieser dann die in solchen Fällen übliche Abschweifung, indem er den Gewährsmann der ihm feindseligen Blätter wegen dessen angeblicher Gesinnungslosigkeit angriff und mit seinen eigenen Verdiensten um die Republik prahlte. „Als die Prinzenverschwörung," kündigte er pomphaft an, „mich in die Nothwendigkeit versetzte, zwischen meinem früheren Chef und der Republik zu wählen, bin ich der Republik treu geblieben. Nachdem das Gesetz beschlossen war, habe ich es ausgeführt. Und wenn Ihre aufwieglerischen Freunde sich jemals einfallen ließen, von den Worten zu Handlungen überzugehen, so wird der Verfasser der Briefe an den Herzog d'Aumale einfach, aber sehr entschieden seine Pflicht gegen die Freunde des Herzogs d'Aumale erfüllen."

Eine genügende Aufklärung darüber, weshalb er wider besseres Wissen zunächst so hartnäckig die Unwahrheit gesagt hat, enthält das vom 3. August datirte Schreiben des Generals Boulanger an Herrn Limbourg nicht. Geradezu komisch ist es jedoch, wenn der Kriegsminister betont, er hätte im Hinblick darauf, daß das erste, vom „Journal de Bruxelles" veröffentlichte Schreiben unecht gewesen wäre, die Echtheit

der übrigen bis zur Vorlegung der Originale nicht anzuerkennen vermocht. Wie wenig man auch mit den Bestrebungen der Orléanisten zu sympathisiren vermag, die bei ihren Angriffen gegen den Kriegsminister auch Sonderinteressen verfolgen, muß man doch zugestehen, daß Herr Limbourg dem General Boulanger die gebührende Zurechtweisung angedeihen läßt, wenn er in seiner Erwiderung erklärt, daß er von einem General nicht beleidigt werden könne, welcher in wenigen Tagen zweimal leugnete, was er für wahr halten mußte. Man darf darauf gespannt sein, welche Beurtheilung das Verhalten des Kriegsministers in der französischen Armee finden wird. Die ohnehin gelockerte Disciplin wird durch das vom General Boulanger gegebene Beispiel sicherlich nicht gestärkt werden. Andrerseits wäre es verfehlt, wollte man in diesen Vorgängen bereits eine ernsthafte Gefahr für die französische Republik erblicken; vielmehr ist durch die jüngsten Wahlen für die Generalräthe von Neuem erwiesen worden, daß die Prophezeiungen der orléanistischen und bonapartistischen Blätter, nach denen sich ein vollständiger Umschwung in der öffentlichen Meinung Frankreichs zu Gunsten der monarchischen Regierungsform vollziehen sollte, eitel Dunst waren. Haben doch die Republikaner im Großen und Ganzen ihren Besitzstand gewahrt, während gerade bei diesen Wahlen für die Departementalvertretungen die Gefahr vorlag, daß die Gegner der Republik, insbesondere die Clerikalen, ihren Einfluß mit Erfolg geltend machten.

In letzterer Hinsicht kommt auch in Betracht, daß bereits seit längerer Zeit zwischen dem Vatican und der französischen Regierung ein Conflict droht, der leicht größeren Umfang gewinnen kann. Während Frankreich, ohne im Stande zu sein, einen positiven Rechtstitel nachzuweisen, das Protectorat über sämmtliche katholischen Missionen in China beansprucht, führt die römische Curie das Mißgeschick, welches in Ostasien gerade in den letzten Jahren solchen Missionen wiederfuhr, darauf zurück, daß es in China an einem Vertreter des päpstlichen Stuhles mit diplomatischem Charakter fehlte. Seit geraumer Zeit werden nun zwischen dem Vatican und China, um diesem Mangel abzuhelfen, Unterhandlungen geführt, die allem Anscheine nach beinahe zum Abschlusse gelangt sind. Am 1. August wurde den Mitgliedern des beim Vatican beglaubigten diplomatischen Corps mitgetheilt, daß der Papst beabsichtigte, einen Vertreter nach Peking zu senden, welcher den Titel apostolischer Delegat und Ministerresident führen soll. Andrerseits würde China seinen Gesandten in London zugleich beim päpstlichen Stuhle beglaubigen. Bezeichnend ist die historische Darstellung, welche der über die Vorgänge im Vatican wohl unterrichtete „Osservatore romano" hinsichtlich der Streitfrage entwirft. Zunächst wird darauf hingewiesen, daß der Papst, nachdem China die Initiative ergriffen hatte, geflissentlich vermieden habe, irgend eine Entschließung in dieser Angelegenheit zu fassen, ohne vorher das französische Cabinet zu benachrichtigen. Ebenso ließ der Vatican der chinesischen Regierung formell erklären, es wäre sein Wunsch, daß die gegenwärtigen Verpflichtungen gegenüber Frankreich aufrecht erhalten blieben, wie denn auch letzterem versichert wurde, daß die römische Curie sich in keiner Weise in die auf Grund früherer Verträge bestehenden Beziehungen zwischen Frankreich und China einmischen würde. Dagegen betont der „Osservatore romano" ausdrücklich, daß zwischen dem Vatican und der französischen Regierung keinerlei Abkommen auch nur in der Form eines Präcedenzfalles bestehe, wodurch die Wirksamkeit des Papstes beschränkt würde, und daß Frankreich von den Päpsten kein religiöses Vorrecht in Bezug auf China erhalten habe. Diese Sprache läßt an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig, wenn auch das vaticanische Organ vorher versichert, es sei der höchste Wunsch Leo's XIII., daß der diplomatische Vertreter desselben und der französische Gesandte in China im Einvernehmen mit einander ihre Action ausübten. Daß diese Auffassung des Papstes die republikanische Regierung in Frankreich in hohem Grade verstimmte, kann nicht überraschen. Die Pariser Presse erblickt in jener nicht so sehr die unmittelbaren Wünsche Leo's XIII. oder dessen Absicht, auf bezügliche Vorschläge China's einzugehen, als vielmehr lange vorbereitete englische Intriguen, deren Zweck

vor Allem wäre, den nach der Eroberung Tongkings wachsenden Einfluß Frankreichs einzudämmen.

Die französischen Staatsmänner werden überhaupt mehr mit der auswärtigen Politik Englands rechnen müssen, seitdem Lord Salisbury wieder an die Stelle Gladstone's getreten ist, obgleich nicht geleugnet werden darf, daß auch Lord Rosebery im vorigen Ministerium das Foreign Office mit großem Geschick geleitet hat. Dem Namen nach ist allerdings Lord Iddesleigh in dem gegenwärtigen Tory-Cabinet Minister des Auswärtigen; es kann jedoch keinem Zweifel unterliegen, daß Lord Salisbury sich in allen wichtigen Fragen die hauptsächliche Entscheidung vorbehalten hat. Insbesondere wird man auch in Petersburg zu würdigen wissen, daß der Premier des Tory-Ministeriums weder in Afghanistan noch anderwärts wesentliche Verletzungen der englischen Interessen dulden wird. Der Minister des Auswärtigen, Lord Iddesleigh, wird dann hinter Lord Salisbury zurückstehen, wie er denn bereits früher auf die Leitung der conservativen Partei im Unterhause verzichtet hatte. Damals ließ sich Sir Stafford Northcote, nach einem drastischen Ausdruck John Lemoinne's, als Lord Iddesleigh in das Oberhaus „deportiren", während Sir Michael Hicks Beach die Führerrolle im Unterhause übernahm, um nunmehr auf dieselbe in dem neuen Cabinet Salisbury zu Gunsten Lord Randolph Churchill's zu verzichten.

Als Minister für Irland ist Sir Michael Hicks Beach allerdings mit einem sehr wichtigen Posten betraut, der um so bedeutsamer erscheint, als die irische Frage gewissermaßen den Angelpunkt der inneren Politik Englands bilden wird. Die Geister, welche Gladstone mit seiner Home-Rule-Bill rief, wird auch Lord Salisbury nicht los werden. Andererseits muß die raison d'être des gegenwärtigen Tory-Cabinets darin erblickt werden, daß die irische Angelegenheit nicht in der einen oder der anderen Weise erledigt wird. Sobald dies nämlich geschehen ist, liegt weder für Lord Hartington, den Führer der alten Whigs, noch für Chamberlain, den Chef der Radikalen, ein weiterer Anlaß vor, die Bundesgenossenschaft mit den Tories, die eben nur ad hoc geschlossen wurde, aufrecht zu erhalten. Lord Hartington betonte deshalb in einer Versammlung der dissentirenden Liberalen, daß die Wiederbefestigung der gesammten Partei als Ziel nicht aus den Augen verloren werden dürfe, und daß seine Anhänger nach wie vor ihre Sitze an der Seite der ehemaligen Genossen einnehmen müßten, um auf diese Weise zu bekunden, daß die liberale Partei, abgesehen von der irischen Frage, beinahe in allen Beziehungen einig sei. Mit dieser Auffassung erklärte sich auch Chamberlain einverstanden, so daß Lord Salisbury nicht im Zweifel darüber sein kann, in wie innigem Zusammenhange die Existenz seines Cabinets mit der irischen Angelegenheit steht.

Daß Gladstone einerseits, Parnell, „der ungekrönte König von Irland", andererseits nicht ermangeln werden, sobald sich eine günstige Gelegenheit darbietet, Revanche zu nehmen, kann sich der Leiter des Tory-Cabinets ebenfalls nicht verhehlen. Das Schreiben, welches Gladstone unlängst an den „Einpeitscher" der liberalen Partei, Morley, richtete, läßt keineswegs die Deutung zu, daß der „große alte Mann" die politische Schaubühne zu verlassen gedenkt. Freilich spricht er in diesem Schreiben von den großen Anstrengungen, denen er sich im Laufe der letzten Jahre unterziehen mußte, sowie von seiner Absicht, in der Heimath oder im Auslande Veränderung und Ruhe zu suchen. Dieser Hinweis bezieht sich jedoch darauf, daß Gladstone und seine Anhänger bereit sind, ohne Weiteres einer Vertagung des Parlaments unter Bewilligung des Budgets zuzustimmen, falls die Anhänger der Regierung der Wiedereinberufung im November keinen Widerstand leisten wollen. Die Conservativen würden es dagegen vorziehen, wenn die Session erst im Februar 1887 wieder eröffnet würde. Gladstone würde sicherlich im Falle einer Herbstsession unverzüglich auf dem Plane erscheinen, bereit, den Ansturm gegen das Cabinet Salisbury von Neuem zu unternehmen. Nur das Eine ist bei seinen wiederholt ausgesprochenen Prinzipien gewiß, daß er sich an der Obstructionspolitik der Parnelliten nicht betheiligen wird.

Was die Taktik der letzteren im Uebrigen betrifft, so kündigt ihr Organ, das „United Ireland", bereits an, daß kein Vertreter Irlands jemals weniger annehmen oder über weniger zu unterhandeln wagen dürfe, als von der Home-Rule-Bill geboten wurde. Auch sollen die englischen Staatsmänner bis zur Befriedigung der Ansprüche Irlands überzeugt werden, daß ohne dieselbe die englische Herrschaft über die Insel nichts anderes sein könne, als eine Angelegenheit von Bajonetten und Handschellen. Daß es den Parnelliten mit ihren Drohungen Ernst ist, wurde bereits durch die tumultuarischen Vorgänge aus Anlaß der jüngsten Wahlen erhärtet. Den Wahlkrawallen sind die Ruhestörungen in Belfast gefolgt, die einen so ernsthaften Charakter annahmen, daß von Dublin Infanterie und Kavallerie herangezogen werden mußten, da sich die Polizei nicht stark genug erwies, die Ausschreitungen zu unterdrücken. Wie die letzteren in der Nacht zum 14. Juli bei Gelegenheit eines von den Orangisten veranstalteten Aufzuges begannen, geht auch aus den neuesten Berichten hervor, daß die Ruhestörungen in Belfast nicht so sehr von den Parnelliten, als von der protestantischen Arbeitermasse ausgegangen sind. In dieser Hinsicht ist es bezeichnend, daß am 6. August eine Katholikenversammlung in Belfast unter dem Vorsitze des Bischofs gegen die Abberufung der Hilfspolizei mit der Motivirung protestirte, daß durch eine solche Maßregel die Zerstörung des Lebens und Eigenthums der Katholiken herbeigeführt werden würde. Andererseits behaupten die Protestanten in Belfast, daß die fremden Polizisten für die Parnelliten Partei ergriffen und von den Schußwaffen den rücksichtslosesten Gebrauch gemacht hätten, so daß das Blutvergießen bei den Krawallen im August — es gab zahlreiche Verwundete und Todte — in dem heftigen Vorgehen der Hilfspolizei eine Erklärung fände. In der Nacht vom 14. zum 15. August fanden neue Ruhestörungen und Straßenkämpfe in Belfast zwischen Protestanten und Katholiken statt; wiederum hatten beide Parteien Verluste aufzuweisen, und es gelang dem Militär erst am 15. August früh die öffentliche Ordnung wiederherzustellen.

Bei Weitem ungefährlicher war die von den belgischen Sozialisten seit geraumer Zeit für den Tag der Nationalfeier angekündigte Arbeiterdemonstration in Brüssel. Bereits acht Tage vorher hatte in Gent eine Art Generalprobe stattgefunden, bei welcher weder rothe Fahnen noch die üblichen Tafeln mit Inschriften — dieselben verlangten das allgemeine Stimmrecht — fehlten. Das Programm der Hauptvorstellung am 15. August erfuhr nur insofern eine Erweiterung, als neben dem allgemeinen Stimmrecht auch Amnestie für die aus Anlaß der Unruhen in den Kohlendistrikten Verurtheilten gefordert wurde. Hatten die Leiter der belgischen Arbeiterbewegung vor zwei Monaten angekündigt, daß ein Heer von achtzigtausend Genossen am 15. August an der Kundgebung in Brüssel theilnehmen würde, so hat sich diese Prophezeihung keineswegs verwirklicht; vielmehr sind nur etwa dreizehntausend fremde Arbeiter in der belgischen Hauptstadt eingetroffen. Die Theilnehmer an der Demonstration durchzogen die Straßen, ohne daß es zu irgend welchen Ausschreitungen gekommen wäre. Der Generalrath der Arbeiterpartei beschränkte sich darauf, dem Ministerpräsidenten eine Adresse zu übersenden, in welcher die Gewährung des allgemeinen Stimmrechts verlangt wird. Mit Recht hat aber der Herausgeber dieser Blätter bereits in seinem Buche: „Belgien und die Belgier" (Berlin, Gebrüder Paetel, 1881) aus Anlaß einer großen sozialdemokratischen Kundgebung, welche am Vorabende des patriotischen Festes vom 16. August 1880 in Brüssel stattfand, hervorgehoben, daß man in Belgien der Gewährung des allgemeinen Stimmrechts nicht geneigt wäre, umsoweniger nach den Ergebnissen, welche sowohl in Frankreich als in Deutschland die Sozialdemokratie mit demselben erzielt hat. Allenfalls würden auch die Klerikalen daraus Nutzen ziehen, so daß sich schwer absehen läßt, weshalb ein Theil der liberalen Partei, der radikale linke Flügel, das allgemeine Stimmrecht eingeführt wissen will. Weit größeren Erfolg darf man behufs Linderung der unter den belgischen Grubenarbeitern unzweifelhaft herrschenden Noth von der gegenwärtig stattfindenden Enquête der Arbeitskommission erhoffen. Erheischt es doch das Interesse des belgischen Staates nicht minder als dasjenige der Arbeiter, daß für die dringendsten Uebelstände so bald als möglich Abhülfe geschaffen wird.

Literarische Rundschau.

Ethnographische Literatur in den Vereinigten Staaten[1]).

Die Geschichte der Vereinigten Staaten von Amerika ist auch dann eine sehr kurze, wenn man die ältesten Versuche der Colonisation oder selbst die erste Entdeckung der Gestade Nordamerika's an den Anfang setzt: 265, 278, 388 Jahre, die seit der Besiedelung Neuenglands, seit derjenigen Virginiens, seit der Küstenfahrt Johann Cabot's verflossen sind, was bedeuten sie im Vergleich zu den Zeiträumen, mit welchen die Geschichte der Alten Welt rechnet? Auch von der genauesten Geschichtschreibung ist dieser Kreis bald durchmessen. Es kommt dazu, daß eine gewisse Unbedeutendheit der Vorgänge zum Wesen der älteren Colonialgeschichte gehört. Die Zahl der Menschen, die ins Spiel kommen, ist gering, ihr Mühen und Streben geht auf die Erfüllung der ersten Forderungen des anspruchslosesten Lebens, die Centren der Colonisation liegen weit auseinander. Da ist kein Raum für Geschichte im großen Stil, die denn in den Vereinigten Staaten auch kaum vor dem Beginne des Unabhängigkeitskrieges anhebt und bei solcher Jugend so eng mit den Verhältnissen der Gegenwart verknüpft ist, daß auch dadurch ihr etwas von der Würde des Alters oder doch der Entfernung abgeht. So hat also dieses große Land nichts, was der alten und mittleren Geschichte europäischer Staaten entspräche. Aber was man bei uns Vorgeschichte oder mit etwas zu hohem Fluge Urgeschichte nennt, das schließt sich unmittelbar an die neuere, und in den jüngsten Staaten und Territorien der Union sogar die neueste Geschichte an, ist darum den Interessen der Forscher und des geschichtsliebenden Publicums näher gerückt und bedeutet viel mehr als unsere in einförmiges Grau geschichtlicher Dämmerung getauchte Pfahlbauten, Knochenhöhlen, Muschel- und Abfallhaufen. Man darf behaupten, daß im Gegentheil das warme Interesse für diese ungeschriebene Geschichte ein wesentlicher Charakterzug in der geistigen Physiognomie der Amerikaner, ebenso wie die wissenschaftliche Erforschung derselben ein immer mehr zu hoher Bedeutung sich entwickelndes Sondermerkmal ihrer Wissenschaftspflege sei. Heute sprechen wir von diesen Dingen als großentheils dem europäischen Bildungskreise ferne liegenden; aber die Zeit ist nahe, wo die Fackel, mit welcher amerikanische Forscher in die Urwälder und Höhlen ihrer indianischen Vorgänger leuchten, über die Erde hinleuchten wird, und wo so manchem kümmer-

---

[1]) Annual Report of the Bureau of Ethnology. J. W. Powell, Director. 1880—81. Washington. — Contributions to North American Ethnology. Washington. Vol. I—V. (U. S. Geographical and Geological Survey of the Rocky Mountains Region. J. W Powell in charge.) — Prehistoric Fishing in Europe and America. By Charles Rau. Washington 1884. (Smithsonian Contributions to Knowledge.) — The Mounds of the Mississippi Valley, historically considered. By Lucien Carr. (From Vol. II of the Memoirs of the Kentucky Geological Survey. N. S. Shaler, Director.)

lich flackernden Lämplein in europäischen Gelehrtenstuben Verdunkelung von diesem jungen Glanze droht.

Auch wir haben unsere alten Culturgeschichten, die stumm geduldig wie der blumen- und früchtenährende Moderboden des Waldes und der Wiese liegen, und der Zeit warten, wo Menschen kommen werden, deren Forschungsgeist über die Wurzeln hinaus in den nährenden Grund vordringt. Die Größe unserer geschriebenen Geschichte hat sie allzu lange übersehen, oder doch unterschätzen lassen, und hier ist daher ein Punkt, auf welchem wir von den Amerikanern lernen können und müssen. Das Ergebniß gemeinsamer Arbeit wird aber dann auch kein geringeres sein, als die Herstellung eines breiten und festen Unterbaues an Stelle des morschen, altgewordenen Gerüstes der Ethnographie und der Vorgeschichte. Und wenn Jemand in hundert Jahren den Wissensschatz der Menschheit auf die Herkunft seiner Bestandtheile prüft, wird er sagen: wesentlich den Völkern, deren Geschichte unmittelbar auf dem Urboden sogenannter Naturvölker ersproß, verdanken wir die Erhellung jener Theile der Geschichte, von deren Ereignissen weder Schrift noch Denkmale erzählen. Und der Begriff „Menschheit" ist klarer geworden, seitdem amerikanische Gelehrte die Ethnographie der Indianerstämme so genau durchforschten, daß Hütten und Gräber, Waffen und Geräthe, vor allen aber Sitten und Herkommen dieser Völker zum Reden gebracht und ihre Aussagen den Zeugnissen zur Geschichte der Menschheit angereiht wurden. Ist dieser Epigone nicht allzu einseitig gebildet, so wird er hinzufügen: vor zweihundert Jahren schon war in jenem Lande der Gelehrsamkeit und des Ideenreichthums, in Deutschland, ein starker Anlauf gemacht worden, genau in derselben Richtung, den geschichtlichen Horizont zu erweitern. Angehörige dieses Volkes, deren Namen man hier in Amerika nie vergessen sollte, wie Heckewelder, Cranz, Zeisberger, arbeiteten damals an der Erforschung der Eigenart unserer Wilden eifriger und kenntnißvoller, als unsere eigenen Landsleute, und drüben in Deutschland sandte gleichzeitig einer der unvergeßlichen Lehrer des Menschengeschlechtes, Johann Gottfried Herder, jene „Ideen zu einer Philosophie der Geschichte der Menschheit" in die Welt, auf welche wir mehr als ein Jahrhundert später als auf eines der tiefsten prophetischen Werke zurückgriffen und dessen Lehre von der „Einheit des Menschengeschlechtes" unsere Forscher zum Ausgangspunkte einer Theorie der Weltgeschichte wählten, die die Naturvölker mit einschloß, wie keine frühere es gethan. Aber dieser Vorläufer Wirksamkeit hatte damals noch nicht die Früchte getragen, die wir als Spätlinge geerntet haben; denn die Zeitgenossen jener Männer standen mitten in einer alten Cultur, deren Glanz ihren Blick für das Unscheinbare im Wesen jener Völker, die sie verächtlich „Wilde" nannten, blendete. —

Es steht heute eine Reihe von Bänden vor uns, welche das Werk einer Behörde und gleichzeitig eines Vereines forschender Männer ist, die ganz dem Zwecke der Erkenntniß dieser jungen, neuen Vor- und Urgeschichte Nordamerika's dienen. Bis 1879 waren die ethnographischen Studien im Gebiete der Vereinigten Staaten entweder Einzelnen überlassen, welche eigene Neigung auf dieselben hinführte, oder standen in lockerer Verbindung mit den von der Bundesregierung der einzelnen Staaten ins Leben gerufenen „Surveys". In der Regel nahmen sie in diesen, die meist den praktischen Zwecken der Bodenuntersuchung für Eisenbahnanlagen, Acker- und Bergbau gewidmet waren, nicht die erste Stelle ein, wurden vielmehr nebensächlich behandelt. Auch waren es der Kräfte nur wenige, die in jener vielseitigen und doch gründlichen Weise vorgebildet waren, wie sie nothwendig ist zur Erforschung des vielgestaltigen und wechselreichen Lebens und Denkens ursprünglicher Völker. An keiner amerikanischen Hochschule lehrte ein Ethnograph vom Rang eines Waitz oder Gerland. Die hervorragendsten Leistungen gingen aus den Studirstuben vereinzelter Gelehrten, aus den Hütten und Zelten der mit und unter Indianern lebenden Officiere, Bundesbeamten und Missionare hervor. Da gründete 1879 der Congreß an Stelle mehrerer „Surveys", die nicht immer ganz harmonisch zusammengearbeitet hatten, den „United States Geological Survey", und im Anschluß an diesen ein besonderes „Bureau of Ethnology",

zu dessen Director J. W. Powell, ein Mann ernannt wurde, der früher praktisch mit Indianerangelegenheiten als Commissär in Colorado und Utah sich beschäftigt und in seinem schönen Buche über die Untersuchung des Coloradoflusses der Schilderung der Indianer besondere Aufmerksamkeit zugewendet hatte. In Europa hatte auch eine kleine Arbeit „Outlines of the Philosophy of the North American Indians" schon früher einige Aufmerksamkeit erweckt, da sie in der Behandlung ethnographischer Fragen eine Kühnheit des Denkens bezeugte, welche stark mit der Zurückhaltung von eindringendem Denken contrastirte, welche auf diesem Gebiete bis zum Genügen an der Ansammlung dumpfer Kehrichthaufen von Thatsachen herabgestiegen ist. Powell hat dann auch in späteren Arbeiten, besonders in seinem „Sketch of the Mythology of the North American Indians", einen gewissen Hang zur Speculation nicht geleugnet, der dem amerikanischen Geist überhaupt nicht so ganz fehlt, wie die etwas veraltete Redensart vom „praktischen" Yankee Viele glauben läßt. Zusammen mit der Kühnheit der Wortbildung und der Bilder, die bei den Landsleuten Emerson's und Thoreau's oft bis zum Sportmäßigen getrieben erscheint, mag dies rasche Aufschwingen zu Gedankenhöhen fast etwas Erschreckendes haben. Jenes erstgenannte Schriftchen beginnt: „Ich will ein Räthsel aufgeben. Es gibt ein unbekanntes Bekanntes und ein bekanntes Unbekanntes. Hier ist die Lösung: Das unbekannte Bekannte ist die Philosophie des Wilden, und das bekannte Unbekannte ist die Philosophie der Civilisation. Auf jenen Culturstufen, die wir „savagery and barbarism" nennen, sind alle Dinge bekannt oder werden als bekannt vorausgesetzt; aber wenn endlich etwas wirklich gekannt, verstanden, erklärt wird, dann erscheinen Denen, die diese Kenntniß voll besitzen, alle andern Dinge als unbekannt. Dann beginnt das Zeitalter der Untersuchung und Entdeckung; nun wird die Wissenschaft geboren und die Civilisation hebt an." Wir beruhigen uns, wenn in den folgenden Abschnitten die Thatsachen hervortreten, die eine solche Auffassung begründen und uns klar machen, daß wir nicht den Erstlingsflügelschlägen eines von der scharfen Luft der Gedankenhöhen trunkenen Hochfliegers anwohnen, sondern daß uns das Ergebniß des Ueberdenkens eigener und fremder Beobachtungen vorgelegt wird. Man sagt sich: mit einem Stabe ruhiger Beobachter ausgerüstet, die, auf beschränkten Gebieten arbeitend, von diesem leitenden Geiste ihre Wege und Ziele angedeutet erhalten, müßte derselbe Großes leisten können. Dies nun ist's in der That, was dieses „Bureau of Ethnology" darstellt, welchem wir in wenigen Jahren die wichtigsten Beiträge zur amerikanischen Völkerkunde verdanken.

Wir finden in den stattlichen Bänden, welche durch die Güte des Smithson'schen Instituts vor uns liegen, Beiträge zur Kenntniß der amerikanischen Völker, welche zum Theil von der größten Wichtigkeit sind. Arbeiten wie die Garrick Mallery's über die Zeichensprache[1]), H. C. Yarrow's über die Begräbnißgebräuche der Indianer, Hamilton Cushing's über die Zuñi-Fetische, W. H. Holme's über die Verarbeitung von Muschelschalen zu Geräthe und Schmuck, die illustrirten Kataloge von Sammlungen indianischer Reste aus Arizona und New-Mexico in den Stevenson'schen Sammlungen, selbst Werke mehr gemischter Qualität, wie Stephen Power's großer Band über die Californier, bezeichnen große Fortschritte in der amerikanischen Ethnographie, während Arbeiten wie Charles Rau sie über das gegeben hat, was wir in Deutschland Schalen und Näpfchensteine nennen, durch den Vergleich alteuropäischer mit indianischen Resten sich schon heute als Grundsteine einer allgemeineren Ethnographie darstellen. Wir möchten hier gleich hervorheben, daß derselbe Forscher im vergangenen Jahr eine große Monographie über „Prehistoric Fishing in Europe and North America" veröffentlicht hat, welche einen starken Quartband in der Reihe der vom Smithson'schen Institut in Washington herausgegebenen „Contributions to Knowledge" füllt. Ein Urgewerbe, das lange vor Ackerbau und Viehzucht zu den festesten Stützen des menschlichen Daseins auf dieser Erde zählte, wird hier in eindringender Weise

[1]) In dieser Zeitschrift ausführlich besprochen; vergl. „Deutsche Rundschau", 1883, Bd. XXXV. S. 258 ff.: „Die Zeichensprache der Indianer" von Prof. Georg Gerland.

beschrieben und mit über vierhundert vortrefflichen Abbildungen illustrirt. Kurzsichtige mögen über die Gründlichkeit lächeln, die an einen scheinbar unbedeutenden Gegenstand verschwendet ist. Wer jedoch durch alle die wechselnden Formen von Angeln und Netzsenkern, Fischspeeren und -pfeilen, Harpunen und Netzen dieselben Grundformen verfolgt, und Europa's Höhlen- und Pfahlbaubewohner dieselben Geräthe für diese primitiven Zwecke gebrauchen sieht, wie Indianer und Eskimo, dem geht die Ahnung von einem Zusammenhange der Menschheit über die Schranken des Weltmeeres hin auf, den nicht erst die Entwicklung der modernen Verkehrsmittel zu bringen brauchte. Schwach wie das Thranlicht im hyperboräischen Fischerzelt ist zwar die Leuchte, welche die Untersuchung eines so einfachen und ursprünglichen Gewerbes an das Räthsel der Urgeschichte der Menschheit heran bringt; aber diese Leuchte verträgt es, von der Gegenwart bis in die fernste der uns bekannten Vergangenheiten getragen zu werden. Und wenn wir nun diesen weiten Weg zurück gelegt, so haben wir etwas gelernt, was die Weltgeschichte im großartigsten Stil nicht besser lehren könnte: die Einheit des Menschengeschlechtes von der Urzeit bis zur Gegenwart bezeugt sich auch in der Gemeinsamkeit des Besitzes der Kenntnisse und sinnreichen Werkzeuge für die einfachsten Hantierungen, welche zugleich zu den nothwendigsten gehören.

Friedrich Ratzel.

Ueber Terrain-Curorte.

Ueber Terrain-Curorte zur Behandlung von Kreislaufsstörungen. Von Dr. M. J. Oertel. Leipzig, F. C. W. Vogel. 1886.

Die Medicin befindet sich in unseren Tagen in einer wichtigen und folgenschweren Umwandlung, die sich keineswegs plötzlich, aber in ihrer Stille mit unwandelbarer Stetigkeit vollzieht. Immer mehr bricht sich die Erkenntniß Bahn, daß die Aufgabe des Arztes zunächst und vor Allem in der Heilung der Kranken besteht. Skoda's glänzende Ausbildung der physikalischen Diagnostik hat wohl eine Zeit lang die Sinne der Aerzte gefangen nehmen können; allein zur dauernden Herrschaft war sie durch das enge Bündniß mit der therapeutischen Hoffnungslosigkeit nicht geeignet. Die Zeit des Nihilismus in der Therapie ist vorbei. Ein fruchtbarer Positivismus ist an ihre Stelle getreten. Ein Beweis hierfür liegt allein schon in der Thatsache, daß man heute mit weithin schallendem Erfolge gerade diejenigen körperlichen Störungen zu bekämpfen unternommen hat, welche von jeher als die schwersten und der Heilkunst unzugänglichsten betrachtet wurden: die Krankheiten des Herzens und des Kreislaufs. Der geniale Münchener Arzt Dr. M. J. Oertel hat die Wege für ein solches Vorgehen durch eine Betrachtung geebnet, deren Grundzüge in Folgendem liegen.

Das Herz hat als Saug- und Druckpumpe die Aufgabe, das Blut durch das Adersystem des Körpers mit richtiger Geschwindigkeit zu befördern. Es kann aber seiner Aufgabe nur dann gerecht werden, wenn seine Kraft der auszuführenden Leistung entspricht. Sehr häufig indeß werden krankhafter Weise die Ansprüche an die Leistungstüchtigkeit des Herzens so groß, daß es dieselben nicht mehr zu befriedigen vermag und schließlich zu erlahmen droht. Das kann sowohl dadurch geschehen, daß im Herzen selbst Schädigungen eingetreten sind (wie z. B. wenn der Klappenapparat defect ist, in welchem Falle das Herz einer Pumpe mit schadhaften Ventilen gleicht), oder dadurch, daß dem gleichmäßigen Flusse des Blutes im Körper Hindernisse in den Weg treten, die zu groß sind, um vom Herzen überwunden zu werden; oder daß endlich

die Blutmenge selbst zu bedeutend wird. Die letztere ist nämlich keineswegs eine constante Größe, sondern sie hängt ab von dem Verhältniß der Flüssigkeitseinnahme zur -Ausgabe. Durch die Nahrung erhält unser Körper Flüssigkeiten; diese treten ins Blut und werden schließlich wieder in der Athemluft, im Schweiß und durch die Nieren ausgeschieden. Je stärker die Einfuhr überwiegt, desto größer ist auch die Blutmasse und umgekehrt. Man sieht unschwer ein, daß es unter ungünstigen Verhältnissen sehr leicht sich ereignen kann, daß die Pumpe, also das Herz, für die zu befördernde Blutmenge zu schwach wird, und dann hat der Arzt die Aufgabe, entweder das Herz stärker, oder die Blutmenge geringer, oder die Beförderungshindernisse, d. h. die Widerstände im Gefäßsystem kleiner zu machen. Der letzteren Aufgabe kann er nur sehr selten direct genügen, weil die Störungen, welche die erhöhten Widerstände bedingen, meist irreparabler Art sind. Der zweiten Forderung wird nicht etwa durch den Aderlaß entsprochen, weil das Blut sehr schnell durch Wasseraufnahme aus den Geweben wieder seine frühere Menge erreichen würde, sondern durch verringerte Flüssigkeitszufuhr aus der Nahrung und gleichzeitige Erhöhung der Lungen-, Haut- und Nierenthätigkeit, wodurch ja die Wasserausfuhr aus dem Organismus beträchtlicher wird. Dem ersten Problem aber genügt man, indem man die Gesetze der Muskelstärkung durch Uebung auch auf den Herzmuskel anwendet, welcher nöthigenfalls zuvor auf diätetischem Wege von überflüssigem Fett befreit ist. Die Erfahrung hat nun gelehrt, daß durch nichts besser das Herz geübt und dadurch gestärkt wird, als durch methodisches Bergsteigen. Um hierfür aber den Kranken Gelegenheit zu geben, war es nothwendig, „Terrain-Curorte" einzurichten, in denen neben der Möglichkeit des diätetischen Verhaltens und sachmännischer Controle gute Wege von verschiedenartigster Elevation und Länge existiren. Den Anstoß zur Gründung dieser neuen Kategorie von Curorten gegeben zu haben, ist das Verdienst Oertel's, welcher in dem Buche, das diese Zeilen veranlaßt, alle auf „Terraincuren" bezüglichen Verhältnisse erschöpfend erörtert. Die klare Schreibweise des Autors, seine geradezu fesselnde Darstellungskunst machen die Lectüre des Werkchens für den Arzt wie für den Laien zum wahren Genuß. Für Kranke, die sich einer Terraincur unterwerfen wollen, ist das Buch unentbehrlich. Aber auch dem Gesunden, welcher an der Erhaltung seines Wohlseins Interesse hat, werden durch die Oertel'sche Broschüre Gesichtspunkte von wesentlicher Bedeutung für sein Verhalten eröffnet. Jeder Gebildete endlich, welcher an den großen Fortschritten der Heilkunst Antheil nimmt, wird sich freuen, aus der Darstellung des Münchener Forschers eine therapeutische Methode von großer Zukunft kennen zu lernen. W. F.

Ueber die Wahl der Lectüre.

The choice of books and other literary pieces. By Frederic Harrison. London, Macmillan & Co. 1886.

Mitten unter den großen und vitalen Fragen, welche das gegenwärtige politische und sociale Leben Englands bewegen, wenn man nicht sagen will, erschüttern — denn es handelt sich in ihnen allen um die Bedingungen seiner Existenz —, hat man daselbst mit nicht minderem Eifer und Ernst eine Frage von so akademischem Charakter erörtert, daß man sich, wenn man die Debatten liest, in das goldene Zeitalter einer neuen Platonischen Republik versetzt glauben möchte. Der eminente Financier, Naturforscher und humanitäre Schriftsteller Sir John Lubbock nämlich hat Ende vorigen

Jahres in einem Londoner Handwerkerverein eine Rede gehalten, in welcher er eine Liste der hundert besten Bücher der Welt gab; diese Liste, die zuerst in der „Contemporary Review" gedruckt erschienen, ist seitdem der Gegenstand unzähliger Controversen, Zuschriften an die „Times" und Abhandlungen in allen möglichen Blättern geworden: sie wurde ganz oder theilweise verworfen und gebilligt, bestritten, erweitert und amendirt, gab aber, Alles in Allem, der öffentlichen englischen Meinung einen Anlaß, sich mit der Sache zu befassen — und der unternehmenden „Pall Mall Gazette" erwünschte Gelegenheit, sie in einem ihrer „Extra's" geschäftsmäßig auszubeuten. Wir wissen nun, wie die größten Männer Englands, von Sr. Kgl. Hoheit, dem Prinzen von Wales und dem Right Honourable Mr. Gladstone angefangen, über die hundert besten Bücher denken; ja, nicht einmal die Meinung der Frauen wird uns vorenthalten. Miß Braddon, die selbst mehr als hundert, wenn auch nicht gerade der besten Bücher geschrieben hat, läßt uns wissen, daß sie Frau von Hillern, die Marlitt und Auerbach gelesen, durch „Wilhelm Meister" sich aber nicht habe durchbringen können. In dem von John Ruskin verbesserten Register ist nicht nur „Wilhelm Meister", sondern auch der „Faust" durchstrichen, welchen letzteren Miß Braddon doch noch gelten läßt. Aehnlicher Curiositäten und Amönitäten der Literatur könnten wir noch einige mehr anführen; und in der That würden wir in Deutschland geneigt sein, eine solche Verhandlung zu sehr als eine Spielerei zu betrachten, um ihr in der öffentlichen Discussion neben unseren wichtigeren Angelegenheiten, wie Branntweinbesteuerung, Wereschagin, Jubiläumskunstausstellung und meinetwegen auch Zola's neuem Roman einen Platz einzuräumen. Und doch hat diese merkwürdige Controverse, an welcher sich, während einer der schwersten Krisen des britischen Reiches, sein Thronfolger und sein Premierminister betheiligten, sie hat, sag' ich, auch ihre sehr ernsthafte Seite; sie zeigt uns, wie tief und allgemein dort das Interesse für die Literatur sein muß, daß diese Saite nur angeschlagen zu werden braucht, um in allen Schichten der Gesellschaft ein starkes Echo hervorzurufen — hinreichend stark, um nicht nur die literarischen Cirkel, die Salons und die Tagespresse in Bewegung zu setzen, sondern auch die Kreise der Kirche (Cardinal Newman), der Universitäten und Schulen, der großen Bibliotheken (British Museum), der vornehmsten Verleger und Buchhändler, ja selbst der Reisenden (Mr. Stanley) zur Abgabe ihres Votums zu veranlassen.

Dieser Anregung verdanken wir, wenngleich nicht unmittelbar, den schönen Essay, welcher den Hauptbestandtheil von Mr. Frederic Harrison's neuem Buche bildet und ihm den Namen gibt. Der Verf. theilt uns in der Vorrede mit, daß Gedanken über die Wahl der Lectüre ihn Jahre lang beschäftigt, daß er sie zuerst in einer Reihe (bis jetzt ungedruckter) Briefe ausgesprochen habe, die als ein mit Anmerkungen versehener Katalog auserlesener Bücher in vier großen Gebieten des Studiums dienen sollten, und daß, was er hier vorläufig drucken läßt, sich auf die poetische Literatur beschränkt, während Bemerkungen über andere Zweige derselben sich in den übrigen Aufsätzen des Bandes zerstreut finden. Wir können also, wenn wir wollen, ein System daraus zusammenstellen. Zunächst geht Mr. Harrison davon aus, die Lectüre nicht als Etwas zu betrachten, was man mehr oder weniger dem Zufall, dem momentanen Impuls oder subjectiven Belieben zu überlassen habe, sondern als ein systematisches, durch das ganze Leben hin wirkendes und dasselbe begleitendes Bildungsmittel. Er findet, daß wir es im Allgemeinen mit der Wahl der Lectüre viel zu leicht nehmen und in der Beschäftigung mit derselben viel zu wenig aufrichtig sind. Wir sind dahin gekommen, nicht mehr die Bücher selbst, sondern unaufhörlich nur noch Artikel und Aufsätze über die Bücher zu lesen. Die täglich wachsende Masse des Unwichtigen, Mittelmäßigen und Werthlosen verhindert uns, die wahren Meisterwerke kennen zu lernen, oder — durch wiederholtes Lesen — so kennen zu lernen, daß sie wirklich unser Eigenthum werden. Man kann mit den Werken von ewiger Dauer nicht fertig werden wie mit einem Roman, den man einmal liest und nicht wieder. Zu jenen muß man immer und immer wieder zurückkehren. Herder las Winckelmann's „Geschichte der Kunst" sieben Mal. Macaulay las während seines vierjährigen Auf-

enthaltes in Indien sämmtliche griechischen und römischen Classiker aufs Neue, die meisten zweimal, nicht wenige viermal. Man wird darum nicht so weit gehen, wie der vortreffliche Samuel Rogers, der Dichter der „pleasures of hope", der einer Dame, die ihn wegen seiner Meinung über irgend eine Novität des Tages belästigte, zur Antwort gab, daß er das Ding nicht kenne. „Was thun Sie denn aber, Mr. Rogers?" fragte die Dame verwundert. „Nun," antwortete er, „so oft ein neues Buch herauskommt, lasse ich es mein Geschäft sein, ein altes zu lesen." Wir unsrerseits sind sehr dafür, daß man auch die neuen Bücher lese; nur soll man darüber die alten nicht vernachlässigen.

Harrison ist Positivist; er gehört derselben Richtung an, welche unter Englands jüngeren Staatsmännern John Morley vertritt. Man nimmt an, daß diesen Radicalen, welche in George Eliot ihr literarisches Ideal verehren, die Zukunft ihres Landes gehöre. Sie unterscheiden sich wesentlich von den französischen und auch von den deutschen Radicalen; sie sind aus der Literatur hervorgegangen und stehen nach allen Seiten mit ihr im innigsten Zusammenhang. Das ist es auch, was uns das Buch Harrison's, neben Morley vielleicht des vornehmsten Repräsentanten dieser englischen Comtisten, besonders interessant macht. Denn es versteht sich wohl von selbst, daß die Antwort auf die Frage, welche Bücher ein gebildeter Mann gelesen haben müsse, nicht ganz, aber zum Theil davon abhängt, welcher Nation dieser Mann angehört. Ueber Homer sind wir einig; aber über Tennyson oder Browning können wir verschiedener Ansicht sein. Wir erkennen bei dieser Wanderung durch die Weltliteratur in Harrison einen bewunderungswürdig belesenen und mit unfehlbarer Sicherheit urtheilenden Führer an, so weit es sich um die Griechen und die Römer, und unter den Neueren um die Italiener, Spanier und Franzosen handelt; wir acceptiren, was er über Corneille, Racine, Molière sagt und stehen ihm in der Bewunderung für Boccaccio, in der Liebe für Cervantes keineswegs nach, aber unsere Bedenken fangen an, wo England und Deutschland an die Reihe kommen. Nicht daß wir ihn der nationalen Befangenheit im gewöhnlichen oder gröberen Sinne des Wortes zeihen möchten; aber es wird immer schwer, wo nicht unmöglich fallen, über die eigene Literatur mit derselben Objectivität zu urtheilen, wie über eine fremde, und dies macht sich vielleicht in beiden Fällen fühlbar, bei Harrison als Kritiker und bei uns als Lesern. Wir kennen wohl das schöne Wort der Frau von Staël, daß die Fremde gleichsam die zeitgenössische Nachwelt sei; und wir sind darum auch ganz zufrieden mit der Schätzung Goethe's, welchen Harrison als eine Größe der Weltliteratur den Alten, welchen er Dante und Shakespeare gleichstellt; wie denn überhaupt dieser erlauchte Name in allen englischen Listen begegnet, mit Ausnahme — soweit ich sehe — derjenigen Ruskin's, des Kunstkritikers, und der beiden Poeten Swinburne und Morris! Aber ist es richtig, selbst Goethe den einzigen großen deutschen Dichter von europäischem Rang zu nennen? Ist Schiller nicht etwas mehr und etwas Besseres werth, als nur bei Gelegenheit von Coleridge's Wallenstein-Uebersetzung erwähnt zu werden? Und hätte Herder nicht wenigstens in Verbindung mit dem Cid angeführt werden müssen, statt jenes obscuren Damas Hinard (wer er auch sein mag), von welchem mitgetheilt wird, daß er das spanische Gedicht der einstigen Kaiserin der Franzosen, geb. Gräfin Montijo, mundgerecht gemacht habe? Und Lessing? Von diesem großen Namen kann man in Wahrheit sagen, daß er durch seine Abwesenheit glänze! Wir haben gewiß nichts gegen Heine; wir freuen uns, ihn in dieser Liste der Unsterblichen zu finden. Aber Heine selbst vielleicht würde dagegen protestirt haben, von allen deutschen Poeten allein neben Goethe zu stehen, obwohl Bescheidenheit nicht sein Fehler war. Diese Nachbarschaft und Einsamkeit auf solcher Höhe würde ihm unbehaglich gewesen sein.

Dennoch ist es lehrreich, dieses Buch zu lesen. Harrison kennt den deutschen Geist und bewundert ihn. Er hat keine Literaturgeschichte schreiben, sondern nur seine persönlichen Ansichten über Literatur geben wollen, die bis zu einem gewissen Grade die seiner Gesinnungsgenossen sein mögen. In dieser Hinsicht verdient das Urtheil

über Carlyle hervorgehoben zu werden, das an mehreren anderen Stellen dieses Buches, in den Essays über Froude's Publicationen und die Geschichten der französischen Revolution vervollständigt wird. Man ersieht daraus, daß der Einfluß im Schwinden ist, welcher so stark war in der vorhergehenden Generation Englands, und hier in der That, als der Träger deutschen, Goethe'schen Geistes zuerst die weiten Horizonte einer Weltliteratur aufgethan hat. Als ein solcher Erweiterer des nationalen Gesichtskreises wird Carlyle's Namen stets, auch von den Jüngeren, mit der schuldigen Anerkennung genannt. Aber als moralische Potenz hat er an Bedeutung für sie verloren, seitdem der Individualismus dem Altruismus zu weichen beginnt und immer mehr an die Stelle des im Prophetenton vorgetragenen Heldenthums und Heroencults die nüchternere, aber auch menschlichere Anschauung tritt, welche das Heil der Zukunft nicht in der Herrschaft, sondern in der Selbstverleugnung des Einzelnen und dem gesteigerten Wohlsein der Massen erblickt.

xx. **Jugenderinnerungen eines Schleswig-Holsteiners** von Rudolph Schleiden. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1886.

Wenn wir unsere Zeit als Producentin des Materiales betrachten, auf welches hin später Generationen einmal unsre Geschichte schreiben werden, so sind Bücher wie das vorliegende nicht nur liebenswürdige, sondern auch historisch unentbehrliche Geschenke ihrer Verfasser. Wir gewahren, in welcher Weise große Ereignisse die unendlichen Individuen mit sich fortreißen, aus eigner Erfahrung: wir lernen aus solchen Büchern dagegen, wie von den unendlichen Individuen die Möglichkeit solcher Ereignisse, die Mittel, mit denen die Vorsehung sie vorbereitet und durchführt, doch auch wieder erst geschaffen und den Mächten des Schicksals als Werkzeug gleichsam, mit dem es seine Arbeiten vollbringt, dargeboten werden. Alle diese einzelnen Geschöpfe waren nöthig; der weitere oder begrenztere Weg, den jedes für sich zurücklegt, bildet einen Theil des ungeheuren Fortschrittes der Nationen. Unbedeutend scheinende Ereignisse gewinnen symbolische Bedeutung, indem ihre Aehnlichkeit bei Vielen hervortritt und wir so nicht nur die großen Stürme der Jahrzehnte, sondern auch den leisen Athemzug der einzelnen Jahre, ja der Wochen und Tage verfolgen.

Die Jugenderinnerungen des Verfassers schließen ab mit seinem Eintritte ins bürgerliche Leben nach glücklich bestandenem Examen. Sie sind mit der staatsmännischen Bescheidenheit abgefaßt, die nirgends zuviel Licht auf das fallen läßt, was auch nur den fernsten Schein, als könne es sich um persönliche Eitelkeit handeln, aufkommen läßt. Das Meritorische des Buches in den Augen dessen, der das schrieb, war offenbar das Leben seiner Mutter, deren vorzügliches Porträt dem Buche beigegeben worden ist. Wie anmuthig ist dieser Lebenslauf, wie sehr muß es auch die gewesen sein, deren Schicksale wir hier kennen lernen. Kaum darf von Schicksalen freilich im Stile der höheren Historie die Rede sein, denn viele Frauen jener und aller Zeiten wohl haben ähnlichen Wechsel allgemeiner Ereignisse durchzumachen gehabt. Aber die Schönheit der Frau, das segensreiche Walten eines doch ganz eigenen Charakters, die Atmosphäre, die sie um sich verbreitete und in die hinein Keiner gerieth, der diese Begegnung nicht dankbar empfunden und freundliche Erinnerung mit fortgenommen, geben ihrer Gestalt etwas Ausgezeichnetes. All das wird einfach erzählt, als sei es nur für Freunde geschrieben.

So wenig Söhne die rechten Leute zu sein scheinen, über ihre Väter historisch zu berichten und zu urtheilen, so daß Bücher solcher Entstehung nie volle Befriedigung gewähren, so sehr wiederum scheinen gerade die Söhne berufen, über ihre Mütter sich auszusprechen.

yy. **Essays on the Art of Pheidias** by Charles Waldstein. Cambridge University Press 1885. Mit 16 Taf.

Wie man sich in die Einzelheiten der Specialforschung vertiefen und dabei stets allgemeine Principien und ein umfassenderes wissenschaftliches Ganzes im Auge behalten kann, zeigen vorliegende Essays in musterhafter Weise. Ueber die umfassenden Hauptaufgaben seiner Arbeit orientirt uns der Verf. in den beiden ersten Essays. Im ersten erläutert er Gebiet, Ziel und Methode des archäologischen Studiums, als dessen Hauptaufgabe er die vergleichende Stilkritik nachweist. Im zweiten Essay erklärt er den „Geist der Kunst des Phidias" in seinem Zusammenhang mit dessen Zeit, Leben und Charakter, wobei er allgemeine ästhetische Principien bespricht, wie es sonst selten von Archäologen geschieht. Als Hauptaufgaben der Plastik betont er „die Belebung des Steins und die Monumentalisirung des Lebens". Die folgenden fünf Essays beschäftigen sich mit den Parthenonsculpturen. Der Verf. untersucht zuerst die Metopen, speciell die merkwürdige Verschiedenheit, die sie in Conception und Ausführung zeigen. Er erklärt dieselbe daraus, daß sie das Werk der Frühzeit, der „Sturm- und Drangperiode" des Phidias seien. Interessant ist seine Entdeckung, daß ein Marmorkopf im Louvre der Kopf eines Lapithen ist, der zu einer Metope im British Museum gehört. Der vierte Essay behandelt die Sculpturen des westlichen Giebels, insbesondere seine Composition, welche auf Grund der von Phidias befolgten Compositionsgesetze in sehr instructiver Weise geprüft wird. Ein in Venedig befindliches Marmorfragment einer weiblichen Figur wird als zugehörig zum Westgiebel nachgewiesen. Die Interpretation der erhaltenen Figuren des Ostgiebels, die reich an Problemen ist, bildet die Aufgabe des sechsten Essays. Eine neue Erklärung gibt der Verf. u. A. für jene zwei herrlichen weiblichen Figuren, die man gewöhnlich mit einer dritten zusammen als die drei Kekropstöchter bezeichnet. Er findet, daß es Gaia und Thalassa, Personificationen der Erde und des Meeres sind, welchen anderseits die Personification des Olympos (gewöhnlich Theseus genannt) entspreche. Sehr interessant ist die Begründung dieser Ansicht, der eine gewisse Wahrscheinlichkeit zuzugestehen ist. In den beiden folgenden Essays behandelt der Verf. den Parthenon-Fries und weiß die Vorzüge seiner Composition trefflich klar zu machen. In einem Terracottarelief im Louvre erkennt er eine antike Copie der Athene des Frieses; diese Entdeckung erscheint um so werthvoller, als jenes den am Original zerstörten Kopf wiedergibt. Eingehend beschäftigt sich der Verf. mit der Interpretation der Mittelgruppe; er sucht die Ansicht Flasch's, wonach nicht die Uebergabe des Peplos, sondern die Vorbereitung zum Opfer dargestellt ist, als die richtige nachzuweisen. Gegenstand des achten Essays ist die Goldelfenbeinstatue der Athene und die beiden erhaltenen Statuetten-Copieen derselben, sowie die ästhetische Bedeutung der Goldelfenbeinplastik. Der letzte Essay bietet schätzenswerthe Untersuchungen über den Einfluß des Phidias auf die attische Kunst, speciell die Grabdenkmäler.

Mit geistvollem Verständniß und gründlichem Wissen hat der Verf. eine Reihe einzelner schwieriger Probleme zu lösen versucht; daß seine Resultate vielfach hypothetischer Art sind, liegt in der Natur der Sache. Jedenfalls wird durch jede seiner Untersuchungen eine Seite der künstlerischen Natur des Phidias und eine Gruppe seiner

Werke erleuchtet; zugleich dienen alle dazu, die hauptsächlichsten Methoden der archäologischen Forschung zu erläutern. Besonders werthvoll erscheinen uns die stilistischen Analysen und die Darlegungen des Verf. über die künstlerischen Principien und Gesetze, welche Phidias befolgte. Die großen Gesichtspunkte, der hochwichtige Gegenstand dieser Essays, die zugleich vorzüglich geschrieben sind, sichern ihnen über die Fachkreise hinaus ein aufmerksames Publicum.

ε. **J. J. Altmeyer,** les précurseurs de la réforme aux Pays-bas. Bruxelles, C. Muquardt. 1886.

Jean Jacques Altmeyer, ein geborener Luxemburger, hat seit 1834 an der Universität Brüssel als Professor der Geschichte gewirkt, und zwar waren seine Studien vor allem der Erforschung des 16. Jahrhunderts zugewendet. Als er im Jahr 1877 in einem Alter von 73 Jahren starb, hinterließ er nicht weniger als fünfundzwanzig Bände Manuscript, welche bis zum Jahr 1563, theilweise bis 1572 sich erstreckten. Mit Recht war die damalige belgische Regierung der Ansicht, daß die Ergebnisse so anhaltenden Fleißes nicht verloren sein dürften; sie kaufte die handschriftlichen Schätze an und verleibte sie der königlichen Bibliothek zu Brüssel ein; außerdem wurde ein Ausschuß gebildet, welcher untersuchen sollte, was von den Manuscripten sich zur Veröffentlichung eigne. Es ergab sich, daß, obwohl Altmeyer gewohnt war, seinen Schriften erst während des Drucks die endgültige Form zu geben und also die Mühe der Vorbereitung für den Druck keine geringe war, doch — abgesehen von dem Vorliegenden — noch folgende Werke aus dem Gewirr angesammelten Stoffs sich loslösen ließen: 1) Allgemeine Beschreibung der Niederlande im 16. Jahrhundert. 2) Karl V. und die Reformation in den Niederlanden. 3) Die Politik Philipp's II. in den Niederlanden. Ob alle diese Werke erscheinen werden, hängt von der Theilnahme ab, welche das Publicum diesem ersten Buche entgegen bringen wird. Hoffentlich wird die Aufnahme derselben derart sein, daß die wackeren belgischen Gelehrten und Amtsgenossen Altmeyer's, welche sich, mit so anerkennenswerthem Eifer für die Wissenschaft, der großen und lohnenden Arbeit unterzogen haben, die rudis indigestaque moles pietätvoll zu formen, zu weiteren Anstrengungen ermuthigt, nicht aber abgeschreckt werden. Altmeyer ist ein Mann von freisinnigen Anschauungen und von redlichster Wahrheitsliebe gewesen; wenn auch seine Studien mit dem Jahre 1874 abschließen, so hat er doch alles bis dahin Erschienene, soweit es ihm erreichbar war, verwerthet. Der Kenner dieser Zeiten empfindet es sofort, daß Altmeyer sich nirgends auf ein iurare in verba magistri beschränkt hat. So kennt er recht gut Stellen aus „Reformatoren vor der Reformation"; aber er gibt sein Urtheil diesem so warm und lebendig, aber auch so einseitig geschriebenen Buch nicht gefangen. Bei Wessel ist ihm Friedrich's „Savante biographie de Wessel" wohl bekannt, und er faßt sich dahin zusammen: „Sans doute, le docteur de Groningue a avancé des opinions très hardies et dont quelques-unes rappelaient celles de Luther, mais ces écrits, pris dans leur ensemble, étaient catholiques, et, dans tous les cas, il n'ont rien d'un système théologique semblable au protestantisme." Wer die ungeheure Bedeutung erwägt, welche die Brüder vom gemeinsamen Leben und Erasmus für die Vorbereitung der Reformation gehabt haben, der wird Altmeyer's Buch willkommen heißen, welches nach allen Seiten hin die Genesis der reformatorischen Bewegung beleuchtet und auch da, wo es nichts Neues darbietet, durch Kraft des Stils und Tüchtigkeit der Gesinnung anmuthet.

λ. **Germania.** Dramatische Dichtung von Ernst Scherenberg. Elberfeld, Bädeker'sche Buchhandlung (A. Martini & Grüttefien). 1885.

Ernst Scherenberg gehört zu den Dichtern, welche uns bisher nur wenige, aber reife Früchte ihrer Muse gegeben haben; das dürfen wir auch von seinem neuen Werk sagen, dem patriotischen Festspiele „Germania". Der tiefere ethische Gehalt der Dichtung beruht in der Vorführung dreier dramatischer Scenen, deren Hintergrund Olympia mit den Figuren des Perikles und Phidias, Rom mit Nero und Seneca und schließlich die Alhambra zur Zeit des letzten Maurenkönigs bilden. Der Genius der Geschichte, im Kreise der Genien der Freiheit, Macht, Kunst, Wissenschaft, des Glaubens und des Reichthums, läßt jene drei Bilder vor den Augen der durch das Elend des dreißigjährigen Krieges entmuthigten und verzagten Germania vorüberziehen; diese schöpft daraus neue Hoffnung und schaut mit prophetischem Blick das Kommen des ruhmreichen Hohenzollernsprossen, der das deutsche Volk verbrüdert und eint. Die Sprache der, dem Fürsten Bismarck gewidmeten Dichtung, ist warm und lebendig, die Verse sind an vielen Stellen schwungvoll und von schöner Formvollendung, so daß das Werk — welches zur Aufführung an großen Bühnen bestimmt ist und dort sehr effectvoll wirken müßte — auch beim Lesen einen nachhaltigen Eindruck hinterläßt.

ϱ **Pierres précieuses et pierres fines.** Anthologie de quelques prosateurs français contemporains. Sneek, H. Pijttersen, Tz. Editeur. 1885.

Der Titel selbst ist ein wenig „preciös" und für ein ernstes Buch nicht sehr geschmackvoll. Sonst haben wir an dieser Anthologie nichts auszusetzen; können sie vielmehr, wiewohl sie zunächst für den Gebrauch holländischer Leser bestimmt ist, auch weiteren Kreisen empfehlen. Sie bildet das Gegenstück zu den in demselben Verlag und bereits (1884) in dritter Auflage erschienenen „Perles de la poésie française contemporaine" und schließt sich auch in der inneren Einrichtung dieser früheren Sammlung an, indem sie die zeitgenössischen Schriftsteller in drei Generationen theilt, deren erste (mit Charles Nodier, Alfred de Vigny, Balzac, Victor Hugo, Stendhal, Musset u. s. w.) von 1830—1850, deren zweite (mit Octave Feuillet, Gustave Flaubert, Erckmann-Chatrian, den beiden Goncourt, Renan, Taine u. s. w.) von 1850—1870 und deren dritte (Zola, Daudet, Coppée u. s. w.) von 1870—1885 datirt ist. Diese Eintheilung gibt natürlich nicht die genauen Zeitgrenzen an, da ja eine Generation noch in die andere

hinüberreicht; aber sie drückt den literarischen Charakter jeder einzelnen Periode richtig aus, und die jedem Autor hinzugefügten biographischen Notizen erhöhen die Nützlichkeit des sehr hübsch ausgestatteten Bandes, der namentlich als Nachschlagebuch seine Dienste thun wird.

ξ. **Die Architektur der Italienischen Renaissance.** Entwicklungsgeschichte und Formenlehre derselben. Ein Lehr- und Handbuch für Architekten und Kunstfreunde von R. Redtenbacher, Architekt. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1886.

Die Vorrede beginnt: „Dieses Buch ist vor Allem für Architekten geschrieben, es will ihnen das bieten, was sie sowohl zum Studium der italienischen Renaissance, als auch zur selbständigen Forschung über dieselbe nöthig haben. Es zerfällt daher in einen geschichtlichen und einen sachlichen Theil. Beide Theile werden durch einleitende Capitel und durch abschließende Register umfaßt."

Das Buch enthält in 211 Paragraphen eine historische Einleitung, sodann die Biographien der italienischen Architekten von Brunelleschi bis Taddeo Zuchero, endlich die Besprechung einzelner Architekturglieder. Dazu praktisch eingerichtete, umfangreiche Register. Es ist nicht für die Lectüre, sondern für das Studium geschrieben, und zwar für das beginnende. In der Vorrede gibt der Verfasser über sich selbst, sowie über sein Verhältniß zu denen Auskunft, deren Arbeiten er benutzt hat. Das Ganze macht dadurch, daß es in verständiger und durchaus zu billigender Art für den bestimmten Zweck, dem es dienen soll, gut eingerichtet ist, einen erfreulichen Eindruck.

ηλ. **Schriftsteller und Buchhändler im alten Rom.** Von L. Haenny. Zweite Auflage, Leipzig, G. Fock 1885.

Die vorliegende Schrift ist der Abdruck einer Züricher Dissertation, welche so schnellen Absatz fand, daß eine zweite Auflage nöthig wurde. Deutsche Universitätsschriften drapiren sich gern mit einem gewissen, feierlichen akademischen Faltenwurf; davon hat diese Schweizer Dissertation nichts. Sie ist frisch und ungezwungen geschrieben und lesbar auch für gebildete Freunde des Alterthums, die nicht Philologen sind. Der Verfasser behandelt die Fragen: Welchen Weg durchlief das Manuskript des Schriftstellers bis zu seiner Verbreitung in Buchform, welches war das Verhältnis zwischen Autor und Verleger, insbesondere in Bezug auf die Honorarfrage? Diese Dinge sind oft erörtert worden, zuletzt in umfassender Weise in dem Werke Birts über das antike Buchwesen. Gerade gegen dieses angesehene Buch wenden sich vielfach die Ausführungen des Verfassers, und man kann im Ganzen denselben beistimmen. Namentlich vertheidigt er mit Recht den Satz, daß es eine Honorirung des Autors durch den Verleger im modernen Sinne im Alterthum nicht gegeben hat. Unser Begriff von dem geistigen Eigenthum ist ja den Alten überhaupt fremd. — Der Verfasser erweist seinen Satz für eine Reihe klassischer Autoren; vielleicht finden moderne Schriftsteller, die über Honorarmangel klagen, in dem Schicksal ihrer berühmten, antiken Collegen einen gewissen, melancholischen Trost.

ϰ. **Grundzüge der Volkswirthschaftslehre oder Grundlage der socialen und politischen Oekonomie.** Für den Schulgebrauch und den Selbstunterricht von Wilhelm Neurath, Doctor der Philosophie und der Staatswirthschaft, früher Professor an der öffentlichen höheren Handelslehranstalt in Wien, Docent der Nationalökonomie an der k. k. technischen Hochschule, am Patzelt'schen Handelsinstitute daselbst ꝛc. ꝛc. Leipzig und Berlin, Julius Klinkhardt. 1885.

Von manchem Badeort behauptet man, dort käme auf je einen Badegast ein Badearzt. Ebenso wird demnächst ein „Grundzug, Compendium, Katechismus, Repetitorium, Lehrbuch, Leitfaden" oder „eine Grundlage, Grundlegung ꝛc. ꝛc." der Volkswirthschaftslehre auf jeden gebildeten Europäer kommen. — Hoffen wir, daß das vorliegende Buch nicht viel mehr, als den je einen ihm zukommenden Leser finden wird!

All' den Herren aber, die, weil sie sich irgendwie und wann auch einmal mit Nationalökonomie beschäftigt haben, sich bemüßigt fühlen, gleich ein neues Wohnhaus für diese Wissenschaft aufbauen zu wollen, möchten wir rathen, lieber den Versuch zu machen, bescheiden bei dem Ausbau irgend einer Ecke jener Wissenschaft redlich mitzuhelfen. Da würden sie sich event. nützlich machen und zeigen, ob sie, wie unser Verfasser von sich rühmt, „selbst forschen, selbständig denken und urtheilen" können. Das Recept dagegen, wie die große Masse dieser neuen sogenannten Lehrbücher bei uns zusammengebraut wird, lautet so: nimm ein großes Stück vom alten Bau, klopfe dasselbe à la Roscher weich, gieße über das Ganze ein Decoct aus einzelnen Lehrmeinungen einiger Neuen und servire es alsdann unter einem möglichst pomphaften Titel.

Das vorliegende Buch, das, wo es originell sein will, eine Sammlung von in wundersamem Deutsch vorgetragenen Mißverständnissen bedeutet, kritisch zu beleuchten, ist hier nicht der Platz — das behalten wir uns für eine andre Stelle vor. Was wir hier wollten, ist: unsere Leser ein für alle Male warnen vor der neuerdings, zumal bei uns sich breit machenden Quacksalberei, die sich die Nationalökonomie als ihre Domäne aneignen will. Das deutsche Publicum, dem, will es sich mit den Lehren des Wirthschaftslebens beschäftigen, Werke zur Verfügung stehen wie die von Knies, Roscher, Wagner, Schäffle, Stein, das von Schönberg herausgegebene und vor Allem jetzt das prächtige Buch von Cohn, hat wahrlich nicht nöthig, sich allerhand zweifelhafte und unfertige Versuche in die Hand drücken zu lassen.

Von Neuigkeiten, welche der Redaction bis zum 10. August zugegangen, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Allgemeine Naturkunde. Erdgeschichte von Prof. Dr. Melchior Neumayr. Erster Band: Allgemeine Geologie. Mit 334 Abbildungen im Text, 15 Aquarelltafeln und 2 Karten. Leipzig, Verlag des Bibliographischen Instituts. 1886.

Altheidelberg du feine. Heidelberger Lieder ernsten und heiteren Inhalts. Lahr, Moriz Schauenburg. 1886.

Arnold. — Berlin-Ostende mit zehntägigem Retourbillet von Hans Arnold. Dresden und Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1886.

Bartók. — Karpathenlieder. Erinnerung an die ungarischen Alpen. Dem Magyarischen nachgedichtet von Dr. Adolf Silberstein. Budapest, Verlag des Franklin-Vereins. 1886.

Block. — Der Stadtknecht von Prenzlau. Ein Zeitbild aus dem 15. Jahrhundert von A. Block. Prenzlau, Theophil Biller. 1886.

Blum. — Hallwyl und Bubenberg. Erzählung aus den Freiheitskämpfen wider Karl den Kühnen von Hans Blum. Leipzig, G. F. Winter. 1886.

Dannehl. — Anthologie jungvlamischer Dichtung von Gustav Dannehl. Wolfenbüttel, Julius Zwißler. 1886.

Delbrück. — Canossa. Die Gothik und der Katholicismus. Von Dr. Hans Delbrück. Berlin, Walther & Apolant. 1886.

Deutsches Land und deutsche Lieder. Prachtalbum ausgewählter Dichtungen mit fünfzehn farbigen Landschaftsbildern von Hermine Stilke. Dritte Auflage. 1. Lfg. Leipzig, F. Reinboth.

Diercks. — Nordafrika im Lichte der Kulturgeschichte. In gemeinverständlicher Darstellung von Gustav Diercks. München, Georg D. W. Callwey. 1886.

Diffret. — Gedanken über Nationalökonomie, Politik, Philosophie. Von Armand de Diffret. Heidelberg, Carl Burow. 1886.

Engelhorn's allgemeine Roman-Bibliothek. — II. Jahrgang. Band 25: Eine Familiengeschichte. Von Hugh Conway. I. Bd. Stuttgart, J. Engelhorn. 1886.

Flach. — Sappho. Griechische Novelle von Johannes Flach. Leipzig, Carl Reißner. 1886.

Friedeberg. — Bilder von der Ostgrenze. Studien und Skizzen von M. Friedeberg. Tilsit, J. Mißas. 1886.

Grimm. — Der wirthschaftliche Werth von Deutsch-Ostafrika. Eine Zusammenstellung von Aussprüchen hervorragender Forscher nebst einem Abrisse der Geschichte Sansibars. Von Dr. Grimm. Berlin, Walther & Apolant. 1886.

Habich. — Vademecum pour la peintre italienne des anciens maitres. Par George E. Habich. Hambourg, Hoffmann & Campe. 1886.

Hardt. — Im Vaterhause. Roman aus Livland's jüngster Vergangenheit von Leon Hardt. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. 1886.

Harms. — Logik von Dr. Friedrich Harms. Aus dem handschriftlichen Nachlasse des Verfassers herausgegeben von Dr. Heinrich Wiese. Leipzig, Th. Grieben's Verlag. 1886.

Hermann. — Das Mannheimer Theater vor hundert Jahren. Von Ernst Hermann. Mannheim, J. Bensheimer. 1886.

Heyck. — Heidelberger Studentenleben zu Anfang unseres Jahrhunderts. Nach Briefen und Acten von Dr. Ed. Heyck. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1886.

In der Geißblattlaube. Ein Märchenstrauß im Garten der mütterlichen Freundin Frau Josephine Scheffel gewunden und ergänzt von Alberta von Freydorf. Dresden, C. C. Meinhold & Söhne. 1886.

Kaufmann. — Ein zweites Wort zur Frage des Mitteleuropäischen Zollvereins von Richard von Kaufmann. Tübingen, H. Laupp jr. 1886.

Keller. — Die Waldenser und die deutschen Bibelübersetzungen. Nebst Beiträgen zur Geschichte der Reformation von Dr. Ludwig Keller. Leipzig, S. Hirzel. 1886.

Köhler. — Katastrophen. Novellen von Heinrich Köhler. Leipzig, Eugen Petersen. 1886.

Kretzer. — Im Sündenbabel. Berliner Novellen und Sittenbilder. Von Max Kretzer. Leipzig, Karl Reißner. 1886.

Kürschner. — Richard Wagner-Jahrbuch. Herausgegeben von Joseph Kürschner. Erster Band. Stuttgart. Im Selbstverlag des Herausgebers. 1886.

Lippmann. — Die Gänseliesel in der modernen Litteratur und Nataly von Eschstruth, die jüngste Berühmtheit der „Deutschen Illustrirten Zeitung". Von J. Lippmann, Hagen i. W. H. Riesel & Comp. 1886.

Lorenz. — Welke Blätter. Lyrische Gedichte von Car Lorenz. New-York, Commissions-Verlag der International News Company. 1886.

Maienfisch. — Die Kaltwasserbehandlung von Dr. C. Maienfisch. 2. Aufl. Basel, Benno Schwabe. 1886.

Maienfisch. — Nervosität und Nervenschwäche von Dr. C. Maienfisch. 2. Aufl. Basel, Benno Schwabe. 1886.

Müller-Portius. — Zwei Waisenkinder. Eine Erzählung für junge Mädchen von Adelaide Müller-Portius. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1886.

Musgrave. — Die bevorstehende Revolution in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika. Von Curt A. Musgrave. Berlin. Walther & Apolant. 1886.

Musik-Taschenbuch. — Mit Führer durch die gesammte Klavier-Litteratur, Tonkünstler-Lexikon, Katechismus der Musik etc. 3. Auflage. Hannover, Steingräber's Verlag.

Oesterlein. — Katalog einer Richard-Wagner-Bibliothek. Nach den vorliegenden Originalen systematisch-chronologisch geordnetes und mit Citaten und Anmerkungen versehenes authentisches Nachschlagebuch durch die gesammte Wagner-Litteratur von Nikolaus Oesterlein. Zweiter Band. Leipzig, Breitkopf & Härtel. 1886.

Otto. — „Das Buch vom Alten Fritz." Leben und Thaten des großen Preußenkönigs Friedrich II., genannt der Einzige. Ein Gedenkbuch. Von Franz Otto. Vierte durchgesehene Auflage. Leipzig, Otto Spamer.

Peschkau. — Herr und Frau Pieps. Von Emil Peschkau. Dresden u. Leipzig, E. Pierson's Verlag. 1886.

Robert. — Der Traum als Naturnothwendigkeit erklärt von W. Robert. Hamburg, H. Seippel. 1886.

Rustmann. — Alte Steine in neuer Fassung. Bilder und Sagen aus der Provinz Hannover. Von W. Rustmann. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1886.

Sacher-Masoch. — Polnische Ghetto-Geschichten von Sacher-Masoch. München und Leipzig, G. Franz'sche Verlagshandlung. 1886.

Schaefer. — Die Nationalökonomie und die neuere deutsche Gesetzgebung. Von Dr. W. Schaefer. Von der philosophischen Facultät der Universität Breslau gekrönte Preisschrift. Hannover, Schmorl & von Seefeld. 1886.

Schleich. — Der Einsiedler (Jude von Cäsarea). Nachgelassener humoristischer Roman von Martin Schleich. Bearbeitet und herausgegeben von M. G. Conrad. München und Leipzig, G. Franz'sche Verlagshandlung. 1886.

Schmidt. — Meine Reise in Usaramo und den deutschen Schutzgebieten Central-Ostafrikas. Von Schmidt. Berlin, Engelhardt'sche Landkartenhandl. 1886.

Schwarz. — Vom deutschen Exil im Skythenlande. Erlebnisse, Klagen und Aufklärungen aus der Dobrudscha. Von Dr. Bernh. Schwarz. Leipzig, Paul Frohberg. 1886.

Spielberg. — Aus dieser Welt der Komödie. Von Otto Spielberg. Leipzig, Heuser's Verlag. 1886.

Stackelberg. — Schloß Hohenburg im Ifarthal von Natalie Freiin von Stackelberg. Heidelberg, Carl Winter's Universitätsbuchhandlung. 1886.

Tandler. — Gedichte von J. Tandler. Zweite verm. Aufl. Wien, Carl Konegen. 1886.

Universal-Bibliothek d. bildenden Künste. 6/9. Bdchn. Leipzig, Bruno Lemme.

Thiemann. — Deutsche Kultur und Litteratur des 18. Jahrhunderts im Lichte der zeitgenössischen italienischen Kritik. Von Dr. Theodor Thiemann. Oppeln, Eugen Franck's Buchhandl. 1886.

Tisdel. — Kongo. Berichte an das Staats-Sekretariat in Washington. Von W. P. Tisdel. Übersetzt von A. Helms. Leipzig, Paul Frohberg. 1886.

Wechsler. — Orgien und Andachten. Dichtungen von Ernst Wechsler. Leipzig, Wilhelm Friedrich.

Zeller. — Friedrich der Große als Philosoph. Von Eduard Zeller. Berlin, Weidmann'sche Buchhandl. 1886.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaction verantwortlich: Elwin Paetel in Berlin.
Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Uebersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.48

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY